Arena

Oktavausgabe von Über Land und Meer

31. Jahrgang

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart / Berlin

Jährlich 13 Hefte für je Mk. 1.25

Literatur

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Von Julius von Pflugk-Harttung. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin. Preis gebunden 3 Mark. — Ursachen und Wesen dieses Krieges kennzeichnet der Verfasser, und die Ereignisse daheim und im Feld schildert er. Von den Mobilmachungstagen, vom Ausmarsch unsrer Truppen nach Belgien und Frankreich, von Kampf und Rast erzählt er in lebendigen Worten. Der Titel des Werkes und der Untertitel: Der westliche Kriegsschauplatz, lassen vermuten, daß Pflugk-Harttung seine Arbeit noch nicht abgeschlossen hat. Gelingt der zweite Teil so frisch und packend wie dieser erste, werden sich viele Leser finden. Auch für die künftigen Geschichtschreiber ist dies Buch von Wert, das unter dem Eindruck des Weltgeschehens entstand, aber durchaus kein flüchtiges, lückenhaftes Bild gibt. Der Verlag hat für eine würdige Ausstattung und anerkennenswerterweise auch für einen niedrigen Preis gesorgt.

Eingegangene Bücher u. Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. — Rücksendung findet nicht statt.)

Aus Natur und Geisteswelt: Bd. 83. D. von Hansemann, Der Aberglaube in der Medizin. Bd. 44. O. Prelinger, Die Photographie. Bd. 458. M. G. Schmidt, Natur und Mensch. Pro Band M. 1.25. B. G. Teubner, Leipzig.

Barolin, Johannes C., Der Hundertstundentag. M. 1.50. Wilhelm Braumüller, Wien-Leipzig.

Berlepsch, Karl, Freiherr von, Trinken will ich dein Gold. Gedichte. Velhagen & Klasing, Bielefeld-Berlin.

Better, F., Himmlische Realitäten. M. 1.50. Velhagen & Klasing, Leipzig.

Blachny, Fritz, Sieben Briefe an die deutsche Jugend. M. 1.—. Friedrich Engelmann, Leipzig.

Christ-Lucas, Gartenbuch. M. 4. Eugen Ulmer, Stuttgart.

Graebner, L., Pflanzen im Zimmer. M. 2.20. Eugen Ulmer, Stuttgart.

Grumbt, Theodor, Von Sehnsucht und Not. M. 1.—. Sphinx-Verlag, Leipzig.

Arena

Oktav-Ausgabe

von

Über Land und Meer

Jahrgang 1914|15

Zweiter Band

Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalts-Verzeichnis

II. Band. 1914–1915. Heft 6–9

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert

Romane, Novellen und Erzählungen

Kultur und Wissenschaft. Sitten und Gebräuche.

Biographien. Porträte

Geschichte

Zeitereignisse

Feldpostbriefe und Kriegserlebnisse in Heer und Marine

Länder- und Völkerkunde. Städtebilder

Bildnerkunst

Malerei

Gemälde

Zeichnungen und Radierungen

Mehrfarbige Reproduktionen

Künstlerische Aufnahmen

Gesundheitspflege, Heilwissenschaft, Sanitätswesen

Technik, Industrie, Handel und Verkehr, Landwirtschaft

Militär und Marine

Poesie

TIEFDRUCK DER DEUTSCHEN VERLAGS-ANSTALT STUTTGART.

Correggio: Madonna mit dem heiligen Sebastian (Ausschnitt)

Correggio: Spielende Putten

Detail aus den Fresken in S. Paolo

Dou: Geflügelhändlerin

Dou: Lesender Einsiedler

Dou: Neger

Dou: Stilleben

Correggio: Spielende Putten
Detail aus den Fresken in S. Paolo

Correggio: Jupiter und Antiope

Silvesterfeier deutscher und österreichischer Offiziere in einem Schützengraben vor Warschau

Nach einer Originalzeichnung von Lutz Ehrenberger

Arena
Oktav-Ausgabe von Über Land und Meer

Der Gerngroß

Erzählung von Ernst Zahn

(Schluß)

August Tiggelmann saß auf meinem harten Lederruhebett unter dem Spiegel mit dem verblichenen Goldrahmen. Wie ich ihn so anschaute, tat er mir leid. Es war an seinem schlanken, wohlgekleideten Körper etwas Zerbrochenes, wenn er auch kein Zeichen von Schwäche gab. War nicht sein rötliches Haar lichter geworden und sein schöner stolzer Bart dünn oder leise heller? Oder war sein Gesicht so schmal? Er sah aus wie ein krank oder alt Gewordener.

„Wie ich dich kenne, wirst du es anzeigen," begann er.

Ich wollte erwidern, aber er unterbrach mich sogleich: „Laß — laß — du bist immer ein gerader Mensch gewesen, ich weiß es, und — kannst nicht anders. — Es ist vielleicht auch besser. Ich bin es selbst müde, weiterzulügen."

Dann fuhr er fort: „Ich bin kein Doktor. Ich war nie an einer Universität."

„Woher kam dir denn die Befähigung, zu —?" fragte ich.

Er verzog den Mund und lachte halb spöttisch, halb wehmütig. „Das ist nicht so schwer, wie du denkst," erwiderte er, ohne mich ausreden zu lassen. „Mit ein wenig Scharfsinn, Nachahmungstalent und — Frechheit kommt man in der Welt schon fort. Tausendmal im Tage wird sie betrogen, und tausendmal läßt sie sich betrügen."

Darauf begann er seine Geschichte. Wie er einst zu den Papieren eines Toten gekommen, den aus Zufall niemand fand. Wie er sie jahrelang unbenutzt bei sich getragen, immer aber den Gedanken spinnend, daß sie ihm nützen sollten, und wie er sich deshalb selbst ebenfalls aus der Erinnerung derer strich, die ihn gekannt hatten, wie er die Welt anlog und in ihr als der Doktor Ziegler vorwärtskam. Es war auch da im Anfang nicht alles makellos, was er tat. In einer Stellung vergriff er sich an Geldern und floh. Er brauchte Geld, den goldenen Schlüssel zum Erfolg. Als aber der Erfolg da war, wurde er ein gewissenhafter, pflichteifriger Mensch. Und als er die

Stellung in der Gesellschaft einnahm, nach welcher er seit früher Jugend gelechzt hatte, suchte er durch rastlose Pflichttreue zu zahlen, was er vorher an Schuld auf sich genommen. Manches blieb rätselhaft. Es war viel glücklicher Zufall in seinem Leben, aber auch eine Gewandtheit ohnegleichen, sich in fremde Verhältnisse zu finden und in unbekannten Berufen sich verwunderlich rasch Sachkenntnis und nach außen glänzende Fähigkeiten anzueignen. Er verbarg mir nichts, das hörte ich aus jedem Worte. Eine unwiderstehliche Gewalt trieb ihn, mich in alle Winkel seines Lebens zu führen. Wie ernst es ihm war, das sah ich an dem nervösen Zittern seiner Finger, wenn er manchmal eine Hand an die weiße Schläfe hob, wie um einen verlorenen Gedanken schärfer sinnend wieder zu suchen.

Nun kam er zu Anna-Maria. „Ich weiß," begann er, „daß jetzt alle Herrlichkeit mit mir ein Ende hat, aber es reut mich jetzt nicht mehr. Ich habe vor dem Tag so oft heimlich gezittert, daß er mich jetzt, wo er da ist, nicht mehr erschreckt. Aber Anna-Maria — Anna-Maria —"

Er legte die beiden Hände auf seine Knie und sah mich an. Angst stand jetzt in seinem Blick.

Was hatte er nur?

„Ich — ich weiß," fuhr er leise weiter, „daß du sie gern hast. Du wirst sie heiraten."

Eine kleine, selbstsüchtige Hoffnung blühte in mir auf. Wie die Nacht von einem Blitz, so wurde es hell vor mir: der da vor mir saß, war ein Verbrecher. Dem konnte Anna-Maria nicht folgen. Ein Platz wurde frei. Hundert Gedanken auf einmal! Vielleicht kam für mich doch noch gute Zeit!

Aber während da das Hämmerlein Selbstsucht vernehmlich und immer lauter in mir pochte, sah ich August vor mir, der nicht weitersprach, weil er an dem Punkte angelangt war, wo die Erkenntnis seines Schicksals ihn zu Boden warf. Ich wußte, daß auch er das Mädchen, die Anna-Maria, liebte. Wenn auch viel Trug in seinem Leben war, das war echt, das erkannte ich jetzt so gut, daß die Deutlichkeit mir weh tat, der ich hier Partei war. Ich hatte vielleicht unwillkürlich gehofft, es möchte in dieser Liebe auch Lüge sein, und war nun enttäuscht, daß ich sie nicht finden konnte. Das Hämmerlein pochte leiser. Es dämmerte mir eine dunkle Möglichkeit auf, daß Anna-Maria — ei — nein — nein, sie konnte doch einem — Schwindler nicht Treue halten.

„Ich weiß nicht," hörte ich jetzt August sagen, „ob du mir die Möglichkeit geben willst, den Behörden selbst Anzeige zu machen, wie es sich verhält?"

Da ich immer noch schwieg, hob er sein sonst gesenktes Gesicht. „Du mußt nicht glauben, daß ich mich aus der Schlinge ziehen oder flüchten werde. Ich *will* jetzt Abrechnung haben."

Seine Lippen zuckten; er höhnte sich innerlich selbst. Dann lief wieder ein so merkwürdiges Zittern durch seine Hände, durch seinen ganzen Körper.

„Wenn du mir einen Gefallen tun kannst als alter Kamerad," sagte er, „so sprich du mit deiner Freundin — Anna-Maria."

Ich war doch der Kleinere von uns beiden in diesen Augenblicken, ich weiß es wohl. Ich konnte nicht reden. Mir schwamm alles vor den Augen. Und er sah völlig klar und überdachte, wie alles kommen würde.

Endlich fand ich Worte. „Vielleicht wäre es doch das beste,“ sagte ich, „wenn du einfach verschwändest, wie du gekommen bist.“

Er lachte rauh. „Es würden der Stadt ein paar Demütigungen erspart, nicht wahr? Es ist für niemand angenehm, eingestehen zu müssen, daß er übertölpelt worden ist, aber ich will nicht, wegen — einer nicht. Der will ich Rechenschaft ablegen, wenn sie mich, nachdem sie meine Geschichte gehört hat, noch reden lassen will.“

Er stand jetzt auf. „Das hätten wir nicht gemeint, als wir auf der Schipfemauer saßen,“ sagte er noch.

Ich wußte nicht, liebte oder verabscheute ich ihn. Es war ganz, wie es in unsrer Jugend gewesen war. Etwas Unbestimmtes spann Fäden zwischen uns, daß wir noch immer wie eine Art Freunde waren.

Jetzt nahm er seinen Hut, den er weggelegt, und plötzlich packte ihn eine Wallung von ursprünglicher Gewalt, daß er einen Schritt auf mich zukam. „Du bist nie ehrgeizig gewesen,“ sagte er. „So kannst du nicht verstehen, was es heißt, so einen gierigen Hunger in sich zu fühlen, hinaufzukommen zu denen, die man bewundert und beneidet, und keine Geduld zum Warten zu haben und zu meinen, daß man die Sterne vom Himmel herabreißen könne wider der Welt Gesetz.“

Ich konnte ihm keinen Vorwurf machen. Befangen und hilflos stand ich vor ihm.

Er aber fand sogleich wieder sich selbst. Er schwang ein wenig seinen Hut, wie es die maschinenhafte Gewohnheit des höflichen Mannes war.

„Du weißt jetzt meine Geschichte. Morgen wird auch die gute Stadt Stillhausen Anlaß zum Reden haben.“

Er nahm bei diesen Worten die Türklinke in die Hand, öffnete geräuschlos die Tür und ging mit dem leichten, luftigen Schritte, den er hatte, hinaus.

Ich verwirrter Mensch schritt zum Fenster. Ich hätte ihn davongehen sehen können, aber ich blickte nicht auf die Straße. Ich schaute nach dem Fenster Anna-Marias. Ganz still war das Hämmerlein Selbstsucht noch immer nicht.

Siebentes Kapitel

Am andern Morgen schon recht früh brachte mir der Stadtratsweibel nach meiner Amtsstube einen Brief. August Tiggelmann mußte die ganze Nacht gearbeitet haben. Er schrieb mir, daß sämtliche Anzeigen bereit lägen und mit der Elfuhrpost abgehen würden. „Ich kann,“ hieß es im Brief, „am Nachmittag hinter Schloß und Riegel sitzen. Ich bitte dich noch einmal, sprich du mit Anna-Maria, damit sie meine Schuld nicht von fremden Leuten erfährt und, wenn es möglich ist, hilf mir, daß ich sie noch einmal allein sehen kann, ehe die Katastrophe erfolgt.“

Ich Zauderer und Angsthase wurde zum Handeln gestoßen.

Ich verließ meine Arbeit, ging nach Hause und sandte meine Hausfrau zu den Zuppis mit der Bitte, Anna-Maria möchte auf einen Augenblick zu mir herüberkommen. Meine gute Wirtin wollte der Auftrag anfänglich etwas sonderbar bedünken. Als ich ihr jedoch bedeutete, daß eine auf Anna-Marias nahe Hochzeit nötige Besprechung den Besuch des Mädchens bei mir Jung-

gesellen und Nachbarn unter ihrer Führung wohl rechtfertige, machte sie keine weiteren Einwendungen, kannte mich ja auch und wußte, daß sie vor mir stillem Mann sich keines Üblen zu versehen hatte. Wie oft ich auf und ab gehend den Boden meiner Stube maß und wie oft ich durch mein Fenster über die Straße schaute, ehe ich die zwei Frauen drüben aus der Haustür treten sah, vermag ich nicht zu sagen. Ich war in einem Taumel, war es seit dem Vorabend, faßte Pläne und verwarf sie wieder, war jetzt von Mitleid für meinen einstigen Kameraden weich gestimmt und jetzt voll Groll und Verachtung verhärtet gegen ihn, erwog, wie ich Anna-Maria, meiner Anna-Maria, ihr Leid ertragen hülfe, pflückte in Gedanken schon die ersten Blumen des nächsten Frühlings für sie und sah ihre verweinten Augen in neuer Freude lachen.

Da stand sie auf meiner Schwelle, ohne Hut, von der Arbeit im Hause weggelaufen, und hinter ihr erschien meine Wirtin, Miene machend, mit ihr bei dem Junggesellen einzutreten. Ich aber sandte die Frau zu dem Stadtrat Ziegler, dessen rechten Namen ich nun so wohl wußte.

Anna-Maria kam zu mir herein.

„Sie wollen mich sprechen, Ulrich," sagte sie.

Ich sah die Verwunderung in ihren dunkelbraunen Augen stehen und las auch den Verdacht darin, daß ich ihr irgend etwas Schmerzliches oder doch Unliebsames zu sagen hätte.

Sie ließ sich auf demselben Ruhebett nieder, auf dem August gestern gesessen hatte. Ihr von dem kohlschwarzen Kraushaar umrahmtes Gesicht gewann rasch den Ausdruck von Ruhe und Festigkeit wieder, die ich immer in ihrem Wesen gefunden.

Ich begann zu erzählen.

Schon bei den ersten Worten merkte ich, wie schwer das war, und daß ich, dessen Liebe Anna-Maria kein Geheimnis geblieben, nicht der rechte Mann war, des glücklicheren Nebenbuhlers Ankläger zu machen. Ich erschien mir selbst klein und gehässig und fühlte, während ich sprach, immer mehr, daß ich zu meinem eignen Schaden redete.

Anna-Marias Lippen zuckten manchmal, als ob sie sagen wollte: Das macht dir Freude, nicht wahr, das von dem zu sagen, den ich statt deiner gewählt? Dadurch geriet ich in eine Stimmung halb verzweifelten, halb zornigen Mutes und schonte August Tiggelmann nicht, schalt seinen falschen Ehrgeiz, seine Sucht, mehr zu scheinen als er war, und stellte die ganze Verlogenheit seines Lebens übel zur Schau. Ich wunderte mich, daß Anna-Maria kein Zeichen schmerzlichen Erstaunens über das, was sie da hörte, gab. Sie saß aufrecht, die Hände im Schoß ihres einfachen dunkelblauen Kleides gefaltet. Anfangs war sie erbleicht, allein dann hielt sie ruhig und fest die großen Augen auf mich gerichtet, wendete kein einziges Wort ein, solange ich erzählte, und erst als ich zu Ende war, erkundigte sie sich mit ruhiger Stimme, ob Augusts Vater noch immer in St. Felix wohne und ob jener seine Selbstanzeige schon gemacht. Mit derselben Ruhe nahm sie es hin, als ich ihr sagte, daß ihr Verlobter auf dem Wege zu uns sei.

Ein schweres Schweigen fiel dann zwischen uns.

Der Herbstwind regte sich in der Gasse und rüttelte an den Fensterläden.

Endlich sagte Anna-Maria: „Es ist viel Ungerechtigkeit in der Welt, die es dem Menschen schwer macht, auf dem geraden Weg zu bleiben.“

Daran erkannte ich, daß sie in ihrem Herzen für den Schuldigen Partei genommen. Ich fühlte das Blut in Wangen und Stirn aus Scham darüber, daß ich kein unbeeinflußter Richter gewesen war.

Sie aber verlor sogleich den Unmut über meine Art, anzuschuldigen, und redete mich weiterhin mit dem Vertrauen und der großen offenen Freundschaft an, deren ich mich bei ihr seit langem versehen konnte. „Sie haben erwartet,“ sagte sie, „daß ich mich von dem lossagen werde, der nun als Schwindler und hohler Geselle vor der Welt dasteht. Wenn uns noch Zeit bleibt, ehe er kommt, so will ich versuchen, Ihnen zu erklären, wie ich über alles denke. Ich habe mich meinem Verlobten zu eigen gegeben mit dem Bewußtsein, daß ich sein Leben nicht kannte. Ich bemerkte bald, daß er umsonst gegen eine Naturanlage sich wehrte, die ihn zwang, sich selbst gleichsam in ein verklärendes Licht zu rücken. Ich sah, daß er Schein für Sein gelten ließ. Aber ich liebte ihn und liebe ihn noch. Wie das mir geschah, das müßt ihr mich nicht fragen, sondern das gehört zu den Wundern unsres Lebens wie unser Werden und unser Tod. Indem ich Ihnen das gestehe, ist eigentlich alles erklärt. Ich weiß, daß mein Verlobter in den Augen der Welt nun ein Verbrecher ist, aber ich beurteile ihn nicht nach dem Urteil der andern. Mir ist er ein Mensch, der mit demselben Recht sich zum hochstehenden Mann machte, mit welchem siegreiche Gewalthaber sich zum König krönen lassen, obgleich sie aus unadligem Stamm entsprossen. Er — wollte etwas Großes erreichen, und wenn er die Mittel nicht scheute, so darf man nicht vergessen, daß es für ihn keine andern gab. Als er aber erreicht hatte, was er auf geradem Wege nicht erreichen konnte, tat er seine Pflicht wie je einer, der zu Recht auf dem von ihm errungenen Platz stand. Ich billige sein Leben nicht, aber da ich mich zur Genossin dieses Lebens gemacht, werde ich auch die Folgen dessen tragen, was daran eines andern Schuld ist.“

Ich traute meinen Ohren nicht. Es schien mir so seltsam und so unverständlich, was Anna-Maria sprach, daß ich sie wohl gleich einem vor die Stirn Geschlagenen angestarrt haben muß. Aber je mehr ich sie anschaute, um so deutlicher erkannte ich ihre Entschlossenheit. Sie schien um viele Jahre gealtert. Vor mir saß eine starke, eigenwillige Frau, eine von denen, die, wenn sie lieben, sich selbst aufgeben und das Bibelwort an dem Geliebten wahrhaft machen: Wo aber du bist, da bin auch ich.

Schritte kamen vor meine Tür.

August Tiggelmann trat ein.

Ich weilte noch lange genug im Zimmer, um Zeuge des Wiedersehens zwischen den Verlobten zu werden. Anna-Maria war aufgestanden, und August schritt, ohne mich zu beachten, auf sie zu. Sie sprachen nicht, sondern umarmten sich nur. Ich sah, wie ihre beiden Körper von Schluchzen erschüttert wurden. Sie hielten einander mit fast wilder Gebärde fest. Ich staunte über die zwei Menschen, den Rotbart mit dem schmalen Gesicht und weißen, schlanken Schreiberhänden und das braune Mädchen, wie sie einander umklammert hielten. Sie waren so zusammengeschmiedet, daß auch härtere

Schicksale als das eben über sie hereingekommene sie nicht auseinander-gebrochen hätten.

Ich verließ dann die Stube.

Es dauerte lange, lange, ohne daß die beiden, die ich zurückließ, mich wieder gerufen hätten. Alles blieb still. Sie mögen wohl leise gesprochen haben. Ich wurde unruhig, was ihnen geschehen sein möchte, und während mein eignes Herz in mir brannte, öffnete ich einmal leise die Tür, um nach ihnen zu sehen. Da sah ich Anna-Maria auf ihrem alten Platz auf dem Ruhebett, August aber kniete vor ihr, hatte den Kopf in ihren Schoß gelegt, und ihre Hände lagen auf seinem Haar. Sie war die Stärkere von beiden, denn ihre Augen waren wieder trocken und lauter, während er noch immer vor Erregung zitterte.

Ich zog die Tür ins Schloß zurück, ohne daß sie mich hörten.

Nach abermals einer Stunde gingen sie aus meiner Stube, zuerst mein Kamerad, dann Anna-Maria, ohne daß ich ihnen noch einmal in den Weg getreten wäre. So blieb ich in dem schwersten Augenblick ihres Lebens ausgesperrt und beiseite und hatte keinen Teil an ihnen.

— —

An demselben Nachmittag wurde der Herbstwind heftiger und rauher. Er holte die dürren Blätter draußen auf dem Lande, trug sie in die Stadtstraßen und warf ihnen andre, aus den Gärten gerissene, als Gespielen hinzu. Da begann auch im Rathaus und in dessen Umgebung ein Stürmen. Menschen rannten hin und her, als triebe auch sie ein rauher Wind. Der Stadtpräsident, ein kleiner, geschäftiger Mensch, wurde gesehen, wie er mehrmals auf der Straße erschien, bei dem Doktor Ziegler in seiner Wohnung und bei der Polizei vorsprach. Der Stadtrat lief noch denselben Nachmittag zusammen. Wirre Gerüchte entstanden unter der Bürgerschaft. Erst nach und nach sickerte etwas von der Wahrheit durch.

Der Doktor Ziegler, der nun eines Schusters Sohn mit dem bedeutungs- und titellosen Namen August Tiggelmann war, wurde im Schein der Straßenlaternen von Stillhausen und unter den noch viel grelleren Blicken eines rasch zusammenlaufenden Volkshaufens aus dem Zuppischen Hause herausgeholt und ins Gefängnis abgeführt. Zwei Polizisten schritten ihm zuseiten, und er war gefesselt wie ein Mordbube; denn die gleichen Männer, die bisher mit Blindheit geschlagen und die schuld an Zieglers Berufung gewesen, wollten jetzt ihren Eifer und ihre Gerechtigkeit allem Volke mit Trommeln verkünden.

Bis tief in die Nacht hinein standen die biederen Bürger von Stillhausen unter ihren Türen und in den Straßen beisammen.

Einmal entstand in der Nähe von Zuppis Haus ein lautes Geschrei, das auch mich ans Fenster lockte. Ich sah einen blindwütigen Mann, der mit den Fäusten fuchtelte und auf Fragen aus einem Haufen von Menschen mit lautem Schreien Antwort gab. Es war Giacomo Zuppi, der Händler.

Da es mir schien, daß er sich mit seinem Wesen selbst etwas vergebe, gedachte ich Anna-Marias und schritt hinüber zu dem Aufgeregten. Er hatte einen puterroten Kopf, so daß sein starker grauer Schnurrbart wie Schnee in dem zornheißen Gesicht hing. Ihn, der sonst längst ein ruhiger und

behäbiger Stillhausener Spießer geworden, überfiel seine lang verlernte und gezähmte südländische Veranlagung. Er machte die ganze Stadt zur Zeugin seiner beleidigten Ehre, als ob auch seine Leichtgläubigkeit durch Schreien und Schimpfen wider den Sünder und Verlobten seiner Tochter weggelärmt werden könnte. Da er sich dabei einer Sprache befliß, die zwar zum Kot der Straße, nicht aber zum Vater seiner Tochter paßte, so nahm ich ihn beim Arme und zog den vor Grimm sich nicht mehr Kennenden ins Haus zurück.

Außer Atem stand er im Flur. Ich fürchtete, der Schlag werde ihn treffen. Er konnte mich kaum fragen, was ich zu der Schande seines Hauses sage. Ich redete ihm zu, ruhiger zu werden, und obwohl ich Anna-Maria gern vermieden hätte, so hielt ich es doch für meine Pflicht, den furchtbar erregten Mann in seine Wohnung hinaufzubringen.

Da wurde ich Zeuge eines Unfriedens, der der Anfang zu einem langen, bösen Kriege war.

In der Wohnstube oben fanden wir die beiden Frauen, und ich erfuhr, daß Zuppi zur Zeit von Augusts Verhaftung abwesend gewesen und erst vor kurzem alles erfahren hatte. Ohne mit den Seinen zu reden, war er in sinnlosem Zorn auf die Straße gerannt. Vielleicht hatte er gemeint, Ziegler noch zu finden oder nur irgend jemand seine Entrüstung ins Gesicht schreien wollen. Es bedurfte aber für mich keines langen Prüfens, um zu sehen, daß auch zwischen den beiden Frauen, Anna-Maria und ihrer Mutter, nicht alles in Ordnung war.

Das Mädchen stand an einem Ende des langen Speisetisches und die kleine Mutter am andern. Anna-Maria war bleich, wie ich sie nie gesehen. Es war etwas Hartes und Trotziges in ihrem Gesicht. Ein tiefer Schnitt grub sich in ihre Stirn, so eng setzte sie die schwarzen Brauen zusammen; aber auch die Mutter kam aus ihrer Bedeutungslosigkeit hervor und zeigte eine eigne Meinung und den Mut, sie zu verfechten. Sie nahm zuerst das Wort, während Giacomo Zuppi sich ganz erschöpft in einen Stuhl neben ihr niederließ und ich mich eben anschickte, mit einem stillen Gruß wieder davonzugehen.

„Sehen Sie," wendete sie sich an mich, „ich habe diesem Menschen nie getraut, ich hatte immer eine merkwürdige Abneigung gegen ihn. Und ich meine bemerkt zu haben, daß auch Sie ihn nicht liebten."

Da sie mich mit diesen Worten festhielt, mußte auch ich nun reden, und ein Blick auf Anna-Maria gab mir die Worte ein: „Man muß den Verhafteten, der mein Schulkamerad gewesen, nicht nach seinem bösen Ende bemessen, sondern die Anfänge seines Lebens wissen, um seinen Aufstieg und Fall zu verstehen."

„Ja," sagte Anna-Maria. So laut und entschlossen sagte sie dieses Ja, daß kein Zweifel darüber sein konnte, wessen Partei sie zu nehmen gewillt war. Zuppi, der mit über den Tisch geneigtem Oberkörper gesessen, fuhr auf.

„Sie nimmt ihn noch in Schutz," klagte die Mutter.

Zuppi fluchte. Dann kam ihm vielleicht der Gedanke, seine Tochter sei am meisten zu bemitleiden. „Natürlich," sagte er ruhiger, „du kannst nicht gleich zugeben, daß du dumm gewesen bist, an einen Halunken dich wegzuwerfen."

Anna-Maria schwieg hartnäckig.

„Du kannst für einige Zeit verreisen," fuhr der Vater fort. „Meine Schwester im Tessin wird dich aufnehmen. So kommst du aus dem Gerede der Leute."

„Ich danke dir," antwortete Anna-Maria, „einmal muß das doch durchgefochten sein. Ich bleibe da."

Der Vater wußte nicht recht, was er daraus machen sollte. Aber die Mutter erklärte ihm: „Sie redet, daß sie ihm treu bleiben wolle."

Zuppi lachte. „Hahaha! Da muß ich lachen! So eine Närrin!"

„Es ist mein fester Entschluß," sagte Anna-Maria. „Ich habe es — August versprochen."

Sie konnte den ungewohnten Namen nicht ohne Stocken aussprechen; aber hinter ihren Worten lag viel mehr, als sie aussprach. Sie hatte mit den Eltern in gutem Einvernehmen gelebt, aber sie sagte ihnen in diesem Augenblick ab. Und sie hatte keine Angst. Sie sah aus wie eine, die arbeiten will und arbeiten wird. Sie konnte nicht mißverstanden werden. Sie wollte sagen: Ihr ändert meinen Entschluß nicht. Findet euch darein!

Dem Vater verging das Lachen. Aber auch er marktete nicht lang. Der Zorn stieg ihm wieder. „Du kannst tun, wie du willst," sagte er. „Dableiben ohne den — Schuft — oder — auf die Straße gehen mit ihm."

„Was du nur an dem Schwindler siehst!" wendete die kleine Mutter ein. Ihr standen die Tränen in den Augen.

Anna-Maria verließ die Stelle unten am Tisch und ging an mir vorbei der Tür zu.

„Bleib!" schrie Zuppi sie an. Jetzt hatte ihn die Wut wieder. Er sah aus, wie wenn er sie packen wollte.

Sie drehte sich um. „Es nützt nichts, weiterzureden," entgegnete sie ihm gelassen.

Und schon war sie hinaus.

Zuppi stieß seinen Stuhl um und wollte ihr nacheilen. Ich hielt ihn zurück. Ich bat ihn, ihr Zeit zu lassen und später ruhiger mit ihr zu reden. Auch seine Frau legte sich ins Mittel, und da sie nun einmal aufgewacht war, zeigte sie, daß sie sich nicht fürchtete.

„Sie wird sich wohl besinnen, wo das Leben leichter ist, an der Seite eines Zuchthäuslers oder ohne Sorgen daheim," sagte sie.

Zuppi ließ sich halten. Er schwor und schimpfte noch, aber er ging zu seinem Platz zurück.

Ich fühlte mich übrig und ging.

Achtes Kapitel

Anna-Maria besann sich nicht anders. Ich hatte das auch nicht erwartet.

Zwei Tage später kam sie zu mir auf meine Amtsstube. Sie wartete, bis die Leute, die ich bei mir hatte, sich entfernt hatten, dann trug sie mir ihr Anliegen vor. Ich werde das alles nie vergessen. Sie war in Hut und Mantel. Draußen fiel der erste frühe Schnee, den der tolle Wind der letzten Tage uns von den Bergen her zugeblasen. In der braunen, handschuhlosen Hand hielt Anna-Maria eine Tasche. Sie hatte ihre schlichtesten Kleider

angezogen. Ich erfuhr bald, weshalb. An ihren Augen sah ich, daß sie geweint hatte, aber es war mehr trotzige Entschlossenheit als Kummer an ihr.

„Ich gehe fort," sagte sie. „Die Eltern wollen mich nicht verstehen. Ich begreife es. Aber ich tue, was ich muß und was mir recht scheint."

„Sie haben sich mit Ihren Eltern überworfen?" fragte ich.

Sie antwortete: „Ich bin jetzt ganz allein auf mich angewiesen."

„Lassen Sie mich versuchen, Ihren Vater zu versöhnen," trug ich ihr an.

Sie sah mich freundlich an. „Das hilft nichts mehr," entgegnete sie.

Ich weiß nicht mehr, warum mir das Herz so weich und warm wurde, als hätte ich nun ein besonderes Freundesrecht an der Verstoßenen. Ich weiß nicht, ob die Hoffnung schon wieder in mir aufwachte.

Anna-Maria trat einen Schritt näher. Sie errötete.

„Ich habe eine große Bitte," fuhr sie fort. „Sie sind mir immer ein guter Freund gewesen. Der Vater hat mir jede Unterstützung abgeschlagen. Was ich an Geld habe, ist nur — diese wenigen Franken." Sie zog eine kleine Lederbörse, tat sie vor meinen Augen auf und zeigte mir den spärlichen Inhalt. „Wollen Sie mir eine kleine Summe leihen?"

Ich hätte ihr das Geld am liebsten gleich aus meinem Pult hervorgeholt, allein ich wollte und durfte sie nicht fortlassen. „Was wollen Sie denn beginnen?" fragte ich.

Einen großen Ernst in den Augen, erwiderte sie: „Ich habe keine Wahl. Ich habe keinen Beruf erlernt. So will ich mir eine Stelle als Dienstmagd suchen."

Das war ihre Tapferkeit und Bescheidenheit, die rasch das Erste, Sichere ergriff, das ihr zu Händen lag.

„Besinnen Sie sich, was Sie tun," predigte ich ihr. „Ihre Eltern werden nachgeben."

Sie preßte die Lippen zusammen. „Sie müßten gesehen haben, was während der letzten zwei Tage bei uns zu Hause geschehen ist," sagte sie.

„Und er — August?"

Sie sah mich groß an. „Er weiß alles, ich war noch bei ihm. Ich werde warten, bis er seine Strafe erlitten hat."

Nun stand ich schon auf. Nun war ich schon an meinem Pult. Dann gab ich ihr das Geld.

Sie dankte mir und wollte mir einen Schuldschein ausstellen.

Ich bat sie, es zu unterlassen, allein sie beharrte darauf. Sie hatte sich ihr ganzes Leben zurechtgelegt und fügte Glied zu Glied nach ihrem eignen festen Willen. Als sie unterschrieben hatte, gab sie mir die Hand. Ich versuchte noch einmal, sie umzustimmen

„Anna-Maria," bat ich, „tun Sie es nicht!"

Da kam in ihre Augen ein heißes Licht, von dem ich nicht wußte, ob es zurückgehaltene Tränen oder Leidenschaft war. „Ich habe ihn sehr lieb," sagte sie, drückte meine Hand fest und ging.

Die Tür fiel zu.

Ich stand da und fühlte, welch ein Bettler ich war. Ich brauchte mir ja nichts vorzureden. Sie hatte mit keinem Gedanken mich und das, was ich fühlte, gestreift. Sie dachte nur an den andern. Alles gehörte dem. Es

war leer um mich — und grau. Ich trat ans Fenster. Die Flocken tanzten. Mich fror. Mich fror lange, lange noch nachher. Ein leises Frieren ist noch immer in meinem Leben. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Aber die Zeit ging ihren Gang.

Die Stillhausener bewältigten mit ihren geläufigen Zungen auch den zweiten Gesprächsstoff, den Weggang der Tochter des vermöglichen Zuppi.

Diese Zungen kamen noch einmal ein wenig in Bewegung, als die Prozeßverhandlung wider den falschen Doktor Ziegler und dessen Verurteilung zu einer mehrmonatigen Zuchthausstrafe erfolgte. Auch als nach Ablauf derselben August Tiggelmann die Strafanstalt und die Stadt wieder verließ, redete man von ihm. Aber nicht lange mehr und nicht eifrig. Es waren schon wieder wichtigere Dinge, welche die Maulmühlen zu mahlen hatten.

Ich, Ulrich Ernst, war noch immer Notar zu Stillhausen und blieb es noch eine Weile. Man steigerte mir das Gehalt, und so wenig das meine Seele bewegte, so war es vielleicht das einzige, was in meinem Schreiberleben ungewöhnlich war. Mein Weg war von daheim zum Rathaus, vom Rathaus wieder heim.

Im Anfang war ich zweimal bei den alten Zuppis gewesen. Aber ich fand sie unwirsch und ging nicht mehr hin. Die kleine alte Frau, die einmal zur Entschlossenheit erwacht war, zog sich, wie eine Schnecke in ihr Haus, wieder in ihre schüchterne Bedeutungslosigkeit zurück. Giacomo Zuppi selbst stand im Geschäft, wurde um seiner guten Waren willen gerühmt und gab sich mit diesen Erfolgen zufrieden. Von der Tochter sprachen die Leute nicht, schienen auch weder Nachricht von ihr zu haben noch solche zu suchen. Es mußte hart hergegangen sein zwischen ihnen und ihrem Kinde, daß so alle Brücken abgebrochen waren.

Ich aber hatte Nachricht von Anna-Maria. Von Zeit zu Zeit kam eine Geldsendung. Auch schrieb sie mir kurze, karge Briefe. Sie hatte eine Stelle als Dienstmagd gefunden. In St. Felix war das. Vielleicht hatte sie von Anfang an dahin getrachtet; denn aus ihren Briefen entnahm ich, daß sie Augusts Vater aufgesucht und mit ihm Verkehr pflog. Ich kann nicht sagen, was im Innersten der drei Menschen war, in deren Schicksale ich gesehen. Die Tiefen taten sie mir nicht auf. Ich wußte nur, daß Fäden zwischen ihnen liefen und daß die beiden, Anna-Maria und der alte Tiggelmann, sich um Augusts willen zusammengetan hatten.

Anna-Maria diente bei einem alten Ehepaar, das wohl bald erkannt hatte, daß sie ein gebildetes Mädchen bei sich hatten, und sie als Familienglied hielten. Von ihrem Lohne zahlte sie mir nur allzu rasch ihre kleine Schuld zurück. Mit ihren Geldsendungen blieben auch ihre Briefe aus.

Zwei Jahre später wurde ich als Notar in meine Geburts- und Vaterstadt St. Felix zurückversetzt. Es war eine Beförderung, und sie erfüllte mich einen Augenblick mit Stolz, der aber rasch verflog, wie eben nichts in meinem Leben war, was mir einen Gipfel und ein Ziel bedeutet hätte. Wo keine Wünsche sind, da sind auch keine Erfüllungen. Ich arbeitete und war nicht unglücklich, weil auch die Regelmäßigkeit Befriedigungen schafft, die genügen, das anspruchslos stumpfe Verlangen des Alltagsmenschen zu stillen. Aber

als ich eines Samstagabends in St. Felix den Bahnhof verließ und in die traute alte Stadt eintrat, um zu Fuß mein Quartier in einem der Münsterhäuser aufzusuchen, war Gleichmut, ja Gleichgültigkeit mein erstes Empfinden. Was sollte mir hier werden? Meine Eltern waren tot. Freunde hatte ich kaum mehr. Das einzige, was mich leise freute, war, daß ich inskünftig in demselben Häuserblock, wenn auch in einem andern Flügel, wohnen sollte, wo ich meine Jugendzeit verlebt.

Darauf schlenderte ich so meines Weges.

Es war viel Verkehr in den Straßen. Wenn ich mein Gesicht der Straße selbst zuwendete, wurde mir wirr von dem Getriebe der Elektrischen, der Wagen und Fußgänger, aber ich hielt mich auf der Bahnhofbrücke und am Limatkai dicht am Geländer des Flusses, und solange ich in die ruhig ziehenden Wellen sah, war mir eigentümlich wohl und still zumute. Die Erinnerungen wachten doch auf, und ich fühlte, daß mein Herz mir unbewußt an dieser Stadt gehangen hatte.

Die Sonne war am Untergehen. Golden schaute sie durch die Kronen der alten Bäume auf dem Lindenhofe und machte die Fenster an meiner Straße brennen. Aber die Schipfe drüben über dem Flusse lag schon im Schatten. Ich glaubte zu erkennen, daß die Tür an dem kleinen Werkstatthäuschen offen stand und, wahrhaftig, es schien immer noch ein Schuster dort zu hausen, wenn ich wirklich recht sah und das eine Rolle braunes Rohleder war, was dort neben dem Eingang lehnte.

Immer seltsamer ergriff mich dieser Einzug in Jugendstadt und Jugendland.

Wie schön war es gewesen, dort drüben zu sitzen! Wie manche Stunde hatte ich da mit meinem Kameraden August verbracht! Ich mußte an kleine Freuden aus jenen Tagen denken, die ich längst vergessen hatte, und sie schienen mir wie Kostbarkeiten. Mein Gemüt wurde auch gegen August, den Sünder, weich. War er nicht ein anhänglicher Kamerad gewesen?

Langsam ging ich am Ufer weiter. Es zog mich hinüber, und ich nahm mir vor, dem alten Quartier dort bald einen Besuch abzustatten.

Lange stand ich an diesem Abend am Fenster meiner neuen Wohnung, die hoch im Hause gelegen war. Unten führte die Treppe vom Großmünsterplatz zum Helmhaus hinab. Hohl schollen die Schritte der Auf- und Absteigenden herauf zu mir. Aber die Sonne war versunken, und der Himmel brannte rot hinter dem St.-Peter-Turm.

Auf einmal erhoben zu meinen Häupten die Großmünsterglocken ihre ehernen Stimmen. Das wogte über mich dahin und wallte hinunter über die Stadt und hinein in ihre stillen alten Gassen. Das Herz flog mir aus der Brust und mit den Klängen. Ich glaube, es war auch wieder eine Hoffnung wach, nach — ich kann nicht sagen, was.

Am andern Morgen wollte ich die Schipfe aufsuchen. Es zog mich mit Gewalt. Aber ich bekam unvermutet den Besuch eines Amtskollegen, der meine Bekanntschaft aus irgendeinem Grunde suchte. Der nahm mich am Nachmittag mit vor die Stadt an den Berg hinauf. So wurde es wieder Abend, bis ich meinen Gang tun konnte. Es war aber kein Schade darob; denn um die Stunde, da ich nun über die Gemüsebrücke schritt, war ich der

einzige Mann, der gerade da und in dem Augenblick unterwegs war. Es war ein schöner heißer Sonntag gewesen, und an solchen leert sich die große Stadt und füllt sich erst um Zunachten wieder. Noch aber war es in den Straßen heiß, denn die Mauern wie die Steine des Fußsteiges strömten die Hitze wieder aus, die der Tag in sie hineingebrannt.

Allein kam ich in die Schipfe hinunter. Da schien erst recht alles ausgestorben zu sein. Die Werkstatt war geschlossen; aber mit Erstaunen sah ich noch immer die Firmatafel Tiggelmanns über der Tür. War er noch immer hier oder war nur sein Name, weil er niemand störte, zurückgeblieben? Schon wollte ich hinaufsteigen und meinen Weg durch das dunkle, versteckte Rollengäßlein nehmen. Da fiel mein Blick auf die Säulenlaube am Fluß, und fast unbewußt verlor ich mich hinein. Am andern Ende saßen Leute auf der Mauer, gerade dort, wo August und ich als Kinder gesessen und die Beine nach dem Wasser hinaus gehängt hatten. Ich kümmerte mich nicht um sie, dachte auch nicht so weit zu gehen, sondern lehnte mich durch eines der Säulenfenster und schaute auf das Wasser hinab. Die grünblauen Wellen zogen, eine nach der andern, eine nach der andern, und holten sich ein und wurden Geschwister und eilten einander vor, alles gemach, alles mit leisem glucksendem Schwingen.

Während ich einer dieser Wellen mit dem Blicke folgte, sah ich unten, wo die Leute saßen, eine Frau sich aus der Laube lehnen, wie ich es tat, und ein Gesicht wendete sich mir zu, umrahmt von üppigem schwarzem Kraushaar.

Und ich schaute in die Augen, derengleichen ich im Leben nicht gefunden. Anna-Maria nickte mir zu.

Ich mußte wohl hinuntergehen und fand Anna-Maria und August Tiggelmann nebeneinander auf der Mauer sitzen. Anna-Marias Züge waren schmaler und blasser geworden, und sie war gesegneten Leibes. Ich wußte sogleich, daß sie ein Paar waren.

August errötete ein wenig, als er mir die Hand gab. Die Haft hatte aber auch ihm Gesicht und Hände bleich und schmal gemacht.

„Ich habe gehört, daß du nach St. Felix gewählt worden bist,“ sagte er. Er wurde nicht ganz über die Verlegenheit Herr, mit welcher er kämpfte.

Nur Anna-Maria war vom alten Gleichmaß des Wesens und schien fast heiter. Von ihr zumeist — denn August sprach nicht viel — erfuhr ich, daß sie seit einem halben Jahr verheiratet waren. Ihr Mann hatte bei demselben Buchbinder, bei dem er einst seine Lehre bestanden, eine Anstellung gefunden. Anna-Maria aber half mit, die Kosten des Haushalts zu tragen, indem sie Näharbeit ins Haus nahm. Während sie erzählte, lag ihre Hand auf derjenigen Augusts. Ich habe mich oft gewundert, welche Sonderwege Frauenliebe nimmt. Ganz und ungeteilt, so sagte ich mir, gehörte auch Anna-Marias Liebe dem Mann, der neben ihr saß. Nichts, was geschehen war, hatte ihr den Glauben zerschlagen können. Ich glaubte zu wissen, daß seine Charakteranlagen ihr Enttäuschungen brachten, aber immer und immer, wie über Steine im Wege, stieg sie darüber hinweg; denn ihre Liebe hatte die Gnaden der Weibesliebe, Geduld und immer verzeihende Güte.

Längst hatte ich am jenseitigen Ende der Säulenlaube den Schuster stehen sehen. Er rauchte eine Pfeife und tat, als kümmerten wir ihn nicht. Er sah weniger zerlumpt aus als damals, als ich ihn mit August im Walde gesehen. Vielleicht war das Anna-Marias Verdienst.

Jetzt kam er her zu uns, blieb bei uns stehen und sagte zu mir: „Bist du auch wieder da?" Dabei reichte er mir die Hand nicht und hatte genau dieselbe brummige Art, die ich in unsrer Jugend an ihm gekannt habe. August vollends würdigte er keines Blickes, wiederum wie es in unsrer Jugend gewesen war. Nur zu Anna-Maria bemerkte er: „Ich gehe ins Haus," als er nun seinen Weg fortsetzte. Das schien mir fast wie eine Frage zu sein: Ist es dir recht, wenn ich jetzt hineingehe?

Sie lachte, daß ihre starken weißen Zähne aus ihrem braunen Gesicht blitzten, und sagte: „Wir kommen nach. Es ist ja bald Essenszeit."

Dann, nachdem Tiggelmann sich entfernt hatte, wendete sie sich wieder mir zu und fragte mich, ob ich Lust habe, manchmal zu ihnen zu kommen. „August hat mir erzählt," fuhr sie fort, „wie viel Sie in Ihrer Jugend hier beisammen gewesen. Und wie ich Sie kenne," fügte sie hinzu, „werden Sie einige Zeit brauchen, bis Sie sich neue Freunde gewonnen haben."

Ich hörte aus ihrer sicheren Stimme etwas heraus wie: Ich weiß nicht, ob du mit Leuten wie wir noch verkehren magst, aber — wir haben zwar Unglück gehabt, doch kannst du uns durch dein Fernbleiben nicht kränken.

Ich versprach wieder zu kommen. Und ich habe das wohl oder übel gehalten; denn mich trieb eine Macht, gegen welche ich nicht aufkam. Ich habe mich oft gefragt, was es war und ist. Und ich sage mir, daß es wohl Liebe sein muß, Liebe zu beiden, die da wohnen, und zu einem dritten noch, der sich ihnen gesellt hat. Es muß wohl eine still gewordene wunschlose Liebe sein, aber es ist auch eine zufriedene Liebe.

Die Wohnung der Tiggelmanns lernte ich bald nachher kennen. Sie zeigte Anna-Marias sorgsame, tätige Hand und ihren auf Schlichtheit und Schönheit gerichteten Sinn. Sie lag im Dachstock des uralten Hauses an der Rollengasse, wie es immer gewesen, und hatte Fenster einzig nach der Schipfe hinaus. Da aber das Dach unterhalb der Fenster noch nicht zu Ende war, so sah man nicht in die Tiefe, sondern nur in die freie Gotteswelt hinaus, denn das alte Haus war höher als seine nächsten Nachbarn. Himmel sah man und den grünen Berg drüben hinter dem Häusergewimmel der großen Stadt, und die Glockenstimmen konnte man auffangen, wenn man sich hinauslehnte. Der Wind spielte mit den Nelken, die Anna-Maria auf den Gesimsen zog. Drinnen aber lagen drei kleine, einfach schmucke Stuben, ein Wohnzimmer, wo die junge Frau nähte, eine Schlafkammer für das Ehepaar und eine andre für den Schuster. In der Werkstatt unten ging unablässig der Hammer Tiggelmanns.

Ein paarmal sah ich den Alten aus dem Wirtshaus kommen. Er hatte glänzende Augen und einen heißen roten Kopf, aber er ging dann der Schwiegertochter aus dem Wege. Es war nicht zu leugnen, eine starke Hand führte die Zügel im Haushalt. Der Schuster, der grobe, mürrische Patron, fürchtete irgendwie diese rechtschaffene Hand, und wie ich so mit den Leutchen dahinlebte, sah ich es wohl kommen, daß er lieber das liebe

Wirtshaus mied, als daß er Anna-Marias strengen, strafenden Augen begegnen mußte.

Wie ich so mit ihnen dahinlebte!

Es hat sich so gefügt, daß ich alle meine Feierabende und Sonntage mit ihnen zubringe. Nur mit August und Anna-Maria; denn der Alte geht seine eignen Wege, und wir haben keinen Schlüssel zu seinem Wesen. Nur einmal hat er, ohne daß es jemand sah, dem Kinde, dem Buben, ein goldenes Kettlein um den Hals gelegt, das er aus seinem Verdienste kaufte.

Anna-Maria hat einen Knaben. Seit er größer ist, halte ich ihn manchmal auf den Armen. Ich habe keine Scheu vor dem Kinde, wie vor den meisten Menschen, und so sind wir gute Freunde geworden und werden immer bessere. An Sonntagabenden, wenn die Schipfe verlassen ist, sitzen wir in der Säulenlaube auf der Mauer am Fluß.

Es ist mir vieles von dem innersten Wesen meiner Freunde aufgegangen.

Da ist August. Er arbeitet hart. Sein Prinzipal schätzt und rühmt ihn. Er geht aber nicht mehr gern unter die Menschen. Ich habe eine Eigentümlichkeit an ihm bemerkt. Er liebt es, nachts durch die Straßen zu wandern, da man ihn dann nicht kennt, und stellt sich gerne vor die Magazine, vor einen Laden mit feinen Möbeln oder einen, wo so ein neumodisches Fahrzeug, ein Automobil, durch das Schaufenster zu sehen ist. Seine Seele ist noch immer manchmal in einem fremden Land, wo er, August Tiggelmann, gern als großer Herr wohnen möchte. Wir wissen auch, Anna-Maria und ich, daß seine Großmannssucht hier und da noch in ihm erwacht. So an den Tagen, an welchem er mit dem Monatslohn nach Hause kommt. Da geht er immer erhobenen Hauptes und möchte die ganze Stadt kaufen, wenn seine Frau es zuließe. Einmal machte er schon gleich auf dem Nachhausewege einen Einkauf, einen Kinderwagen, der viel zu schön und viel zu teuer für seine Verhältnisse war. Er kam aus einem ganz neuen Geschäfte und war, als ein Bote ihn brachte, adressiert an Herrn Dr. Tiggelmann. Anna-Maria sah mich an, als sie mir die Adresse zeigte. Wir wußten beide, ohne daß wir darüber redeten, daß der alte Hang Augusts, mehr zu scheinen, als er war, ihm wieder einmal einen Streich gespielt hatte. Aber Anna-Maria ist die Frau für ihn. Es war der letzte Kauf, der geschah, ohne daß sie gefragt wurde. Ich glaube, er wird auch den alten Fehler noch ablegen; denn Anna-Maria hat eine sachte, aber starke Art.

Ich weiß nicht recht, wie sie es anfängt, aber ein Blick sagt August, wenn er flunkert, daß er bei ihr verliert, und das rüttelt ihn auf; denn er liebt sie ja.

Die Strafe, die er in Stillhausen erlitten hat, muß ihn hart getroffen haben; er kann auch mich noch nicht recht ansehen, so schämt er sich, aber das alles fällt in Anna-Marias Nähe von ihm ab. Er fühlt wohl, daß sie das Beste in seinem Leben ist. Manchmal sitzt er und staunt sie an, und manchmal packt ihn die Zärtlichkeit, daß er ihre Hand nicht mehr losläßt. Und wenn wir einmal Sonntags ins Land hinausziehen, dann ist er in Anna-Marias Gesellschaft aufgeweckt und heiter und zeigt, wieviel er weiß und wie scharf und klug er denkt.

Anna-Maria und ich sind große Freunde. Es ist allmählich gekommen. Sie fragte mich eines Tages offen, warum ich nicht heirate. Es war

drinnen in der kleinen Wohnstube auf dem Dache. Die Nelken blühten am Fenster, und ein leiser Wind trug manchmal ihren Duft herein. In der großen blauen Weite des Himmels stand die Sonne.

„Ich finde keine, die mir gefällt," gab ich der jungen Frau zur Antwort.

Das Kind lag in einem Korbe neben ihrem Nähtisch und schlief. Sie selbst trug ein dunkles Kleid und hatte den Kopf über die Arbeit gebeugt.

„Keine mehr?" fragte sie jetzt leise und ohne aufzusehen.

„Keine mehr," antwortete ich.

Da reichte sie mir die Hand, und ihre Augen taten sich mir in ihrer ganzen tiefen Lauterkeit auf. Es war fast wie vor Jahren im Walde, als ich zum erstenmal von meiner Liebe sprach. „Ich möchte Sie nicht mehr verlieren, Ulrich," sagte sie. „Sie gehören zu meinem Leben wie mein Mann. Ich achte Sie sehr hoch und ich habe Sie lieb."

Dann erklärte sie mir das Wesen dieser Liebe, das schwesterlich sei und doch ein rechtes Glücksempfinden. Je älter man werde, sagte sie, um so stärker würden solche Gefühle, sie entsprängen nicht einem übermächtigen inneren Drange, sondern seien die klare, dankbare Erkenntnis vom Werte eines Freundes. Und ebenso offen sprach sie dann von dem, was sie August zugeführt. „Das war," sagte sie, „jenes Unerklärliche, Gewaltsame, aus Sinnen und Seele Strömende. Ich kann es Ihnen noch jetzt nicht schildern, Ulrich, ich weiß nur, daß er, August, mir ist wie ein Stück von mir."

Ich fühlte wohl, daß ich der Ärmere von uns beiden war, daß er die Flamme hatte und ich den Widerschein, aber es schmerzte mich nicht mehr.

Die Sonne kam ins Fenster und herein in die Dachstube. Zuerst lag sie auf dem Gesimse, dann am Boden und dann erreichte sie uns beide, Anna-Maria und mich, und hüllte uns wie in einen warmen Mantel ein. Da verging auch mir für die Stunde das leise Frieren, das ich noch immer in mir hatte.

Das Kind war wach geworden und plauderte leise, unverständliche Wortbröcklein und hielt die kleinen Fäuste hoch, als ob es die Sonne fangen wollte.

— —

Seit einiger Zeit geht eine Freude um. Anna-Maria hat heimgeschrieben. Ihre Mutter hat ihr geantwortet. Es scheint, daß Wege zur Versöhnung sich öffnen.

August Ziggelmann, mein Freund, hebt den Kopf. Die Zuppis sind sehr wohlhabend. Und Geld kauft die Welt. Es kauft vielleicht auch August eine Zukunft auf der Höhe. Ich gönne es ihnen. Anna-Maria wird mich ja auch aus dieser Zukunft nicht scheiden.

Gottes Zeit. Von Auguste Supper

Wir haben Gottes Spur gesucht
Mit brennendem Verlangen.
Zum höchsten Firn, zur tiefsten Schlucht
Sind wir ihm nachgegangen.
Wir lauschten in die stille Nacht
Und in den Lärm der Tage.
Den Wurm im Staub, der Sterne Pracht
Bestürmte unsre Frage.

Heut steht er plötzlich auf dem Plan,
Dem Blödesten zu fassen;
Ja, wer ihn jetzt nicht finden kann,
Soll alles Suchen lassen.
Kein Sänger, Seher und Prophet
Im Alt- und Neuen Bunde
Ist, der ihm nunmehr näher steht,
Als wir zu dieser Stunde.

Heut streift sein Mantel deutschen Wald,
Sein Fuß tritt unsre Fluren.
Wo eine deutsche Faust sich ballt,
Erglänzen seine Spuren.
Dieweil die Welt von Teufeln starrt,
Die deutsches Wesen hassen,
Erblüht uns Gottes Gegenwart
In unsrer Heimat Gassen.

Ein jeder Lufthauch, der da weht
Um eine deutsche Fahne,
Ein Kreuzlein, das verloren steht
Auf blutgetränktem Plane,
Die Träne, die die tiefe Spur
Frißt in die bleichen Wangen —
Uns sind sie hehre Zeichen nur,
Daß Gott des Wegs gegangen.

Und wankt ein alter Bau von Stein
Im Feuer der Granaten,
Bricht aus den Tempeln Flammenschein,
So nimmt doch Gott nicht Schaden.
Er wohnt in dieser hohen Zeit
In jedem deutschen Herzen;
In deutschen Augen glimmen heut
Ihm die geweihten Kerzen.

Für Weihrauch gilt jetzt Pulverdampf,
Kanonen sind die Glocken.
Zum Himmel dröhnt der Männerkampf,
Wenn fromme Lieder stocken.
„Lieb Vaterland, magst ruhig sein!"
Uns wird es zum Chorale,
Und unsre Toten stimmen ein
Im hohen Himmelssaale.

Wenn aber einst der Sturm verweht,
Wenn wieder Stille kehrte,
Dann Volk, mein Volk, küß im Gebet
Die heil'ge Heimaterde!

Sie ist es wert! Gott selber stritt
Für sie die Hölle nieder,
Als sie gedröhnt vom schweren Schritt
Feldgrauer deutscher Brüder.

In den Unterständen des Bataillons Niethammer (Offiziersmesse)

Vom westlichen Kriegsschauplatz

Text und Abbildungen von unserm Spezialzeichner

E. L. Ostermayer

Die Neigung zu allem Abenteuerlichen, die jeder deutsche Bub in sich spürt, ist bei mir nie gewichen, und auch die merkwürdigsten Erlebnisse, die ich später auf Studienreisen in aller-Herren Ländern hatte, oder auch in herrenlosen Ländern wie Spitzbergen, konnten meine stete Bereitschaft zu interessanten Unternehmungen nicht mindern. Darum war es mir eine außerordentliche Freude, als ich durch Allerhöchste Vermittlung unsres kunstsinnigen Königs von Württemberg die Genehmigung erhielt, als Schlachtenmaler, wie die amtliche Bezeichnung lautet, an die Front zu gehen. Mit einem langen Zug von Automobilen, welche Liebesgaben für unsre wackeren Soldaten geladen hatten und dafür Verwundete zurückbringen sollten, fuhr ich von Stuttgart Anfang Oktober über Hagenau nach Metz. In beiden Orten herrschte ein lebhaftes militärisches Leben und Treiben, das in vielem auf die Nähe des Krieges hinwies, aber doch im ganzen mehr wie ein großer Manöverbetrieb wirkte. Alles ging, wenn schon man in vielem den Ernst durchfühlte, seinen gewohnten und gewiesenen Gang, tadellos, wie unsre große deutsche Militärmaschine arbeitet.

Nach dem Verlassen von Metz, das auch heute noch von Soldaten wimmelt, daß man jenem Holländer nachfühlen kann, welcher erstaunt ausrief: „Wo in aller Welt bringen die Deutschen alle die Soldaten her!“ rasselte und fauchte unsre Kolonne westwärts, dem Feinde zu. Unsre großen württembergischen Postautomobile, von denen wir drei bei uns hatten, bewährten sich tadellos und fielen allgemein bei den Truppen auf. Köstlich

Im Schützengraben vor einem halb zerschossenen Dorfe (Remananville)

war es auf dem ganzen Weg gewesen, wie alle Grade von Soldaten liefen, wenn ich ihnen Zeitungen anbot, wovon ich einen ganzen Stoß, dank dem Entgegenkommen des „Schwäbischen Merkurs“, mitgenommen hatte. Es war ein förmliches Wettrennen immer, so sehr lechzen unsre braven Kerle nach neuen Nachrichten. Die Feldpost, die zwar, wie ich mich überall überzeugen konnte, ihr möglichstes tut, kommt eben bei den ungeheuerlichen Verhältnissen und dadurch notwendig werdenden vielen Verschiebungen in diesem Krieg beim besten Willen nicht dazu, allen Anforderungen gerecht zu werden, und so sind gelegentliche Sendungen doppelt erwünscht.

Wir waren etwa eine Stunde von Metz gefahren, durch die verschiedenen lothringischen Ortschaften, deren Bauart mit den flachen Dächern und den aneinander geklebten Häusern ganz südlich wirkt, da hielt plötzlich der die Kolonne führende Hauptmann seinen Wagen auf offener Straße an. Nicht weit von uns knallte es. Erschrocken schauten sich unsre wackeren Postkutscher an; man wußte nicht, was los war, aber es war unbehaglich. An dem herrlich klaren, tiefblauen Herbsthimmel tauchten seltsame weiße Wölkchen auf, immer zahlreicher werdend, und manchmal sah man da hoch oben auch einen kurzen hellen Blitz aufleuchten. Nun wurde uns auch der Vorgang klar. Da oben flog ein französischer Flieger, der von unsrer Artillerie mit Schrapnellen beschossen wurde. Das war der Geschützdonner gewesen, der uns Neulinge verblüfft hatte. Die von uns schon im Geist gesehenen französischen Batterien waren noch weit weg. Weiter ging's auf der immer schlechter werdenden Straße zwischen hohen Weinbergen und herbstlichen Waldungen in einem Gelände, das gar oft an schwäbische Gaue erinnert, vorbei an kriegsmäßigen Proviant-, Munitions-, Lazarett- und Bagagekolonnen, nach dem höchst malerischen Weinstädtchen Thiaucourt. (Ob wir nicht doch bald durch diesen Krieg gegen das Deutschtum erleben, daß Bezeichnungen wie Bagage und ähnliches durch ehrliche deutsche Wörter ersetzt werden?)

Rasch war von dort das Endziel unsrer Fahrt erreicht, wo wir den Inhalt unsrer Wagen, soweit er nicht schon einen Tag früher bei einem Abstecher westlich Dieuze bei einer andern württembergischen Brigade abgeladen war, dem Stabe des hier stehenden Brigadegenerals aushändigten.

Nach einem einfachen Kriegsmittagessen im Pfarrhause, dessen geflohener Insasse durch den Brigadestab ersetzt war, verabschiedeten sich die Herren vom Roten Kreuz und Kriegsministerium, und ich bezog Kriegsquartier, als einziger Zivilist in dem militärischen Gebiet zurückbleibend. Vor allem hieß es nun, weitere Ausweise zu beschaffen, damit man nicht Gefahr lief, unnötige Aufregungen und etwaige Verhaftungen hervorzurufen, die ich übrigens, wie hier gleich bemerkt sei, trotz all meiner Papiere und Ausweise wiederholt im Laufe der letzten Wochen erlebte, allerdings immer nur für ganz kurze Zeit, aber es kommen so viel unglaubliche Geschichten von Spionage vor, daß man es unsern Soldaten nicht verdenken kann, wenn sie einmal lieber zu sehr als zu wenig vorsichtig sind. Jetzt freilich kennt man den Schlachtenmaler in der ganzen Umgebung, zumal seit ich etliche Male mit Offizieren und Mannschaften im schwersten Granatfeuer lag, worüber ein andres Mal Näheres. — Das Leben in unserm Städtchen, das stark mit Truppen aller Waffen besetzt ist, kann nicht abwechslungsreicher gewünscht werden. Trotz allen Ernstes dieser nervenanspannenden Kriegführung hier drängt der deutsche Humor immer und überall wieder durch, aber doch ist der fröhliche Gesang, den unsre Soldaten sonst auf Märschen und im Quartier pflegten, bei dem schweren Ernst der großen, männermordenden Zeit verstummt. Dagegen sind hier zwei Gesangvereine entstanden, die geradezu Hervorragendes leisten. Unter Leitung eines als Offizierstellvertreter eingerückten Operndirigenten (vom Stadttheater Dortmund) hat ein Aachener Bataillon einen Kirchenchor zusammengestellt, der in der stattlichen Kirche bei Gottesdiensten zum Klange der Orgel ergreifend schön singt. Einen Konkurrenzverein, der hauptsächlich bei Beerdigungen tätig ist, hat die hauptsächlich aus Koblenzern bestehende Sanitätskompagnie gebildet.

Französische Schützengräben bei St. Benoît

Als vor kurzem einmal eine zahlreiche Gesellschaft von Berichterstattern neutraler Staaten, insbesondere Amerikaner, dann

Von den Franzosen zerschossene Kirche in Regniéville

Straße in Hattonville

Dorfstraße in Viéville

Italiener, Holländer, Norweger, Schweizer und so weiter, unter Begleitung von Generalstabsoffizieren hier war, um sich durch Augenschein von der Wirklichkeit zu überzeugen, von der Art unsrer ehrlichen, anständigen (meiner Meinung nach viel zu anständigen und zu gutmütigen) Kriegführung, da waren diese Herren ganz überrascht sowohl von der prächtigen, siegeszuversichtlichen, gar nicht nervösen Art unsrer Krieger, als auch von deren Fähigkeit, sich überall einzubauen und einzurichten, insbesondere aber von dem freundschaftlichen Verkehr, der zwischen den Eingeborenen und unsern Soldaten herrscht, und der nicht nur eine Vorführung war, sondern sich, wie die Herren durch Befragen der Einwohner feststellten, ganz von selbst und nachhaltig entwickelt hatte. Wäre doch die Bevölkerung dieser in den vorderen Linien liegenden Ortschaften längst Hungers gestorben, wenn sie nicht von unsrer Heeresverwaltung und besonders von unsern ehrlichen Soldaten immer verpflegt und unterstützt würde. Am meisten aber staunten die fremdländischen Herren, als man sie nach Beendigung ihrer militärischen Tagesfahrt, bei der sie verschiedene Stellungen hatten sehen dürfen, in die Kirche führte, wo ihnen der Aachener Gesangverein drei Lieder vorsang, die alle derart ergriffen, daß vielen im Beruf ergrauten Zeitungsleuten die Augen feucht wurden. „Sehen Sie, meine Herren," sagte ich ihnen, „das sind die deutschen Barbaren!" Ein kleiner Beweis, wie sehr die Ausländer von dieser ungeahnten Darbietung erfreut waren, war auch die Überreichung einer Gabe von 100 Mark an den Dirigenten für seine Leute, welche in liebenswürdigster Form dargeboten wurde.

Aber in andrer Weise treibt, wie erwähnt, der Humor allerhand Blüten. Im ersten Stock eines von Artillerie belegten Hauses schaut ein köstlich ausgestopfter französischer Soldat aus der Tür des Heubodens mit freundlicher Gebärde. Auf dem Kopfgestell eines Pferdes sitzt eine Puppe, ebenfalls mit roten Hosen, blauem Rock und Käppi, hält die rechte Hand an die Kopfbedeckung und nickt bei der Bewegung des Pferdes immerzu lustig auf und ab. Besonderes Hallo aber erregt ein französischer Beuteesel, den sein Bezwinger mit Vorliebe in rote Hosen kleidet und mit allerhand Kopfbedeckungen schmückt und ihn so auf dem

Franzosen flüchten aus von ihren eigenen Landsleuten zerstörten Dörfern

Marsch durch französische Ortschaften mitführt. Reitversuche auf diesem Tier sind eine beliebte Volksbelustigung unter den Soldaten von Viéville, die sich zum tollen Gelächter steigert, wenn ein reitender Infanterist auf einen der die Dorfstraße schmückenden Riesenmisthaufen geworfen wird. Ab und zu fliegt mal auch eine Granate ins Quartier, aber meist gottlob ohne ernsthaften Schaden anzurichten; freilich, wenn so ein unfreundlicher Gruß mal richtig einschlägt und explodiert, dann hört aller Spaß schroff auf. Aber, so sagen unsre treuen Kerle, da kann man halt nichts machen, wenn's einen treffen soll, so trifft's halt, man muß halt aushalten.

Großartig ist's, wie sich unsre Leute in den Schützengräben und mit ihren „Maulwurfsarbeiten" und sonstigen Schutzbauten dem Gelände anzupassen verstehen. Die Unterstände werden so geschickt angelegt, daß man oft darüber stolpert, bis man sie bemerkt. Dabei werden die niederen Wohnstätten, in denen unsre Bataillone nun seit Wochen und Wochen hausen, von Tag zu Tag wohnlicher und sicherer, und es ist vielen ein besonderer Stolz, ihre „Villa" und die ihrer Offiziere so behaglich als möglich einzurichten. Dann bezeichnen sie auch ihre Häuser mit allerhand Aufschriften. Ein Essener Bataillon hat in der vordersten Schützenlinie die „Villa Hügel" gebaut, Eintritt für Fremde und Granaten verboten, Besuchszeit von 7 Uhr abends bis 7 Uhr morgens (bei Tag kann nämlich niemand kommen oder gehen, ohne beschossen zu werden), Bettel und Hausieren verboten und andres mehr.

Ein Sektkübel dient als Nachtgeschirr, andres Geräte wurde aus den davorliegenden, meist von den Franzosen zerschossenen Dörfern herbeigeholt, Matratzen, Fenster, Türen, Tische, Stühle und Waschgeschirr, ja selbst Blumentöpfe helfen das Maulwurfsdasein verschönern. In den Wäldern versteckt, damit sie von den Fliegern nicht erkannt werden, sind die Kompagnien eingebaut, da ist ein Aschantidorf, wie sie's getauft haben, mit verschlungenen und gewundenen Pfaden, da sind wieder eingerichtete Köhlerhütten, kurzum, das Leben wäre ganz erträglich, wenn eben nicht die stetige Belästigung durch Granaten und Schrapnelle wäre. Und daß diese ab und zu doch auch unglücklich einschlagen, das

beweisen die leider allzuvielen Soldatengräber auf den Friedhöfen der umliegenden Dörfer, die von den treuen Kameraden aufs liebevollste gerichtet und gepflegt werden. Hier in Thiaucourt ist ein großer Soldatenfriedhof von 1870, aber er enthält nachgerade mehr Opfer des jetzigen Krieges als des letzten.

Die meisten Ortschaften in der Feuerlinie sind freiwillig oder notgedrungen von ihren Einwohnern verlassen; was zurückbleibt, ist entweder krank und nicht mehr transportfähig oder bleibt stumpfsinnig und verzweifelt. Daheim in Deutschland sollte man unsrer Heeresleitung und unsern todesmutigen Soldaten täglich auf den Knien danken, daß der Krieg nicht auf deutschem Boden geführt wird. Das Elend unter der Bevölkerung ist grenzenlos; der Haber und andre Feldfrüchte sind auf den Feldern verfault, soweit sie nicht von unsern Truppen eingebracht sind; von einer Feldbestellung ist keine Rede, es sind fast keine Männer mehr da. Was jetzt in dieser Richtung gearbeitet wird, geschieht auf Veranlassung der deutschen Behörden. Oft haben mir französische Bauernweiber gesagt, wie schlecht es ihnen erginge, wenn sie nicht von den deutschen Soldaten Brot und Fleisch bekämen. „Oh, puisque vous parlez français!“ fangen sie dann meist ihr Klagelied an, wenn ich durch so ein zerstörtes Dorf reite, und die Leute nach ihren Verhältnissen frage.

Es ist aber auch nicht immer schön hier außen, so prächtig und stimmungsvoll die herbstlichen Wälder und die von den Lothringischen Rippen eingefaßten Flächen oft sind. Seines Lebens ist man nirgends sicher. Nachts schießen einem die Kerle oft bis ins Bett, und zu jeder Stunde des Tages und der Nacht kann man feindlicher Flieger gewärtig sein, die Bomben und Pfeile werfen, beides sehr unangenehme Erscheinungen, zumal für den Nichtkämpfer. Wie so eine Bombe wirkt, wenn sie mal wirklich trifft, was Gott sei Dank recht selten vorkommt, davon habe ich mir kürzlich in einem ziemlich zurückgelegenen Orte einen Be-

Wirkung einer Fliegerbombe in Chamblay

Zerschossene Häuser am Dorfende (Viéville en Haye)

griff machen können, den ich auch im Bilde festzuhalten suchte. In einer von zwei Offizieren und mehreren Mannschaften bewohnten Villa flog eine Bombe durchs Dach, tötete den einen Offizier, einen Leutnant, und verwundete seinen Kameraden nebenan schwer. Den einen Stock tiefer Wohnenden schadete sie zum Glück nichts, dagegen war das ganze Zimmer oben mitsamt seiner Einrichtung und dem im Bett schlafenden Leutnant — es war morgens gegen drei Uhr gewesen — buchstäblich in Stücke zerrissen. In einem unweit davon in freiem Feld von einer zweiten Bombe aufgewühlten Loch wurde der so Weggeraffte beerdigt.

Das Eiserne Kreuz*

Von

Rudolf Presber

Und mögen Orden gleißen,
Des Goldwerts sich bewußt,
Das schlichte Kreuz von Eisen
Schlägt all sie auf der Brust.
Kein andres ist zu achten
Ihm gleich an seltnem Wert,
Das in der Not der Schlachten
Den Mann und Kämpfer ehrt!

Es faßt nicht Edelsteine,
Es schließt kein Kleinod ein;
Von keinem goldnen Scheine
Will es umfunkelt sein.
Wo treu die Herzen klopfen,
Da schmückt es Mann um Mann;
Vom Blut ein roter Tropfen
Klebt heimlich nur daran.

An der Entscheidung Tage
Ein König hat's geweiht,
Daß es der Kämpfer trage,
Der Sieger großer Zeit.
Den blut'gen Weg der Ehre
Von seinem Eisen lies:
„Katzbach und La Rothière,
Montmartre und Paris . . .“

Zu Deutschlands Auferstehen,
Da es vom Zwist genas,
Hoch auf den Spicherer Höhen
Und in dem Tal der Maas,
Die dort in weißen Bärten,
Das Kreuz am schwarzen Band,
Des Kaisers Kampfgefährten,
Waren sie ausgesandt!

Wohlan, heraus den Degen!
Vorwärts in festem Tritt!
Nehmt solcher Väter Segen
In eure Schlachten mit!
Und wenn die Mörser krachten,
In Not und Feuerschein,
Der alte Gott der Schlachten
Wird wieder mit euch sein.

Der Sturm wühlt in den Eichen,
Es gilt uns heil'gen Krieg —
Glaubt: dieses Kreuzes Zeichen
Führt deutsche Kraft zum Sieg!
Zieht aus! und, wert der Ahnen,
Kehrt heim in Siegerlust,
Das Kreuz an euren Fahnen,
Das Kreuz auf eurer Brust!

* Aus „Der Tag des Deutschen“, Kriegsgedichte von Rudolf Presber (Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt).

Der Palast des Sultans von Lahadj

Bedrohte englische Positionen in Vorderasien

Von

Ingenieur Robert Deutsch

Die phantastischen Nachrichten von der Aufstellung neuer englischer Heere und der Verwendung kolonialer Truppen auf dem westeuropäischen Kriegsschauplatz werden weder in Deutschland noch in Österreich-Ungarn Schrecken und Entsetzen verbreiten können, da einerseits der Kampfwert dieser Söldnerarmee richtig eingeschätzt wird, anderseits jedoch die obwaltenden politischen Verhältnisse in den britischen Kolonien Vorderasiens genau bekannt sind. Die englische Regierung kennt die Stimmung unter der Bevölkerung ihrer Niederlassungen und Schutzgebiete, wo jede freiheitliche Bewegung von ihren Organen gewaltsam unterdrückt wird und wo alljährlich viele Tausende wegen der unbedeutendsten Vergehen, insbesondere jedoch politischer Natur, zu den härtesten und schwersten Freiheitsstrafen verurteilt werden. Vorurteilslose Kenner, die unbeeinflußt sind von den Tiraden und Lobeshymnen der englischen Presse über den günstigen Stand der asiatischen Kolonien, haben schon gelegentlich des Königsdurbar in Delhi feststellen können, daß eine Reihe der mächtigsten indischen Fürsten durch ihre Abwesenheit von dieser Huldigungsfeier ihren Haß gegen England, aber auch ihren stetig wachsenden Einfluß auf die Eingeborenen zu erkennen gegeben haben. Nur mit Mühe konnten damals die im Festzug entstandenen Lücken durch die Einschiebung ganz bedeutungsloser Stammeshäupter ausgefüllt werden, was jedoch in der Öffentlichkeit verheimlicht wurde und nur von in die Verhältnisse Eingeweihten bemerkt und festgestellt werden konnte. Schon damals machte sich also ein Widerstand im ganzen Lande bemerkbar, der insbesondere im Norden und Westen an Heftigkeit zunahm, da die benachbarten Fürstentümer dem britischen Reiche direkt feindlich gesinnt sind.

Zu den größten Gegnern Englands zählte der vor einem Jahre verstorbene Sultan von Maskat, Sejid Feistil bin

Die Residenz des Scheichs Ferhan von Bahrein in Menama

Turki, der seit Jahrzehnten den Westen und Norden von Indien mit Waffen aller Art versah, ohne daß er daran in erfolgreicher Weise hätte verhindert werden können. Sein Lieferant war allerdings Frankreich, das mit seinen alten ausgemusterten Militärgewehren ganz Arabien und die nördliche Hälfte Afrikas überschwemmt hat, indem es diese in großen Partien zum Durchschnittspreis von fünf bis zehn Franken per Stück an Alteisenhändler verkauft hat. Zu spät erkannte man dort die furchtbare Gefahr dieses zweifelhaften Handels, als bereits tausende Franzosen bei der Pazifizierung von Algier und Marokko durch die eignen Waffen getötet worden waren. So wurde die Ausfuhr dieser Gewehre nach französischen Interessensphären verboten, hingegen um so viel mehr nach Tripolis, Arabien und dem Osten Afrikas exportiert. Prinz Tamur, der älteste Sohn des Sultans, beschäftigt sich gleich seinem Vater mit dem einträglichen Geschäft des Waffenzwischenhandels für Indien, das vorläufig wenigstens noch reiche Früchte trägt. Da es der englischen Flotte nur selten gelang, die zwischen der Küste von Oman und Indien hin und her gehenden Schmuggelschiffe aufzufangen, entschloß sich England, auf diplomatischem Wege von Frankreich ein Waffenausfuhrverbot nach Maskat zu erwirken. Die diesbezüglichen Verhandlungen schweben noch heutigestags, da die Regierung nicht sehr geneigt scheint, die ohnedies wesentlich reduzierten Aufnahmegebiete für die alten Waffen noch mehr einzuschränken. So kommt es, daß Frankreich das Grab Englands in Indien schaufeln hilft.

Die Länder der Ost- und Südküste von Arabien bilden für die benachbarten britischen Kolonien den Gegenstand fortgesetzter Beunruhigung und Gefahr, die um so größer wird, als die Regierung keine geeigneten Hilfsmittel hat, ihnen wirksam entgegenzutreten. Besonders arg liegen die Verhältnisse in Oman und an der Piratenküste, wo England über keinen wie immer gearteten Stützpunkt verfügt. Eine Beschießung und Zerstörung von Maskat würde für den Sultan Tamur keinen empfindlichen Verlust bedeuten, da er — wie übrigens alle arabischen Fürsten — in dem für europäische Heere ganz unzugänglichen gebirgigen Hinterland eine Anzahl wohlbefestigter Burgen (Kosr) besitzt, die die bedeutenden Gold- und Edelsteinschätze dieses wahrhaft reichen Fürsten beherbergen. Daneben verfügt er über mehr als fünfzigtausend moderne Gewehre und Geschütze, die ihm von einer hier nicht näher zu bezeichnenden europäischen Macht vor

Seeseite von Maskat im Golf von Oman

nicht langer Zeit geliefert worden waren. In den Händen seiner wilden und gefährlichen Horden bilden diese Waffen sowie zahlreiche älterer Systeme ein furchtbares Kampfmittel, dem ohne große Opfer an Gut und Blut einsetzen zu wollen, kaum ein europäisches Heer — am allerwenigsten aber ein englisches — gewachsen wäre. Die andre von England so häufig mit Erfolg ins Treffen geführte Armee der goldenen Pfunde versagte hier eigentümlicherweise gänzlich, denn die unermeßlichen Reichtümer dieses Fürsten gestatten ihm nicht nur einen großmütigen Verzicht auf diese „Freundschaftsbezeigungen", sondern im Gegenteil eine kräftige Förderung und Unterstützung andrer Scheichs an der Piratenküste, die weniger mit Glücksgütern gesegnet sind und daher fremden Einflüssen leichter zugänglich wären.

Einer seiner bedeutendsten Vasallen ist der Großscheich Meglis, der in Abu Thaby residiert und dem die Verteidigung der obenerwähnten Küste obliegt. Zum Unterschied von der Südküste ist das Land hier flach und sandig; die Städte und Kosr liegen bereits tief in der Wüste, so daß sie schon von Natur aus mit einem wirksamen Schutzgürtel umgeben sind. Das Kosr des Scheichs zählt übrigens — besonders in seinen älteren Teilen — zu den schönsten und interessantesten Denkmälern altarabischer Baukunst. Bisher sind nur wenige Europäer in die Nähe dieser herrlichen Burg gelangt, da das Betreten der Küste und des Hinterlandes mit ungeheuren Gefahren verbunden ist. Abgesehen von den fortgesetzten Streitigkeiten und Kämpfen der verschiedenen Stämme untereinander, sind diese unter dem Einfluß Tamurs stehenden Völker durchaus fremdenfeindlich gesinnt, wobei sie natürlich auch gerne auf alle modernen Errungenschaften der Kultur und Zivilisation verzichten. Die vorgeschobenste Position des unabhängigen Arabien liegt im südlichen Teil der Landschaft El-Hasa, wo ein naher Verwandter von Meglis — der Großscheich Mohammed Seïf — in El-Hofuf und El-Gittr herrscht. Die Stellung dieses dem arabischen Freiheitsideal besonders treu ergebenen Fürsten ist eine sehr schwierige, denn die wenigen brauchbaren Häfen seines Landes befinden sich gerade an jenem Teil der Küste, welchem die ganz unter englischem Einfluß stehende Insel Bahrein vorgelagert ist. Scheich Ferhan hat nach Ansicht der freien Araber die Sache seines Volkes und des Glaubens an England verkauft, so daß sie ihn seit Jahren mit ihrem unerbittlichen Haß verfolgen und jede Gelegenheit benutzen, seinem Lande

und besonders seinem Prestige zu schaden. So ist es Mohammed Seïf bereits vor längerer Zeit gelungen, mehrere kleine zwischen Bahrein und dem Festland gelegene Inseln zu besetzen und festzuhalten, ohne daß England auch nur im geringsten auf die Klagen seines Schützlings reagiert hätte. Die Regierung, deren Interesse lediglich auf den Besitz der großen Insel gerichtet ist, hat natürlich keine Lust, wegen solcher Kleinigkeiten einen Straffeldzug gegen Mohammed Seïf zu unternehmen, der in Kenntnis der Sachlage seinen Nachbar nach Möglichkeit behelligt und beunruhigt. Von den Stammesgenossen verleugnet und verstoßen, richtet nun Ferhan seine Wut gegen England, ohne auch nur die geringste Hoffnung zu haben, im offenen Kampf irgendwie erfolgreich gegen seinen Protektor auftreten zu können. Und so geschah es, daß sich zu Beginn dieses Jahres „zufällig" im Haupthafen der Insel eine Boje losriß und abtrieb, worauf einige Wochen später an derselben Stelle ein kleiner — zur indischen Flotte gehöriger — Kreuzer strandete und nicht wieder flott gemacht werden konnte. Scheich Ferhan beeilte sich, dem englischen Gouverneur sein tiefstes Bedauern über den der Flotte zugestoßenen Unglücksfall auszusprechen!

Diese Episode ist an und für sich ganz unbedeutend, aber sie zeigt deutlich den Geist, der in den Kolonien und Schutzgebieten von Großbritannien herrscht. Hier wie dort schrankenlose Ausbeutung der Fürsten, Stämme und Völker, ohne diesen irgendwelchen Schutz oder Gegenwerte zu geben; diese werden bloß dort in reichem Maße gegeben, wo es dem politischen oder wirtschaftlichen Interesse der Regierung entspricht, ohne Rücksicht, ob die einheimische Bevölkerung daraus einen Vorteil zieht oder nicht. Diese Halbwilden sind leider zu indolent gewesen, um die Folgen eines derartigen Vorgehens zu erkennen, bis langsam die geheime, aber dafür um so emsigere Propagandatätigkeit der indischen und mohammedanischen Geistlichkeit einige Erkenntnis in die Köpfe der stumpf und

Die zweite Residenz des Großscheichs Mohammed Nasr: Ibb, 2000 Meter über dem Meeresspiegel. (Die Stadt ist nur durch die links sichtbare Treppe zu betreten.) In den Felsen rechts ein türkisches Heerlager

Ferhan,
der Scheich der im Persischen Golf gelegenen Insel Bahrein

teilnahmlos dahinbrütenden Bevölkerung brachte. Leichter war die Aufgabe zweifellos in Arabien, wo das Volk sich frei entwickelt hat und nur in kleinen Teilen des Landes von den Beherrschern niedergehalten werden konnte.

Die West- und Südküste von Arabien umfassen die reichsten und wertvollsten Gebiete der Halbinsel, und nur so ist es zu erklären, daß schon vor vier Jahrhunderten einzelne Mächte Europas ein besonderes Interesse für diese fruchtbaren Landstriche bekundeten. Die Südküste ist überaus klippenreich und während vieler Monate im Jahre von den furchtbaren Stürmen des Monsun heimgesucht, so daß sich hier der Schiffahrt fast unüberwindliche Hindernisse entgegenstellen. Dieser Umstand sowie die ausgesprochen fremdenfeindliche Haltung der wilden und räuberischen Bevölkerung sind die Ursache, daß dort bis jetzt noch keine Macht festen Fuß fassen konnte und selbst England diesen Küstenstrich nur auf dem Papier und auf Landkarten sein eigen nennt. Anders verhält es sich mit der Westküste, die schon im grauen Altertum zur Zeit der Sabäer und Minäer eine große Rolle spielte. Bald nach der Entdeckung von Amerika — im Jahre 1513 — versuchten die Portugiesen den Jemen zu erobern, doch wurde die vom großen Albuquerque geleitete Expedition unter furchtbaren Verlusten zurückgeschlagen. Vierzig Jahre später erwarben sie ihn durch Tausch von dem damaligen Imam, doch schon ein halbes Jahrhundert später wurden sie von den Engländern verdrängt, die bald darauf den Türken Platz machen mußten. In den nun folgenden Freiheitskämpfen der im Hochgebirge lebenden Seïdisten konnten diese die Türken wieder an die Küste zurücktreiben, bis es endlich im Jahre 1871 dem jetzt noch lebenden Ghazi Mukhtar-Pascha gelang, Sanaa und damit auch die 2260 Meter hoch gelegene Hauptstadt des Jemen zu erobern und das ganze äußerst fruchtbare Gebiet dem türkischen Reiche einzuverleiben.

Die Zitadelle des Scheichs in Abu Thaby an der Piratenküste (Golf von Oman)

Der einzige interessante und wertvolle Punkt der Südküste befindet sich seit 1839 in Händen der Engländer und war die erste koloniale Erwerbung unter der Regierung der Königin Viktoria, die ihn selbst als eine der wichtigsten Besitzungen Englands im Indischen Ozean bezeichnete.

Aden liegt auf einer kleinen — etwa 195 Quadratkilometer messenden — Halbinsel, die nur durch eine schmale Zunge mit dem wüstenartigen Hinterland verbunden ist. Hafen und Stadt liegen äußerst romantisch teils am Fuß, teils im Krater eines erloschenen, zirka 500 Meter hohen Vulkans, dessen fast kohlschwarze vegetationslose Felswände die sengenden Strahlen der Tropensonne resorbieren und den Aufenthalt in diesem Ort zu einer wahren Höllenqual machen. Aber trotzdem hat die englische Regierung an den wichtigsten Punkten der Halbinsel sehr starke Befestigungen angelegt, die sie sowohl zur Land- als auch hauptsächlich zur Seeseite schützen, und in denen viele Tausende europäische sowie indische Soldaten infolge des dortigen unerträglichen Klimas im wahren Sinne des Wortes hart

Aus den Befestigungswerken in Aden

Innenhafen mit den Regierungsgebäuden in Aden

schmachten. Bezeichnend für die Vorgangsweise Englands bei der Erwerbung seiner Kolonien ist ein Bericht über das British Settlement of Aden, in dem der verstorbene Oberst F. M. Hunter die Veranlassung und die großen Erfolge der Strafexpedition gegen ein wehrloses Fischervolk amtlich niedergelegt hat und das hier auszugsweise als Beitrag zum Kapitel über die kulturelle Mission Englands in den Kolonien wiedergegeben werden soll. Gegen Ende des Jahres 1837 scheiterte an der Küste unweit von Aden ein kleines englisches Segelschiff, wobei dessen Besatzung teilweise zugrunde ging. Die Überlebenden brachten gemeinsam mit den Arabern die Ladung ans Land, wo sie die Beute redlich teilten. Als die Regierung in Bombay hiervon Kenntnis erhielt, wurde Kapitän Haines im Januar 1838 mit einem Kriegsschiff nach Aden geschickt, um in Form einer unverhältnismäßig hohen Schadenersatzsumme vom Sultan von Lahadj Genugtuung zu fordern. Da der angeforderte Betrag von der dortigen überaus armen Bevölkerung nicht zur Gänze aufgebracht und in Bombay erlegt werden konnte, beschuldigte der Gouverneur den Sultan des Treubruches und entsandte im Januar 1839 unter Major Baillies Kommando eine Strafexpedition, die aus den zwei Kriegsschiffen „Volage“ und „Cruizer“ mit insgesamt 48 Geschützen und 700 Mann Besatzung bestand. Die zum Schein eingeleiteten Verhandlungen wurden aber bald abgebrochen, worauf die unbefestigte Stadt zunächst beschossen und dann gestürmt wurde. Die englischen Verluste betrugen 15 Tote, die arabischen hingegen 450 Tote und Verwundete. Auf diese heldenmütige Weise gelangte England in den Besitz seines wichtigsten Flottenstützpunktes im Indischen Ozean. Der Sultan verschanzte sich in seiner 35 Kilometer nördlich gelegenen Hauptstadt Lahadj so gut er konnte, doch blieb er bis heutigen Tags ganz unbehelligt, da er trotz seiner innerlichen Rachegedanken Unterwürfigkeit heuchelt, was allerdings auch teilweise auf das Konto der wahrhaft fürstlichen englischen Geldzuwendungen gebucht werden kann.

Großbritannien besitzt, soweit es den Landkarten zu entnehmen ist, einen Strich Landes, der sich in einer Breite von etwa 100 Kilometer längs der Küste hinzieht und in nördlicher Richtung bis an den Fuß des dort stark ansteigenden Hochgebirges reicht. Das wüstenartige und daher dünn bevölkerte Gebiet beherbergt eine räuberische Bevölkerung, deren Stammeshäupter in englischem Solde stehen. Im Norden dieses Küstenstriches befindet sich die sogenannte neutrale Zone, ein strittiges Gebiet, welches offiziell weder zur englischen noch zur türkischen Einflußsphäre gehört, aber infolge der politischen Gesinnung der Bevölkerung eher der letzteren zuzuzählen ist. Mehr als sechzig Jahre war bereits der Küstenstrich nominell im Besitz der Engländer, und doch hatten sie zu keiner Zeit versucht, in das Hinterland einzudringen, bis man endlich im Jahre 1901 auf den zunehmenden Einfluß der Türkei an der Nordgrenze aufmerksam wurde. Sofort wurde in Bombay und Aden ein starkes Expeditionskorps ausgerüstet, welches sich unter dem Vorwand einer Grenzregulierung nach der neutralen Zone zu begeben und die dortige Bevölkerung für ihre türkenfreundliche Gesinnung zu bestrafen hatte. Der Sultan von Lahadj war durch seine Spione von der bevorstehenden Expedition unterrichtet worden und wollte die Gelegenheit benutzen, mit England eine alte Rechnung in Ordnung zu bringen. Die unmittelbare Nachbarschaft seiner Residenz mit Aden gestattete ihm allerdings nicht, am Feldzug aktiv teilzunehmen, aber er beeilte sich, die Stammeshäupter in der neutralen Zone sowie den Großscheich Mohammed Nasr und den Imam Jahia zu benachrichtigen und alle in seinem Besitz befindlichen Waffen der guten Sache zur Verfügung zu stellen. Mohammed Nasr residiert bereits auf türkischem Boden in Taiz und Ibb, die zusammen 25 000 Einwohner haben und die bedeutendsten Städte des südlichen Jemens sind. Imam Jahias Einfluß beginnt unmittelbar hinter Ibb und reicht im Norden etwa 200 Kilometer weit über Sanaa hinaus, so daß ihm im Bedarfsfall die gesamte Hochgebirgsbevölkerung zur Verfügung steht. Ohne besondere Vorkehrungen zu treffen, können diese beiden mächtigen Fürsten mit Leichtigkeit etwa 60 000 wohlbewaffnete Krieger um ihre Fahnen scharen, die in Friedenszeiten in den wichtigeren Städten des Landes verteilt sind. Damals wurden nur etwa 15 000 Mann nach der neutralen Zone

Kriegstanz der Agéla (der Krieger des Scheich's von El-Hofuf in der ostarabischen Wüste)

Stadtteil in Koweit

geschickt, die im Verein mit der dortigen Bevölkerung den ahnungslosen Engländern einen so furchtbaren Empfang bereiteten, daß das Expeditionskorps nahezu aufgerieben wurde. Seit dieser Niederlage hat kein englischer Soldat mehr den Boden der Stadtgrenze von Aden verlassen.

Europa hat von diesem Zusammenbruch des englischen Prestige in Arabien kaum etwas erfahren als die Amtsenthebung des stellvertretenden Residenten von Aden und eine kurze Nachricht über stattgefundene Kämpfe gelegentlich einer Grenzberichtigung im Norden; die zurückgekehrten Truppen wurden zur Verschwiegenheit verhalten und alle entstandenen Gerüchte wurden gewaltsam unterdrückt. Was aber England ohne Aufgebot von Armeen und Millionen Pfunden nicht unterdrücken konnte, ist die ihm feindliche Stimmung in ganz Arabien und die Zuversicht einer gänzlichen Vertreibung dieses verhaßten Eindringlings. Wohl ist Aden mit modernen Befestigungen versehen, die sich zwar hauptsächlich auf der Seeseite befinden und bei einem Landangriff nur zum geringsten Teil in Verwendung kommen könnten. Die Landzunge, die Aden mit dem Hinterlande verbindet, ist äußerst schmal und überdies durch eine ältere Festung geschützt, die zwar modernen Anforderungen nicht mehr entspricht, aber immerhin noch genügt, da die Araber über keine Belagerungsgeschütze verfügen. Nachdem jetzt die Türkei den „heiligen Krieg“ erklärt hat, erscheint Adens Lage fast verzweifelt, denn die Türken können zweifellos die gegen die schwach verteidigte Festung anstürmenen Araber in entsprechender Weise unterstützen. Dann ist Englands Stellung in Arabien eine äußerst prekäre; im Westen die Unmöglichkeit, den befestigten Hafen verlassen zu können, im Osten der Mangel eines Stützpunktes und der Waffenschmuggel nach Indien, der bei einem Volksaufstand die furchtbarsten Folgen zeitigen und damit auch die Weltmachtstellung Englands in Vorderasien beseitigen wird.

Wien und der Krieg

Von

Ernst Goth

Man muß nach Wien kommen, um so recht zu erkennen, wie wenig der Krieg das Leben und das Bild Berlins veränderte. Die Hauptstadt des verbündeten Nachbarreiches hat er härter und kräftiger angefaßt. In ihrem heiter lächelnden Antlitz sind tiefe Sorgenfurchen eingegraben, in ihren anmutigen Zügen ist oft ein befremdetes, fast erschrockenes Erstaunen über den Ernst und die Strenge der Zeit zu lesen. Zuversichtlich, hoffnungsvoll und begeistert ist man freilich auch hier nicht minder als in Berlin. Doch über alle Freude an der prachtvollen Haltung des Heeres, an den fortschreitenden Erfolgen, an der emsigen Hilfsarbeit, zu der sich alles drängt, legt sich lähmend und dämpfend als ein trüber Schatten die Trauer und die Zukunftssorge um Galizien. Der Jammer und die schwere Not, die der Feindeseinbruch dort nach sich zog, wird hier schwerer, drückender empfunden als die Schrecknisse der ostpreußischen Verwüstung in Berlin. Denn anders als dort treten einem hier die von diesem Jammer, dieser Not Betroffenen auf Schritt und Tritt entgegen. Ganz Wien ist von Flüchtlingen überschwemmt. In den Vorstadtstraßen begegnet man unausgesetzt den Ahasvergestalten langbärtiger polnischer Juden, die trüben Blickes durch die Stadt streichen, und in den großen, prunkvollen Straßenzügen um den Stefansdom drängen sich ihre reicheren Heimatgenossen, die den Kaftan bereits mit dem Bürgerrock vertauschten, ohne sich deshalb weniger abzusondern, schleppen ihre frühgealterten, behäbigen Frauen, ihre schwarzlockigen, verstörten Kinder durch Cafés und Restaurants und klagen jedem, der es hören will, laut und heftig gestikulierend ihre bange, ungewisse Lage. Keiner weiß, ob sein Haus noch steht, ob sein Warenlager nicht ausgeplündert ist, alle sind sie über Hals und Kopf südwärts geeilt, und wiewohl viele Geld genug zusammenraffen konnten, um der öffentlichen Wohltätigkeit zu entraten, muß doch jeder befürchten, in Wahrheit ein armer Mann geworden zu sein. Und tatsächlich sind diese bisher Wohlhabenden, die Häuser, Fabriken, Geschäfte zurücklassen mußten, schlimmer daran als die ganz Armen, die ihre hoffnungslose Dürftigkeit jetzt durch die Straßen Wiens tragen, wie sie sie einst durch die Straßen Lembergs oder Tarnopols trugen. Sie erhalten jetzt täglich 1 Krone 30 Heller, und das ist bei manchem mehr, als er zu Hause verdiente. Auch Speisehäuser öffnen sich ihnen, Asyle und Arbeitsvermittlungsstätten, private Mildtätigkeit jeglicher Art streckt ihnen die Hand entgegen, doch wie stets in solchen Fällen bleibt immer noch mehr zu tun übrig, als getan werden kann. Und deshalb ist Galizien, diese von Wien sonst wenig geliebte Provinz, nun das Schmerzenskind und die quälendste Sorge der Hauptstadt Österreichs.

*

Was aber dem Spaziergänger in Wien noch mehr und noch weit häufiger auffällt als die galizischen Flüchtlingsgestalten, das ist das viele Militär. Denn ohne die gewaltige Wehrmacht der Donaumonarchie zu unterschätzen, durfte man annehmen, daß bei der vielseitigen und schweren Inanspruchnahme des Heeres der russischen Übermacht und dem zähen serbischen Feind gegenüber — von der in Belgien stehenden schweren Artillerie nicht zu sprechen —, der größte Teil aller Kräfte in der Kampflinie stehen. Und nun kommt man nach Wien und glaubt sich in ein ungeheures Heerlager versetzt. Wohin man blickt, wohin man geht: Soldaten und wieder Soldaten.

Alle sind auch hier in Feldgrau gekleidet — ein Grau, das heller, mehr silberfarbener ist als das der deutschen Armee —, aber ihre Uniform unterscheidet sich auch sonst so sehr von der in Friedenszeit, daß selbst wer von Jugend her an den Anblick österreichischer Truppen gewöhnt ist, zuweilen in den Dienstgraden und Waffengattungen nicht recht Bescheid weiß. Vor allem ist das Bild des Offiziers verändert, denn sein charakteristisches Merkmal, die hohe, schwarze, goldbebortete Mütze, ist verschwunden und der grauen Feldkappe gewichen, die nun beim Infanteristen wie beim General die gleiche ist. Wie in Deutschland ist jetzt auf alle Eleganz und funkelnde Farbigkeit zugunsten bequemer Zweckmäßigkeit verzichtet, und die sichtliche Neuheit und solide Ausführung der Monturen und des Schuhwerks auch bei der Mannschaft läßt auf immer noch wohlgefüllte Magazine schließen. Diese Mannschaft, die nun alle Straßen überflutet, alle Bierlokale besetzt hält, ist ein prächtiges Studienobjekt für den Ethnographen. Sie verkörpert die ganze bunte Vielfältigkeit und Verschiedenheit der Menschen und Rassen dieses Landes, sie ist wie ein Auszug des Völkerkonglomerates, das die „österreichisch-ungarische Monarchie" heißt und aus dem sich dennoch ein Heer von solch ungeahnt herrlicher Einheit und Geschlossenheit schmieden ließ. Da sind helläugige, blonde Tiroler und Steirer, brünette, breitwangige Böhmen, sehnige schwarze Madjaren, Polen und Kroaten, Ruthenen und Schwabenabkömmlinge aus dem Banat, gebräunte Südländer von der Dalmatinerküste, Slowaken aus Oberungarn — ein babylonisches Sprachengewirr schlägt, wo immer man an ihnen vorbeigeht, ans Ohr und läßt flüchtig daran denken, daß es die Vorfahren dieser Krieger waren, die vor fast dreihundert Jahren das Söldnerheer des kaiserlichen Generalissimus Wallenstein bildeten... Merkwürdig groß ist auch die Zahl der Einjährigen, die man sieht und die heuer alle schon im August eingezogen wurden. Ihre neuen Uniformen sind nicht von der üblichen sonst wohl etwas unvorschriftsmäßigen Schneidigkeit, die man immer nachsichtig duldete, sondern sie sind jetzt ganz ernstzunehmende Soldaten, denen man ansieht, daß sie die gelben Streifen auf dem Ärmel — die „Intelligenzborten" — nicht als Freibrief auf leichteren Dienst, sondern als Verpflichtung zu höherer Leistung betrachten. Und daß man solche von ihnen erwartet, geht auch daraus hervor, daß sie alle nach sechs Monaten als Leutnants an die Front gehen. Doch im militärischen Bilde der Stadt fehlt auch das spaßige Element nicht völlig. Es wird von den ganz jungen, eben einberufenen Rekruten gestellt, die jetzt rasch die letzten Tage ihrer Zivilistenfreiheit in der Metropole verjubeln und die nach alter Dorfsitte den Filzhut über und über mit Silberähren, Goldflitter und Papierblumen besteckt haben und mit diesem abenteuerlichen indianischen Kopfschmuck sehr stolz, sehr vergnügt einhertollen.

*

Mehr als sonst hat man hier nun den Drang nach geselliger Aussprache, und die Cafés sind zu allen Stunden gefüllter als je. Und für den, dem österreichische Art schon etwas fremd wurde, ist es nun sehr interessant, zu beobachten, wie sich die Wiener in ihrer weichen, skeptischen, krittelnden Manier zum Kriege stellen und über den Krieg sprechen. Aus allem, was sie sagen, hört man eine freudige Überraschung darüber, daß „die Geschichte auch in Österreich so schön klappt". Alles ging wie am Schnürchen, draußen an der Front wie in den Etappenlinien und zu Hause in den Lazaretten. Die Feldpost ließ sogar weniger zu wünschen übrig als in Deutschland. Es war kaum zu fassen. Und die Leute, deren Patriotismus bisher mehr eine Liebe zur Heimatsscholle und eine tiefe Verehrung für den alten Kaiser war, sahen plötzlich, daß es doch noch ein starkes und sogar einiges Österreich geben kann, an das man glauben dürfe. Aber freilich — die alte, liebe Gewohnheit des Nörgelns und „Raunzens" war nicht so ohne weiteres abzulegen. Und so findet man unter diesen im Kaffeehaus hockenden „Heimkämpfern" immer noch solche, die sich mit merkwürdiger Zähigkeit in alle Nachrichten verbeißen, die sie über Unzulänglichkeiten und Unvollkommenheiten erhaschen, wie sie jeder Krieg mit sich bringt. Und wenn ihnen ein Verwundeter erzählt, daß seine Kompagnie, die in einem Bergwald lag, wohin der

Train nicht folgen konnte, drei Tage lang nichts zu essen hatte, so erklären sie, ganz selig, endlich wieder räsonieren zu dürfen: „Da habts es! Schlamperei! Ob so was in Deutschland möglich wär'!" Sie wollen es einfach nicht glauben, daß die „österreichische Schlamperei" im Heere niemals existierte. Sie ist ihnen zu lange ein Lebensbedürfnis, die unentbehrliche Basis und Voraussetzung ihres politischen Programmes gewesen, und sie wehren sich dagegen, nun auf einmal umlernen zu müssen. Ehe sie sich überzeugen lassen, klopfen sie lieber kopfschüttelnd an ihr Wasserglas und rufen: „Zahlen!" Worauf der Kellner erscheint und die Zeche auf einem Blättchen verrechnet, das rechts oben, als vorgedruckten ersten Posten, die Summe von drei Hellern aufweist, die mitaddiert werden. Mit diesem kleinen Betrag, der dem Roten Kreuz und dem Witwenfonds zugute kommt, wird jetzt in Wien jeder Kaffeehaus- und Gasthausgast lautlos besteuert. Man ahnt leicht, welch gewaltige Mittel auf diese mühelose, niemand belästigende Art aufgebracht werden. Sie darf in Deutschland zur Nachahmung empfohlen werden.

*

Völlig einig sind die Wiener jetzt nur, wenn das Lob Deutschlands, des deutschen Kaisers, des deutschen Heeres gesungen wird. Und es wird fleißig gesungen. Man kann sich in der Bewunderung Deutschlands, in der Freude über die Innigkeit des Bundesverhältnisses kaum genug tun. Und mit leiser Besorgtheit taucht manchmal die schüchterne Frage auf, ob Deutschland wohl trotz Lemberg und Czernowitz die Waffentaten Österreichs würdigt und gerecht einschätze. Wenn man die Zaghaften dann hierüber beruhigt — und man darf sie mit gutem Gewissen beruhigen —, wenn die deutschen Blätter rühmend und anerkennend der österreichischen Bravour gedenken, ist es fast rührend zu sehen, wie freudig und dankbar dies hier empfunden wird. Und besonders in allen Dingen der Kriegsfürsorge, bei all den Institutionen der Verwundetenpflege, des Bahnhofdienstes, des Spitalbetriebes, der Armenspeisung, so aufopfernd und tüchtig hier auch ungezählte Köpfe und Arme am Werke sind, gibt es immer nur eine Devise: „Macht es so wie in Deutschland!"

Aus dieser Stimmung heraus entstand die sehr bezeichnende Scherzfrage: „Weißt du aber, warum uns Deutschland doch beneiden darf? — Nein? — Um den Bundesgenossen."

Österreichischer Husar

Von

Leo Heller

Mein Roß und ich, wir g'hör'n zusamm'
Und sind ein feines Paar.
Mein Roß ist ein Paraderoß
Und ich bin ein Husar.

Das wissen nicht die Maderln nur,
Die's gut mit uns gemeint,
Das weiß auch einer, der uns kennt,
Das weiß halt auch der Feind.

Nur eins, das ist der Unterschied,
Wenn sie uns kommen sehn:
Der Feind reißt wie der Teixl aus,
Die Maderln bleiben stehn.

Auf Vorposten

Nach einer Originalzeichnung von Ernst Mundt

Vom Kriegsschauplatz unsrer Bundesgenossen

In Serbien

Von **Ernst Klein**, Sonderberichterstatter im k. k. Kriegspressequartier

Mitrowitz, 18. Nov.

Peterwardein! Hoch oben auf dem Felsen, um den sich die Donau ins syrmische Land hinunterwindet, liegt diese alte Feste, dieses Tor für die Monarchie, an dem so oft die vom Osten her andringenden Feinde sich die Köpfe blutig gerannt haben. Auch jetzt hielt sie wieder scharfe Wacht. Über die Save herüber brachen die Serben, wollten den Traum von Großserbien verwirklichen — — — nicht einmal bis an den Fuß der alten Bergfeste kam ihr Vorstoß. In Trümmer geschlagen, lief die serbische Timokdivision wieder über die Save zurück — — —

Ist ein altes Gemäuer, Peterwardein, und moderne Festungsbauer würden verächtlich die Nase über diese in-, über- und durcheinanderlaufenden Mauern, Gräben und Wälle rümpfen. Immer ist eine Festung in die andre hineingeschachtelt, und durch unzählige Tore muß man durch, ehe man auf die Spitze hinaufkommt. Weit geht von hier der Blick über das gottgesegnete Donauland — im Sonnenlicht funkeln die vergoldeten Turmspitzen von Neusatz, das die Ungarn Ujvidek nennen. Kriegerisch ist der Anblick nicht, ein Bild des Friedens lacht da herauf — die freundliche Stadt; die rauchenden Schlote der an ihrem Ufer ankernden Dampfer; die alte, schwerfällige Schiffsbrücke, die sich immer spalten muß, um die Schiffe durchzulassen — — —

Eine knappe Stunde von hier, Schnellzugsfahrt, liegt Belgrad — — —

— — — — — — — — — — — — —

Mitrowitz! Spät in der Nacht kommen wir an. Tappen uns in unsre Quartiere und verschlafen die Müdigkeit von der Eisenbahnfahrt. In der Früh laufen wir trotz des strömenden Regens auf die Gassen hinaus, denn hier ist der Krieg in seiner echten Gestalt durchgezogen. Drüben am andern, am serbischen Ufer der Save, stand serbische Artillerie und schoß in die Stadt hinein. Das Elektrizitätswerk wollten sie vernichten und schossen dafür das serbische Vereinshaus in Brand und zerfetzten den serbischen Dom. Auch sonst sieht man hier und da noch ein Haus, in das eine Granate hineinfuhr. Im großen und ganzen jedoch haben die serbischen Geschosse wenig Schaden angerichtet.

Aber dafür das serbische Ufer! Drüben steht, vielmehr stand Serbisch-Mitrowitz, eigentlich eine Vorstadt unsres Mitrowitz. Eine Floßbrücke verband sie im Frieden, und über sie hinüber ging ein reger Verkehr. Waren die beiden doch wie eine Stadt! Die Bewohner der einen kannten die der andern, viele waren miteinander verwandt. Und dann kam der Krieg, riß die alte Brücke weg, pflanzte Geschütze in die Straßen und sandte Tod und Verderben in die Häuser hüben und drüben. — Serbisch-Mitrowitz ist heute ein armseliger, von Mensch und Tier verlassener Trümmerhaufen — — —

Unsre Pioniere haben eine Pontonbrücke hinübergebaut, eine feste, starke Brücke, an der sie vierzehn Tage gearbeitet haben, und über die jetzt das schwerste Belagerungsgeschütz rollen kann. Schwer ist der Dienst an dieser Brücke, die wie ihre Schwester in Peterwardein für jedes passierende Schiff geöffnet werden muß. Unfreundlich ist der Tag, kalter Regen rieselt unaufhörlich nieder, und über eine halbe Stunde müssen wir fröstelnd warten, bis die braven Pioniere die schweren Pontons wieder an ihren Platz gekurbelt haben.

Dann halten wir unsern Einzug in Serbien!

Ein traurig Bild. Grad der Brücke gegenüber steht das serbische Zollhaus, in das vier österreichische Granaten hineingesaust sind und es zu einem traurigen Wrack gemacht haben. Auf der rechten Seite klafft von unten bis zum Dach

hinauf ein ungeheures Loch, in das bequem ein Automobiltrain hineinfahren könnte. In dem einzigen halb bewohnbaren Zimmer im Parterre hat sich ein Unterintendant des Etappenkommandos niedergelassen. Ein wackliges Bett, ein noch wackligerer Tisch und ein Stuhl mit drei Beinen bilden das glänzende Mobiliar dieses Luxusappartements.

Ein kleines Haus daneben ist merkwürdigerweise vom Kugelregen verschont geblieben. In ihm haben sich die Honveds einquartiert, die hier die Wache haben. Vor dem einen Fenster sind sogar noch weiße Vorhänge, und im Zimmer sieht man behaglich einen Ofen glühen. Aber dann weiter — weiter — — — kein Haus, das nicht verwüstet, zerschossen ist. Zerbrochene Fenster, hängende Türen — auf den Höfen meterhohe Misthaufen — — in einem Winkel, der früher wohl ein Garten war, blühen noch dunkelrote Astern — —

Überall sieht man die Spuren unsrer Soldaten, die in siegreicher Verfolgung des Feindes hier durchzogen. Auf den Haustoren sind mit Kreide die Nummern der Kompagnien und Züge geschrieben, die hier genächtigt haben. Auf dem Boden der fensterlosen Zimmer liegt noch das bißchen Stroh, auf dem die Leute ihre müden Glieder ausstreckten. Aber selbst in dieser trostlosen Öde ist ihnen der österreichische Humor nicht ausgegangen. Auf der einen Türe steht: „Hotel zur lausigen Gesellschaft." Auf der andern: „Alle Serben müssen Sterben." Wo sind die Tapferen jetzt? Weit drinnen im Feindesland, in Valjevo! Hoffentlich noch weiter, viel weiter.

An der Straße, außerhalb des Orts, sieht man noch die serbischen Schützengräben, tief in die Erde hineinreichend. Und davor Baumstumpf neben Baumstumpf — das Gehölz, das davor grünte, mußte fallen, um den freien Ausschuß zu ermöglichen. Abgehauene Äste, modernde Stämme liegen umher — überall das gleiche Bild trostloser Verwüstung.

Von einem Haus zum andern gehen wir — — tot, leer alles. Nur eine halbverhungerte Katze fährt aus einem Winkel heraus und flüchtet in das zerschossene Dach hinauf. Das Tier liebte sein Haus mehr als seinen Herrn; blieb im Gemäuer, während dieser floh — — —

Über die kotige Straße aber rollt Wagen um Wagen. Das sind die Verpflegstrains, die den Truppen die Nahrung nachführen. Und das ist das tröstende an diesem trostlosen Bilde.

Mitrowitz, 24. November.

Weit drinnen stehen heute unsre Truppen im serbischen Land, und so Gott will, werden sie, wie es ihr Führer, Feldzeugmeister Potiorek, in einem Armeebefehl angekündigt hat, um Weihnachten den Feldzug beenden. Wird aber niemand dem General und seinen Soldaten einen Vorwurf daraus machen, wenn sie das Datum nicht so ganz genau werden innehalten können. Der Krieg da unten ist einer der schwierigsten dieses ganzen Titanenkampfes; das Terrain ist schon von der Natur zur Verteidigung geschaffen, und der Serbe ist unter all dem Völkergemisch, das unsre und die deutschen Soldaten zu bekämpfen haben, zweifellos der tüchtigste und tapferste Gegner. Er hat zwei Kriege hinter sich, die er siegreich beendet hat und in denen er Erfahrungen sammelte, die unsre Truppen nicht in den Kampf mitbringen konnten. Wie er sie zu verwerten weiß, das hat er in der Mrčva und in der Parašnica bewiesen.

Die Mrčva ist das Tor Serbiens und die Parašnica das Tor der Mrčva. Wer sich nicht zuerst das eine und dann das andre öffnet, kann nie daran denken, Serbien zu erobern. Der Nordwestwinkel des Königreichs ist die Mrčva, ein Dreieck, dessen Schenkel die Save und die Drina bilden, während die Basis, etwa die Linie Schabatz—Lesnica, durch den etwa 700 Meter hohen Bergzug der Cer Planina geschützt ist, ein teils sumpfiges, teils waldiges Terrain, das wenig Ortschaften und fast gar keine Kommunikationen hat — die einzig nennenswerte Straße ist die von Serbisch-Mitrowitz am Saveufer nach Crnabara (zu deutsch schwarzer Sumpf) an der Drina führende Dammstraße. Diese ist zugleich ungefähr die Südgrenze der Parašnica, der Landzunge, die sich in den Mündungswinkel der Drina und der Save hineinschiebt. Der Verteidiger, der sich hier festsetzt, gut verschanzt und sich tapfer schlägt, ist schwer von hier herauszubringen. Einfach ihn hier sitzen lassen und südlich von ihm in das Herz des Landes vorstoßen, kann man nicht. Aus den Sümpfen der Parašnica könnte er immer wieder vorbrechen und die Verbindungslinien des im Süden operierenden Heeres mit dem

Mutterlande bedrohen, wenn nicht zerstören. Darum gab's für die Strategie Potioreks nur eins — erst Parašnica und Mrčva vom Feinde säubern, ehe er seine Hauptmacht auf Valjevo werfen konnte.

Aber die Serben haben es ihm nicht leicht gemacht. Aus der von der Natur so großartig zur Verteidigung prädestinierten Parašnica haben sie durch die geschickte Anlage von starken Stellungen eine fast uneinnehmbare Festung gemacht. Der ganzen Breite nach der Landzunge haben sie eine Schanze nach der andern gezogen, jede vortrefflich ausgebaut, jede durch Drahtverhaue geschützt, jede eine kleine Festung für sich, die auch für sich belagert und erobert sein wollte. Tatsächlich gelang es erst Anfang Oktober unsern Truppen, sich wenigstens an den Ufern der beiden Flüsse festzubeißen. Von hier haben sie dann einen regelrechten Festungskrieg gegen die Stellungen der Serben geführt, durch Sappen und Minen sich unterirdisch an sie herangewühlt, bis sie auf fünfzig, vierzig Schritt vor ihren Gewehrmündungen lagen. Die eine oder die andre Stellung wurde dann erstürmt, aber wenn wir glücklich in die erste und zweite Linie hineingebrochen waren, so erhoben sich dahinter die seit langer Hand vorbereitete dritte und vierte ... Vor den meisten Stellungen kamen wir überhaupt nicht dazu. Da mußten wir froh sein, wenn wir uns gegen die Serben behaupten konnten. Ihre Artillerie, die natürlich auf ihrem Grund und Boden jede Distanz kannte, machte unsern braven Soldaten das Leben herzlich sauer, zumal unsre Artillerie, die sich erst einschießen mußte, anfänglich nicht recht aufkommen konnte. Erst allmählich machte sie sich geltend, bis sie schließlich mit ihren furchtbar wirkenden Ekrasitgranaten der gegnerischen Artillerie Herr wurde, eine Batterie nach der andern zum Schweigen brachte und dann die serbische Infanterie mürbe klopfte, so daß diese unserm großen Angriff am 30. Oktober nicht mehr standhalten konnte. —

Auf dieser Dammstraße fuhren wir an einem trüben, naßkalten Novembermorgen von Serbisch-Mitrowitz nach Crnabara. Fuhren längs verwüsteter Felder, durch zerstörte, verlassene Ortschaften über diesen berühmt gewordenen Damm, den die Serben zu einem Festungswall von seinem Anfang bis zu seinem Ende gemacht haben. In ununterbrochener Reihe ziehen sich an ihr die Stellungen hin, in denen die Serben mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer unserm Angriffe Widerstand leisteten. Vortrefflich, mustergültig ausgebaut sind ihre Schützengräben mit Schießscharten aus festen Lehmziegeln und durch starke Bretter und Bohlen gegen die Füllkugeln der Schrapnelle gesichert. Für die Mannschaft ganz bequeme Unterstände und für die Offiziere besondere Gelasse. Wir hatten leider nicht immer Zeit, uns ebenfalls derlei Luxusappartements zu schaffen. Wir mußten uns im feindlichen Feuer eingraben, mußten mehr auf die Schnelligkeit als auf die Bequemlichkeit schauen. Mußten froh sein, wenn wir einen Graben ausschaufeln konnten, in dem die Leute halbwegs sicher waren. Wenn's nachher ging, stopfte man ein paar Handvoll Stroh hinein und war fertig.

Allerdings dort, wo wir Zeit hatten, da machten wir es uns ebenso bequem und — „mollig" wie der Gegner. Bauten uns solide Deckungen, gruben warme Erdhütten für Offiziere und Mannschaft. Installierten etwas weiter rückwärts eine Küche, die durch Laufgräben mit dem Schützenstand verbunden war, und während vorn die Maschinengewehre knatterten, die Gewehre krachten, brodelte rückwärts lustig die warme Suppe, kochten Fleisch und Geflügel. Sah ich doch in einer unsrer Stellungen in der Küche noch die Federn der Truthühner liegen, die da zum Besten der Soldaten ihr Leben lassen mußten.

Lag auch noch manches andre da, Zeitungen, angefangene, aber nicht fertiggeschriebene Briefe — und Granatsplitter, Schrapnellhülsen, ausgeschossene Patronen, zerschlagene Gewehrkolben. —

Und Gräber — Soldatengräber! Die Wanderung über die Parašnica ist eine Wanderung über ein großes Soldatengrab. Freund und Feind liegen da nebeneinander unter den kläglichen, kleinen, in Eile und Hast zusammengekratzten Hügeln. Armselige, aus Latten oder Ästen roh und schnell zurechtgezimmerte Kreuze schwanken in der losen Erde — trägt manches einen Namen, die meisten keinen. —

Hinter Ravnje beginnt die Parašnica, einst ein blühendes Land mit wallenden Maisfeldern, prächtigen alten Eichen und schönem dichtem Unterholz. Jetzt die Felder verwüstet, verbrannt; die Eichen ge-

knickt, zerbrochen; das Unterholz zerfetzt — der Boden jeden Zollbreit mit Blut gedüngt, mit Schrapnell- und Granatenresten übersät, durchwühlt von den Hunderten von in-, durch- und übereinander laufenden Gräben, Sappen, Brustwehren. Oft kennt man nicht auseinander, was serbisch, was österreichisch war. Mancher Schützengraben hat zwei Fronten, eine serbische, gut und sorgfältig ausgebaut, und auf der andern Seite eine österreichische, in aller Eile notdürftig zusammengekratzt. Erde, leere, von den Serben zurückgelassene Munitionsverschläge, Äste — was gerade bei der Hand war, mußte herhalten. An einer Stelle sah ich als Brustwehr den Schild eines serbischen Maschinengewehrs; an einer andern einen umgestülpten Kahn, den man von der Save heraufgeschleppt hatte.

Am erbittertsten tobte der Kampf an dem historischen Punkte, wo sich die Drina in die Save ergießt. Hier stoßen die drei Länder Bosnien, Slawonien und Serbien zusammen, und hier sind schon oft Heerscharen hinüber und herüber gezogen, Krieg und Brand zum Nachbar tragend. Jetzt haben unsre Pioniere eine solide Kriegsbrücke über die breit angeschwollene Drina gebaut, haben eine schöne, gute Straße nach Crnabara aufgedämmt, und die Eisenbahnkompagnie hat nach Serbisch-Rača eine Feldbahn errichtet. Rege Geschäftigkeit herrscht jetzt hier. Honveds, Landsturmsappeure und Arbeiterabteilungen sind dabei, die verwüsteten Felder von den Spuren des Kampfes zu säubern, weiter drinnen im Lande die Sümpfe trockenzulegen, die Straßen auszubessern und den langsam und scheu zurückkehrenden Einwohnern beim Wiederinstandsetzen ihrer Häuser zu helfen. Es ist ernsteste Kulturarbeit, die unsre Truppen hier leisten.

Aber vorher mußten sie die Blutarbeit vollenden. Und gerade in dem Mündungswinkel war das am schwersten — am allerschwersten. Hier kamen unsre Leute — die Dreiundsiebziger aus Deutschböhmen — gar nicht vorwärts. Seit Anfang Oktober lagen sie hart am Uferrand eingegraben und konnten nicht an die Serben heran. Bis am 26. Oktober die Siebenunddreißiger das zerschossene Ravnje erstürmten und sich gegen diese Stellung wendeten. Und bis endlich nach einem wütenden mehrtägigen Duell unsre Artillerie die serbische totgemacht hatte.

Da konnte für den 30. sieben Uhr früh der allgemeine Sturm festgesetzt werden. Das Zeichen für die ganze Front war die Sprengung einer großen Mine. Die Soldaten gruben sich Stufen in die Grabenwände, um schneller herauszukommen. Alles stand, das Gewehr in der Faust, auf seinem Posten.

Gegen Morgengrauen leitete unsre Artillerie den letzten Akt mit einer furchtbaren Kanonade ein, aber die Serben, bereits daran gewöhnt, verkrochen in sich ihre Erdhütten und vermuteten nichts Besonderes. Bei uns trinken sie rasch den Morgenkaffee, rauchen eine Zigarette, vielleicht die letzte — und warten — warten —

Sieben Uhr. Mit ungeheurem Krach fliegt, von einem blutjungen Sappeurleutnant angezündet, die Mine auf. Im selben Moment schweigen die Geschütze — einen Augenblick Totenstille — dann brechen die Dreiundsiebziger und links von ihnen die Elfer vor — mit Hurra und Hoch hinein in die von den Serben verteidigten Gräben.

Die sind so überrascht, daß sie gar keinen Widerstand leisten. Zwei serbische Offiziere werden beim Waschen und Rasieren gefangengenommen. Unsre Kolben und Bajonette wüten — haltlos fluten die Serben, die sich bis jetzt so tapfer geschlagen, zurück. Nur ihr Oberst will sie mit dem Revolver in der Faust halten, zum Stehen bringen — umsonst — der Schrecken ist in sie gefahren — peitscht sie in wilde Flucht.

Aber der Oberst stirbt als braver Soldat auf seinem Platz. Eine Handgranate schleudert er gegen unsre Leute, schießt seinen Revolver leer — dann ist er eine blutige, formlose Masse. Doch nach dem Kampf haben die Sieger den Helden geehrt. Aus den sechshundert Leichen, die sie im serbischen Graben fanden, suchten sie die seinige hervor und begruben sie abgesondert von den übrigen und stellten ihm ein sauber geschnitztes Kreuz zu Häupten. Drauf ist mit sorgfältiger, liebevoller Schrift geschrieben: Hier ruht ein tapferer serbischer Offizier, beerdigt von Soldaten des k. u. k. 73. Infanterieregiments.

So ehren brave Soldaten den tapferen Feind. Und damit sich selbst. —

Uns aber gehörte die Parašnica — aufgerissen war das Tor zu Mrčva — frei der Weg nach Serbien.

Die Kriegskasse

Einer wahren Begebenheit nacherzählt

Von

Peter Paul Schwenn

Als Leutnant Schaljakin um halb fünf Uhr morgens aufbrach, hatte er 45 Flaschen Sekt, 138 Schnäpse und 324 Importzigarren zu bezahlen. Das hatten sie in fünfeinhalb Stunden konsumiert: er, seine Kameraden und die übrigen Gäste des Wiener Cafés, die er allesamt eingeladen hatte.

Schaljakin warf unter den bewundernden Blicken der Zivilisten und den erstaunt fragenden Gesichtern seiner Kameraden einen Tausendrubelschein auf den Tisch, knüpfte den Säbelgurt fester, sagte „Morgen“ und verließ mit ziemlich festen Schritten das Lokal.

Ein paar Kameraden wollten ihn nach Hause begleiten. Er wehrte ab. „Geht schlafen, Kinder. Wir haben alle eine Stunde nötig.“

Er merkte, als er durch die Straßen schritt, daß er ziemlich nüchtern war. Kein Wunder. Er hatte am wenigsten von allen getrunken. Etwas ging ihm im Kopf herum. Jetzt, vorhin, die ganze Nacht. „Ob sie's wohl schon wissen? Ob sie's wohl schon wissen?“ Der Rhythmus dieser Worte hatte sich eigensinnig seinem Gehirn eingeprägt. Und während er sporenklirrend dahinschritt, hörte er im gleichmäßigen Takt seiner Tritte nichts als die Worte: „Ob sie's wohl schon wissen? Ob sie's wohl schon wissen?“ —

Als Leutnant Schaljakin sein Zimmer betrat, bemerkte er unter dem hohen samtnen Fenstervorhang zwei Paar Stiefel. Langschäftige Reiterstiefel. Er sah an sich herunter. Das einzige Paar Stiefel, das er besaß, glänzte dort unten an seinen Füßen. Also waren es fremde Stiefel, die dort standen. Und da ihm vernünftigerweise niemand zwei Paar Stiefel hinter die Portiere stellen würde, so kam er zu dem Schluß, daß die Eigentümer dieser Stiefel zurzeit drinstecken mußten. Als Verlängerung nach oben. Vorsichtig ging er auf die Portiere zu und schlug sie auseinander. Da standen der Hauptmann Sokolnikow und der Premierleutnant Konstantin.

„Morgen!“ sagte Schaljakin, nicht im geringsten erstaunt. „Was wollt ihr?“

Die beiden traten hinter der Portiere hervor. Der Hauptmann legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte langsam und feierlich: „Leutnant Schaljakin, Sie stehen im Verdacht, in dieser Nacht 103000 Rubel aus der Kriegskasse gestohlen zu haben. Leugnen ist zwecklos,“ wehrte er ab, als Schaljakin anfangen wollte zu reden, „wir wissen alles!“

„Ich denke ja gar nicht daran, zu leugnen,“ antwortete Schaljakin erstaunt.

„Ich bedaure,“ fuhr der Hauptmann fort, „den Befehl zu haben, Sie zu verhaften.“

Der Leutnant lächelte. „Befehl ist Befehl,“ sagte er ruhig. „Aber ich sehe keinen Grund, warum du auf einmal „Sie“ zu mir sagst, Dimitri.“

„Es ist uns natürlich selbst sehr peinlich,“ mischte sich Oberleutnant Konstantin ein. „Du wirst uns das glauben, Sergej. Wie konntest du nur!“

„Wo ist das Geld?“ fragte Hauptmann Sokolnikow.

„Hier.“ Schaljakin deutete mit der rechten Hand auf seine Brusttasche, unter der es dick hervorquoll. „Hier ist das Geld. Abzüglich tausend Rubel, die ich heute nacht drüben im Wiener Café verkneipt habe. Schade, daß ihr nicht dabei wart. Es war sehr fidel.“

„Du glaubst doch nicht im Ernst,“ unterbrach ihn der Hauptmann, „daß wir uns an dieser Kneiperei beteiligt hätten? Mit gestohlenem Gelde?“

„Bruder,“ lachte Schaljakin, „rede keinen Unsinn. Kommt mal her beide. Hier sind noch ein paar Importen. Da, steckt sie euch an. Und nun setzt euch mal daher.“

Die beiden nahmen zögernd die dargereichten Zigarren und knipsten sie ab. „Ihr könnt sie ruhig rauchen, es sind Henry Clays." Die beiden setzten sich aufs Bett und sahen zu Schaljakin auf, der vor ihnen stand wie ein Schulmeister vor seinen Schülern.

„Also, hört mal zu, Kinder," begann Leutnant Schaljakin. „Zu ändern ist ja die Geschichte nun nicht mehr. Also schön, ich habe das Geld genommen."

„Unglaublich," unterbrach ihn Oberleutnant Konstantin.

„Ihr wißt vielleicht, ich war gestern abend zur Audienz beim General. Der General wird einen Augenblick abgerufen, ich sehe mich neugierig im Zimmer um und ziehe die Schublade seines Sekretärs auf. Natürlich, ich hätte das nicht tun sollen. Aber, ich schwöre euch, ich dachte mir nichts Böses dabei. Es war eine Neugierde. Also, ich ziehe auf, und mein Blick fällt auf eine offene Kassette voll Tausendrubelscheine. Herrgott, denke ich, das schöne Geld! Wenn du das hättest! Wie wolltest du leben! Du — und deine Kameraden natürlich, versteht sich: Sokolnikow und Konstantin. Ich schwöre euch, mein erster Gedanke galt euch. Mir fährt es durch den Kopf: Wenn du dieses Geld nimmst und es für dich und deine Kameraden verwendest — ist das nicht das Richtige? Das eigentlich Beabsichtigte? Ich greife also hinein in den Haufen. Gleich darauf kommt der General zurück und verabschiedet mich freundlich."

Hauptmann Sokolnikow räusperte sich. „Der General nennt es eben Diebstahl," sagte er endlich.

„Natürlich," erwiderte Leutnant Schaljakin. „Weil er das Geld selbst behalten wollte. Ich habe ihm eben einen Strich durch die Rechnung gemacht. Das ist alles. „Nehmen wir einmal an," fuhr Schaljakin in belehrendem Tone fort, „ich hätte das Geld nicht genommen. Was wäre geschehen? Es wäre — im günstigsten Falle — in der Kriegskasse liegen geblieben. Um zehn Uhr heute vormittag ist Angriff. Was wetten wir? Es wird uns ergehen wie gestern dem vierten Armeekorps: um zwei Uhr sind wir in den Händen der Preußen. Alle gefangen; ich, ihr, der General, die Kriegskasse, alles. Und das schöne Geld fällt den Preußen zu. Was haben wir dann davon? Nichts. Ist es da nicht viel richtiger, Kinder, ich habe das Geld an mich genommen und es auf diese einfache Weise in Privatgeld verwandelt? Wenn wir persönlich zu Gefangenen gemacht werden — und daran zweifelt doch wohl keiner von uns —, so wird man das Geld als Privateigentum respektieren und es uns lassen. Ich kenne die Deutschen, ich weiß, sie tun es. Habe ich nicht recht, Kinder?"

„Das sind Sophistereien," sagte Oberleutnant Konstantin barsch. „Das Geld gehört nicht dir, nicht uns, nicht dem General. Es ist Eigentum des russischen Staates. Du hattest dich nicht daran zu vergreifen. Du warst nicht hungrig, auch diese Entschuldigung fällt daher fort. Du hast das Geld verpraßt. Wir handeln in der Ausführung der Justiz. Alles andre wird das Kriegsgericht entscheiden. Also, folge uns."

„Schaljakin hat nicht ganz unrecht," unterbrach ihn der Hauptmann. „Wenn man bedenkt: um zehn Uhr Angriff und heute nachmittag ist das ganze schöne Geld zum Teufel. Da ist es schon besser . . ."

„Das ist nicht unsre Sache," wehrte der Premier ab. „Wenn das Geld verloren ist, so ist es im Kampf verloren und nicht gestohlen."

„Du sprichst, wie du es verstehst," entgegnete der Hauptmann ärgerlich. „Du hast Schaljakin überhaupt nicht begriffen. Du bist ein reicher Mann und weißt nicht, wie Hunger tut."

„Ich habe Schaljakin sehr wohl begriffen," erwiderte Konstantin eifrig. „Und ich wüßte nicht, was es mit der Stillung des Hungers zu tun hat, wenn Schaljakin tausend Rubel in der ersten Nacht verkneipt. Was hat das Heer davon? Die Soldaten?"

„Die Soldaten?" wiederholte der Leutnant gedehnt und warf einen Blick in das Gesicht seines Vorgesetzten. „Habe ich denn schon Gelegenheit gehabt, das Geld zu verwenden? Du machst es mir ja unmöglich! Hast du gesehen, Konstantin, wie unsre Soldaten gestern die frische Wurstsendung aus Moskau jubelnd begrüßt haben? Wie die Wölfe sind sie über die Würste hergefallen. Und was war darin?"

„Lumpen," antwortete Hauptmann Sokolnikow finster.

„Und als sie sich nachher an die Konservenbüchsen machten? Du mußt es ja

wissen, denn zu dir sind sie gelaufen gekommen, Konstantin, mit den frisch geöffneten Konservenbüchsen. Was haben sie darin gefunden?"

„Sand," erwiderte Oberleutnant Konstantin.

„Und du hast kein Herz für diese armen Kerle, Konstantin? Du möchtest ihnen nicht zu essen kaufen, ihnen von dem Gelde abgeben, das in unsre Hände gefallen ist, und das uns und ihren gehört?"

„Du sprichst immer davon," sagte Oberleutnant Konstantin nach einer Pause mit unsicherer Stimme, „du wolltest das Geld mit uns teilen. Wo ist denn das Geld? Zeige es uns!"

Leutnant Schaljakin zog ein dickes Portefeuille aus der Brusttasche und entnahm ihm ein Bündel Banknoten, fächerte sie mit den Fingern auseinander wie ein Kartenspiel und warf sie auf den Tisch. „Hier ist das Geld. Zählt selbst nach. Es sind einhundertzwei Banknoten à tausend Rubel. Das macht auf jeden von uns vierunddreißigtausend Rubel. Wenn ihr vernünftig sein wollt."

„Und dann?" fragte der Oberleutnant scharf. „Und dann? Was soll werden? Was wird der General sagen?"

„Der General —" sagte Schaljakin nachdenklich, „der darf uns natürlich nicht wiedersehen."

„Wie stellst du dir das vor!" schrie Konstantin wütend. „Sollen wir auf und davon fliegen?"

„Laßt mich mal reden," sagte der Hauptmann. „Ich habe eine Idee. Die Straße hier vis-à-vis Schaljakoffs Wohnung läuft schnurgerade nach Westen. Direkt in das feindliche Lager. Wenn wir drei die Straße hinunterschlendern, immer weiter, so kommen wir schließlich an die feindlichen Vorposten, die uns prompt gefangen nehmen werden. Dann schicken sie uns nach Berlin. Dort werden wir umsonst verpflegt. Und wenn der Krieg aus ist, haben wir jeder dreißigtausend Rubel in der Tasche."

Der Oberleutnant schüttelte lächelnd den Kopf. „Du vergißt eines," sagte er. „Es ist nämlich noch etwas andres," wandte er sich an Schaljakin, „was wir dir noch nicht gesagt haben. Unten auf der Straße stehen zwanzig Soldaten, vor deinem Hause zehn und hinter deinem Hause zehn. Sie haben dich wohl hineingelassen, heraus kommst du aber nicht!"

„Zwanzig Soldaten!" sagte Schaljakin ein wenig verwirrt, „nun ... Bruder, diese Soldaten sind dir unterstellt. Wenn du als ihr Anführer ihnen einen Wink gibst, so werden sie nach Hause gehen."

„Und meinen Verrat dem General melden!" schrie Konstantin. „Und wenn die Flucht schief gehen sollte, dann bin ich verloren! Nein, das kannst du nicht verlangen! Also, komm mit!"

„Wenn das deine ganze Furcht ist," sagte Schaljakin lächelnd, „so weiß ich Rat. Wir nehmen die Soldaten einfach mit!"

Die beiden starrten ihn verblüfft an.

„Ja, ja," sagte er erklärend, „die Sache ist doch ganz einfach. Hier nehme ich einen Tausendrubelschein. Von meinem Teil — der eurige soll nicht angegriffen werden — den wechseln wir im Vorbeigehen drüben im Café ein. Das gibt für jeden der zwanzig Soldaten fünfzig Rubel. Und dann gehen wir mit ihnen nach Deutschland. Was meint ihr dazu?"

„Und der General?" fragte der Oberleutnant kleinlaut.

„Der General ... soweit ich ihn kenne, wird er bereits ähnliche Pläne im Kopfe haben ... ich denke, wir werden ihn heute nachmittag als Mitgefangenen begrüßen können. Und sollten wir Gelegenheit haben, einen Blick in seine Taschen zu werfen, so dürfte sich darin der Rest der Kriegskasse finden."

„Vielleicht," unterbrach ihn der Hauptmann, „wird er auch das Geld zuvor per Post an seine Frau schicken."

„Auch möglich. Ich jedenfalls bin der Meinung, daß das Geld unter preußischer Obhut sicherer ist als bei der russischen Post."

„Wenn ich also bitten darf ..." räusperte sich der Hauptmann und blickte sehnsüchtig auf den Tisch. Leutnant Schaljakin sprang dienstfertig hinzu und machte drei gleiche Banknotenhäufchen zurecht, die die drei einsteckten. „Und jetzt rufe deine Soldaten."

Und während der junge Tag graute, setzte sich der Trupp in Bewegung. Vorn die drei Offiziere, hinter ihnen in Reih und Glied die zwanzig Soldaten. Sie marschierten auf den Zehenspitzen, fast lautlos, in der Richtung nach Westen, zu den deutschen Feinden ...

1914. Von Ernst Zahn

Das ist das fürchterliche Jahr,
Da Menschenglück wie Glas zerschellt,
Da Berg und Wald und Flur und Mar
Vom Wutgeheul des Krieges gellt.
In ganze Völker fuhr der Sturm
Und peitscht im Grimm die Menschenflut,
Not schreit ins Land von Turm zu Turm,
Und jeder Tag brennt rot von Blut.

Das ist das wundersame Jahr,
Da Schmerz nicht weint und Leid nicht klagt.
Es trennt der Tod, was einig war.
Warum? Es ist kein Mund, der fragt.
Die Mutter gibt den letzten Sohn.
Was ihr der Sturm von dannen trug,
Nicht Braut, nicht Gattin spricht davon.
Die Heimat will's, das ist genug.

Es steht ein Berg im Abendschein,
Ob ihm erglimmt ein früher Stern.
Einmal wird wieder Friede sein,
Dann preist die Erde Gott den Herrn,
Und dann erzählt den Enkeln wohl
Manch Weib in schmerzgebleichtem Haar:
Das waren Tage schreckenvoll,
Das war das große, stumme Jahr.

Betender Senusse in der Wüste

(Zu dem nachfolgenden Artikel)

Die Senussi

Von

Felix Baumann

Die Islambewegung, vor allem die Erlassung eines heiligen Fetwas durch den obersten kirchlichen Würdenträger, den Scheich ul Islam, und die Verkündigung des „Dschihad", des Heiligen Krieges, seitens des Kalifen hat das allgemeine Interesse auch auf die zentralafrikanische Macht der Senussia gerichtet, jenen islamitischen Orden, der die heidnischen Neger für den Islam zu gewinnen sucht und eine große politische Bedeutung besitzt. Bereits während des türkisch-italienischen Konflikts in Tripolis wurde die nicht mit Unrecht als „afrikanische Gefahr" bezeichnete Senussia wiederholt genannt, aber die gefürchtete Mobilmachung der Senussi erfolgte nicht. Diesmal, wo es sich um Einigkeit und Einmütigkeit des Islams handelt, hat man sich jedoch in der „Oase des Sonnengottes", Siwa, zum Kampf unter der Adlerstandarte oder grünen Fahne gerüstet. In Stambul ist stets mit dem Einfluß der Senussia gerechnet worden, weil die Mönche dieser Bruderschaft, deren Kloster in der im Hinterland von Barka gelegenen Oase Dscharabub Zentralsitz und auch hohe Schule des Ordens war, sich das ganze Beduinenreich unterworfen haben. Die hohe Bedeutung, die das Bündnis der Türkei mit Deutschland und Österreich in den Augen der Beduinen gewinnen muß, beweist ihre Begeisterung für den „deutschen Sultan". Bereits vor sieben Jahren warteten die Beduinen auf den Ruf Kaiser Wilhelms und des damaligen Sultans. Bis in das Innere

Äthiopischer Senusse im Kriegsschmuck

der Wüste und in die entferntesten Oasen drang die Gärung aus Fez, Algier und Tunis sowie im Nilgebiete selbst. Ein alter Senussipriester in der Agube, der wußte, daß England, Frankreich und Rußland insgesamt über hundert Millionen Moslems gebieten, erklärte: „Warum hilft der Deutsche Kaiser dem Kalifen nicht, wenn er in Stambul die grüne Fahne des Propheten entfalten will? Werden dem Padischah doch nicht nur halb Afrika, sondern auch die Moslems von Indien, von Persien, Transkaukasien und Turkestan folgen. Wenn England energisch angegriffen wird, so reicht seine Macht nicht weiter als seine Schiffskanonen!" Der Gang der Ereignisse lehrt, daß sich die Prophezeiung des alten Senussipriesters bewahrheiten dürfte.

Ein Wüstensohn

Aus der Geschichte der Senussia geht hervor, daß sie eine mohammedanische Bruderschaft der Ordensregeln genau beobachtender Mönche ist. Sie führt ihren Namen nach ihrem Gründer, dem zwischen 1791 und 1803 in der am Ostrande des Golfes von Arzew gelegenen Hafenstadt Mostaganem geborenen mohammedanischen Erweckungsprediger Sidi Mohammed ben Ali es Senussi. In der kleinen Gasse Derb el Msoufa in der an maurischen Kunstdenkmälern reichen Stadt Tlemcen (Hauptwaffenplatz an der Westgrenze Algeriens) erhebt sich die Sidi-Senoussi-Moschee mit zierlichem fliesengeschmücktem Minarett, die dem im Jahre 1490 verstorbenen Heiligen Sidi Senoussi geweiht ist, nach dem der Gründer der Senussia benannt worden ist. Auf dem Wege von Tlemcen nach dem Bergdorf Sidi-Bou-Médine steht auch noch das halb verfallene Grab Sidi Senoussis.

Sidi Mohammed ben Ali studierte zuerst Theologie in Fez und durchzog dann Algerien, Tunis, Tripolis und Ägypten als Erweckungsprediger. Er gewann von vornherein viele Anhänger, trotz der Erklärungen der El-Azhar-Universität in Kairo, daß seine Lehren teilweise nicht orthodox wären. Sidi Mohammed ben Ali begab sich auch nach Mekka und gründete in der Nähe Abu Kobeis' sein erstes Kloster. In Mekka gewann er die Freundschaft und Unterstützung des Prinzen Mohammed Sherif, der im nächsten Jahre Herrscher von Wadai wurde, das damals eines der mächtigsten Reiche im mittleren Sudan war. Mit Hilfe Mohammed Sherifs und dessen Nachfolger konnten die Senussi später ihren Einfluß von den Küstenprovinzen Nordafrikas bis weit ins Innere geltend machen. — Der Erweckungsprediger verließ Mekka im Jahre 1843 und begab sich dann nach Barka, wo er in der Nähe Dernas das Zawia Baida („weiße Kloster") errichtete. Als jedoch die türkische Regierung auf den neuen Bruderbund aufmerksam wurde, verlegte Mohammed ben Ali es Senussi seinen Sitz nach der Oase Dscharabub, wo der Gründer der Senussia 1859 starb. Dscharabub blieb bis zum Jahre 1895 Sitz des Ordensmeisters. Von Dscharabub siedelte die Ordensleitung nach der Oase Kufra über, um jedoch 1902 sich endlich in der zwischen Kufra und der Hauptstadt

von Wadai, Abescher, gelegenen Oase Geru oder Karu niederzulassen.

War Mohammed ben Ali es Senussi der Gründer der Senussia, so kam ihr wirklicher Einfluß doch erst unter seinem Nachfolger, seinem Sohne Sidi Mohammed el Bedr zur Geltung, der als „Mahdi" eine große Rolle spielte und, obwohl am 30. Mai 1902 in Geru gestorben, für die Beduinen immer noch unter den Lebenden weilt. An seine „Existenz" knüpften sich die phantastischen Sagen. Er „erscheint" bald hier, bald dort, ja zuweilen an zwei Stellen zugleich. Unter des Mahdis Leitung gewann die Senussia eine große Ausdehnung in dem ganzen Osten Nordafrikas, besonders in der Wüste und in Wadai. Er errichtete sogar Klöster in Damaskus, Konstantinopel und Indien.

Als ihm in dem „falschen Propheten", dem Nubier Mohammed Ahmed, dessen Erhebung Gordons Tod in Khartum zur Folge hatte, ein gefährlicher Konkurrent erwuchs, und dieser ihm unter der Bedingung eines gemeinsamen Kampfes eins seiner „vier großen Kalifate" anbot, würdigte der Sohn des Gründers der Senussia den nubischen Betrüger gar keiner Antwort. Er erhob Protest gegen die Grausamkeiten des Talmi-Mahdi und gab zu verstehen, daß er trotz des Titels Mahdi niemals an dessen Ausübung gedacht habe. Wie überans vorsichtig Sidi Mohammed el Bedr in seinen Entschließungen war, bewies die Antwort an den Sultan von Borku. Der Sultan war aufgefordert worden, einem Bund zur Bekämpfung der Mahdisten beizutreten, die unter dem Nachfolger des „falschen Propheten", Abdullah Taashi, neue Einfälle unternahmen. Der Senussihäuptling erteilte dem Sultan den Bescheid, sich nicht in die Sudanangelegenheiten zu mischen, sondern nur im Falle eines Angriffs auf sein Reich zu den Waffen zu greifen. Der Sirdar Sir F. R. Wingate erklärte, diese Antwort gebe zu verstehen, daß die Senussi den falschen Vorspiegelungen Mohammed Ahmeds gänzlich fernständen.

Vom Pferd schießender Beduine

An der Spitze der Senussia steht heute der Neffe Sidi Mohammed el Bedrs, Ahmed Sherif, der seinen Sitz wieder in der Oase Kufra genommen hat. Die Rückkehr zu der einfachen Strenge des Islams, seine Forderung nach Enthaltsamkeit, das Verbot von Tabak, Kaffee, Tanz und Musik erleichtern den Sendlingen der Senussia ihre Eroberungen in der Wüste und in den Oasen. Die Senussi begannen in der Libyschen Wüste zuerst von dem damaligen Zentralsitz Dscharabub Missionare in alle Richtungen zu senden. Darauf gründeten sie kleine, mit einer Schule und einer Moschee verbundene Klöster, und legten auf die Gebiete des Dschebel Achdar sowie der alten Kyrenaika und der Marmaritza einen besonderen Wert. Auch die Oasen und größeren Wadis wurden wieder von ihnen in ihren Bereich gezogen, so daß im Norden, Westen und Osten die Beduinen, an den südlichen Rändern der großen Wüste auch die Neger gewonnen werden konnten. Die Zunahme des Pilgerverkehrs aus den Tschadsee-

ländern wird ebenfalls dem Einfluß der Senussia zugeschrieben. Es ist aber ganz gegen den Geist der Senussia, wie Falls in seinen Aufzeichnungen über seinen mehrjährigen Aufenthalt in der Libyschen Wüste mitteilt, dem Leben der Weißen, der Europäer, wo es nicht feindlich auftritt, nachzustreben.

Sir Wingate behauptete einmal, die Senussi würden nur dann aus ihrer Reserve treten, wenn sie den Zeitpunkt für gekommen erachteten. Dieser Augenblick ist jetzt gekommen, denn obwohl die Senussi bisher die Türkei als eine feindliche Macht betrachtet haben (weil angeblich die Türken wiederholt versuchten, die Senussia für sich und damit das Hinterland der Kyrenaika zu gewinnen), so hat sie der Heilige Krieg doch unter der Fahne des Propheten gefunden. Das beweist auch die Anwesenheit Mehemeds el Senussi, der Bruder des Senussi-Scheichs, Achmed Sherif, in Konstantinopel. Befindet sich doch ein vollständiges Arsenal moderner Waffen und Munition in der Oase Kufra, einem der Hauptsitze der Senussia. Ein Kriegslager inmitten der Sahara.

Die Hauptschule der Senussi hat in der Oase Dscharabub ihren Sitz. Nicht weit davon ist Siwa, die Jupiter-Ammons-Oase, gelegen, deren Apolloquell heute die Gärten der Senussi bewässert. Das „altchristliche Pompeji der Libyschen Wüste", um mit dem Forscher Kaufmann zu reden, zählt ungefähr 6000 Seelen, und ist wegen der Tempelruinen des Sonnengottestempels berühmt, dessen Orakel und Ruhm die Alten von Herodot bis in die Zeiten des Menasheiligtums verkündet haben. Der Titulargott des Tempels war der widderköpfige Ammon-Ra oder Jupiter Ammon, nach dessen Tempel die ganze Oase den Namen Ammonium führte. Weltberühmt war das Orakel, dessen Deutung die Priesterschaft, die das Götterbild auf einer goldenen Barke trug, aus ihrem Hinundherschwanken lasen.

Die Oase Siwa, die über 200 000 Dattelpalmen in sich birgt, erscheint aus der Ferne wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht. Endlose Palmenwälder mit blitzenden Seen liegen in der Tiefe. In weitem Rund fallen übermächtig erscheinende Felswände des libyschen Hochplateaus ab und gewähren in der Sonnenglut den Anblick ragender Alpenketten. Es ist das „hohe Gebirge des Westens", von dem die alten Tempeltexte erzählen, und das Tagereisen weit ausgedehnte Land der Oase ist das „Land der Palmenhainmänner", das Sachet-am der Ägypter.

Festungsartig erscheinen die Gebäude der Senussi in Siwa, das in den Liedern der Beduinen das eselreiche Land heißt, da andre Haustiere, selbst Kamele und Ochsen, bei der Dattelkost nur schwer gedeihen.

Rast einer Senussifamilie in einer Oase

Die Geschoßbahnen unsrer schweren Geschütze

Von
Professor A. Keller

Der gegenwärtige Krieg bietet mit seiner auf das äußerste getriebenen Ausbildung der modernsten Hilfsmittel der Technik nicht nur ein Schauspiel der höchsten Anspannung aller körperlichen und moralischen Kräfte der Völker, sondern auch die schärfste Probe auf ihre technische und wissenschaftliche Leistungsfähigkeit. Daß es sich dabei durchaus nicht nur um die Nutzbarmachung der neuesten Errungenschaften der Wissenschaft handelt, sondern auch ganz besonders auf einen weiteren Ausbau der längst bekannten Kriegsmaschinen ankommt, beweist am besten die von unsern Feinden anfangs für unmöglich erklärte Vervollkommnung unsrer neuesten Belagerungsgeschütze. Nichts in der Welt könnte deutlicher die gewaltigen Schwierigkeiten beleuchten, die bei der Erreichung derartiger Geschoßbahnen zu überwinden waren, als das ungläubige Staunen unsrer Feinde.

Die Bahn eines Geschosses ist zunächst abhängig von der Anfangsrichtung und der Anfangsgeschwindigkeit, mit der das Geschoß den Lauf des Geschützes verläßt. Sogleich nach dem Austritt aus der Mündung wird es durch die Schwerkraft der Erde aus der geradlinigen Bahn der verlängerten Seelenachse abgelenkt und würde, wenn man vom Luftwiderstand absehen könnte, genau eine unter dem Namen Parabel bekannte Bahn beschreiben (Fig. 1a), die man sich sehr anschaulich durch den Wasserstrahl aus einem Rasensprengschlauch darstellen kann. Wie man dort durch Erhöhung des Druckes einen rascher austretenden und weiter reichenden Strahl erhält, so kann die Flugbahn eines Geschosses durch Veränderung der treibenden Pulverladung modifiziert werden.

Bei bestimmter Ladung wird die größte Schußhöhe bei senkrecht gerichtetem Rohr erreicht, während man bei einem Neigungswinkel von 45 Grad die größte Schußweite erzielt (Fig. 2 A B). Bei jedem andern größern oder kleinern Winkel werden also die Geschosse näher liegende Punkte treffen, und ebenso wie man beim Gartensprengen ein nahes Beet entweder direkt mit dem Wasserstrahl bestreichen oder indirekt von oben her beregnen lassen kann, so kann jeder Punkt (D) innerhalb der Tragweite eines Geschützes entweder mit Flachfeuer direkt oder mit Steilfeuer von oben her indirekt beschossen werden.

Flach- und Steilfeuer sind aber in ihrer Wirkung völlig verschieden, und je nach den Umständen wird man bald dem einen, bald dem andern den Vorzug geben müssen. Ein direkt in eine tiefe Kolonne hineingefeuertes Geschoß kann auf seiner flachen oder „rasanten" Bahn eine ganze Reihe von Kämpfern gefährden (der „bestrichene Raum" ist größer) (Fig. 3), während ein aus der Höhe herabfallendes Steilfeuergeschoß nur einen Mann direkt treffen kann. Auch im Seegefecht, wo es sich um die Zerstörung der Seitenpanzer der feindlichen Schiffe handelt, sind Flachfeuergeschütze nötig; dort kommen Geschütze von gewaltigen Dimensionen zur Verwendung, die sich in der Feldschlacht wegen der Transportschwierigkeiten von selbst verbieten.

Im Festungskrieg dagegen wird es sich oft darum handeln, die hinter Wällen verborgenen oder auf Bergspitzen liegenden Werke zu treffen oder unterirdisch angelegte Gewölbe von oben her zu durchbrechen. Diese Aufgaben können nur die mit großer Wucht von oben herabstürzenden Steilfeuergeschosse erfüllen,

denn sie kommen dabei fast mit derselben Geschwindigkeit an, mit der sie den Lauf des Geschützes verlassen haben. Die zerstörende Kraft der Geschosse ist also nicht sehr viel geringer, als wenn sie aus einer direkt über den Werken hängenden Kanone heruntergeschleudert worden wären.

Fig. 1. Geschoßrichtung einer Kruppschen 24-Zentimeter-Kanone

A R Schußrichtung, d Elevationswinkel, A S B Parabel, A S' B' Geschoßbahn (ballistische Kurve), S S' Scheitelpunkte, h und h' Steighöhen, A B und A B' Wurfseiten

Die allmähliche Verringerung der Geschwindigkeit und der Wucht des Geschosses wird durch den Widerstand der Luft hervorgebracht. Eine Granate peitscht eine rasende Luftwoge vor und neben sich her, die imstande ist, einem Menschen, an dem die Kugel nahe vorbeifliegt, ohne sichtbare äußere Verletzung die Knochen im Leibe zu zerschmettern (wie dies unter anderm

Fig. 2. Darstellung eines Weit- und eines Steilschusses

A B größte Wurfweite (45°), A C D Flachschuß auf D, A C' D Steilschuß auf D

1832 bei der Belagerung von Antwerpen an einem Hauptmann beobachtet wurde). Die durch den Luftwiderstand bedingte Abweichung der Geschoßbahn von der Parabel ist namentlich bei den Flachfeuergeschossen ziemlich beträchtlich: der absteigende Ast der Kurve ist wegen der verlangsamten Vorwärtsbewegung steiler als der aufsteigende, und die Wurfweite ist geringer; auch erhebt sich das Geschoß nur zu geringer Höhe (Fig. 1 b). Eine 255 Kilogramm schwere Stahlgranate aus einer Kruppschen 24-Zentimeter-Kanone, welche das Rohr unter dem Winkel 45 Grad mit einer Geschwindigkeit von 640 Meter in der Sekunde verläßt, fliegt statt 41,7 Kilometer nur 20,2 Kilometer weit, wobei sie im höchsten Punkt statt 10 400 Meter nur 8500 Meter Höhe erreicht und statt 92,2 Sekunden nur 70,2 Sekunden unterwegs ist. Man verringert den Einfluß der Luftreibung durch Verkleinerung des Geschoßquerschnittes bei gleicher Geschoßmasse (Langgeschoß statt Kugel) und durch geeignete Spitzen. Der Widerstand der bei Granaten üblichen ogivalen Spitze ist nur halb so groß als bei halbkugeligem, und nur einviertelmal so groß als bei ebenem Abschluß des vorderen Geschoßendes.

Um ein Überschlagen des Geschosses („Querschläger") zu verhindern und die damit verbundene Verminderung der Treffsicherheit auszuschalten, erteilt man dem Langgeschoß durch die schraubenförmigen Züge des Laufes eine Drehung um die Längsachse, so daß es sich stets mit der Spitze nach vorn bewegt. Da dabei der Luftwiderstand auf der untern Seite des Geschosses etwas größer ist, wird es infolge der Drehung etwas nach der Seite abgelenkt, nach der die Drehung erfolgt. Außerdem erleiden alle Geschoßbahnen infolge der Erdrotation eine geringfügige Seitenablenkung, die auf der Nordhalbkugel nach rechts, auf der Südhalbkugel nach links gerichtet ist und mit der geographischen Breite zunimmt.

Fig. 3. Steilfeuer der Feldmörser und Haubitzen

h Höhe eines Soldaten (1,70), a bestrichener Raum bei Flachfeuer, b bestrichener Raum bei Steilfeuer

Die beiden zuletzt erwähnten Ablenkungen sind aber so geringfügig, daß sie durch geeignete Visiereinrichtungen behoben werden können.

In neuerer Zeit hat das Steilfeuer trotz des kleinern bestrichenen Raumes bei Anwendung geeigneter Explosionsgeschosse auch in der Feldschlacht eine stetig wachsende Bedeutung erlangt (Feldmörser und Haubitzen), weil es besser als bei Flachfeuer möglich ist, aus der Deckung hinter Bergzügen das Gefechtsfeld zu bestreichen. Unauffällig auf der Bergeshöhe aufgestellte Beobachter geben den Batterien durch Telephon die Zielanweisungen. Durch diese weitgehende Deckung der schweren Artillerie wird die für viele moderne Gefechte charakteristische „Leere des Schlachtfeldes" noch wesentlich erhöht.

Humor im Felde

Bruchstück aus einem belgischen Feldbrief

... kamen wir müde vom Marsch, aber doch fidel, in das belgische Städtchen — oder war's noch ein Dorf? — an der ... Es stellte sich heraus, daß drei unsrer Leute — wahrscheinlich hatten sie von dem verdammten Obst zu viel gegen den Durst gegessen — leicht erkrankt waren an — na, du kannst Dir's schon denken, was man von zu viel Pflaumen, die im Graben gelegen haben, bekommt. Der Stabsarzt meldet, und der Hauptmann bestimmt: „Drei Pullen Rotwein." — Woher, woher? — „Requirieren!" Schön. Unser Fähnrich — übrigens ein reizender Kerl — bekommt den Befehl: drei Pullen Rotspon requirieren! Die Häuser sahen nicht nach „Mouton Rothschild" aus. Also — zum Pfarrer, angetan mit seinem besten Französisch. Monsieur le curé zuckt die Achseln. Zu deutsch: „Nischt!" Fähnrich legt die Hand an den Helm: „Moi-même —" nämlich: er selber will nachsehen. Schön. — Der Pfarrer zeigt ihm die Kellertür und entfernt sich. Der Fähnrich steigt hinunter. Plötzlich wird's hinter ihm in dem hellen Eingang zum Keller auch finster. Er dreht sich um, die Hand am Revolver. Mausefalle, denkt er. Aber nein — es war die dicke Pfarrersköchin, deren umfangreiche Silhouette den Türrahmen füllt. Dialog! Französisch von ihrer Seite — von seiner: so gemischt, französisch und preußisch-berlinerisch. Sie: „Was machen Sie da unten, Monsieur Prussien?" — Er: „Ich requiriere drei Bouteillen." — Sie: „Das ist eine Frechheit." — Er: „Nein, das ist unser gutes Recht — (droit bon hat er gesagt), und außerdem Befehl vom Herrn Hauptmann!" — Darauf sie — Hände in der Seite — es wird ganz dunkel: „Comment? Moi, je suis le commandant de cette maison!" ... Unser Held hat aber die Flaschen doch geholt. Die eine schmeckte nach dem Proppen. Die beiden andern haben die „Pflaumenweichen" kuriert ... —

Mein Freund Fritz ... du kennst ihn ja, lieber Kerl, Plötz bis Untersekunda — hat sich ein Hühnerauge gelaufen. Er wünscht gegen gutes Geld „Hühneraugenringe" zu erstehen. Der belgische Pillen- und Pulvermann versteht kein Wort Deutsch. Oder der Kerl tut so. Na, also, Fritze zieht seinen Siegelring aus — nicht ohne Schwierigkeit, die Finger werden immer dick, und die Nägel! Es erscheint mir wie eine schöne Mythe, daß ich mich früher mal habe „manikuren" lassen — also, Fritz zieht den Ring ab und versinnbildlicht: „Ring"; dann hebt er das Pedal und deutet darauf: Fuß! Nischt. Der belgische Quacksalber stellt sich dumm — oder ist's. Also französisch! Kurzes Besinnen, dann sagt Fritze: „Attention, monsieur! Avez-vous ... avez-vous des — des yeux de Gockel?" ... Siehst du, so haben wir manchmal auch was zu lachen. Bloß die Belgier haben nischt zu lachen. Und das von Rechts wegen!

Fliehende Kosaken im Artilleriefeuer

Nach einem Gemälde von Professor Angelo Jank

Wie Käpp'n Fiedje Quast mit den Russen kämpfte

Von Paul Rosenhayn

Tjä," sagte Käpp'n Fiedje Quast, „denn nutzt das ja woll nichts. Denn geben Sie die 465000 Rubel man her, Herr Kommandant. Und denn fahr' ich mit dem nächsten Zuge über St. Petersburg nach Hamburg zurück." —

Der Dampfer „Christiane Kaiser" war das neueste und schönste Schiff der Reederei Jonny Kaiser & Co. in Hamburg. Vor zwei Jahren war die „Christiane Kaiser" bei Blohm & Voß vom Stapel gelaufen, und Fiedje Quast war stolz gewesen, als man ihm das schöne Schiff anvertraut hatte.

Zwei Reisen hatte er schon hinter sich. Zwei glückliche und einträgliche Reisen. Und am Topmast der „Christiane Kaiser" hatte die hamburgische Admiralitätsflagge mit den drei Türmen und den drei Sternen frei und stolz durch die Meere des Nordens geflattert. Das schöne, schlanke Schiff hatte ihm Freude gemacht. Bis jetzt. Jetzt war das auf einmal aus.

Schon im ganzen Bottnischen Meerbusen war ihm die Sache nicht geheuer vorgekommen. Er hatte während der ganzen Reise kein einziges ausfahrendes Schiff gesichtet. Drahtlose Telegraphie hatte er nicht an Bord. Und so hatte er keine Ahnung, daß sich die Dinge gewendet hatten und daß ein Krieg zwischen Rußland und Deutschland in Aussicht stand. Aber als er gestern morgen in den Hafen von Uleaborg eingefahren war, da war er stutzig geworden. Denn der Hafen war rechts und links von Torpedobooten flankiert Dann legte er sich vor Anker, und fünf Minuten später kletterte ein baumlanger Pristaw an Bord und erklärte dem erstaunten Kapitän, niemand dürfe das Schiff verlassen, bis der Kommandant von Uleaborg persönlich an Bord gekommen sei.

„Der Kommandant?" fragte Käpp'n Quast erstaunt. „Was will denn der von mir?"

„Das wirrd err Ihnen selberr saggen!" herrschte ihn der Pristaw an. „Gehorrchen Sie meinerr Orderr." Dann war er mit seinen Xbeinen wieder von Bord gewatschelt, nicht ohne gnädigst eine Flasche Hamburger Doppelkümmel akzeptiert zu haben.

Eine Stunde später meldete das schrille Läuten der Schiffsglocke die Barkasse des Kommandanten.

„Sind Sie derr Kapitän Frriedrich Quast aus Hamburrg?"

„Jawoll," sagte Fiedje Quast, „der bin ich."

„Kommen Sie. Ich habbe Ihnen mitzuteilen serr Wichtiges."

„Nanu!" brummte Käpp'n Quast und sah seinen Steuermann von der Seite an.

„Kommen Sie, kommen Sie, es ist serr eilig," drängte der Kommandant und verschwand mit ihm im Kartenhause. Hier eröffnete er dem erstaunt zurückfahrenden Kapitän, daß ein Krieg zwischen Rußland und Deutschland nahe bevorstehe und daß aus diesem Grunde der Dampfer „Christiane Kaiser" den Hafen von Uleaborg nicht wieder verlassen dürfe. Die russische Regierung habe beschlossen, das schöne

Schiff anzukaufen, weil sie es für kriegerische Zwecke benutzen wolle. Er möge seine Forderung stellen.

„Tjä," sagte Fiedje Quast, „ich glaube nich, daß meine Reederei das Schiff verkaufen tut."

„Wenn Ihrre Rreederrei das Schiff nicht verrkaufen will," erwiderte der Kommandant und grinste höhnisch, „dann nemmen wir es fort und Sie errhalten garr nichts. Also, telegraphieren Sie. Ich gebbe Ihnen vierrundzwanzig Stunden." Und Fiedje Quast telegraphierte.

„Äußerst 465 000 Rubel. Kaiser." Das war die Antwort.

„Das ist zu viel," hatte der Kommandant gesagt. „Telegraphieren Sie Ihrer Rreederrei nochmals. Wenn sie kein akzeptables Offerrt macht, so sprrengen wir den Dampfer in die Luft."

Fiedje Quast telegraphierte nochmals. Und die Antwort ließ an echt hamburgischer Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig:

„Nichts herunterlassen! Unsertwegen ganz Rußland in die Luft sprengen. Kaiser."

Käpp'n Quast las das Telegramm dreimal, nahm eine Droschke und fuhr zum zweitenmal zum Hause des Kommandanten.

Der Kommandant war merkwürdigerweise viel freundlicher als heute morgen und sagte schließlich: „Nun gutt. Sie sollen das Geld habben." (Kiek den Filou, dachte Fiedje Quast, der hat bloß handeln wollen!)

„Wünschen Sie einen Scheck oderr wünschen Sie barres Geld?"

„Bares Geld," antwortete Fiedje Quast freundlich.

„Kommen Sie mit." Und eine halbe Stunde später hatte Fiedje Quast 465 000 Rubel in der Tasche.

Jetzt saß Käpp'n Quast mit seinem Steuermann in einem Coupé erster Klasse des Zuges nach St. Petersburg. Hinten in der dritten Klasse fuhr die Besatzung und spielte Sechsundsechzig.

„Verdammte Ös," sagte Fiedje Quast und warf einen letzten Blick auf das Panorama von Uleaborg, das langsam zurückwich, „verdammte Ös!"

Und Hinrich Eggers nickte trübselig.

In St. Petersburg fuhr Käpp'n Quast zum deutschen Konsul, nachdem er die Mannschaft sofort weiterexpediert hatte. Fiedje Quast erzählte dem Konsul sein Erlebnis und fragte um Rat. Aber der wußte auch keinen. Oder vielmehr, er wußte nur einen Rat, nämlich: schleunigst nach Hause zu fahren. —

Der Zug nach Wirballen besaß eine Annehmlichkeit: er führte einen Speisewagen. Fiedje Quast sah ihn und machte ein vergnügtes Gesicht. Jetzt brauchte er nicht mehr den ganzen Tag mit Hinrich Eggers am Fenster zu sitzen und die vorübergleitenden Birkenstämme anzustarren! Jetzt konnten sie nach Herzenslust essen und trinken und sich damit die Zeit vertreiben! Zudem war es ein Speisewagen der Internationalen Speisewagengesellschaft. Das bedeutete: kultivierte Kellner, Leute, die Englisch, vielleicht sogar etwas Deutsch verstanden!

„Sieh mal, Hinrich," sagte Fiedje Quast, als sie beim dritten Glas Grog saßen, „sieh mal, jetzt kommt mir die Geschichte schon lange nicht mehr so schlimm vor! Ich möchte fast sagen, ich sehe die Dinge schon in einem rosigen Lichte. Denn, sieh mal, Hinrich: können wir was dafor? Nee, Hinrich, wir können nichts dafor! Also, was kann der Alte uns anhaben? Also prost, Hinrich!" Und an diesen Worten erkannte Hinrich Eggers, daß sein Käpp'n im Begriffe war, in die seligen Gefilde der Duhnheit hinüberzugleiten.

Je mehr sich der Zug der deutschen Grenze näherte, desto mehr wuchs bei den beiden Männern das Selbstvertrauen und die Hoffnung auf die Zukunft. Zumal niemand ihnen zu nahe getreten war, niemand an die Stelle geguckt hatte, hinter der bei Fiedje Quast das Geld schlummerte.

Noch etwas andres mochte zu dieser rosigen Stimmung beitragen. Im Zuge befand sich eine wunderschöne junge Dame. „Eigentlich viel zu schade für eine Russin, nich, Hinrich?" meinte Fiedje Quast und ließ den Blick wohlgefällig über die Vorüberschreitende gleiten. „Kuck mal, Hinrich, das blonde Haar und die blauen Augen! Wenn sie nich diese verdammte eingedrückte slawische Nase hätte, man könnte wahrhaftig denken, sie hätte in Hamburg auf dem Pinnas das Licht der Welt erblickt. Und Deutsch spricht sie auch; gestern hat sie auf deutsch zu dem Kellner gesagt: „Reservieren Sie mir morgen zum Diner, bitte, wieder diesen Eckplatz!" Übrigens hat der Esel den Platz ja nicht reserviert! Da sitzt ja der dicke Artillerieleutnant, der aus dem Abteil neben uns! Was sie nu wohl anfangen wird? Ich bin wirklich ge—spannt! Du — Hinrich — es ist gar nicht ausgeschlossen ..." Dabei sah er auf den leeren Platz, der an dem Tisch der beiden Seeleute gähnte.

Das Diner begann hinter Wilna. Die junge Dame durchschritt suchend den Mittelgang des Speisewagens, sah den Artillerieoffizier mit einem vernichtenden Blick an, kehrte um und wollte schon den Speisewagen wieder verlassen, als ihr Blick auf den leeren Stuhl neben Fiedje Quast fiel.

„Würrden Sie errlauben, mein Herr?" fragte sie mit liebenswürdigem Lächeln und sah Fiedje Quast mit einem Blick an — mit einem Blick, daß er sich geradezu in die Wolken gehoben fühlte.

„Aber natürlich," sagte er, „setzen Sie sich hier man hin, Fräulein. Ich gebe Ihnen meinen Fensterplatz."

„Aberr neijn," sagte die Dame.

„Aber natürlich," beharrte Fiedje Quast, „machen Sie man keine Ums—tände. Ich weiß, was sich schickt. Und überhaupt — wo Sie so schön Deutsch sprechen."

„Ja," sagte die Dame, „meijn Vatterr warr ein Deutscherr. Aberr meijne Mutter ist Rrussin. Ich bin in St. Petersburg aufgewachsen. Und Sie sind auch ein Deutscher?"

„Jawoll," antwortete Fiedje. „Ich bin ein Hamburger und bin Kapitän vom Reedereikontor Jonny Kaiser & Co."

„Übrigens," fuhr er fort, als die junge Dame seinen Begleiter fragend ansah, „dies ist Hinrich Eggers, mein erster Steuermann und mein Freund. Ein Blinklicht ist er ja gerade nich — nee, Hinrich, das bist du nich —, aber er ist ein guter Kerl. Sie können sich auf ihn verlassen. Das ist auch was wert."

„Oh, ich glaubbe woll," sagte die Dame, „ich libbe serr die Deutschen. Es sind serr gutte Leute."

„Ja," sagte Käpp'n Quast geschmeichelt, „und besonders die Hamburgers. Die sind noch eine ganz besondere Rasse."

In diesem Augenblick mischte sich der Kellner ins Gespräch, indem er das Menü auf den Tisch stellte. „Was wollen Sie?" herrschte ihn Käpp'n Quast an. „Waß nemmen Sie?" fragte der Kellner und zückte Bleistift und Block.

„Dreih din Näs!" antwortete Fiedje Quast stirnrunzelnd.

„Serr woll," antwortete der Kellner, machte eine Verbeugung und zog befriedigt ab.

„Haha," lachte Käpp'n Quast und sah ihm mit pfiffigem Lächeln nach. „Der Mensch hat keine Ahnung, daß ich ihn eben aufgezogen hab'! „Dreih din Näs" hab' ich zu ihm gesagt. Das bedeutet natürlich, meint er, „dreimal Mittagessen". Das ist schon richtig. Auf Hamburger Platt bedeutet es aber außerdem: Dreh deine Nase! Das hat der Schnösel natürlich nich vers—tanden! Hahaha!"

„Hahaha!" lachte die Dame, und auch Hinrich Eggers stimmte in das Gelächter über den Witz seines Käpp'ns ein. Und bald waren alle drei in ausgelassener Stimmung.

„Was trinken wir denn?" fragte Fiedje Quast. „Ich schlage vor: Pommery. Haben Sie Appetit?"

„Ah," sagte die Dame, „serr großen. Ich trrinke serr gerrn Champagnerr!"

„Na," sagte Fiedje und winkte dem Kellner, „denn bringen Sie mal eine Flasche Pommery und stellen Sie noch zwei kalt. Wir haben noch ziemlich lange bis zur deutschen Grenze."

Die Dame erwies sich als eine entzückende Gesellschafterin. Nicht nur, daß sie trinken konnte, wie nur Russinnen trinken können, sie konnte auch erzählen, es war einfach bewundernswürdig. Sie plauderte von allem Möglichen. Von den Pogromen in Odessa, von dem galanten Leben in den Petersburger Pensionaten, von den spiel- und trunksüchtigen Offizieren, von den weltbe—rühmten russischen Badeanstalten. Kurz, sie kannte alles und wußte über alles zu plaudern. Als aber die dritte Flasche Sekt zu Ende ging und Fiedje Quast die vierte bestellen wollte — da winkte sie ab. Nein, erklärte sie, das ginge nicht. Hier, vor allen Passagieren, öffentlich im Speisewagen geradezu eine Trinkorgie abhalten — das könne sie als Dame nicht riskieren.

„Nun," meinte Fiedje Quast, „da ließe sich vielleicht etwas tun. Wenn man vielleicht im Coupé der beiden Herren noch ein Gläschen trinken wolle ...?" Wo sie doch ein Coupé ganz allein hätten ...?" Hier stockte er und sah sie ein wenig verlegen an. Die Dame war aber ganz und gar nicht beleidigt. Im Gegenteil, sie klatschte fröhlich in die Hände. „Scharmant," rief sie, „scharmant! Geradezu eine geniale Idee!" Der Artillerieleutnant in der Ecke erhob sich ebenfalls. Er ging an dem Tische der Zechenden vorüber und warf einen langen Blick auf die Dame. Einen Augenblick hatte Fiedje Quast den Eindruck, als ob die Dame den Blick erwidere. Dann aber verwarf er den Gedanken sofort wieder. Das mußte wohl eine Täuschung gewesen sein! Und als wenn seine schöne Nachbarin seine Zweifel erraten hätte, sagte sie in wegwerfendem Ton, indem sie dem Offizier nachblickte:

„Ein abscheulicher Mensch!"

Da war Fiedje Quast beruhigt.

*

„Wissen Sie, Herr Kapitän," sagte die Dame und schenkte aus der fünften Flasche ein, „daß ich mich soforrt in Sie verlibbt habbe, als ich Sie zum errsten Male gesehen habe?"

„Wirklich?" fragte Fiedje Quast ganz selig.

„Wirklich! Es ist sozusagen Libbe auf den errsten Blick! Wirrrklich! Auf den errsten Blick! Ich sagte soforrt: derr oder keinerr!"

„Ja," sagte Fiedje Quast ein wenig verlegen und fühlte nach seinem Trauring in der rechten Westentasche, „ja, das soll es ja woll geben!"

„Aberr," sagte die Dame mit einem unendlich traurigen Blick aus ihren schwarzen Augen, „aberr Sie lieben mich nicht wieder. Sie sind so temperramentloß!"

„Oh, sagen Sie das nicht," wehrte Fiedje Quast ab und machte ein etwas unbeholfenes Gesicht, „ich liebe Sie schon. Sogar sehr. Und wenn Sie erlauben —" damit beugte er sich über sie und spitzte die Lippen.

„Biete serr," sagte die Dame, „miet Vergniggen." Und Fiedje Quast wischte sich zuerst sorgfältig den Mund ab und küßte seine Sitznachbarin dreimal langsam und feierlich. Und dann brach ein ungeheures Gelächter los, und das Ende vom Liede war eine neue Sektbestellung.

Auf einmal bemerkte Fiedje Quast etwas anderes, was ihn abermals stutzig machte.

Die Dame hatte soeben wieder mit ihm angestoßen und ihm dabei verliebt in die Augen gesehen. Zärtlich folgte Fiedje Quast mit einem lächelnden Seitenblick den Bewegungen seiner Nachbarin, als er zu seinem Erstaunen plötzlich gewahrte, daß sie den Inhalt des Sektglases mit einer blitzschnellen Bewegung in den Eiskübel goß. Dann wandte sie sich mit liebenswürdigem Lächeln wieder ihrem Trinkgenossen zu. Während dieser sich mit Erfolg bemühte, ein unbefangenes Gesicht zu machen, merkte er, wie in ihm, deutlich und greifbar, der Argwohn aufstieg. Ganz kühl wurde ihm plötzlich in der Herzgegend. Und da stellte er, zu seiner größten Befriedigung, noch ein andres fest: daß er nüchtern genug war, abzuwarten und zu beobachten. Die Dame hatte eine Hamburger Seemannskehle offenbar ein bißchen unterschätzt. Sie hielt ihn für betrunken. Mochte sie bei diesem Glauben bleiben. Um so leichter...

Er warf einen Blick auf seinen Steuermann. Aber der starrte unverwandt mit seinen hellblauen Augen wie verzückt auf die schöne Dame und hatte für seinen Käpp'n überhaupt kein Interesse.

Der Artillerieoffizier ging an ihrem Abteil vorüber. Er warf einen langen Blick in das Coupé. Fiedje Quast schielte von der Seite auf seine Nachbarin. Und was er sah, benahm ihm jeden Zweifel. Die Dame erwiderte den Blick.

Fiedje Quast füllte wieder die Gläser. Die drei stießen an und setzten die Gläser an den Mund. Ein schneller Blick zur Seite: der Inhalt des Sektglases schwappte in den Kübel.

Der Offizier kam zurück. Wieder ein Blick des Einverständnisses mit der Dame. Dann verschwand er.

Wie das wohl werden wird? dachte Fiedje Quast bei sich. Ein Komplott, kein Zweifel! Irgend etwas würde passieren, bald, jetzt, im nächsten Moment, ehe man die deutsche Grenze erreicht hatte. Unwillkürlich faßte er nach der Herzgegend: noch war der dicke Wulst da. Als er unvermittelt aufblickte, sah er, wie seine Nachbarin aus den Augenwinkeln seine Bewegungen beobachtet hatte.

„Wolkowyschky" stand auf dem Schild, an dem der Zug soeben sehr schnell vorüberraste. Die letzte Station vor der deutschen Grenze! Nach einer Weile kam der Schaffner. Er ging durch die Wagen, öffnete die Coupétüren und rief dann hinein:

„In zehn Minuten sind wir in Wirballen! Alles bereit zur Paßkontrolle!" Im nächsten Augenblick ging in den Zügen der Dame eine Veränderung vor. Das liebenswürdige Lächeln war mit einem Schlage verschwunden. Die schwarzen Augen waren zusammengekniffen, ein hämischer Zug erschien um ihre Mundwinkel. Sie stand plötzlich auf, schloß die Coupétür und stellte sich davor. Es sah aus, als ob sie den Ausgang versperren wollte. Mit einem Blick sah der Kapitän, daß sie vollkommen nüchtern war.

„So," sagte die Dame in einem so völlig veränderten Tonfall, daß sogar Hinrich Eggers auffuhr und sie mit offenem Munde ansah, „so, Herr Kapitän, jetzt habe ich etwas mit Ihnen zu reden. In acht Minuten sind wir in Wirballen. Ich weiß, daß Sie eine große Summe Geldes bei sich führen. Ich glaube, ungefähr eine halbe Million Rubel. Ich fordere Sie hierdurch auf, mir dieses Geld zu geben. Wenn Sie es nicht tun, so lasse ich Sie in acht Minuten in Wirballen als deutschen Spion verhaften."

„Nanu," sagte Fiedje Quast verblüfft, „wie wollen Sie denn das eigentlich machen?"

„Lassen Sie das meine Sorge sein, Herr Kapitän," versetzte die Dame. „Seien Sie überzeugt, es ist für mich eine Kleinigkeit. Es kostet mich ein Wort, und Sie sind verhaftet und kommen nach Sibirien. Sie und Ihr Freund. Also, wählen Sie: Geld oder Freiheit!"

„Ja," sagte Fiedje Quast und sah seinen Steuermann fragend an, der die ganze Geschichte augenscheinlich noch immer nicht verstand. „Was meinst du denn, Hinrich?" Der blickte seinen Käpp'n an und schüttelte bloß stumm den Kopf.

„Sie sehen," sagte Fiedje Quast zu seiner Coupégenossin, „Sie sehen, mein Steuermann ist noch nicht ganz im Bilde. Er hat die Geschichte noch immer nicht recht begriffen. Also, wollen Sie mir einen Gefallen tun? Gehen Sie einen Augenblick hinaus. Ich möchte mir die Sache mit meinem Steuermann besprechen. Wenn wir in Wirballen einfahren, kommen Sie wieder herein."

„Gut," sagte die Dame. „Ich werde am Ausgang des Wagens warten. Aber machen Sie sich von vornherein keine Hoffnung, Sie kommen nicht aus Rußland heraus. Sie werden ohne Gnade verhaftet, wenn Sie nicht das Geld in acht Minuten abgeliefert haben."

„Oh," sagte Fiedje Quast, „wenn Sie das sagen, wird es schon so sein. Hier in Rußland ist ja alles möglich. Kommen Sie also, bitte, in acht Minuten — jetzt sind es übrigens bloß noch sechs Minuten — wieder herein."

Die Dame ging hinaus, und die beiden Männer blieben allein.

„Was sagst du bloß dazu, Hinrich?" sagte Kapitän Quast nach einer Pause stummen Nachdenkens, „da sind wir in eine schöne Patsche geraten! Na, wir wollen mal sehen, ob wir Hamburger Jungs nich noch ebenso slau sind wie diese verdammten Russen! Wir wollen doch mal sehen!"

Der Zug lief langsam in die Grenzstation Wirballen ein. Und als ob es darauf abgesehen wäre, Fiedje Quast und seinem Begleiter einen Vorgeschmack von russischer Polizei und von Sibirien zu geben: der Zug fuhr in ein Spalier von Kosaken ein, die sämtlich die geladenen Gewehre schußbereit in der Hand hielten.

„Siehst du," sagte Fiedje Quast, „da stehen sie schon, um uns nach Sibirien zu bringen."

Der Zug stand mit einem Ruck still. In diesem Moment trat die Dame ins Coupé. „Also," sagte sie und sah Fiedje Quast mit zusammengekniffenen Augen an, „entscheiden Sie sich."

In diesem Augenblick geschah etwas Unerwartetes. Mit einem einzigen Griff — einem Seemannsgriff — hatte Fiedje Quast die Dame bei der Kehle gepackt. Dann beugte er sich zum Fenster hinaus und rief, daß es durch den ganzen Bahnhof schallte:

„Eine Nihilistin! Eine deutsche Nihilistin!"

Die Wirkung dieser Worte war eine ungeheure. Im Nu hatte sich die Kosakenabteilung vor dem Fenster des Abteils versammelt. „Was sagen Sie?" fragte der Kosakenhetman mit vor Aufregung zitternder Stimme.

„Ich sage, eine Nihilistin!" wiederholte Fiedje Quast. „Kommen Sie man herein. Sie machen einen guten Fang."

Im nächsten Augenblick stürzte der Hetman mit sechs Kosaken in den Wagen. Schon wollte ihm die Dame zuvorkommen, aber Fiedje Quast packte sie noch fester und rief:

„Nehmen Sie sie fest! Nehmen Sie sie fest! Sie ist beauftragt, ganz Rußland in die Luft zu sprengen!"

„Wassss?" schrie der Hetman und prallte zurück.

„Jawoll," wiederholte Fiedje Quast. „Sie hat mir selbst das Telegramm gezeigt. Machen Sie mal ihre Handtasche auf."

Der Hetman packte die Handtasche, die im Gepäcknetz lag, riß sie auf und erblickte ein Telegrammformular, das er, zitternd vor Wut, entfaltete. Darin stand deutlich:

„Nichts herunterlassen! Unsertwegen ganz Rußland in die Luft sprengen! Kaiser."

„Das bedeutet ...?" fragte der Kosakenhetman außer sich vor Zorn und sah die Verbrecherin atemlos an.

„Das bedeutet," antwortete statt ihrer Fiedje Quast, „die Dame hat Auftrag, ganz Rußland in die Luft zu sprengen."

„Ha," sagte der Hetman. „Und wer ist Kaiser?"

„Natürlich der Deutsche Kaiser," erläuterte Fiedje Quast. „Verstehen Sie nicht, Herr Hauptmann? Es ist ein Auftrag des Deutschen Kaisers an diese Dame."

Der Hetman stieß einen Wutschrei aus. „Und was bedeutet: Nichts herunterlassen?"

„Das bezieht sich jedenfalls auf die Zeppeline," sagte Fiedje Quast mit unerschütterlicher Ruhe. „Sie sollen vorläufig nicht heruntergelassen werden, sondern oben in der Luft bleiben!"

„Ah," machte der Hetman. „Zehn Jahre Katorga sind Ihnen sicher! ... Übrigens ist die Adresse des Telegramms abgerissen."

„Ja," sagte Fiedje Quast, „das hat sie vorhin getan. Wir sollten ihren Namen nicht erfahren."

„Kappirre, kappirre. Mein Herr, ich danke Ihnen. Sie sind ein Errenmann."

„Oh, bitte," wehrte Fiedje Quast ab.

„Und Sie," wandte sich der Hetman an die Dame, die alle Protestversuche längst aufgegeben hatte, „Sie werden mit dem nächsten Gefangenenzug nach Moskau transportiert. Vorläufig da hinein!" Und er gab den Kosaken einen Wink, sie abzuführen.

„Ich danke," sagte der Kosakenhetman abwehrend, als ihm Fiedje Quast seinen Paß zeigen wollte. „Sie habben das rrussische Rreich gerrettet. Sie und Ihr Frreund. Ich werrde die Erre habben, Sie persönlich an den deutschen Zug zu geleiten."

Und zwischen dem Spalier der frontmachenden Kosaken hindurch schritten Fiedje Quast, Hinrich Eggers und der Kosakenhetman, der die Herren höchstpersönlich an ihren Zug brachte und sich mit einer höflichen Verbeugung verabschiedete.

„Na, was sagst du nu?" fragte Fiedje Quast seinen Steuermann, als der Zug sich in Bewegung setzte. „Auf den Gedanken wärst du woll nich gekommen, dem Weibsbild das Telegramm von Jonny Kaiser in die Handtasche zu praktizieren?"

„Nee," sagte Hinrich. „Abers was mich ei'ndlich wundert, Käpp'n, daß dir der Hauptmann von die Kosaken so ohne weiteres geglaubt hat."

„Du hast eben deine Augen nie an der richtigen Stelle, Hinrich," tadelte Fiedje Quast, „denn sonst hättest du gesehen, daß ich mit der rechten Hand der Deern den Hals zugehalten und mit der linken dem Hetman einen Hundertrubelschein hingehalten hab'! ... Ich denk, hundert Rubel ist die Freiheit schon wert ... Hinrich, Hinrich, was wohl Jonny Kaiser sagen wird!"

„Tjä," sagte Hinrich Eggers.

Das Kukri der Gurkhas, das gefürchtete Messer der indischen Truppen, die in Nordbelgien gegen uns kämpfen. Das Messer dient diesen indischen Bergsoldaten (Nepalesen) durch geschicktes Werfen zum Erschlagen ihrer Feinde, auch zum Töten der Schlachttiere, da diese Rasse nach ihrer Religion nur Tiere zur Nahrung verwenden darf, denen der Kopf mit dem Kukri vom Halse getrennt worden ist

Seltsame Waffen aus Feindesland

Von

Generaloberarzt Dr. Brettner

Gewehrgeschosse, Schrapnelle und Granaten, Bajonette, Säbel und Lanzen genügen unsren Feinden nicht mehr, um uns in offener Feldschlacht mit kriegerischer Ehrlichkeit zu bekämpfen. Man greift zu Mordgeräten, die sonst nur von lichtscheuem Gesindel oder im Kampfe gegen Tiere der Wildnis geführt werden.

Gewehrstöcke oder Stockgewehre sind auch im friedliebenden Deutschland bekannt und finden sich in verschiedenartiger Anfertigung im Kriminalmuseum des Königlichen Polizeipräsidiums in Berlin, nachdem sie vorher Wilddieben und Verbrechern auf der Streife und auf der Walze heimtückische Dienste geleistet haben. Obschon sie als moderne Waffe minderwertig sind, können sie doch in der Hand des Franktireurs zum meuchlerischen Werkzeug werden, da sie, von äußerlich ehrsamen Bürgern und Bauern getragen, als harmlose Spazierstöcke erscheinen.

Über die Auffindung eines Gewehrstockes am 16. September 1914 auf einem Gefechtsfeld im nördlichen Frankreich erzählt ein Wehrmann in schlichter Weise: „Ich erhielt in der Schützenlinie einen Gewehrschuß ins linke Handgelenk, ging in einen Wald zurück und machte mir den ersten Verband, indem ich das Seitengewehr als Schiene benutzte. Wohl eine Stunde blieb ich liegen. Als ich mich erheben wollte, um nach Kameraden auszuschauen, fühlte ich beim Aufstützen etwas Kaltes; als ich näher zusah, fand ich einen Stock aus Metall. Ich hörte dann hinter mir etwas rascheln: es war ein Zuave, der mich im Sitzen mit dem Gewehrkolben niederschlagen wollte. Ich parierte mit dem Stock und verletzte beim

Zustoßen dem Zuaven das Auge. Dadurch gewann ich Zeit zum Aufstehen. Wir schlugen uns eine ganze Weile herum, bis eine deutsche Reserve-Schützenlinie erschien und der Zuave durch einen Schuß fiel. Ein Auto nahm mich auf. Der Oberarzt meinte, ich sollte den unnützen Spazierstock fortwerfen, ich behielt ihn aber, und erst im Lazarett Chauny wurde festgestellt, daß ich ein Stockgewehr gefunden hatte. Der Stock, welcher zu unserm Verderben dienen sollte, war mein Lebensretter geworden; ohne seine Hilfe hätte ich mich nicht verteidigen können, da ich das Seitengewehr zum Verband benutzt hatte."

Der Gewehrstock erscheint äußerlich als ein eleganter, schwarzer Spazierstock mit vernickeltem Griff, dessen Schaft mit einem breiten Ring verziert ist. Er wiegt 510 Gramm und hat eine Gesamtlänge von 82 Zentimeter; der schwarz lackierte Teil ist 67 Zentimeter lang und besteht aus einem Stahlrohr, welches abgeschraubt werden kann. Das Rohr ist innen glatt, ohne Züge und zeigt längs verlaufende Schrammen. Bei der Handhabung wird eine Patrone eingesetzt und der Griff angeschraubt; der 3 Zentimeter breite Ring am Schaft des Griffes wird gegen den Druck einer Feder zurückgezogen und durch Drehung nach links festgestellt. Das Gewehr ist gespannt und kann unauffällig als Spazierstock getragen werden. Durch eine leichte Drehung des Ringes nach rechts wird abgeschossen.

Eine andre Waffe zum Nahkampf ist von den Engländern eingeführt und wird auch von Offizieren getragen. Wie die Abbildung zeigt, handelt es sich um ein gefährliches Werkzeug in der Hand eines Meuchelmörders. Es ist ein Sportmesser für Segler, welches einen Dorn zum Lösen der Knoten trägt. Während bei den in Deutschland gebräuchlichen Messern ein kurzer Dorn zu diesem Zwecke genügt, hat sich der englische Dorn zum Dolch ausgewachsen. Das

Das berüchtigte Dolchmesser der schottischen Hochländer

Der Gewehrstock der belgischen Franktireurs

geschlossene Taschenmesser ist 12 Zentimeter lang, hat 10 Zentimeter Umfang, wiegt 225 Gramm und ist mit einem beweglichen Bügel zum Aufhängen versehen. An der einen Seite trägt es eine 1,5 Zentimeter breite, starke Klinge und einen 4 Zentimeter langen Öffner für Konservenbüchsen; an der andern Seite einen 10 Zentimeter langen, 8 Millimeter dicken, runden, leicht gekrümmten dolchartigen Dorn. Der geriefelte Griff liegt bequem und fest in der Hand. Das Instrument erscheint als wuchtige Stoßwaffe, die nicht nur geeignet ist zum tiefen Stoß in Brust und Bauch, sondern auch zur Durchbohrung des Schädels.

Dem englischen Dolch schließt sich in würdiger Weise auch die Sprengbombe an, die von den Mannschaften des serbischen Heeres im Kampfe benutzt wird. — Princip warf eine derartige Bombe auf den Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin. — Die Bombe, die in der Tasche versteckt getragen werden kann, besteht aus einer geschlossenen Stahlflasche. Wahrscheinlich stößt beim Auffallen derselben ein Schlagbolzen in die Zündmasse, die das Dynamit dann zur Sprengung treibt.

Unter den Waffen des Feldkrieges erscheinen zum erstenmal, auch auf unserer Seite, 3 bis 12 Kilogramm schwere Fliegerbomben, deren Erfolge bekannt sind. — Selbst deutsche Luftschiffhallen hatten Angriffe zu erleiden. In Düsseldorf wurde eine Ballonhülle in Brand geschossen, in Friedrichshafen wurden am 21. November von englischen Fliegern ein Mann getötet und zwei Frauen schwer verwundet durch Bomben, welche die Zeppelinwerft vernichten sollten.

Französische Fliegerpfeile

Der Gewehrstock, gespannt

Die Fliegerpfeile in die Reihe der Waffen einzuführen, war aber den Franzosen vorbe-

halten. — Im vorigen Jahrhundert sang Schiller:

„Mit dem Pfeil, dem Bogen,
Durch Gebirg und Tal
Kommt der Schütz gezogen,
Früh beim Morgenstrahl.“

Heute treibt nicht mehr die schnellende Sehne der Armbrust den Pfeil im Bogen durch die Luft, sondern die eigene Schwere macht das aus dem Flugzeug durch die Lüfte niedersinkende Geschoß zur todbringenden Waffe, sobald es als Zufallstreffer sein Ziel erreicht.

Der Fliegerpfeil stellt einen 8 Milli-

Serbische Handbombe, wie sie von den Mördern des Thronfolgers Franz Ferdinand und dessen Gemahlin verwendet wurde

Handhabung des Schottendolchs

meter starken, 20 Gramm schweren Stahlbolzen dar mit konischer Spitze, dessen 4 Zentimeter langer Schaft einem langen Gewehrgeschoß gleicht. Durch vierseitiges Ausfräsen ist das 8 Zentimeter lange hintere Ende in Flächen umgewandelt, die sich senkrecht schneiden und die Fiederung des Pfeiles bilden. Er erreicht beim Auftreffen aus 1500 bis 2000 Meter Höhe die Geschwindigkeit von 200 Sekundenmeter, also etwa ein Drittel von der Anfangsgeschwindigkeit eines Gewehrgeschosses.

Die Pfeile hängen in einem durchlochten Brett unter dem Flugzeug und werden durch einen Druck mit dem Fuße gelöst. Durch die Fortbewegung des Flugzeuges nehmen sie eine schräge Richtung an, die sich beim weitern Niederfallen durch die Schwere der Spitze zur Senkrechten ausgleichen kann.

Mit schrägsitzenden Pfeilen waren in einer Unterkunft bei Verdun die Straße, Bäume, Sträucher und die Wiesen zu beiden Seiten des Weges gespickt, nachdem ein Hagel von Geschossen mit einem Geräusch, als ob ein Erbsensack ausgeschüttet würde, von einem französischen Flugzeug niedergegangen war. Das Pferd eines Packwagens wurde glatt durchbohrt, der Pfeil blieb im Boden stecken, Blut drang aus den Nüstern des Tieres, welches als einziger Getroffener fiel und den Begleitmannschaften zum Bewußtsein brachte, daß sie einer schweren Gefahr entgangen waren.

Ein Pfeil mit gebogener Spitze und eingeknicktem Schafte, welcher diese Veränderungen durch das Aufschlagen erlitten hatte, wurde auf der Straße gefunden.*

Nicht immer ist die Gefahr so glimpflich vorübergegangen.

Fern vom feindlichen Feuer hielt ein Regiment Rast und lagerte. Plötzlich fühlte ein Mann einen stechenden Schmerz im rechten Fuß und glaubte vom Nebenmann versehentlich gestochen zu sein. Ein Pfeil war 1,5 Zentimeter tief ins Fersenbein eingedrungen; Packwagenpferde wurden scheu, die Leute suchten eilends unter dem Wagen Schutz. Trotz der Menge der Geschosse fand nur eine tödliche Verletzung statt, ein Pfeil durchbohrte die linke Schläfenseite eines Mannes und trat an der rechten Kranznaht aus. Er hatte also eine Endgeschwindigkeit von solcher Kraft, daß er den ganzen Schädel völlig durchschlug. Die andern Verwundungen waren leicht und heilten glatt unter Schorf. Selbst ein Mann, dessen Fersenbein am Boden festgespießt wurde, erfreute sich noch am vierten Tage besten Wohlseins, obgleich der mit Erde beschmutzte Pfeil durch die Wunde zurück herausgezogen war.*

Ob der weitere Verlauf der Verletzung, bei welcher durch Erdverunreinigung auch Gelegenheit zum Eindringen von Starrkrampfbazillen gegeben war, günstig war, ist nicht bekannt.

Weniger glücklich erging es einem Unteroffizier, der mit dem Schreiben eines Rapportes beschäftigt vor einem Hause saß. Er fühlte plötzlich einen Stich in der rechten Schulter. Auf der Leichtverwundetensammelstelle wurde festgestellt, daß ein Pfeil oberhalb des rechten Schlüsselbeins eingedrungen war, Lunge und Zwerchfell durchbohrt hatte und in der Bauchhöhle liegen geblieben war. Der Verwundete starb nach 36 Stunden an eitriger Bauchfellentzündung.**

Eine gleiche Verwundung der linken Seite erlitt ein Mann in der Marschkolonne. Ein Flieger wurde gesichtet. Mit dem Aufschrei „Ich bin getroffen!" brach der Mann zusammen; nur eine unscheinbare Verletzung war sichtbar. Der Tod trat sofort durch innere Verblutung ein. Ob noch andre Leute getroffen waren, ist aus dem Bericht nicht ersichtlich. Die Leichenöffnung ergab, daß der Pfeil oberhalb des linken Schlüsselbeins eingedrungen war, Lunge, Zwerchfell, Milz, Becken und Oberschenkel durchbohrt hatte und am Knie ausgetreten war. Er wurde in den Beinkleidern gefunden.***

Wenn auch die Treffsicherheit der Pfeile nur gering ist, so sind sie doch

* Berliner Lokal-Anzeiger Nr. 556 vom 1. November 1914.

* Unterarzt Dr. Vollmann. Feldärztliche Beilage Nr. 6 zur Münchener Medizinischen Wochenschrift vom 15. September 1914.

** Oberarzt Dr. Grünbaum. Feldärztliche Beilage Nr. 12 zur Münchener Medizinischen Wochenschrift vom 27. Oktober 1914.

*** Geheimrat Dr. Payr, Vortrag im Großen Hauptquartier am 30. Oktober 1914. Deutsche Tages-Zeitung Nr. 558 vom 3. November 1914.

geeignet, durch Überraschung Verwirrung anzurichten. Die Annahme, daß die Pfeile vergiftet sind, hat sich nicht bestätigt, wie die glatte Heilung leichter Wunden zeigt.

Als Fliegergeschoß wird aber die Bombe immer den Vorzug haben, da sie nicht nur Gebäude und Kriegsmaterial vernichtet, sondern auch bei großen Zielen den Tod in die Massen schleudert.

Zurück zur Front: Das erste Grenzgeplänkel

Fellachendorf am Fuße der Cheopspyramide
Der Weiher im Vordergrund rührt von der letzten Nilüberschwemmung her

Wasser

Orientplauderei von Otto C. Artbauer

Mit Originalaufnahmen des Verfassers

Als das alte Rom sein weltbeherrschendes Zepter schwang über die heutigen Gebiete des Islam, war die vornehmste Aufgabe seiner Legionen, in unterworfenen Provinzen des Südens für die erste aller Lebensbedingungen zu sorgen, für Wasser. Noch ragen gewaltige Reste staunenswerter Aquädukte zum Himmel, stumme Zeugen der Umsicht dieses Weltreichs. So in Algerien, in Tripolitanien, im Ostjordanland, so auf Karthagos spärlichen Ruinen; so finden sich griechische Wasserbauten in der Cyrenaika, maurische in Marokko. Ja in Nordafrika hat die französische Regierung viele der vor zwei Jahrtausenden von alten Kulturvölkern errichteten Wehren wieder instand gesetzt und dem Gebrauch übergeben. Besseres Zeugnis läßt sich den Pionieren des Altertums kaum ausstellen!

Die Werke Roms und Altgriechenlands sind ebenso bewundernswert wie die der Reiche am Nil und am Euphrat und Tigris. Heute errichtet der Ingenieur des zwanzigsten Jahrhunderts mit allen Mitteln vervollkommneter Technik fast dasselbe, was alter Völker primitives Können geschaffen. Und — was waren und sind die Kämpfe der Italiener in der Cyrenaika? Ein Kampf um Wasserstellen, weiter nichts.

Um nur einige Bauten zu erwähnen: in Algerien die Werke von Dublineau und in der Metitscha, in Ägypten die nördlich von Kairo und bei Assuan. Jedes von ihnen forderte Millionen an Baukosten, staut aber nun Millionen Kubikmeter Wasser, gewann Hundert-

tausende Hektar neues Kulturland und schafft neue Werte im jährlich mehrfachen Ausmaß der Entstehungskosten. Weltbekannt sind die ungeheuren Zisternen von Aden. Und als Gegenstück sei erwähnt, daß die Spanier auf ihren Inselfesten an Marokkos Nordküste alles Trink- und Waschwasser aus dem Mutterland herüberführen müssen. Gleiches galt lange Zeit für Italien an den zuerst besetzten Punkten Libyens.

Wie man sich in der Wüste wäscht. (Rechts der Verfasser unsres Aufsatzes)

„Durstige tränken ist Gott wohlgefällig," und „wer Brunnen aufstellt, erwirbt das Paradies!" So sprach der Prophet. Als Kaiser Wilhelm 1898 in den Türkenlanden weilte, ließ auch er am Hippodrom zu Konstantinopel einen Brunnen errichten. Aus gleichen Gründen stifteten manch fromme Moslemins monumentale Zisternen, ließen Brunnen bauen in Höfen von Moscheen und Karawansereien, an Straßenkreuzungen, Stadttoren und andern Orten, wo Menschen zusammenzutreffen pflegen. Mächtige Beduinenscheichs gruben an Wüstenwegen tiefe Brunnen, um Wanderern und deren Tieren, dem Wild der Steppe und Vögeln der Luft Gelegenheit zu geben, ihren Durst zu löschen. In solchen tiefgelegenen Wasserstellen sammelt das kostbare Naß sich ohne menschliches Zutun, bedarf also nicht des Menschen nachhelfender Hand. In Städten aber läßt der faule Morgenländer die schönsten Brunnen trocken stehen. Denn es steht zwar im Koran, man möge Brunnen schaffen, von Erhaltung aber ist nirgends zu lesen! Wenn nur das Gebäude steht, für Wasser soll Allahs unendliche Weisheit sorgen! In Steppen und Wüsten werden sie oft gewaltsam zerstört, um freie Gebiete gegen Raubzüge zu sichern. So hatte auf der Sobeidastraße, die von Bagdad über das vielheilige Mesdsched Ali gen Süd führt, Harun ar Raschids Lieblingsfrau Sobeida vor einem Jahrtausend eine Unmenge „Birekets" graben lassen, mit gemauerten Wänden und schützendem Dach, um die auf dieser Straße nach Mekka ziehenden Pilger vor Durst zu bewahren. Die Wahabiten aus dem Innersten Arabiens

Die Wasserversorgung der Libyschen Wüste: Wassertanks auf der Mariutbahn

aber zerstörten systematisch jede einzelne — zum Schutze ihres Landes!

In Französisch-Nordafrika hat die Regierung zahlreiche artesische Brunnen gegraben, in den Oasen des südlichen Algeriens dadurch in den letzten drei Jahrzehnten die Zahl der Dattelpalmen, also den Reichtum des Landes verdoppelt. In der Sahara zwingt gebieterische Notwendigkeit selbst den trägen Steppenbewohner zum Handeln. Tiefe Zisternen grub er, um das Ansammeln der kostbaren Flüssigkeit zu begünstigen, mit Gerüsten aus Blättern und Palmwedeln schafft er Schatten und verhindert allzu rasches Verdunsten unter der Wüstensonne glühenden Strahlen. In der Steinwüste Nubiens, halbwegs zwischen dem Unterlauf des Nil und der Küste des Roten Meeres, zeigten mir einsame Hadendoahirten den Bir el Ariab. In unbeschreiblichem Chaos gewaltiger Felsentrümmer, im Schatten steiler Wände, unauffindbar dem Uneingeweihten, waren versteckt tiefe Öffnungen in das harte Gestein gesprengt. Der Stamm hatte hier dasselbe Verfahren angewendet wie die Ägypter vor viertausend Jahren: tiefe Löcher in den Fels gemeißelt, dahinein Holzkeile getrieben und diese so lange befeuchtet, bis sie sich zu dehnen begannen und das umgebende Gestein wegsprengten. An Seilen ließ sich ein Mann hinunter und füllte in der Tiefe von etwa 25 Meter unsre Schläuche. Zu so gewaltiger Arbeit zwingt eisernes Muß den faulsten aller Erdbewohner, den Wüstensohn!

Aus dem Pharaonenland: Ein „Sebil" (Wasserverkäufer) füllt seinen Schlauch im Nil

An der Karawanenstraße Damaskus—Mosul befindet sich drei Tagreisen hinter Palmyra eine armselige Niederlassung von Kurden und Beduinen. Hier

Der Staudamm von Assuan in Ägypten, eines der

ließ die Regierung einst volle zwei Jahre in einer weiten Bodensenkung nach Wasser graben, um auf dieser gefürchteten Strecke den Wanderern das unentbehrliche Naß zu schaffen. Es war vergebene Liebesmüh', aber heute noch führt der Ort den Namen El Muchefir, das heißt „wo gegraben wurde".

Brunnen im Sudan

In einzelnen Dörfern Syriens muß Wasser stundenweit herbeigeschleppt werden, und in Städten bilden dessen Verkäufer eine ständige Erscheinung. Manch braver Moslem, der sein Gewissen irgendwie belastet fühlt, mietet solch einen „Sebil" oder bezahlt einige Schläuche voll, damit deren Inhalt in den Straßen verteilt werde. An einer Basarecke stellt sich der Wasserträger auf, um aus Leibeskräften zu brüllen: „Gott ist Gott! Kommt, ihr Gläubigen, und stillt euren Durst! Der fromme Soundso hat bezahlt! Trinket und lobt seinen Namen!" Dabei klappert er verheißungsvoll mit Messingschalen und steht mit dem riesigen Büffelschlauch am Rücken breitspurig allen im Wege, die daherkommen. An Quellen außerhalb der Stadt beladen arme Araber schäbige Eselchen mit gefüllten Gurabi (Wasserschläuchen) und verkaufen deren lohe- und lederschmeckenden Inhalt in jenen Häusern, wo der Vorrat der eignen Zisterne schon erschöpft ist. Und dies geschieht alljährlich zu Sommersbeginn, weswegen in gewissen Strichen, wie in Tunesien und Tripolis, fast jedes Haus zwei Brunnen besitzt, einen für Süßwasser, einen für salziges, um ersteres zu sparen. Da sieht man manchen fürsorglichen Hausvater unter dem Torbogen hervorspähen, ob nicht ein beladenes Wüstenschiff des Weges wackelt oder der unter der Last seiner Girba keuchende Sebil, dessen lang-

sten Werke der Technik, mit den Schiffahrtsschleusen

Drama in der Nubischen Wüste:
Ein verschmachtetes Kamel, von Hyänen angefressen

gezogener Ruf in den Straßen tönt: „Moje, ja Moje!"

Besonders in der nördlichen Sahara ist die Wassernot sehr häufig groß. In der Nähe der Schotts, der Salzsümpfe, schleppen Araber aus weiter Ferne Kaktusblätter herbei, um daran an Stelle des Trinkens zu saugen. Dort verflüchtigt rasch jedes Wasser im heißen Sand, Salzgewinnung blüht, aber Wasser gibt es wenig. Im Gebiet des Weißen Nil dagegen sammeln Dschurneger und Nyam-Nyam eine kleine Melonengattung, um sie in trockener Jahreszeit statt Wasser zu benutzen. Man hilft sich überall, wie man kann.

Niemand weiß des Wassers Wert besser zu schätzen wie der Reisende im Gebiet des Islam. Wochenlang kann er sich nicht waschen, da alles erreichbare Wasser kaum zum Trinken genügt. Nicht umsonst erlaubt Mohammed seinen Anhängern, auf Reisen Sand zu religiösen Waschungen zu nehmen! Tritt bei Wüstenreisen Wassermangel ein, wird der Wanderer nicht nur marschunfähig, er hat nicht mehr die Kraft, ununterbrochen am Quivive zu sein. Will ein Beduinenstamm den Durchzug durch sein Gebiet andern wehren, so verschüttet er die Brunnen an der Karawanenstraße. Verbündete oder befreundete Stämme werden von dieser Maßregel stets verständigt, Gegner sind rettungslos verloren, die Erschöpften können mühelos ausgeraubt werden. In

Kameltränke in der Libyschen Wüste, in der Nähe der Küste

Wasserkastell und römischer Aquädukt bei Karthago

Innerarabiens Steppen wie im Sudan ist dies heute noch ein beliebtes Hilfsmittel beutelustiger Stämme.

Viel Unheil hat die Fata Morgana angerichtet, das dem überreizten Auge so häufige Trugbild. Dem über endlose Sandwellen oder Steinfelder blickenden Wüstenwanderer erscheint häufig, womit sich seine aufgeregte Phantasie gerade befaßt. Er sieht in weiter Ferne blühende Oasen mit grünen Palmwipfeln, in deren Schatten ein lachender See spiegelt, sieht an großen Brunnen Menschen und Tiere ihren Durst löschen. Wenn nun seine Sinne bereits überanstrengt sind, läßt sich auch der erfahrene Wüstenpilger verleiten, der fliehenden Erscheinung zuzueilen. Vergebens rafft er die letzten Kräfte zusammen; wenn die schwindende Sonne nicht früher den Spuk mit sich nimmt, sinkt er bewußtlos vom Kamel, das mechanisch weiter pendelt. Oft brechen ganze Karawanen zusammen, dann kommt das Delirium, in dem die Ärmsten sich die Kleider vom Leibe reißen und die Adern aufbeißen — und des andern Tages zerren Hyäne und Schakal an den Kadavern und kläffen wütend nach den riesigen Geiern, die, hoch in den Lüften kreisend, die willkommene Beute streitig machen wollen. Nach Monden vielleicht findet ein Nomadenstamm die Unglücksstätte. Dann werden die gebleicht umherliegenden Knochen gesammelt, ein Steinhügel darüber errichtet, und die gebräunten Wüstensöhne beten ernst die Sure des Todes.

Typ eines Oasenbrunnens in der Sahara
Das Fördergefäß, ein Lederkübel, wird mittels Flaschenzuges gehoben

Im Süden Tunesiens, wo meine arabischen Jagdfreunde vom Weg abgewichen und sich verirrt hatten, zwang auch uns der Durst, durch Saugen an den stacheligen Blättern wilder Opuntien das entsetzliche Brennen der Kehle zu mildern. Auf der Route von Sollum in Libyen fanden wir nach

Wasserloch in der algerischen Steppe
Das Füllen eines Ziegenschlauches kostet 10 bis 15 Pfennig

Von Menschen getriebenes Schöpfwerk eines Brunnens im südöstlichen Tripolis

dreitägigem Dürsten einen halb eingetrockneten Tümpel. Alles warf sich zu Boden, schob mit der Hand die grüne Schicht oben weg, und neben den Kamelen, die breitspurig in der Pfütze standen und schmatzend tranken, lagen wir daneben auf dem Bauch und sogen gierig an dem übelriechenden, heißen, schlammigen „Wasser". Was nennt man alles mit diesem Namen in den Sanddünen der Sahara, was vermag alles der Durst!

An feuchten Stellen grub der Araber tiefe Schächte, aus denen er mit Hilfe seiner Zugtiere belebendes Naß zutage schafft. Nicht nur in Oasen. In ausgemauerten Rinnen leitet er es weiter bis an die äußersten Ränder seiner Besitzung. Wie mannigfach sind die in Ägypten gebräuchlichen Wassermaschinen! Die Scharaki, auch Natal genannte Bewässerung ist die einfachste: ein Bastkorb oder ein Tuch wird mit Wasser gefüllt und in die höher gelegene Rinne geschleudert. Dann kommt der einfache Schaduf, dem Ziehbrunnen der ungarischen Pußta ähnlich. Dann die Drehwalze des Archimedes und endlich das nach arabischen Begriffen kunstvolle Schöpfrad, die Sakkia, die aus den zerbrochenen Krügen mehr verschüttet, als sie zur Höhe schafft. Sie bringt den Besucher des Pharaonenlandes durch herzzerreißendes Gequietsch zur Verzweiflung, während der Fellache nachts nicht schlafen kann, hört er nicht das „melodische" Knarren seiner Sakkia. In tausenden Kanälen sendet der alte Nil seine Wässer nach den entlegensten Dörfern, um in ungezählten Adern Durrafelder und Reispflanzungen und Dattelhaine zu überrieseln. Diese Sakkien sind in etwas besserer Ausführung auch in Marokko gebräuchlich, ebenso in Syrien, wo sie „Nauuf" genannt werden.

In osmanischen Städten ist die Wasserfrage auf denkbar ungünstigste Weise gelöst. Die wenigsten haben eine Leitung, und wo von früher eine existierte, ließen göttlicher Leichtsinn das von den Eroberern noch nicht gewaltsam Zerstörte eingehen. Zu Beginn der neunziger Jahre machte eine reiche Holländerin der türkischen Regierung den Antrag, sie wolle die alte Salomonische

Albanischer Brunnen an der Straße Durazzo—Alessio, von frommen Mohammedanern gestiftet

Wasserleitung wieder instand setzen, damit Jerusalem, das heilig ist für drei Religionen, doch wenigstens Trinkwasser hätte. Der Kaimakam, ein frommer Alttürke, ging auf den Vorschlag ein, verlangte aber in aller Bescheidenheit 1000 türkische Pfund Backschisch (also 22000 Franken). Auch das wollte die fromme Dame zahlen. Doch als nun das aus Süden kommende Wasser von Norden in die Stadt geleitet werden sollte, damit es nicht zuerst durchs Christenviertel laufe, dafür aber das Anbringen jedweder Gedenktafel in fränkischer Sprache oder Schrift untersagt wurde, ging auch der großmütigen Holländerin die Geduld aus, und sie verzichtete auf das ziemlich kostspielige Vergnügen, die heilige Stadt mit Wasser zu versorgen. Seit 1902 ist nun die Salomonische Wasserleitung von der Regierung ausgebessert worden, Wasser gibt sie aber immer noch wenig und selten.

In der jüdischen Kolonie Mikwe Israel bei Jaffa wurde mit Rothschildschem Geld ein Brunnen gegraben. Nachdem man bis 250 Meter tief gekommen und 300 000 Franken ausgegeben hatte, ohne auf Wasser zu stoßen, gaben die jüdischen Kolonisten die Arbeit auf.

Als Gegenstück hierzu will ich erwähnen, daß Ansiedler der Württemberger Kolonie Wilhelma, 20 Kilometer südlich von Mikwe Israel, vor Beginn der Bohrungen zu ihrem Brunnen vertraglich festlegten, daß niemand das zu erwartende Wasser zu Springbrunnen oder ähnlich verschwenderischen Zwecken benutzen dürfe. Wider Erwarten stieß man in denkbar kürzester Zeit auf eine außergewöhnlich starke Wasserader, so daß die Klausel überflüssig wurde. Sie besteht aber heute noch.

Zu welch verzweifelten Anstrengungen die Wasserfrage im Orient manchmal treibt, lehrt die Geschichte des Kanalbaues von Suez.

Anfangs befanden sich nicht weniger wie 1600 Kamele — bei der Gesamtzahl von 1800 — ständig unterwegs, um das nötige Trink- und Kochwasser zu beschaffen. Als dies nicht mehr ausreichte, wurde der über 150 Kilometer lange Süßwasserkanal der alten Pharaonen wieder instand gesetzt! Es wurde dazu größtenteils das schon vor 4000 Jahren gegrabene Bett benutzt. Heute dient er freilich hauptsächlich dem Schiffahrtsverkehr; sein Spiegel ist 15 bis 18 Meter breit, die Tiefe aber nur 2 Meter.

Schöpfrad von zwanzig Meter Durchmesser an den Ufern des Wadi Sebu in Marokko

So zeitigt die große Lebensfrage gar eigenartige Bilder im großen Orient, bunter als in unsern wasserreichen Strichen. Wen je nach tage- oder wochenlangem Marsch über endlose, von brennender Sonnenglut übergossene Sand- und Steinwüsten die erfrischende Kühle einsamer Oasen umfing, wer je sein von Hitze ermüdetes Auge an wohltuendem Grün der üppigen Vegetation solcher Erholungsstätten gelabt, der begreift die Lobgesänge arabischer

Dichter auf diese „Augen der Wüste", der versteht, daß die Ebene von Damaskus und das Nildelta „Spiegel des Paradieses" genannt werden, daß der Prophet von den Gefilden der Seligen rühmte, sie seien „von fließenden Wassern durchzogen". Und lernt richtig schätzen die gewaltige befruchtende Kraft, die in diesem ersten unsrer Existenzmittel liegt.

Verwundet auf dem Schlachtfeld

Von

Wilhelm Mießner

„Der dritte Zug einschwärmen!" rief der Major von vorn. Aber es war kaum zu verstehen. Er mußte ein Zeichen dazu machen, beide Arme auseinander breiten und nach vorn schwenken.

„Auf!" kommandierte der jüngste Leutnant und wiederholte die Bewegung des Majors. Der Hauptmann war schon vorn in der Schützenlinie. Siebzig Gewehre, dachte der Leutnant, sprang dreißig Schritt vor und sah sich um. Immer wieder freute er sich über dieses Bild der scheinbaren Unordnung, aus der sich die deutsche Schützenlinie entwickelt. Die wunderbare Verteilung des Gepäcks machte den Gang dieser Arbeiter, Handwerker und Bauernjungens gleich elastisch, und es war ihm ein beglückendes Gefühl, das Kommando über sie zu führen. Er wußte, daß auch sie ihren Leutnant gern hatten, der erst siebzehneinhalb Jahre alt war.

Mit diesem Stolz, dem Bewußtsein seiner Muskelkraft und Gewandtheit und unter dem bergenden Einfluß elterlicher Ermahnungen gab er sich unbekümmert den Zufällen des Krieges hin, war immer lustig und lachte über das ganze Gesicht, wenn es hieß, heute geht es an den Feind. Er hätte gern noch ein paar aufmunternde Worte an seinen Zug gerichtet. Aber es fiel ihm nichts ein als immer wieder das eine große Erlebnis, das er vor zwei Wochen, als er noch im Korps war, im Grunewald hatte. Dort stand er mit acht seiner Kameraden Posten, auf Autos mit französischem Geld zu fahnden, als der Kaiser vorbeiritt und ihn nach seiner Instruktion fragte. „Wir haben die Instruktion, Eure Majestät, sämtliche Automobile anzuhalten und auf verdächtige Gegenstände hin zu untersuchen. Außerdem die Papiere der Radfahrer und übrigen Vorübergehenden zu untersuchen." Jedes Wort hatte er deutlich und langsam gesprochen, und auf ihn zurück strömte die Befriedigung, die sein Kaiser über solch einen Kadetten empfand. „Es ist gut!" sagte der Kaiser und ritt grüßend weiter. Im selben Augenblick fuhr auf der andern Seite der Straße eine vornehme Equipage vorüber. Ein Herr erhob sich, schwang seinen Hut und rief: „Es lebe Seine Majestät und die gerechte deutsche Sache!"

Er wußte, nie wieder werde er so zusammengedrängt die eigne Verantwortung vor dem höchsten Kriegsherrn und die heilige Befriedigung empfinden, ein deutscher Soldat zu sein. Darum hatte er dieses Erlebnis oft und wörtlich erzählt wie ein Schüler, der seine Lektion hersagt und immer mit demselben Erfolg, daß sich alle mit ihm freuten.

„Hallo!" rief er jetzt im Übermut eines sportlichen Wohlbehagens und lief seinem Zug wieder weit voran in die nächste Stellung hinein. Sein köstliches Amt erfüllte ihn derart, daß er der Schrapnelle nicht achtete, die mit unheimlich

hellem Sausen ihre Ankunft meldeten, wie unsichtbare Aeroplane ihren Lärm über ihm fortsetzten, um dann in einer Rauchwolke zu zerplatzen. Vorerst schien die feindliche Artillerie noch auf unsre eigne zu zielen, die hundert Meter rückwärts aus einer Mulde herausfunkte und sich immer durch ihren Pulverdampf verriet.

Der Zug kam an eine Chaussee. „Hinlegen!" kommandierte der jüngste Leutnant. Er selbst richtete sich hoch im Chausseegraben auf, um das Schlachtfeld mit seinem Krimstecher abzuleuchten. Er empfand das Frische dieser Kasinoausdrücke, die er leise vor sich hin sprach.

Jenseits der Chaussee stieg das Gelände langsam an zu einem fernen Waldrand, in dem es unaufhörlich aufblitzte. Aber von der russischen Infanterie war nichts zu sehen. Sie hatte sich wieder tief eingegraben. Nicht einmal die Nasen steckten die Kerle raus. „Ssit!" ging es an seinem Ohr vorbei. In dem Lärm der Kanonen war es wie der Lockruf leichtfertiger Geister aus dem Elfenreiche. Ssit — ssit — ssit! Es wurde ein richtige Rhythmus, den vielleicht auch nur das eigne Blut dazu machte.

„Mensch, was machen Sie für ein dummes Gesicht!" sagte er lachend zu seinem Entfernungsschätzer, der aus dem Graben neben ihm erstaunt zu seinem Leutnant aufsah. „Ja, das sind Gewehrkugeln. Eine schöne Musik, was!" Sie mußten vor. „Sprung auf, marsch, marsch!" Noch immer hielt er das Glas hoch. Er hätte gern schnell noch etwas erhascht. „Plärrr!" da fiel eine Kugel ein. Der Leutnant verlor das Glas aus der linken Hand, in der er es gerade hielt, und nun pendelte es in seinem Riemen. Gerade als hätte ihm ein Unsichtbarer einen harten Stockschlag versetzt. Es blutete am Unterarm, und zugleich fühlte er es naß über den Muskel seines Oberarms rinnen. „Oho!" sagte er, zog mit einem Ruck mit der Rechten den Degen aus der Scheide und stürmte voran, als wollte er einen hinterlistigen Angreifer verfolgen. Hundert Schritte vor ihm lag die Schützenlinie der eignen Kompagnie.

Aber den Augenblick auf der Chaussee mußten sie wohl gut zu sehen sein. Gleich darauf folgten ihnen die Schrapnelle nach vorne. Dicht hinter ihren Hacken schlugen sie ein. Und über sich konnten sie deutlich die kleinen weißen Wolkenwagen sehen, aus denen heraus es jedesmal „Pang!" machte und Schrapnellkugeln zur Erde niederstäubten. Unwillkürlich duckten sie sich. Aber dicht über der Erde fegten jetzt die russischen Gewehrkugeln lang: Ssit — ssit — plärr! „Was haben Sie, Bredecke?" sagte der Leutnant zu seinem Nebenmann, der sich ächzend ins Gras warf. „Mich hat's, Herr Leutnant," sagte er, legte sich auf die Seite gegen den Tornister, den Kopf hintenüber, und krampfte die Hand gegen die linke Brust. Sein Gesicht wurde weiß, die Nase ganz spitzig. Der jüngste Leutnant hatte noch nie einen Menschen sterben sehen. Ihm war so eigentümlich herb zumute, er brachte kein Wort hervor. Mechanisch riß er dem Verwundeten den Rock auf. Da fühlte er, daß er an einem Toten rüttelte, und hastig, als sei er über etwas Unerlaubtem ertappt, nahm er die Hand wieder fort.

Jetzt erst fühlte er einen Schmerz in seinem linken Arm, wie Nadelstiche ging es durch den Muskel, und es war ihm unmöglich, die Hand zu bewegen. Das Gesenk wurde ihm schwer wie Eisen. Lange ging das auch nicht mehr. Da krachte es ganz in seiner Nähe, sehr dumpf, als bearbeite jemand mit einem Rieseninstrument die Erde. Die Gräser erschraken. Dann erst kam aus der Luft ein dunkles, taubes „Pöng!" dazu. „Au!" riefen drei, vier Leute neben ihm zu gleicher Zeit, ein Ruf ging in ein hilfloses Wimmern über. „Bum, bum — u — u — hh!" machten die eignen Geschütze von hinten dazu. Wieder hatte ihn jemand geschlagen. Diesmal gegen die rechte Wade. Er wunderte sich sehr, daß er schon wieder dran war. Und als der Hauptmann vorweg die Kompagnie vorwärts führte, mußte der jüngste Leutnant liegen bleiben.

Die andern riefen ängstlich nach dem Sanitäter. Er hatte nur das Bedürfnis nach Ruhe. Das alles war so überraschend für ihn, daß er sich erst zurechtfinden mußte. Dabei fühlte er sein Herz klopfen. In der Tat, was sollte hier aus ihnen werden, wenn sie noch lange liegen blieben! Er sah nach seinem Bein, nahm die Gamasche ab und streifte den

Strumpf hinunter. Da fand er die Schrapnellkugel vorn dicht neben dem Schienbein. Sich die Wunde genau anzusehen, ängstigte ihn irgend etwas. Ach Gott, er war ja noch so jung, und eine dicke Träne lief ihm die Backe herunter.

Nun nahm er sich aber doch zusammen und löste das Verbandzeug aus seinem Rock. Die linke Hand konnte er nicht benutzen. Er hielt das eine Ende der Binde mit dem linken Hacken fest. So wickelte er die Binde hastig um die Wade, da wo er den dumpfen Schmerz fühlte, und stülpte den blutigen Strumpf wieder über die Binde. Ermattet legte er sich auf den Rücken. Der Boden zitterte unter ihm bei jedem Kanonendonner, und er fühlte langsam, wie sich das Zittern in seinem Körper einnistete, so sehr er sich auch dagegen sträubte. In der Ferne hörte er Kommandos. Aber dann, was war das? Dort drüben sah er die Seinen zurückgehen. Wenn er jetzt hier liegen bliebe! Der Ruf „Sanitäter!" erstickte in seiner Kehle. „Nicht doch!" sagte er ganz laut. Um seines Kaisers willen, jetzt galt es tapfer auszuharren. Aber wie weit war das alles von ihm entfernt, was noch vor zwei Stunden seine Brust erfüllte! Nicht einmal an den Ruhm des Vaterlandes vermochte er zu denken. Er sah das ernste Gesicht seines Vaters beim Abschied: „Du bist mein Einziger, halt dich aufrecht." Eigentlich hatte er wohl etwas andres sagen wollen. Sah, wie seine Mutter hastig nach ihrem Taschentuch griff und Vater sie lachend umarmte, ihre Tränen im Stolz zu ersticken. Aber nun wurde ihm bang, sehr bang, wie wenn hinter ihm jemand stände, der zuviel von ihm verlangte.

Es war ganz dunkel geworden. Drüben vor dem Walde brannten die Gehöfte. Eins — zwei — drei. Es sah aus, als gingen riesenhafte Gestalten durch die Flammen. Sie veränderten ihre Form in jedem Augenblick. Einmal war es ein Rokokopaar, das tanzte, einmal ein Kosak zu Pferde. Und auch der zerstob. Da stand nur noch ein Mann da, ganz groß, mit einem Stecken, als wollte er auf eine lange Wanderschaft.

Es fröstelte ihn, und er fühlte sich schwach, die rechte Hand legte er mutig an seinen Revolver. Immer wieder mußte er in die verglimmenden Flammen sehen. Nun war es wirklich, als ob sich Menschen dort zu schaffen machten. Aber ach, was waren die klein gegen die von vorhin! „Kein Grund, sich vor ihnen zu fürchten!" sagte er ganz laut zu sich.

Da hörte er auf der Chaussee einen Wagen kommen. Der hielt. Und den Ruf von Menschen: „Ist dort noch ein Verwundeter!" — „Ja, hier!" rief er mit der letzten Kraft seiner Lunge. Zwei Gestalten kamen näher, die etwas zwischen sich trugen, eine Tragbahre. Nun konnte er getrost schlafen, und er schloß tiefatmend seine Augen.

Eroberung eines französischen Geschützes. Nach einem Aquarell von Professor Anton Hoffmann

Die Kriegsnervosität

Von

Dr. med. Carl Pototzky

Die Kriegsnervosität stellt eine Nervosität dar, die durch die elementaren Schrecknisse, die der Krieg im Gefolge hat, eine ganz bestimmte Färbung erfährt. Dabei ist hervorzuheben, daß sie in der Regel Personen befällt, die bereits vor dem Kriege nervöse Störungen irgendwelcher Art aufwiesen. Möglicherweise konnte die Nervosität vorher verborgen geblieben sein und wurde nun erst durch den Krieg emporgerissen — wie es uns auch die Friedenszeit bei elementaren Ereignissen gelehrt hat.

Nicht scharf genug kann hervorgehoben werden: Die Kriegsnervösen sind als Leidende anzusehen; mit ihrem Charakter, mit feiger Angst hat das Leiden nichts zu tun! Denn die Angst vor dem Kriege kennen wir Deutschen nicht; ist doch der Begriff der Vaterlandsverteidigung als ein zu selbstverständlicher in unser Herzblut übergegangen, als daß uns feige Bedenken bei der Frage „Krieg oder Frieden" durchzucken könnten! Nein — bei den Kriegsnervösen handelt es sich um unglückliche Kranke, die, meist von Grund aus nervös veranlagt, durch den Krieg eine plötzliche Steigerung und Ausartung ihres nervösen Zustands erfahren.

Beginnen wir damit, zu zeigen, wie sich bei den in der Heimat Zurückgebliebenen ein derartig nervöser Zustand äußert! Da begegnen wir den Schwarzsehern, bei denen die Nervosität einen besonders schweren Charakter annehmen kann. Selbst wenn ein solcher Mensch gar keine nahen Angehörigen im Felde hat, um die er sich sorgt — allerdings heute ein seltener Fall —, so kann trotzdem der Krieg eine furchtbare Wirkung auf ihn ausüben. In den Tagen der Mobilmachung ist die Zeit der Ungewißheit qualvoll für ihn. Dann kommen die ersten Siege: alles atmet auf, nur er, der Ärmste, kann sie nicht glauben oder hält sie lediglich für die Vorboten entsetzlicher Niederlagen! Tritt dann vielleicht ein Stillstand der militärischen Operationen ein oder mag etwa ein „Bierbankstratege" Zweifel äußern, ob wir den Engländern Schaden zuzufügen vermöchten — bei dem Nervösen faßt das Ungünstige Wurzel und nimmt in der Vorstellung sogar ungeheure Ausdehnung an! Die Qualen werden immer schlimmer, je länger der Krieg andauert. Eine Gewöhnung an den Kriegszustand tritt bisweilen auf, ist aber leider nicht die Regel, wenn ich auch anderseits Nervöse kenne, die zu aller Erstaunen während des Krieges ihren alten nervösen Zustand abzuschütteln vermochten, bei denen die Ablenkung von ihren Beschwerden einen unerwartet günstigen Einfluß auf ihr Befinden auszuüben imstande war. Meist aber geht der Zustand der sich stetig steigernden Erregung in der Weise aus, daß Weinkrämpfe, Appetit- und Schlaflosigkeit, Erschöpfung und Arbeitsunfähigkeit eintreten und ein völliger Zusammenbruch das Ende bildet. Die Gedanken sind eben nicht fähig, einen andern Vorstellungskreis als den, der mit dem Kriege und seinen Schrecken zusammenhängt, zu fassen. Die Angst vor dem Einmarsch des Feindes, die Angst vor dem Verlust des Lebens und des Vermögens — all das sind Vorstellungen, die in tausendfacher Abwechslung und Färbung das Leben zermartern. Noch rascher geht es mit dem Zusammenbruch, wenn das Gefühl noch unmittelbarer beteiligt ist, wenn die Sorge um die im Felde stehenden nächsten Angehörigen hinzukommt! Dann gibt es für den Kriegsnervösen kein Halten mehr! Wir alle sorgen uns um unsre Söhne und Brüder, aber gefaßt sehen wir dem Kommenden entgegen. Der arme Nervöse „verliert den Kopf". Er kann nicht mehr schlafen, und kommt doch der Schlummer, so bringt dieser qualvolle Träume mit sich, in denen der Sohn den Mittelpunkt eines grausigen

Bildes darstellt. Die Angst setzt sich in die feste Überzeugung um, es sei unmöglich, daß der Sohn wiederkomme, wahrscheinlich sei er bereits tot! Der Gedanke an diesen Verlust beherrscht den Nervösen dann oft derart, daß er sich selbst den Tod wünscht. Nur heraus aus all den peinigenden Gedanken — der Tod gilt ihm als Erlösung! Ein qualvoller Zustand!

Besonders ungünstig werden natürlich derartige nervöse Erregungszustände auf bereits bestehende organische Leiden (Herz-, Gallen-, Zucker-, Nierenleiden und so weiter), einwirken — darauf sei hier nur anhangsweise hingewiesen!

Glücklicherweise liegen nicht alle Fälle so schlimm. Es gibt natürlich eine ganze Reihe von Zwischenstufen vom leichten zum schweren Fall. Da gibt es Nervöse, bei denen der Zustand nicht ausartet. Nur eine dauernde leichte Erregung, ein Gefühl der Unrast quält sie. Des Morgens wachen sie bereits vor Tagesanbruch auf, um mit brennenden Augen das Erscheinen der Morgenzeitung zu erwarten. Für ihre Berufsarbeit fehlt ihnen die Ruhe. Tagsüber stürzen sie oft ans Telephon, um die Redaktionen, die „Freunde mit Beziehungen" anzufragen, ob sie keine Nachrichten vom Kriegsschauplatz hätten. Der Mittag findet sie bereits vor einer Ausgabestelle des Mittagsblatts, und so geht es fort, bis sie sich spät am Abend davon überzeugt zu haben glauben, daß nunmehr keine Nachrichten mehr zu erwarten seien. Aber noch manches Mal schrecken sie aus dem Schlaf empor: deutlich glauben sie das Ausrufen von Extrablättern vernommen zu haben! Daß unter dieser Art der „Lebensführung" die Nerven täglich mehr zu leiden haben werden, liegt auf der Hand!

Erfreulicherweise sind die Aussichten, diesen nervösen Störungen Einhalt zu tun, bei rechtzeitig einsetzender Behandlung nicht ungünstig. Der Arzt hat die Aufgabe, auch hier — wie überhaupt bei der Behandlung der Nervosität — die psychologischen Behandlungsmethoden in den Vordergrund treten zu lassen. Man hat dem Kranken zunächst in Ruhe klarzumachen, daß die Tageseinteilung, wie er sie sich angewöhnt hat, nicht die richtige sei. Im Gegenteil müsse er lernen, wieder in der gleichen Weise zu arbeiten, wie er es zu Friedenszeiten gewöhnt war. Mit der Unruhe nütze er niemand! Diese vergeudete Kraft solle er lieber zum Nutzen der Mitmenschen, zugunsten unsrer braven Soldaten und für Wohlfahrtszwecke verwenden. Da gebe es doch jetzt so viele bejammernswerte Menschen, denen er viel bedeuten könne! Er solle nur auch selbst ans Werk gehen, mit „Geldgeben" allein sei es nicht getan. Auch für leichte Pflege werden sich vielleicht manche eignen, wenn man auch hier besonders vorsichtig vorgehen muß. Man muß vor allem gewissenhaft prüfen, ob die Kräfte des Nervösen hierfür ausreichen. So manche nervöse Dame, die ärztlicherseits davor gewarnt worden war, sich in der Krankenpflege zu betätigen, hat den trotzdem unternommenen Versuch aufgeben müssen, da sie der Aufgabe nicht gewachsen war. Aber es gibt doch außer der Krankenpflege noch so viele Wege der Betätigung! Doch genug mit diesem Hinweis, der doch hier nur dazu diente, den Nervösen die Ablenkung von ihren Gedanken zu empfehlen! Natürlich wird dies nur für die leichten Fälle möglich sein; für die weniger leichten müssen wir all die Mittel, die wir sonst von der Behandlung der Nervosität her kennen, zu Hilfe nehmen, also Medikamente und Wasseranwendungen in den von der Erfahrung vorgeschriebenen Formen. Es dürfte in den meisten Fällen gelingen, dem gequälten Kranken Hilfe zu bringen.

Noch einige Worte über die nervösen Störungen, wie sie bei den Kriegern selbst vorkommen. Um sich ein endgültiges Urteil über die Arten der Störungen bilden zu können, wird man erst die Erfahrungen, die man im Verlauf des Krieges sammeln wird, abwarten müssen. Auch hier werden die nervösen Störungen wohl in der Regel bei Persönlichkeiten auftreten, die bereits früher eine nervöse Veranlagung aufgewiesen hatten. Der Krieg wird dann diese Störungen in plötzlich einsetzenden, überraschenden Formen emporschießen lassen und ihnen einen bestimmten Stempel aufdrücken.

Natürlich können nervöse Störungen auch bei früher völlig gesunden Personen auftreten, so, wenn tatsächliche Verletzungen des Kopfes vorliegen. Auch Gehirnerschütterungen ohne äußere sichtbare Verletzungen können lang anhaltende nervöse Störungen zur Folge haben. So behandele ich seit mehreren Wochen einen

Offizier, der infolge einer in seiner Nähe aufgeschlagenen schweren Granate mehrere Meter fortgeschleudert wurde und eine Gehirnerschütterung erlitt. Der Zustand, der diesem Unfall folgte, war durch Wochen hindurch ein entsetzlicher. Angstvorstellungen, Schlaflosigkeit traten auf, Schwächezustände wechselten mit Erregungen — kurz, es war jammervoll anzusehen, wie sich dieser körperlich besonders kräftige Mensch, der früher nichts von Nervosität gewußt hatte, jetzt quälen mußte. Erst nach mehreren Wochen gingen diese Erscheinungen allmählich zurück, werden aber noch geraume Zeit gebrauchen, bis sie gänzlich abgeklungen sind. Auch in diesem Falle konnte man durch geeignete Behandlung zur Linderung und Besserung der Beschwerden beitragen.

Wie qualvoll die nervösen Beschwerden sein können, beweisen die Aussprüche von wackeren Kriegern, die mir klagten: „Lieber eine Kugelverletzung als diese gräßlichen nervösen Störungen!" Als Arzt kann man diese Klagen wohl verstehen!

Auch die Angehörigen können ihren nervösen Familienmitgliedern wertvolle Hilfe leisten, wenn sie sich bemühen, derartigen nervösen Störungen liebevolles Verständnis entgegenzubringen. Möge dieses durch vorstehende Zeilen angeregt werden!

Der Heuboden als Quartier

Lied zum Marschieren

Von

Max Prels

(Weise: Radetzkymarsch)

Immerzu, immerzu, und die Nacht ist lang —
Immerzu, ist dir vor der Granate bang?
Morgen früh am Tag
Tief im Tannenschlag …
Ja, das Leben ist nicht lang.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Liebe Mutter …

In der Stadt, in der Stadt, an die zwanzig Jahr' —
Lieber Gott, lieber Gott, wie das herrlich war!
Aber denk nicht dran,
Denn der Tag bricht an …
Junges Blut und zwanzig Jahr'!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Liebe Mutter …

Wieviel Uhr, wieviel Uhr, wieviel Uhr mag's sein?
Immerzu, immerzu, Kameraden mein
Ruhn im braunen Grab,
Und wir ziehn im Trab
In den letzten Tag hinein.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Liebe Mutter …

Kann ja sein, kann ja sein, daß es anders wird,
Daß die tap, daß die klap, daß die Kugel irrt,
Über meinem Kopf,
Meinem blonden Schopf
In die feuchte Erde schwirrt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Liebe Mutter …

Immerzu … in der Stadt … wieviel Uhr …
Habt acht!
Ja, wer weiß, ja, wer weiß, wer noch lebt um acht?
Dort am Hügelrand,
Liebes Vaterland,
Hat es einer schon vollbracht.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Liebe Mutter …

Der treue Kamerad. Nach einer Zeichnung von Hans Hofer

Beim Untergang des Kreuzers „Hela“ wurden durch die Explosion auf dem Schiffe dem Matrosen Küttner aus Greiz beide Beine gebrochen. Da band ihn der Proviantmeister Limpert, gleichfalls aus Greiz, auf ein Brett und hielt ihn, obgleich er selber mit dem Wellentod rang, über eine Stunde bei sich, bis Hilfe kam. So wurden beide gerettet. Limperts Heldentat blieb nicht unbelohnt: er wurde zum Oberproviantmeister befördert.

Ein Habicht stieß auf die Taube

Eine Spionengeschichte von

Hans Hyan

Der Sohn des Malermeisters Henz, der wegen seines zu kurzen rechten Beines nicht genommen worden war, saß auf seinem Taubenboden und fütterte seine Lieblinge. In der goldigen Dämmerung des unter den Dachsparren liegenden Raumes stolzierten die Täuber ruckſend und gurrend hinter den Weibchen her, die Tauben flogen in die Kästen hinauf, von denen einige bewohnt waren von flaumfederigen Jungen und den Eltern der Kleinen, die sich im Brutgeschäft ablösten.

Der junge Mann öffnete jetzt mittels einer Zugschnur die ins Dach geschnittene Zugklappe, um die Tauben fliegen zu lassen. Aber ehe noch der blaubunte Täuber, der stets der erste draußen war, sich hinausgeschwungen hatte, sauste, wie ein von kräftiger Hand geschleuderter Stein, eine große, graublaue Taube von draußen durch die Luke und gleich danach fuhr, wie ihr eigner, verspäteter Schatten, der Habicht über das große, von der Goldluft des Augusttages strahlende Rechteck.

Sofort schloß Emil Henz die Luke und streute der fremden Taube Futter. Sie faßte, offenbar an Schlagveränderungen gewöhnt, sofort Zutrauen, pickte ein paar Körner und nahm Wasser, was Emil alles gespannt beobachtete. Dann bemächtigte er sich ihrer mit geschicktem Griff, um sie zu untersuchen, als er die Stimme seines Vaters hörte, der auf den Boden gekommen war und den Sohn suchte.

„Emil! Emil! Wo steckste denn wieder?"

„Ach, Vater, ich habe eben 'ne Brieftaube gefangen!" Und er erzählte dem Vater, was passiert war, ihm dabei die Taube, die er immer noch in der Hand hielt, zeigend.

„Die mußt du sofort auf das Generalkommando bringen!" sagte der Alte, und litt nicht, daß der Sohn die bereits begonnene Untersuchung der Taube fortsetzte.

*

Der Kriminalkommissar Doktor Splitterich hielt ein paar Taubenflügel in der Hand, die er nachdenklich aneinanderpaßte und aufeinanderlegte. Dann nahm er aus einem Pappschächtelchen den Aluminiumring, den die von einem Förster in der Nähe von Dresden heruntergeschossene Brieftaube um den Fuß getragen hatte. Auf den Taubenflügeln befanden sich Stempel, den einzelnen Schwungfedern aufgedrückt, die klar bewiesen, daß die einem Pariser Schlag entstammende Taube hier in Berlin aufgelassen worden war. Es gab also wirklich in diesem vor brünstiger Begeisterung himmelan lohenden Lande ein so jämmerliches Wesen, das sein Land dem Feinde verriet? Oder hielt sich trotz all der strengen behördlichen Maßregeln doch noch ein ausländischer Spion in der Stadt verborgen? Die auf hauchdünnes japanisches Papier geschriebenen Nachrichten, die die Taube , in den Posen ihrer Flügelfedern verborgen, nach Paris tragen sollte, hatten wichtige Einzelheiten unsrer Mobilmachung enthalten; und es war anzunehmen, daß dieselbe Mitteilung, noch mit mehr Tauben aufgegeben, ihr Ziel trotzdem erreichen würde.

Ein kurzes Klopfen. Der Chef trat ein an der Seite eines Militärs und gefolgt von dem Sohn des Malermeisters.

„Da is schon wieder so 'ne Taube!“ sagte der Oberregierungsrat Herrmann in seiner impulsiven Weise. „Ah. Pardon: Herr Hauptmann von Kreister — Herr Doktor Splitterìcht — eine unsrer besten Spürnasen übrigens!“ setzte er humorvoll hinzu. „Also, was sagen Sie, lieber Doktor, der junge Mann da — Herr Henz, nicht wahr? — der bringt uns eben die zweite Taube!“

Der Hauptmann, mit den roten Streifen am Beinkleid, hatte inzwischen die Papierhülle von dem kleinen Gebauer entfernt, in dem sich die Brieftaube befand, die Emil Henz heute morgen zugeflogen war. In dem kühlblickenden Gesicht des Offiziers hob sich der schwarze Schnurrbart ein wenig von der blitzenden Zahnreihe, als er sagte:

„Es ist absolut nötig, daß der Verbrecher eruiert wird, Herr Doktor!“

Der nickte kaum, er nahm die neue Taube aus dem Käfig, wobei ihm Emil Henz behilflich war, sah erst das Tierchen und dann den blonden jungen Menschen an und sagte ruhig und freundlich zu diesem:

„Sie müssen noch etwas hierbleiben!“

„Ihnen, Herr Oberregierungsrat,“ er wandte sich mit leichter Verbeugung zu dem Vorgesetzten und dem Hauptmann, „Ihnen werd' ich nachher Rapport abstatten!“

Damit war, wie der Chef mit einem belustigten Lächeln bei sich dachte, „die Audienz zu Ende“. Er winkte dem Generalstäbler mit den Augen, dessen stille Gelassenheit sich der einsilbig unbekümmerten Art des Kriminalkommissars zu wesensverwandt fühlte, als daß er an dessen Benehmen hätte Anstoß nehmen sollen.

„Die Nachrichten, die auch diese zweite Taube wieder in den Schwanzfederposen trug, sind natürlich daraus entfernt worden. Sie sind aber nicht identisch mit denen der ersten!“

Der Hauptmann, der sich bereits erhoben hatte, zeigte bei diesen Worten auf die blaugrau gesperberten Flügel, die vor Doktor Splitterìcht auf dem Tisch lagen. Dann ging er in Begleitung des Oberregierungsrates.

Als beide hinaus waren, ließ sich der Kommissar von Emil Henz genau den Hergang des Fanges erzählen, dann sagte er, dem Tierchen über den Kopf streichelnd:

„Die Taube kann erst heute früh gefressen haben; haben Sie sie gefüttert?“

Der junge Mann horchte auf, er begriff sofort.

„Nein, Herr Kommissar, wie ich sie heute früh gegriffen habe, da hatte sie den Kropf voll, und die Erbsen waren ganz hart. Nu hat sie ja bei mir auf 'n Schlag auch 'n paar Körner gepickt, aber ganz wenig!“

Der Kommissar nickte nur. Dann verglich er die roten Stempel auf den Flügeln dieser mit denen der herabgeschossenen Taube — sie glichen einander durchaus.

„Wohnt jemand in Ihrer Nähe, der Brieftauben hält?“

„Ja, Merkenheim! Das is der Vorsitzende vom Berliner Brieftaubenklub ... aber der hat seine auch abgeben müssen, ans Militär!“

„Zu dem fahren wir hin!“

Die Taube kam ins Gebauer, und ein Auto brachte den Kommissar und Henz hinaus nach dem Westen.

„Das is 'ne Antwerpener Taube,“ sagte der Sachverständige, Herr Merkenheim, „in Berlin sind mehrere, die die züchten. Vor zwei Jahren, erinnere ich mich, waren ein paar sehr schöne Kollektionen auf der Ausstellung.“ Indem betrachtete er nochmals die lebende und die Flügel der toten Taube und verglich sie miteinander. „Sehn Sie mal, Herr Kommissar, das is 'n besonderes Züchterzeichen! Sehn Sie, genau dieselbe kleine weiße Feder hier oben an der rechten Schulter!“

„Ja, kennen Sie jemand, der solche Tauben züchtet?“

„Nein.“ Herrn Merkenheim leitete ein ganz andres Interesse als den Kommissar. Deshalb wollte Doktor Splitterìcht schon weiter. Er nahm die Taube an sich, der es

dabei fast gelang, freizuwerden. Der Kommissar mußte schnell noch mit der andern Hand zugreifen; und als die Taube glücklich wieder in ihrem Kasten war, bemerkte Doktor Splitterich an seinem Zeigefinger eine Stelle, die wie leicht vergoldet aussah.

Indem sagte der Vorsitzende des Brieftaubenklubs:

„Wissen Sie, Herr Kommissar, jetzt erinnere ich mich, wo ich solche Tauben gesehen habe ... das war bei einem Preisfliegen in Johannistal ... das waren aber Pariser Tauben!“

Die Augen des Kommissars bekamen erhöhten Glanz.

„So?“ sagte er, „und die hatten solchen kleinen weißen Fleck an der Schulter?“

„Ja ... und der Mann, der sie hatte ... den Namen weiß ich nicht mehr ... aber es war so 'n kleiner, beweglicher Mensch und hatte 'n Automobil ... wie nennt man die doch gleich, die dreirädrigen?“

„Cyclette?“

„Ja, ja! Cyclette! ... und der hatte ... ich glaube 'n zwölf oder fünfzehn Tauben, alles Antwerpener und mit dem kleinen weißen Fleck an der Schulter. Man sieht das ja gleich: die Taube ist viel länger und ...“

„Wo der Mann wohnte, wissen Sie auch nicht?“

„Nein ... nein ... aber man könnte es möglicherweise erfahren ...“

„War er denn Vereinsmitglied?“

„Nein, aber jetzt fällt mir der Name wieder ein! Bernard hieß er, ja und er sprach seinen Namen auch so merkwürdig aus, so schnarrend ... ich glaube, er wollte sogar eintreten in den Verein, aber er is nachher nich ...“

„Und die Wohnung haben Sie sich nicht gemerkt?“

Der schon ältere Herr schüttelte den kahlen Kopf: „Nö ...“

„Was war er denn sonst?“ fragte Emil Henz dazwischen und erschrak selber vor seiner Voreiligkeit.

Herr Merkenheim konnte sich an nichts mehr erinnern, er zuckte die Achseln und sagte dann noch:

„Er hat aber 'n Bruder gehabt, das weiß ich!“

Der Kommissar schüttelte leise den Kopf.

„Aber sowas, das müssen Sie doch sagen! Was war denn der?“

„Der war Reisender ... für französischen Sekt glaub' ich ...?“

Der Kommissar nickte.

„Und interessierte sich auch für Brieftauben?“

„Ja, wir sprachen noch zusammen über den Unsinn, daß einer 'ner Taube 'nen kleinen Photographenapparat an 'n Leib gebunden haben wollte, und so ...“

„Und wo der Bruder wohnte, das wissen Sie auch nicht?“

„Doch ja, in 'n Vorort ... er sagte, darum hätten sie das Auto ... Sehn Sie, Herr Kommissar, jetzt fällt mir das alles erst so wieder ein ...“

„War es denn im Westen?“

„Ja, ich glaube beinah'!“

„Vielleicht in Steglitz?“ fragte Emil Henz, der selbst in diesem Vorort zu Hause war.

„Ja, ja, Steglitz!“ Der Brieftaubenzüchter schien ganz erfreut. „Er sagte nämlich: Da oben auf dem Fichteberg könnte man die Tauben brillant auflassen, wegen der Höhe.“

* *

Doktor Splitterich stand in Begleitung seines zuverlässigsten Beamten, des Kriminalschutzmanns Beier, auf Emil Henz' Taubenboden und sah aus der Luke über die Dächer fort. Hinter den Beamten standen die beiden Henz, Vater und Sohn, und blickten einander an: sie hielten es für ganz unmöglich, den Mann, der die Brieftauben hatte auffliegen lassen, zu finden.

Der Kommissar zog seinen Kopf wieder in den Bodenraum hinein, trat zurück, um die flatternden Tauben zu beruhigen, und sagte, sich zu dem Malermeister wendend:

„Ist bei Ihnen in der Nähe vielleicht eine Vergolderanstalt?"

Der Malermeister sah erstaunt, fast betroffen den Beamten an.

„Ja, das heißt, hier war früher eine ... hier gleich in der Ulmenstraße bei Messer ... aber der Mann ist nicht zurechtgekommen dabei."

„Kann mich Ihr Sohn da mal hinführen?"

„Ja, aber der Mann wohnt gar nicht ..."

Eine Handbewegung der Abwehr.

„Wir können gleich gehn, ja, Herr Henz?"

„Aber gewiß, Herr Kommissar!"

Sie gingen. Auf dem Wege fragte der wortlos voranschreitende Doktor Splitterich, sich zu dem jungen Henz wendend:

„Wie lange ist denn das her, daß der Mann, der Vergolder, mein ich, da raus is?"

„'n Jahr, Herr Kommissar ... wir haben manchmal was bei ihm machen lassen, daher weiß ich's!"

Sie standen vorm Hause.

„Sie, Herr Henz, gehn solange da hinüber in die Kneipe ... von da können Sie meinetwegen zusehn!"

Der Malerssohn ging zögernd.

Der Kriminalschutzmann stand mit angezündeter Zigarre recht harmlos vor dem Haustor. Der Kommissar ging zum Wirt:

„Haben Sie vielleicht 'ne Wohnung frei?"

„Nein." Das war ein bärbeißiger Herr.

„Sie hatten aber bis vor einem Jahr eine frei . . . an wen haben Sie die vermietet?"

„Was geht Sie 'n das an? ... Sie?!" Die Tür wollte schon zufliegen!

Aber der Fuß des Kommissars kam in die Spalte und die Erkennungsmarke schnell aus seiner Tasche.

„Hach!" erschrak der Hauspatron. Der Kommissar legte den Finger an die Lippen. Nun gab der Wirt leise Auskunft: die Wohnung wäre, seitdem der Vergolder 'raus wäre, an zwei Herren vermietet, die aber hier nicht wohnten; sie hätten die Wohnung nur als Aufbewahrungsraum für ihre Sachen und deshalb ... deshalb hätte er sie auf ihre Bitte auch nicht gemeldet ...

„Sie scheinen nicht zu wissen, daß das strafbar ist, und zwar jetzt in Kriegszeiten besonders!"

Der erst so grobe Mann klappte ganz zusammen.

„Ich habe mir nichts Böses dabei gedacht, Herr Kommissar ... weil sie doch auch hier nicht gewohnt haben, da dochte ich ..."

Der Kommissar winkte ab.

„Ist jetzt einer von den Brüdern zu Hause?"

„Ich glaube kaum ..."

„Haben Sie die Schlüssel zur Wohnung?"

„Ja, aber was ..."

„Kommen Sie mit und schließen Sie auf!"

Der Wirt, ganz verstört und, wie die meisten groben Leute, feige, gehorchte mit innerem Beben.

Aber das Schloß ließ sich nicht öffnen. Es war, wie sich Doktor Splitterich überzeugte, stark gesichert, auch schien die Tür von innen gepanzert zu sein.

„Gehört zu der Wohnung ein Bodenraum?"

„Ja ... ja," sagte der Wirt, „wollen Sie den sehn?"

Der Kommissar ging voran durch die eiserne Tür, die in den Hausboden führte. Als man aber zwischen den mit Latten verschlagenen Abteilen, die den einzelnen Hausbewohnern gehörten, an den vom Wirt gesuchten Verschlag kam, zeigte es sich, daß hier die starke Bretterverschalung von innen noch besonders abgedichtet war: man konnte keinen Blick hineintun.

„Es scheint, daß Ihre beiden Mieter hier doch viel Beschäftigung gefunden haben," meinte der Kommissar zum Wirt, der jetzt vor Angst schlotterte.

*

Auf der Straße sagte Doktor Splitterricht im Vorübergehen leise zu dem harrenden Beamten, ohne daß er dabei eine Sekunde stehenblieb.

„Mitkommen, Beier ... aufpassen ... ganz unauffällig!"

Der Beamte folgte. Sie verschwanden in der Toreinfahrt des Nebenhauses. Und gingen die Treppe hinauf, bis zu Ende. Dort faßte der Kommissar die Eisentür an. Sie war verschlossen. Er nahm einen kleinen Haken aus Stahldraht aus der Tasche — knack! die Bodentür sprang auf.

Eine Minute später waren sie auf dem Dache, suchten und fanden auf dem sonnenheißen Schiefer des Nebenhauses die richtige Luke. Das Fenster war nicht einmal geschlossen, von hier aus schien man auf eine Überraschung nicht gerechnet zu haben.

Aber im Bodenverschlag war auch nichts, nicht das geringste, das Argwohn hätte erwecken können. Ein paar alte Kisten standen da, Körbe, überhaupt Gerümpel. Nur, warum hatten die Wohnungsinhaber das alles so sehr vor spähenden Blicken zu bewahren versucht? Der Kommissar und sein Helfer, sie beide suchten von neuem, sie stülpten die Kisten und Körbe um, sie ließen kein Fleckchen unbeobachtet, und wären unverrichteter Sache abgezogen, wenn nicht plötzlich dem Kommissar eine goldig glänzende Stelle an einem der schrägen Holzträger des Daches aufgefallen wäre. Er sah seinen eignen Zeigefinger an und kombinierte: der ist vom Berühren des Goldstaubes so glänzend geworden, folglich hat da oben auch eine mit Goldstaub befleckte Hand hingelangt! Und wie er nun die in guter Kopfhöhe befindliche Stelle, eine Kiste heranrückend, näher untersuchte, da fand er auf der nicht sichtbaren Innenseite des Balkens ein Loch herausgestemmt, das als Aufbewahrungsort eines Schlüsselbundes diente.

Der Kommissar sagte:

„Beier, Sie gehen jetzt rüber in die Kneipe, wo der junge Henz sitzt; dort ist ein Telephon, und da klingeln Sie das Präsidium an: Klenze und Germler sollen sofort herkommen, per Auto! ... Dann stellen Sie die beiden vor der Haustür recht geschickt auf ... aber natürlich so, daß man die Tür vom Nebenhaus ebenfalls observieren kann."

Der Beamte machte Front.

„Und Sie, Herr Kommissar?"

„Ich gehe in die Wohnung."

„Aber wenn die Kerle drin sind!"

„Sind ja jetzt nicht!"

„'s könnte doch sein, Herr Kommissar ... und dann stehen Herr Kommissar den beiden ganz allein gegenüber!"

Doktor Splitterricht zuckte nur die Achseln.

*

Sie standen vor der Wohnung der Verdächtigen.

Der Kommissar atmete auf: die Schlüssel paßten!

Vom Korridor rechts war eine unbenutzte Küche, nur ein wenig Geschirr stand auf dem Kochherd. Dann kam eine halboffenstehende Tür. Ah! hier schliefen und arbeiteten die Spione. Auf dem Nachttisch stand Kaffeegeschirr; und ein angebissenes, noch ziemlich frisches Milchbrötchen bewies, daß sie erst kürzlich hier gewesen waren.

Das andre Zimmer war verschlossen. Und hier paßte auch kein Schlüssel — diese Schurken waren wirklich mehr als vorsichtig!

Der Kommissar blieb stehen, er lauschte: na gewiß! da drin gurrte eine Taube ... da! ... jetzt klappten auch harte Flügelschläge ...

Doktor Splitterìcht untersuchte das Schloß mit seinem Stahlhaken — keine Idee! Es ließ sich nicht bewegen. Der Kriminalist griff in die Brusttasche und nahm eine feingearbeitete Stichsäge, sowie einen starken Bohrer heraus. In wenigen Minuten hatte er, wie der geschickteste Einbrecher, um das Schloß herum einen halben Mond aus der Türfüllung herausgeschnitten. Der Schutzmann staunte. Die Tür flog auf.

Im Zimmer standen drei sehr große Drahtbauer — in der Ecke sah man noch das Handwerkszeug liegen, mit dem die Wohnungsinhaber die Käfige selbst hergestellt hatten. In jedem Bauer befand sich mehr als ein Dutzend Tauben — die reichten aus, um während des ganzen Krieges Nachrichten nach Frankreich zu vermitteln.

Und da auf dem Fensterbrett lag auch das Gold, die feinverriebene Bronze im Päckchen, die der Vergolder hier hatte liegen lassen, um die sich die Spione auch nicht gekümmert hatten, und die ihnen nun durch den Scharfsinn des Kriminalkommissars zum Verräter geworden war.

„Also gehen Sie jetzt, Beier!"

Der Beamte sah „seinen Kommissar" noch einmal fest an, daß Doktor Splitterìcht lächeln mußte, dann ging er ab. Er verschloß die Wohnung, der Doktor hörte ihn die Treppe zum Hausboden hinaufsteigen. Er selbst sah seine Mauserpistole nach, zielte in den Spiegel, der im Schlafzimmer hing, auf sein eignes Auge und steckte die Waffe handlich in die Jackettasche.

Die Fenster des Zimmers standen offen. Der Augustabend kam warm und köstlich herein. Der Kommissar dachte an seinen Stiefbruder, der zehn Jahre jünger, als er, im Felde stand und den er sehr lieb hatte. Seit einer Woche wor keine Nachricht von ihm gekommen, das beunruhigte den Doktor und machte ihn ein wenig nervös.

Er hatte sich auf den Rand des der Tür zunächst stehenden Bettes gesetzt; die Tür zum Korridor stand genau, wie er sie gefunden hatte, halb offen. So konnte ihm auch nicht das leiseste Geräusch entgehen. Und sobald irgend jemand die Treppe hinaufkam, fing sein Blut an zu kochen. Er hatte starken Appetit auf eine Zigarette! Konnte man hier rauchen? Er sah sich im Raume um: ja, da lagen angerauchte Papyrussen in der Aschenschale, die Besitzer waren Raucher. Er zog den Nachtkasten auf, da waren auch Zigaretten, französische, das sah man an dem gelben Maispapier ...

Und da? Der Kriminalkommissar fuhr empor — ein Notizbuch! Das hatte man sicher nur aus Vergeßlichkeit hier liegen lassen! Es war voller Notizen in französischer Sprache, die Doktor Splitterìcht beherrschte. Aus diesen Aufzeichnungen ging hervor, daß die Spione wirklich Brüder waren; daß beide sich, die deutsche Sprache wie ihre eigne redend, unter der Maske von Geschäftsreisenden im Lande umhertrieben und sich so, auch jetzt noch, ein anschauliches Bild von dem Fortgang der deutschen Kriegsoperationen machen konnten ... „... konnten!" wiederholte Doktor Splitterìcht leise voll Ingrimm, „denn jetzt werdet ihr eure letzte Reise gemacht haben!"

Von nun an war alle Nervosität ausgelöscht in ihm; der Ingrimm über diesen frechen Feind fraß in des Doktors Seele! Und konnte er auch nicht mit im Felde, an seines lieben Bruders Seite kämpfen — hier galt's auch, seinen Mann zu stehn! Hier konnte er auch das Seine tun für alle die tapferen Brüder, die dort draußen für das Vaterland stritten!

Er dachte nicht mehr an Zigaretten. Er wartete. Er saß auf der Lauer wie der Jäger, wenn Wölfe in der Dunkelheit heranschleichen.

Und sie kam schon, die Sommernacht. Der Himmel war mondlos, aber die Sterne traten langsam hervor aus ihrer blauen Unendlichkeit, die tiefer wurde und undurchdringlicher, mit jedem Augenblick.

Es schlug neun, irgendwo in der Nähe. Als der letzte Schlag verklungen war, gab es dem Doktor innerlich einen starken Ruck. Sein feines Ohr hörte noch nichts, es ahnte nur etwas, wie das Schleichen von unbeschuhten Füßen.

War es einer, der kam, oder zwei?

Ah, jetzt sprachen sie, sie flüsterten, sie bewegten am Ende nur die Lippen, die einer dem andern ganz nahe ans Ohr brachte.

Er hob sich Zoll für Zoll vom Bettrand auf. Draußen klirrte ein Schlüssel.

Die Tür ging auf.

Menschenfüße traten mit Behutsamkeit auf die Diele.

Da! einer machte Licht ... da hat er auch die Waffe schußfertig, dachte der Kommissar.

In dieser Sekunde sah er, um den Türpfosten lugend, im Schatten hinter dem grellen Licht der Laterne, die eine Faust vorgestreckt hielt, eine Gestalt. Er wollte mit dem Revolverkolben zuschlagen, gegen den Kopf, der sichtbar wurde — da klingelte es an die Entreetür!

Indem ward's dunkel.

Doktor Splitterricht fiel ein: das ist Beier! Die beiden haben die Tür hinter sich geschlossen. Beier will rein.

Nun eine Stimme, draußen vor der Tür, leise, ein wenig ängstlich:

„Ach, ich bitte einen Augenblick! Ich bin der Wirt! Ich muß Sie notwendig sprechen!"

Die beiden bewegten sich, wohl zueinander hin, sie flüsterten kurz. Der eine sagte in korrektem Deutsch, das und ein wenig scharf gespitzt schien:

„Was ist denn? Es ist doch Nacht! Kommen Sie morgen!"

„Ach nein, die Polizei war heute hier ... Ich hab' Sie doch nicht angemeldet, nun machen sie mir Unannehmlichkeiten ... einen Augenblick, bitte!"

War das am Ende wirklich der Wirt? Die Türklinke ging auf — da gab's nichts mehr zu überlegen!

Hellauf flammte die Lampe des Kommissars, der mit einem Sprung auf dem Korridor war. Es knallte! Dem Doktor war's, als risse etwas an seinem Jackett. Indem schoß er ebenfalls — einer fiel um. Dann konnte er den zweiten Spion seinem Beamten vom Halse reißen. Beier, der so geistesgewärtig den Hauswirt gespielt hatte, lag am Boden, hatte mit beiden Armen den Spion umklammert, der ihn zu erwürgen trachtete.

Nun war er bald befreit, der Spion gefesselt.

Der andre hatte die Kugel aus Splitterichts Mauserpistole durch den Kopf, er war tot.

„Lassen Sie mich meinen Bruder noch einmal sehn!" sagte der Überlebende mit dumpfer Stimme.

„Sind Sie Deutscher?" fragte der Kommissar.

„Nein, Belgier, aber wir haben hier lange gelebt."

„Und spioniert?" fragte der Kommissar.

Der Spion schwieg. Er sah nur auf den Toten hin und plötzlich schossen ihm die Tränen aus den Augen.

Dann ging er. Doktor Splitterichť verschloß die Tür der Wohnung. Die Leute aus dem Hause kamen schon zusammen. Auch die beiden auf der Straße postierten Beamten und der junge Henz erschienen auf der Stiege. Alles war ernst und in der matten Beleuchtung der schmalen Hintertreppe fast feierlich. Die Männer und Frauen flüsterten und murrten, als die Kriminalbeamten den Verbrecher vorüberführten.

Es war ein kleiner, untersetzter Mann von vielleicht dreißig Jahren, mit brauner Haut und scharfen Zügen; er blickte böse, mit starrem Gesicht vor sich hin.

Als man in den Hausflur kam, hatte sich eine Menge von Neugierigen, die stets eine Ahnung haben, wenn irgend etwas Ungewöhnliches geschieht, vor dem Hause angesammelt. Der Kommissar ließ eine geschlossene Droschke holen und wies die vorwitzig ins Haus Hineindrängenden barsch zurück. Die Räder der Droschke rollten heran, da wurde der Arrestant schnell über die Straße gebracht.

Das Publikum, das heut, wie alle Abende, auf Nachrichten vom Kriegsschauplatz lauernd die hellerleuchteten Straßen füllte, drängte herzu und redete durcheinander. Als das Wort: „ein Spion!“ laut wurde, verschwand die Droschke schon in der blitzenden Dunkelheit.

Rastende Kürassiere

Nach einem Gemälde von Friedrich Fehr

Himmel und Erde durch die Luft (Gott Schu) getrennt
Altägyptisches Original

Die Sterne lügen nicht

Von

Carl Niebuhr

Wallensteins Gestalt steigt vor uns auf, so oft von Sterndeutung die Rede ist. Der eisengerüstete Friedländer und sein italienischer Hausastrolog Baptista Seni haben sich gleichsam ein besonderes Verbindungsfenster nach den Stellen des Himmels hin geschaffen, von wo aus die irdischen Geschicke geordnet und geleitet werden, und an dem Vertrauen auf solche Kunst geht der sonst so argwöhnisch-kluge Kriegsfürst schließlich zugrunde. Logen ihm die Sterne dennoch, oder hatten die beiden eifrigen Beobachter etwas versehen?

Durch Schillers Dramen der lebendigen Vorstellung einverleibt, wirkt der Gestirnglaube Wallensteins, den seine vom Dichter geschilderte Umgebung gar nicht zu teilen scheint, wie eine persönliche Schwäche. Es ist wahr: dieser Feldherr ist einer der letzten Männer von geschichtlicher Bedeutung gewesen, die der Astrologie Einfluß auf ihre Entschlüsse gewährten, und sicherlich trug das unglückliche Ende des Mannes stark zur allgemeinen Abwendung von der Sterndeuterei bei. Aber ihre Zeit war ohnehin erfüllt; schon wandelte die Naturwissenschaft auf den Bahnen neuer Erkenntnis und nach einer Richtung, die den Planeten keine mystische Geltung mehr einräumen konnte.

Eine uralte und große Gedankenwelt ging damit zu Grabe, was heute seltsam klingen mag. Doch muß man sich vergegenwärtigen, daß der sichtbare Himmel für ungezählte Menschengeschlechter kein endloser Raum, sondern nur ein Stockwerk über der Erde gewesen ist, die wiederum für eine Scheibe galt. Da zog die Sonne nach ihrer himmlischen Tagesfahrt nachts in die Unterwelt, das Kellergeschoß der Schöpfung, und in andern Zwischenräumen versanken auch gewisse Sterngruppen dorthin, um später wieder emporzutauchen.

Als aber die ältesten schriftlichen Aufzeichnungen begannen, schon vor fünftausend Jahren oder noch früher, da war die Anschauung in ihrer Art bereits entwickelter. Die Babylonier und ihre Vorgänger, die Sumerer, teilten das Himmelsgebiet ja in mehrere Lagen ein.

Maßgebend war dafür der Tierkreis, die geschlossene Reihe der zwölf Sternbilder, innerhalb welcher die Sonnenbahn und zugleich die der Planeten sich bewegt. Seitdem dies festgestellt war, hatte man die Möglichkeit gewonnen, der göttlichen Zeitordnung nachzugehen, das heißt, einen fortwährenden Kalender durch Berechnung und Nachprüfung der Umlaufsfristen herzustellen. So weicht das alte Mondjahr — die Wiederkehr des Vegetationswechsels nach dreizehn Mondwechseln — vor dem am Himmel offenbarten richtigen Planetenjahre mit zwölf Monaten und Schalttagen am Schlusse. Das Werk der Götter entschleiert sich noch weiter. An das Luftreich der Erde stößt also das wolkenhaltige Wasserreich des Himmels, über ihm steht der Tierkreis als „Himmelsdamm“, darüber folglich das himmlische Luftreich. Nicht genug damit, sind die Etagen des Äthers noch vermehrt und ausgestaltet worden; wenn der Volksmund bis heute von dem „siebenten Himmel“ spricht, hält er damit eine höchst altertümliche Vorstellung wach. Wer den hier im losesten Umriß angedeuteten Grundlagen, auf denen die Religionen der heidnischen Kulturvölker erwuchsen, ins einzelne nachgehen will, wird aus dem Werke von Alfred Jeremias: Das Alte Testament im Lichte des alten Orients (Leipzig, J. C. Hinrichs), reiches Material schöpfen können.

Galt aber der Tierkreis als himmlisches Vorbild der bewohnbaren Erde, dann mußten auch die dort sichtbaren Vorgänge ihre Einzelbedeutung für das irdische Wesen haben. Die täglich oder vielmehr nächtlich wechselnden Bilder gingen weit über die rein kalendarische Verwertbarkeit hinaus, und dabei hatten Mond, Sonne und die fünf bekannten Planeten schon längst göttliche Eigenschaft empfangen. Mithin offenbarte sich durch jene Stellungen, die man schon früh auch für Tagesstunden berechnen lernte, der Wille der Götter. Beseelt wurde diese Kalkulation durch die ganz natürliche Hereinziehung des Göttersagenschatzes, der Mythologie. Sie kennzeichnete erst den Sinn des Geschauten und verschaffte ihm prophetischen Gehalt. Es geschah durch die Schaffung des Begriffes vom Horoskop, nämlich der genauen Planetenstellung in der Geburtsstunde des Betreffenden. Dadurch glaubte man die Faktoren ermittelt zu haben, wonach sich alle wichtigeren Lebensschicksale des Kindes im voraus errechnen ließen.

Babylonischer Grenzstein mit primitiven Tiersternbildern

Jahrtausende hindurch war die Astrologie also eine vollkommene und mit der Religion so gut wie identische Wissenschaft. Eine unerfüllt bleibende Sternenprophezeiung vermochte sowenig gegen den Glauben wie heute ein nicht erhörtes Gebet. Das Christentum fand die Astrologie noch höchst lebendig, aber bereits völlig besiegt vor; es verdammte die abgöttische Fertigkeit, und von diesem Augenblick an wird die Sache sozusagen interessant, denn die Sterndeu-

tung wandelt sich zur Geheimwissenschaft. Wacker halfen die christlichen Kaiser in Konstantinopel und in Ravenna dazu; ein Gesetz des Honorius befahl einfach, alle „Mathematiker" aus den Städten des Reiches zu jagen, nachdem ihnen die astrologischen Handbücher zur Verbrennung abgenommen waren.

Der Islam erwies sich wohlwollender. Seine Fürsten begünstigten sowohl astronomische wie astrologische Studien, und die arabische Himmelskunde genoß im Mittelalter mit Recht einen hohen Ruf. Die Stadt Kairo wurde 969 nach umständlicher Befragung der Gestirne angelegt, und seit den Kreuzzügen fängt man auch im christlichen Abendlande wieder an, den Sternen zu vertrauen. Schon der byzantinische Kaiser Manuel I. (gestorben 1180) führte ihre Sache in einer Streitschrift gegen mönchische Angreifer, doch soll er vor seinem Tode den Irrtum widerrufen haben. Unter den Ärzten, die ebenfalls viel vom Orient zu lernen hatten, wird es seit 1400 etwa Gebrauch, sich zugleich Astrologen zu nennen und ihren Betrieb danach einzurichten. Ludwig XI. von Frankreich, sonst ein düsterer Tyrann, stand in größter Furcht vor seinem groben und erpresserischen Leibarzte Cotier, denn dieser Pfiffikus hatte am Himmel gelesen, daß der König ihn selbst um genau acht Tage überleben würde! Diesmal ermannten sich die Sterne und straften den Gauner Lügen; er mußte Ludwigs Tod mit ansehen. Sonst fehlt es nicht an Fällen, in denen gerade das Todesdatum nach der Horoskoprechnung eingetroffen ist. Markgraf Johann von Küstrin (1513 bis 1571), der große Alchimist und Astrolog unter den Hohenzollern, hatte zu seinem Seni den gelahrten Petrus Cnemiander erwählt. Für jeden Tag wird eine Voraussage getroffen, und zwar in Form kurzer Zensur; beispielsweise heißt es zum 5. Juli 1553: „Nicht gut Arznei nehmen und auch in andern Dingen wenig Gefälle" — zum 6.: „Lustig und wohlgeschickt zu lesen und nachdenken, Handel, Reisen, Schickung und desgleichen Mercurialia glücklich" — zum 7.: „Ein tapfer, mannlich Gemüt (Stimmung), geschwind und glücklich in Kriegshändeln" — zum 8. Juli: „Ein lediger und müßiger Tag." Diese Daten, vom kundigen Markgrafen vielfach nachverglichen, erinnern mit oft drolliger Genauigkeit an altägyptische Vorbilder; bestimmt doch ein um 1200 vor Christus verfaßter Papyrustext ganz entsprechend: „Am 21. Choiak nicht lustwandeln", oder an mehreren Tagen, die Unheil bergen, „gar nichts tun," wofür der 24. Tybi ein Glückstag ist, „man soll Honigtrank genießen". Aber Cnemiander hat seinem Herrn auch verkündet, dieser werde zehn Tage nach seinem Bruder, dem Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, sterben, und am 3. Januar 1571 war der Kurfürst, am 13. Januar der Markgraf tot. Als Magelhaes zur ersten Erdumseglung rüstete, bat er seinen Mathematiklehrer Faleiro, ihn als Schiffsastronom zu begleiten. Doch Faleiro lehnte ab. Er lese in den Sternen, daß der teilnehmende Astronom unterwegs sterben werde. Magelhaes gewann den Sevillaner San-Martin für den Posten, und auf der Insel Zeba ermordeten den Eingeborene. Noch immer berühmt geblieben sind die Vorhersagungen des Michel Nôtredame, gewöhnlich Nostradamus genannt. Er sagte die Niederlage der Franzosen 1557 bei Saint Quentin geraume Zeit voraus und ebenso den gewaltsamen Tod König Heinrichs II. Es heißt, die Königin hätte sich von Nostradamus unter falschem Namen das Horoskop ihres Gemahls verschafft und darin gesehen, daß der Prophet ein Ende beim Duell ankündigte. Sie hielt den König über solch einen Waffengang erhaben und lachte darob. Aber Heinrich II. wurde 1559 bei einem Prachtturnier durch einen Lanzensplitter ins Auge getroffen und starb daran. Nostradamus' Sohn, der des Vaters Geschäft als Sterndeuter fortsetzte, kam damit freilich zu schimpflichem Untergang. Die Sterne trogen ihn und erfüllten den gegebenen Spruch nicht, daß die Stadt Pouzin abbrennen werde. Endlich ging sie doch noch in Flammen auf, durch Brandstiftung, und man ergriff einen der Täter noch beim Anzünden. Es war Nostradamus junior selbst, und er büßte seinen Eifer mit dem Leben.

Ließen sich die Gestirne also bisweilen lumpen, so brachten sie manchmal doch ein übriges fertig, wo man es am wenigsten erwartete. Pico della Mirandola (geboren 1460), einer der besten

Köpfe seiner Zeit, hatte dem neuen Ansehen der Astrologie durch eine lateinische Abhandlung schweren Abbruch bereitet. Drei Sterndeuter sollen ihm einhellig verkündet haben, er sei im bevorstehenden dreiunddreißigsten Lebensjahre zu gewisser Stunde vom Planeten Mars tödlich bedroht; ob nun Pico bei seiner Schrift vom Verdruß über das unfreundliche Verdikt noch angespornt wurde, oder ob die Gegner sich erst damit rächten, wäre der Frage wert Genug, Graf Pico starb im festgesetzten Moment!

Die babylonischen Planetengötter auf dem Felsen von Maltaja

Gerade damals fängt die Sterndeutung an, sich vorübergehend die Hochschulen zu erobern. In Bologna und Padua gab es Lehrstühle dafür, in Wittenberg aber hat kein Geringerer als Philipp Melanchthon über Astrologie gelesen und den vierzehnten Vers des ersten Bibelkapitels dahin erklärt, Gott habe die Sterne nicht nur geschaffen, uns Monate und Jahre, sondern auch „Zeichen“ zu geben. Wenn Gott das so wollte, dann habe er uns auch erlaubt, auf dem Wege der Erfahrung zu ermitteln, von was für Ereignissen das nun gelte. Der Reformator geht so weit, eine Stelle bei Jeremia (10,2): „Vor den Zeichen des Himmels erschrecket nicht“ als Bekräftigung der Astrologie hinzustellen, während doch der klare Sinn ja nur sein kann: achtet nicht auf dergleichen. Moderne Beispiele von damals werden nicht verschmäht. Kaiser Friedrich III. (gestorben 1493) wollte, so erzählt Melanchthon, bei aller großen Macht sich in keinen Krieg mit König Matthias von Ungarn einlassen, weil er dessen angeborenes Glück kannte und dazu wußte, daß bei **seiner eignen Geburt Mars eine üble Stellung wies. Darum zog der Kaiser kluge Unterhandlungen vor, und auf gleichem Wege überwand er die burgundische Macht.**

Nach Nostradamus trat der Norweger Tycho Brahe an die Spitze der Himmelskundigen. Wir schätzen ihn heute als Astronomen, für seine Mitwelt aber ist er einfach der Fürst astrologischer Schicksalsverkünder gewesen. Und wie einen Fürsten hat ihn sein Landesherr, Friedrich II. von Dänemark, auf der Insel Hveen im Öresund untergebracht. **Man darf nicht ableugnen, daß Brahes Horoskope der dänischen Königsfamilie großenteils auch Erfolge seiner Kunst sind. Professor Troels-Lund in Kopenhagen, der sich näher hiermit beschäftigt hat, sagt, es wäre nicht leicht, selbst mit Kenntnis**

Horoskop Antiochus' I. von Kommagene (70 v. Chr.) auf der Westterrasse des Nemrud-Dagh

Mittelalterliche Darstellung der Einwirkung des Planetensystems auf den menschlichen Organismus

von dem 1648 abgeschlossenen Leben Christians IV., diesen Herrscher in wenigen Worten deutlicher zu zeichnen, als es Tycho Brahe bei dessen Geburt tat: „Kriegslustig, Weiberfreund, lebendigen Sinnes für Gerechtigkeit mit Interesse für geistliche Angelegenheiten, was ihm aber (im Dreißigjährigen Kriege) große Gefahr einbringt, von gutem Humor, kunstverständig, prachtliebend, musikalisch, glücklich im Bergwerksbetrieb, doch großer ehelicher Zwietracht ausgesetzt.“ Den stärksten Eindruck indessen machte elf Monate nach Brahes Tode die schlagende Erfüllung seines Horoskops über Christians Sohn, den jungen Prinzen Hans. Darin wird eine dräuende Gefahr für das achtzehnte Jahr hervorgehoben. Teils stamme sie vom Mars, teils vom Meere, doch erfreue sich der Neugeborene einer günstigen Stellung der Venus, was als Schutz insofern genügen möge. Nun aber drohe noch Saturn, und zwar am meisten. Er verursache kalte, feuchte, melancholische Krankheitsanfälle, begleitet von seelischen Leiden und allgemeiner Depression. Durch Gottes Eingreifen nur würde der Prinz um sein achtzehntes Jahr dem Unheil entrinnen.— Gespannt warteten die Eingeweihten auf Nachrichten, als Prinz Hans 1602, im kritischen Jahre, erst nach Belgien fuhr, um dort die Belagerung von Ostende mitzumachen, dann aber heimgerufen wurde, um mit einer Flotte ostwärts zu reisen. Er sollte nach Moskau gehen, wo ihm des Zaren Tochter zur Frau bestimmt war. Nach beschwerlicher Reise langte der Jüngling dort an, wurde jedoch hingehalten, erkrankte und starb am 28. Oktober, ohne die Braut nur erblickt zu haben.

Tycho Brahe aber hatte schon 1597 Dänemark verlassen und sich nach Prag zu Kaiser Rudolf II. gewendet, der, eine krankhafte Natur und aller Mystik ergeben, den fremden Meister wie einen Messias empfing. Als nächster Vertrauter des menschenscheuen Kaisers, dem die Sterne ganz gewiß logen — sein Leben, seine Neigungen und sein Schicksal erinnern oft minuziös an Ludwig II. von Bayern —, verlebte Brahe einerseits die letzten

Tierkreis und Weltenkern aus griechischer Zeit: Jupiter als höchster im Nordpunkt, Vulkanus, Mars, Merkur. Griechische Gemme

Jahre in Glanz und Reichtum. Am 24. November 1601 starb er und hinterließ sein Amt einem größeren Himmelsforscher, Johannes Kepler.

Dieser war es, der Anschauungen über die Gesetze der Himmelsbewegungen herbeiführte, denen alle Astrologie notwendig erliegen mußte, und dennoch zwang auch ihn die Zeit, Horoskope zu stellen, als sei nichts geschehen. Wir besitzen eine solche „Nativität" von seiner Hand etwa aus dem Jahre 1605, und sie betrifft den damals zweiundzwanzigjährigen Wallenstein. Kepler geht sichtlich über den Sternenstand von Wallensteins Geburtsstunde (Saturn und Jupiter im sogenannten ersten Hause, als „Haus des Lebens" geltend) hinweg in psychologische Beurteilung über, wenn er meint, dieser junge Mann habe ein unruhiges Herz und lasse nicht alle seine Gedanken laut werden. Er trachte nach Neuem durch neue Mittel, und die Befähigung hierzu mangle ihm nicht. Ehrsucht und Verwegenheit könnten ihn leicht weithin verführen; viele und große Feinde werde er sich schaffen, aber meistens obsiegen. Seiner Gestirne Konjunktur sei die gleiche mit der Königin Elisabeth von England. — Also lautete Keplers Reisesegen auf Wallensteins Lebensweg, und damit wären wir wieder am Ausgangspunkt unsrer Betrachtung. „Laß es jetzt gut sein, Seni. Komm herab."

Nordlicht

Von

Karl Hans Strobl

In mir ist's stille geworden,
Ganz stille und leichenweiß,
Ein Strahlen schwingt sich von Norden
Über das schimmernde Eis.

Nach Süden flogen die Schwäne,
Schnee glimmert vor meinem Haus;
Im Eise stecken die Kähne,
Kein Weg führt zur Insel hinaus.

Zur Insel, wo's grünt und maiet,
Wo der Himmel tiefblau und weit,
Wo's silbern klingt und schalmeiet,
Zur Insel der Seligkeit.

In mir ist's stille geworden,
Ganz stille und leichenweiß —
Die Mitternacht flackert von Norden
Über das glitzernde Eis.

Das schwarze Haus

Von

Wilhelm Schussen

Aus ferner, längst verdorrter Zeit
Als große Sehenswürdigkeit
Steht in der Stadt ein altes Haus,
Das, wenn der Abend Licht an Licht
Um die belebten Häuser flicht,
Und alle Räume sind geschwellt,
Und jedes Fenster ist erhellt,
Allein und dunkel ragt heraus.

Es ist, als ob die Traurigkeit
Der ganzen Nacht und alles Leid
Und alle windgesäte Not,
Die je ein Herz gelitten hat,
Hier fänden eine Ruhestatt. —
Es ging mein Glück so klanglos aus
Nun schleich' ich abendlang ums Haus
Und, esse Dunkelheit als Brot.

Berichte aus dem Felde

Der Untergang der „Magdeburg“

Originalaufzeichnungen aus den Blättern eines Augenzeugen

Heute erhielt ich Nachricht von . . . , . . . Offizier der „ . . . “.

. . . , wir befinden uns ungefähr auf der Höhe von . . . Es herrscht ein äußerst starker Nebel, auf zehn Meter Entfernung ist schon nichts mehr zu erkennen.

12 Uhr 14 Minuten:

Unser Schiff bekommt fünfmal hintereinander jedesmal einen furchtbaren Stoß, der das ganze Schiff erzittern macht.

Wir arbeiten fieberhaft, um freizukommen.

Unser Begleitschiff ist in dem starken Nebel gänzlich außer Sicht, sucht uns vermutlich.

Auch das Torpedoboot nirgends zu sehen.

An eine Benutzung unsrer drahtlosen Apparate ist nicht zu denken, da die Telegramme sicher von feindlicher Seite aufgefangen und die Gegner herbeilocken würden.

12 Uhr 39 Minuten:

Wir loten und stellen fest, daß wir auf Steinboden aufgefahren sind.

12 Uhr 51 Minuten:

Der Nebel lichtet sich rechtsseitig etwas.

Unser Torpedoboot kommt heran. Versucht uns mit voller Kraft abzuschleppen.

Vergeblich.

Wir arbeiten mit äußerster Kraft rückwärts, unmöglich, loszukommen.

1 Uhr 40 Minuten:

Wir sitzen immer noch fest.

2 Uhr 10 Minuten:

Der Nebel lichtet sich mehr und mehr.

Wir erblicken zirka dreihundert Meter von uns entfernt Land.

Ganz dicht daneben befindet sich die russische Signalstation . . . !

2 Uhr 15 Minuten:

Wir müssen jetzt äußerst schnell handeln, denn es ist unzweifelhaft, daß wir bemerkt und weitergemeldet werden. — Wir müssen damit rechnen, daß in kurzer Zeit erhebliche feindliche Streitkräfte, wenn nicht ein ganzes Geschwader, erscheinen werden.

2 Uhr 30 Minuten:

Aller Ballast wird über Bord geworfen, alle entbehrlichen und unentbehrlichen Teile, wie eiserne Türen, Tische, Proviant, Metalle, Werkzeug . . . alles über Bord.

Wir hoffen durch diese Erleichterung des Schiffes flott zu kommen.

Vergeblich. Wir arbeiten mit voller Kraft rückwärts, das Torpedoboot arbeitet mit äußerster Anstrengung.

3 Uhr 10 Minuten:

Umsonst, wir kommen nicht von der Stelle.

3 Uhr 37 Minuten:

Nichts Neues, wir sitzen immer noch wie festgenagelt.

4 Uhr 10 Minuten:

Die feindlichen Kräfte werden gesichtet. — Jetzt kann der Tanz losgehen.

4 Uhr 20 Minuten:

Klar zum Gefecht. — Wir bekommen Feuer von der „dicken Pallada“. — Wir erwidern das Feuer kräftig. Hier und drüben gibt es Verwundete.

5 Uhr 10 Minuten:

Wir haben acht Verwundete. Wir bekommen Gewehrfeuer von der „dicken Pallada“. — Man will dort drüben wahrscheinlich unser Schiff möglichst unversehrt in die Hände bekommen.

5 Uhr 58 Minuten:

Es wird beschlossen, das Schiff zu sprengen, damit es nicht in die feind-

lichen Hände geraten und wieder dort gegen uns Verwendung finden kann. — Die Übermacht wird immer stärker, wir dienen in unsrer unbeweglichen Lage gewissermaßen als Zielscheibe.

Das Torpedoboot wird von unsrer Absicht verständigt.

6 Uhr 57 Minuten:

Alle Mann achter über Bord springen in die Boote, Rettungsgürtel, Flöße.

7 Uhr 00 Minuten:

Sprengkörper gelegt. Meldung ...

(Von hier an hört die Zeitangabe auf.)

Kommandant bleibt als Letzter an Bord, gehe auf ihn zu ... wendet sich ab, geht zum Geschütz ... Feuert ... feuert ...!

... haben das Schiff verlassen unter Hurrarufen auf den Kaiser und unser Schiff „Magdeburg" ... Flottenlied.

Die Explosionen finden genau nach der ausgerechneten Zeit dreimal hintereinander programmäßig statt.

Der Nebel lichtet sich etwas.

Unser Schiff neigt sich etwas zur Seite; wir sehen es mit Wehmut.

Das Torpedoboot kommt dicht heran, um die Mannschaften aufzunehmen, wird von drüben mit einem mörderischen Granatenhagel überschüttet, kümmert uns nicht ... die Kerls schießen miserabel.

Wir haben alle Verwundeten, fünfzehn Mann, glücklich bergen können.

Die Verwundeten werden in der Offiziersmesse niedergelegt und behandelt.

Wir feuern unentwegt; es ist schwierig, aus dem Bereich des feindlichen Feuers, das jetzt seine ganze Wut auf uns richtet, zu gelangen.

Ein Schuß trifft eine unsrer Turbinen; wir können nur noch mit halber Geschwindigkeit fahren.

Wieder macht sich der Nebel bemerkbar.

Wir feuern. — Ein zweiter Schuß trifft die Offiziersmesse und zerschmettert unsre armen Kameraden. — Ehre ihrem Andenken, die den Heldentod fürs Vaterland starben!

Wir feuern unausgesetzt, die zerschossene Turbine hindert uns sehr an den Operationen.

Der Nebel wird dichter, das bedeutet unsre Rettung. Die feindlichen Schiffe erkennen diese Gefahr und versuchen durch heftiges Feuer uns unschädlich zu machen, es gelingt ihnen nicht.

Gegen 8 Uhr:

Der Nebel ist undurchdringlich; durch einige geschickte Manöver gelangen wir aus dem Bereich des feindlichen Feuers und entkommen mit möglichster Geschwindigkeit.

Der Nebel, der uns unser braves Schiff kostete, ist jetzt unser Retter. — Aber auch der Feind hat keinen Nutzen davon.

Phot. Max Dreblow, Stettin

S. M. S. Magdeburg, im Finnischen Meerbusen untergegangen

... wir befinden uns jetzt auf der „S".
... Geduld, wir sehen uns wieder, und dann!

Nachbemerkung: Die „dicke Pallada", welche damals den Schuß auf unsre Offiziersmesse abfeuerte, der unsern braven Kameraden das Leben kostete, ist vom Torpedoschuß eines Unterseebootes in den Grund gebohrt worden. — Vergeltung! — Ihr andern folgt ... verlaßt euch drauf.

Gruß vom ... Maxim Hausch ild

Was ich im Osten sah

Als die Schlacht an den masurischen Seen tobte, gab es wieder Scharen gefangener Russen, nicht soviel wie bei Tannenberg, aber über dreißigtausend sollen es gewesen sein. — Dabei konnte man eine sonderbare Wahrnehmung machen: es waren wenig gefangene Offiziere vorhanden. — Ein bei Angerburg gefangener russischer Feldwebel, der Deutsch sprach, wurde nach dem Grunde dieser Erscheinung gefragt. Er schnitt ein höhnisches Gesicht und erzählte, die Herren seien am Abend vor der Schlacht zum „Paroleempfang" nach Angerburg (das hinter der Stellung lag) gegangen und hätten bei Beginn der Schlacht das Zurückkommen vergessen. Ähnliche Sachen hörte man schon nach dem mandschurischen Feldzuge. Ich hatte es bis dato für ein Märchen gehalten. Es scheint aber doch vorzukommen.

*

Wenn man verlassene russische Stellungen sieht, wo die Infanterie sich eingegraben hat, dann sieht man, daß hinter der Linie der Schützen, einige Meter zurück, noch einzelne andre Schützenlöcher sind, die für die Offiziere gegraben wurden. Wie Gefangene erzählen, liegen die Offiziere stets hinter den Schützen, um auf die Leute zu schießen, die zurückgehen. Eine Maßregel, die bei uns Gott sei Dank nicht nötig ist. Bei den Russen soll es aber öfter vorgekommen sein, daß die Schützen, die mal einen Blick nach rückwärts auf den Führer warfen, diesen nicht mehr bemerkten. Er hatte sich solo zurückgezogen. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß es nicht auch Ausnahmen gäbe; russische Offiziere, die sich tapfer schlugen, waren auch anzutreffen, aber augenscheinlich nicht in der Überzahl.

*

Aus den Wahrnehmungen der Gefangenen, wie aus ihren Briefen geht hervor, daß sie vielfach keine Ahnung haben, warum sie sich eigentlich schlagen, und daß viele bis nach Überschreiten der Grenze noch nicht wußten, daß überhaupt Krieg war. Eins ist sicher: der Krieg ist höchst unpopulär in Rußland.

Ein Ruf, den man bei der Gefangennehmung der Russen des öfteren hörte, war: „Tut uns nichts, wir sind keine Russen, wir sind Juden!" Ein jüdischer Soldat erzählte, er hätte keinen Schuß auf uns abgegeben. Man möchte in seinem Schützenloch nachsehen, da habe er allein 140 Patronen vergraben, damit er nicht auf uns zu schießen brauchte.

*

Ich habe Stellungen der Russen gesehen, in denen sie etwa vier Wochen gelegen hatten. Was sie dort alles zusammengeschleppt hatten, spottete jeder Beschreibung. Grammophone, Harmonikas, Frauenwäsche, Photographiealbums, Teegeschirre, Samoware, Gardinen, Jagdgewehre, deutsche Uniformhosen, ein Kanarienvogelbauer und Heiligenbilder. Diese Stellungen boten dann nach der Schlacht mit den Leichen der Gefallenen, den zerschlagenen Gewehren, Kochgeschirren, Patronen einen grotesken Anblick.

*

Eine hübsche Sache, die ein eigenartiges Licht auf die russische Armee wirft, passierte neulich bei M... Drei preußische Infanteristen gerieten bei einem Patrouillengang im Walde in russische Gefangenschaft. Sieben Mann wurden kommandiert, um die drei abzutransportieren. (Bei uns nimmt man für zwanzig dieser Kerle höchstens zwei Mann.) Kurz und gut, als die sieben tapferen Russen mit ihren drei Gefangenen an einer von eignen Truppen nicht beobachteten Waldecke ankamen, halten sie erst ein kleines Kriegspalaver ab und erklärten dann den preußischen Infanteristen: „So, Kinder, da nehmt uns gefangen, hier habt ihr unsre Gewehre. Wir haben seit Tagen nichts zu essen und haben die Schweinerei gründlich satt." Und so kam es, daß die drei Mann stolz mit ihren sieben Gefangenen beim Regiment ankamen. Diese Geschichte ist verbürgt und buchstäblich wahr.

von Regelein

Schickt Insektenpulver!

Das war eine schöne Fahrt durch Posen und Schlesien (während wir vorher in ausgeplünderten Dörfern recht knappe Zeit hatten und Schmalhans meist Küchenmeister war). Wir wurden mit Liebesgaben geradezu überschüttet. In Schlesien standen die Frauen mit warmer Suppe auf den Bahnhöfen, die sehr gern angenommen wurde. Ob es solche Begeisterung und Opferwilligkeit bei uns in der Mark wohl auch gibt! Allerdings wird die Artillerie nach den bisherigen Erfolgen des Krieges besonders gefeiert, unser gräßliches Knallen erschien den Ostpreußen wie Musik. (Den Russen nicht!) Russisch-Polen ist nicht sehr sauber, weder draußen noch drinnen. Am 4. hatte ich wieder ein kleines Sonntagsvergnügen, wir hatten zwei russische Korps vor uns, die dieses Mal brillant in Sicht auf dem Schlachtfeld sich bewegten. Die Geschoßwirkung war großartig, wir haben die Bande fein zusammengehauen, nur ein verwundetes Pferd auf unsrer Seite, überhaupt sehr geringe Verluste. Ich hatte mich am Abend der Schlacht schon auf ein Biwak präpariert, da hieß es auf einmal, ins Quartier K... rücken. Ich war bei einem sehr netten Herrn v. L. und speiste mit Silber an einer weißgedeckten Tafel und schlief, schlief — schlief in einem vorzüglichen Bette; das war eine Überraschung, wie man sie hierzulande selten erlebt. Am schlimmsten sind der Regen und die Berge. Heute bin ich von zehn Uhr vormittags bis nachmittags fünf Uhr andauernd eingeweicht. Heute liege ich in einem sauberen Zimmer bei sehr netten Polen, aber gestern und die Tage vorher waren schrecklich. So wenig Verletzungen in der Schlacht, so viel Blut floß in der Nacht! Ich habe an mir schätzungsweise 500 Stiche festgestellt; was könnte Rothschild hier Flöhe sammeln! — Unsre Methode ist jetzt folgende: die Einwohner müssen die Zimmer hergeben, dann wird alles Stroh entfernt, neues hereingeholt, ordentlich ausgefegt und sehr naß aufgewischt. Wasser ist den russischen Flöhen scheußlich; was die Bande wohl erst zu Insektenpulver sagen würde, leider habe ich meines schon verschossen. In so vorbereiteten Quartieren habe ich die letzten Nächte gut geschlafen. Mein Bein wird besser, geschwollen ist es allerdings noch stark.

Gott befohlen! Brief muß fort.

D. l. Br.

Schickt Insektenpulver!

Dekorierung eines Fähnrichs mit der Silbernen Tapferkeitsmedaille erster Klasse

Kriegschronik

Der Weltkrieg 1914

VI

Stuttgart, 18. Dezember.

In der frohen Kunde vom Sieg des deutschen Geschwaders bei Coronel klang ein tragischer Unterton mit; die Schiffe, die ihn erkämpft hatten, waren, das wußten wir alle, dem Tod geweiht. Sie konnten, dank dem Mut und der List ihrer Führer, vielleicht noch wochenlang dem Feind entgehen und ihm neuen schweren Schaden zufügen; aber jeder Tag auch konnte ihnen das Verderben bringen. Englische, japanische, französische und sogar russische Schiffe suchten das Weltmeer ab nach der kleinen Flotte des Grafen Spee, der es immer schwerer wurde, sich mit Proviant und Kohlen neu zu versehen, unmöglich, ihre Munition zu erneuern und die nötigen Reparaturen gründlich vorzunehmen. Unter diesen Umständen bedeutete jede Woche, die nach der Schlacht an der chilenischen Küste vorüberging, ohne daß die Deutschen von ihren Verfolgern erreicht und vernichtet wurden, beinahe eine Fortsetzung ihres Sieges wie der feindlichen Niederlage; und wir dürfen einmal der „Times" glauben, wenn sie nach dem Eintreten des Unausbleiblichen schrieb, der Sieg der Verbündeten über den Grafen Spee sei in England ohne Begeisterung aufgenommen worden. Am 11. Dezember haben sie diesen Sieg endlich erkämpft: an der Südostküste Südamerikas, bei den Falklandsinseln stellte die Meute das edle Wild, und es erfüllte sich, was eine deutsche Zeitung, die zu gut fühlte, daß man hier nicht von Hasen sprechen könne, in Umbildung des alten Sprichworts gesagt hatte: „Viele Hunnen sind des Hagen Tod." Zwei Umstände machen es dem stolzen Albion unmöglich, über den toten „Hagen" laut zu triumphieren: die gegnerische Übermacht war so groß, der Zahl und der Größe der Schiffe nach, daß die Deutschen unterliegen mußten; und daß diese Übermacht die vier deutschen Fahrzeuge überhaupt fand und umstellen

Phot. N. Perscheid

General der Kavallerie z. D. Freiherr von Bissing, der neue Generalgouverneur von Belgien

Kriegschronik

konnte, das hatten die Engländer ihren Freunden, den Japanern, zu verdanken. Es mag Herrn Churchill, dem englischen Marineminister, nicht ganz leicht geworden sein zu tun, wozu ihn doch die Höflichkeit verpflichtete und die Politik zwang: den Dank, den England den Japanern für diese Hilfeleistung schuldete, feierlich und fast überschwenglich auszusprechen. Desto gründlicher schwiegen sich die Sieger über den andern Punkt aus, über den Verlauf der Schlacht bei den Falklandsinseln. Die Meldungen über die Zahl der verbündeten Schiffe schwanken zwischen 35 und 43 — nehmen wir an, es seien fünfunddreißig gewesen, so ist das Mißverhältnis noch immer so ungeheuer, daß, wenn es sich um einen Kampf zwischen Landtruppen gehandelt hätte, es selbstverständlich erscheinen würde, wenn die Minderheit sich nach kurzem Kampf ergeben hätte. Es liegt in der Natur des Seekriegs, daß der Unterliegende sich viel schwerer zur Übergabe entschließen wird. Der Kapitän der „Emden" konnte dies tun, als er sein Schiff selbst noch vernichtet hatte; auf hoher See bleibt im Fall der Niederlage einer Besatzung, die ihr Schiff nicht den Feinden ausliefern will, nichts übrig, als mit ihm unterzugehn. Das haben Graf Spee und seine Leute getan mit der ruhigen Selbstverständlichkeit von Männern, die längst mit dem Leben abgeschlossen haben, und mit dem unerschütterlichen Kampfesmut deutscher Soldaten, die sich ihrer Pflicht bewußt sind, ihr Leben möglichst teuer zu verkaufen, bis zum letzten Augenblick dem Vaterland zu nützen, indem sie den Feind schädigen, und die nicht mit der Resignation des Selbstmörders, sondern handelnd sterben wollen: Die „Scharnhorst", das Flaggschiff des Grafen Spee, feuerte noch, als das Wasser schon die Mündung der Geschütze erreichte. So gingen „Scharnhorst", „Gneisenau" und „Leipzig" am Kampfort selbst unter; die „Nürnberg", die zunächst entkam, wurde ohne Schwierigkeit von den viel schnelleren feindlichen Schiffen eingeholt und teilte Untergang und Ruhm ihrer Genossen. Die Engländer haben, wie bei der Vernichtung der „Emden", die hohe Tapferkeit und Tüchtigkeit

S. M. S. „Scharnhorst"

Kriegschronik

unsrer Seeleute anerkannt; den Schaden aber, den ihnen diese bei den Falklandsinseln zugefügt haben, scheinen sie zu beschönigen. Sie behaupten, nur wenige Verwundete und keine Beschädigungen ihrer Schiffe zu haben; aber von südamerikanischen Häfen gehen Gerüchte aus, als hätten doch einige Fahrzeuge gründliche Ausbesserungen nötig, und das ist auch das Wahrscheinlichere bei den großartigen Schießleistungen unsrer Flotte, obgleich der viel weiter tragenden Artillerie der englischen Dreadnoughts gegenüber (von denen mindestens zwei an dem Kampf teilgenommen haben) unsre Linienschiffe und kleinen Kreuzer ihre Treffsicherheit kaum voll entfalten konnten.

Wie sehr wir den Untergang des Grafen Spee und all seiner Tapfern beklagen, so darf uns der Gedanke trösten, daß sie nicht umsonst gestorben sind. Nicht der Sieg von Coronel allein und daneben die Erfolge, die sie in monatelangem Kaperkrieg davongetragen, verpflichten uns zu dauernder Dankbarkeit; auch mit ihrem ruhmvollen Tod haben sie dem Vaterland noch einen unschätzbaren Dienst geleistet. Sie haben mit den Helden der „Emden" und denen von Tsingtau unsrer noch so jungen Flotte ein unvergängliches Vorbild und eine große Überlieferung gegeben; sie haben die Deutschen als Seevolk neben die andern großen Seevölker der Weltgeschichte gestellt. Das gibt uns Vertrauen für alle Zukunft, in der wir Deutsche ja doch, wenn wir überhaupt stark sein wollen, auch zur See stark sein müssen; es gibt uns aber auch für die unmittelbare Gegenwart neue freudige Zuversicht, in der wir uns noch bestärkt fühlen dürfen, wenn wir die bisherigen Verluste der beiden Flotten, der deutschen und der englischen, vergleichen. Haben doch die der englischen schon vor ihrer Niederlage bei Coronel neuen Zuwachs erfahren, vor allem durch den Untergang des Dreadnought „Audacious", der an einem der letzten Oktobertage an der Nordküste Irlands unterging — ein Fall, der den Engländern so peinlich war, daß sie ihn am liebsten ganz verschwiegen oder doch so etwa bis zum Ende des Kriegs verheimlicht hätten. Da aber die Mannschaft, die ohne Ausnahme gerettet werden konnte, zum Teil von amerikanischen Schiffen übernommen wurde, so drang die Tatsache doch allmählich in die Öffentlichkeit; woran aber die „Audacious" zugrunde gegangen ist, das ist heute noch nicht bekannt. Wahrscheinlich durch Auflaufen auf eine deutsche Mine — und damit wäre einmal wieder dargetan, wie glänzend es der deutschen Flotte gelungen ist, die Küsten des einst angeblich unnahbaren Inselreichs mit diesen Fußangeln des Meerverkehrs zu „verseuchen". Jedenfalls ist die Ursache, welche sie auch sein mag, keine rühmliche für England, sonst hätte es nicht diese Politik des Schweigens gewählt, die sich nunmehr, da sie vergeblich war, auch als sehr unklug herausgestellt hat; denn sie hat nicht nur die Beunruhigung im eignen Land, die vermieden werden sollte, in erhöhtem Maß hervorgerufen, sondern auch in den mehr oder minder neutralen Ländern, besonders in Amerika, das Vertrauen in die amtliche Berichterstattung Englands, ja den ganzen moralischen Kredit des alten ehrlichen John Bull gründlich erschüttert.

Noch ehe der Verlust der „Audacious" bekannt wurde, war ein andres großes Kampfschiff der Engländer, der „Bulwark", das Flaggschiff des Lord Beresford, vor Sheerneß das Opfer einer furchtbaren Explosion geworden, die so jäh eintrat und wirkte, daß die ganze Besatzung zugrunde ging. Die Untersuchung ergab, wie die Admiralität behauptet, daß die Explosion auf Selbstentzündung der Munition zurückzuführen sei. Käme eines unsrer Unterseeboote in Betracht, so hätten wir das wohl schon von deutscher marineamtlicher Seite erfahren. Daß diese unterdes mit ihren kühnen, weitausgedehnten Erkundungs- und Angriffsfahrten nicht innegehalten haben, zeigte unter anderm eine traurige Nachricht: U 18 ist an der Nordküste Schottlands durch ein englisches Patrouillenfahrzeug entdeckt und zum Sinken gebracht worden, die Mannschaft ist mit Ausnahme eines Matrosen gerettet worden. Anderseits haben wieder englische Handelsschiffe im eigentlichsten englischen Gebiet, im Kanal, die Verderblichkeit der deutschen „Seepest" zu spüren bekommen, am 26. November

Nächtlicher Infanteriesturm auf ein flandrisches Dorf. Nach der Skizze eines Mitkämpfers gezeichnet von Robert J. Gleich

Kriegschronik

wurde der Dampfer „Primo“, am 27. der Dampfer „Malachite“, beide in der Nähe von Le Havre, durch ein deutsches Unterseeboot versenkt. Was aber die Kriegsflotten betrifft, so belaufen sich die deutschen Verluste insgesamt auf 86 000, die englischen auf 178 000 Tonnen, und an Schiffsartillerie war die Einbuße der Engländer gar fünfmal größer als die der Deutschen. Das sind beredte Zahlen; sie helfen uns, den unvermeidlichen, tief betrauerten Verlusten gegenüber doch mit unverminderten Mut im Kampf zur See auszuhalten, und in unsrer Marine den Geist frischen Wagemuts wachzuhalten, der sich sehr wohl mit kühler Besonnenheit verträgt. Wenn die deutsche Flotte ihre Hauptkraft zunächst noch an den deutschen Küsten zurückhält, so sollte die Welt wieder einmal erfahren, daß nicht Ängstlichkeit aus dieser Maßregel spricht.

Am 17. Dezember drang ein deutsches Geschwader unter dem Schutz des nebligen Wetters und der englischen Unachtsamkeit an die englische Ostküste vor und bombardierte die drei mit Befestigungen versehenen Küstenstädte Scarborough, Whitby und West-Hartlepool. Die Batterien von Hartlepool wurden zum Schweigen gebracht, die Gasbehälter vernichtet, in Scarborough die Küstenwachstation und das Wasserwerk, in Whitby die Küstenwache und Signalstation zerstört. Daß diesem Bombardement auch Privatwohnungen und viele Menschenleben zum Opfer fielen, ist eine der unvermeidlichen Folgen des Krieges, die England sich selbst zuzuschreiben hat. Daß englische Heuchelei und Verlogenheit uns dabei wieder eines Völkerrechtsbruches beschuldigt, macht keinen Eindruck mehr und verfängt auch bei den Neutralen kaum mehr. Ausschlaggebend bleibt, daß der deutsche Angriff, dem auch ein paar kleine englische Kriegsfahrzeuge zum Opfer fielen, vollkommen geglückt ist, das bedeutet einen neuen furchtbaren Schlag gegen den bisher von der Welt abergläubisch verehrten Götzen der britischen Seeherrschaft, einen Schlag, dessen Folgen sich noch fühlbarer machen werden.

*

Flotte und Kolonien — sie gehören nach der Logik der Tatsachen, wie für unser Gefühl aufs engste zusammen; und derselbe Geist beseelt die Braven, die in weiter Ferne draußen, von allem Zusammenhang mit dem Mutterland abgeschnitten, bereit sind, ohne Aussicht auf Sieg allein für die Ehre der deutschen Waffen ihr Leben einzusetzen, mag nun das Stück Deutschland, das sie mit ihren Leibern verteidigen, das Verdeck eines Schiffes oder ein paar Quadratkilometer tropischer Erde sein. Über Taten und Schicksale dieser Tapfern, soweit sie die Kämpfe überleben, können wir vorläufig nichts von ihnen selbst, nur aus den Berichten der Feinde und denen zurückgekehrter deutscher Frauen einiges erfahren. Überall haben sich diejenigen Verbündeten, die gerade die Nächsten dazu waren, über die deutschen Kolonien hergemacht: Engländer und Franzosen, Australier und Japaner; und demnächst werden wohl auch die Portugiesen dem sanften Druck ihres großen Alliierten nachgeben und von ihren Kolonien aus ins deutsche Nachbargebiet einrücken müssen.

Was haben nun unsre Feinde mit ihren Angriffen bisher erreicht? so wird in einem Artikel der „Frankfurter Zeitung“ gefragt, und die Frage folgendermaßen beantwortet: „In Kamerun sind die Grenzen im Innern bis auf den Sanga- und Ubangizipfel, die man aus Zweckmäßigkeitsgründen nicht besetzt hielt, vom Feinde gesäubert. Nur die Küste ist von feindlichen Schiffen blockiert, und ein Teil der Eisenbahnstrecke ist vom Feinde besetzt. Die von den Engländern und Franzosen angegebenen eigenen Verluste sind außerordentlich schwer. In Südafrika scheinen die Engländer über Lüderitzbucht nicht hinausgekommen zu sein, und an den Inlandsgrenzen wagen sie sich nicht in das Innere des Schutzgebiets vor. Von Ostafrika berichtete Lord Crewe im englischen Parlament, daß er zugeben müsse, daß man dort unglücklich gekämpft habe, daß die Deutschen an einigen Stellen in Britisch-Ostafrika und Uganda eingefallen seien und daß man erst weitere Verstärkungen abwarten müsse, um in das Schutzgebiet vorzudringen. An den übrigen Grenzen hat man sich dort der Feinde erwehrt. Abgesehen von den billigen Lorbeeren in Togo, Samoa und Neuguinea

Kriegschronik

G. Schöbel: Eingegrabenes Geschütz beim Feuern

haben sich unsre Feinde keines durchgreifenden Erfolges zu rühmen. Sehen wir uns diese Lage auf den Landkarten der Schutzgebiete an: In keinem der übrigen Schutzgebiete haben sie dank der Tapferkeit und Umsicht unsrer Schutztruppen und der dort unter den Fahnen stehenden Europäer bisher festen Fuß fassen können.“

Zu dieser allgemeinen Übersicht bilden die letzten Nachrichten aus Deutsch-Ostafrika erfreuliche Sonderergänzungen: dort haben die Engländer beim Angriff auf eine Bahnstation 800 Mann verloren, darunter 141 Weiße; und der im Flußlauf des Rufidschi blockierte kleine Kreuzer „Königsberg“ wird von seinen Leuten so geschickt und tapfer verteidigt, daß es ihnen gelang, den englischen Vizeadmiral Patterson, der sich des Schiffes bemächtigen wollte, gefangen zu nehmen. — Es muß unentschieden bleiben, was frevelhafter war: schwarze Truppen zur Bekämpfung Weißer in Europa zu importieren oder der schwarzen Bevölkerung Afrikas selbst das Schauspiel zu geben, wie Weiße untereinander sich bekämpfen. Wenn aber durch diesen doppelten Frevel das Ansehen des weißen Mannes überhaupt in den Köpfen der Neger stark erschüttert sein mag — Franzosen und Engländer werden sicher vor den oft unheimlich scharf und unbefangen blickenden Augen der afrikanischen Naturkinder weit schlechter abschneiden, als die Deutschen, die sich so mannhaft einer von allen Seiten auf sie eindringenden Übermacht erwehren.

*

Von den Hindus und den Senegalnegern, die heute in den Schützengräben Flanderns und Nordfrankreichs die englisch-französischen Kulturideale gegen die deutschen Hunnen verteidigen helfen müssen, werden wohl nur die wenigsten, von den Kugeln der Feinde oder der sie rücksichtslos in den Kampf treibenden eignen Herren und von den Schrecknissen des für sie mörderischen Klimas verschont, sich noch einmal der Heimat freuen dürfen. Könnte man das, was sie daheim erzählen, belauschen und sammeln, es würde gewiß zu dem Merkwürdigsten gehören, was über diesen Weltkrieg auf die Nachwelt zu überliefern ist. Ein ungeheures, dumpfes Staunen würde wohl der Grundton dieser Berichte sein. Von den Ursachen und Zielen des Krieges, von den echten und er-

logenen Idealen, um die er geführt wird, können sie nichts verstehen; sie sehen „Menschenopfer unerhört" fallen, aber sie sehen keinen Gott, dem sie dargebracht würden. Ist es doch fast ein Wunder und für sich ben, nicht verloren geht. — Noch immer ist die große, scheinbar so klar und einfach gezogene Linie, an der die Deutschen und die Verbündeten einander gegenüberstehn, im wesentlichen unverändert. Oben

G. Schöbel: Verladen von Artilleriepferden an der Bahn von Stenay

allein schon eine sittliche Tat, wenn den weißen Kämpfern, die sich hier seit vielen Wochen gegenüber liegen, in all den Mühsalen und Schrecknissen dieses in der Kriegsgeschichte unerhörten Stellungskrieges das Bewußtsein, für eine höhere Sache zu leiden und zu töten, zu stürmen und zu sterben, nicht verloren geht. am Meer endigend, läßt sie heute vom belgischen Gebiet nur noch vierzig Quadratkilometer den Belgiern und ihren seltsamen Beschützern und weist vom Boden Frankreichs ein Sechstel, fast den reichsten und gewerbekräftigsten Teil des ganzen Landes, den deutschen Eindringlingen zu.

Das malerische Städtchen Dunn an der Maas nach der Beschießung
Originalskizze, auf dem Kriegsschauplatz gezeichnet von Prof. G. Schöbel

Kriegschronik

An der belgischen Küste hat deutsche Artillerie sich so fest eingebaut, daß dort nicht nur ein Landen englischer Truppen, sondern auch das Eingreifen der Flotte mit ihren schweren Geschützen in die Gefechte zu Land jetzt tatsächlich unmöglich gemacht ist. Unsre weitreichenden Geschütze aber senden über die feindlichen Positionen hinweg in den Rücken die furchtbaren Geschosse, die vor allem die hinter der Front liegenden Bahnhöfe zerstören und derart die für die heutige Taktik so wichtigen raschen Truppenverschiebungen außerordentlich erschweren — ein Verfahren, das die Deutschen gleichzeitig auf dem nördlichsten und auf den südwestlichen Teil der riesigen Schlachtlinie mit Erfolg anzuwenden begonnen haben.

Überall aber an der ganzen Front entlang suchen jetzt die Verbündeten bald hier, bald da, jetzt bei Nieuport, jetzt bei Soissons oder Reims, jetzt bei St. Mihiel, eine schwache Stelle oder den „psychologischen Moment" eines Nachlassens der Wachsamkeit, um die deutsche Linie zu durchbrechen. Sie wissen jetzt, daß ziemlich beträchtliche Teile der deutschen Heere von Westen weg gegen Rußland geworfen worden sind, und hoffen deshalb, daß unsere Stellungen doch irgendwo dadurch geschwächt sein müssen. Sie suchen sich dabei selbst zu täuschen über die Ersatzmöglichkeiten, die uns unser Menschenvorrat und unsre Organisation gewähren. Während die Franzosen die Grenzen der Tauglichkeit bei ihren Aushebungen tatsächlich völlig verwischt haben, Schwache und Kranke, halbe Kinder und halbe Greise einstellen, die großenteils lazarettreif sein müssen, ehe sie nur als Kanonenfutter zum Dahingemähtwerden an die Front gebracht sind; während in England künstlich Arbeitslosigkeit geschaffen wird, um die Werbungen zu fördern und es an Kräften zur Aus-

Vereinigte Photo-Bureaus, Amsterdam

Infanterie in schrapnellsicherem Unterstand

Deutsche Wachtposten in den Dünen bei Ostende

Nach einer Originalzeichnung von Erich Godbersen

Anschleichende Gurkhas. Nach einer Originalzeichnung von Robert J. Gleich

Barrikadenkampf in einer belgischen Stadt

Oben: Die Belgier gehen den deutschen Truppen, die in gepanzerten Automobilen heranrücken, entgegen. Unten: Die zurückgeworfenen Belgier in Verteidigungsstellung

bildung der Angeworbenen fehlt; während die riesigen russischen Heere durch fortschreitende sittliche und körperliche Zermürbung zusammenschmelzen — währenddem bildet Deutschland neue Hunderttausende junger, kräftiger, opferfroher und siegglӓubiger Menschen mit bedachter Schnelle zu Soldaten aus, die als vollwertiger Ersatz die vom Krieg gerissenen Lücken ausfüllen, die undicht gewordenen Stellen in der wandelnden Mauer unsrer Westheere wieder undurchdringlich machen. Aus manchen schweren Erfahrungen — denn jeder Krieg ist wieder ein ganz

Kriegschronik

neues Ding für sich, das Kriegswissenschaft und -praxis um neue Tatsachen und Lehren bereichert — hat man bei uns immer mehr gelernt, mit dem kostbarsten Kriegsmaterial, dem Leben der Soldaten, vorsichtig und sparsam umzugehen; und wir sind heute gleich weit entfernt von der wunderlichen Weisheit der vorfriderizianischen Kriegführung, deren Stolz es war, Schlachten zu vermeiden, wie von der im wahren Sinn barbarischen, altasiatischen Menschenverschwendung, mit der die russische Strategie — ebenso sinn-, wie erfolglos — arbeitet. So schwere Verluste auch wir auf uns nehmen, wenn angreifendes Vorgehen unbedingt notwendig erscheint, unsre Feinde selbst geben zu, daß sie weit furchtbarer mitgenommen werden: die letzten Kämpfe um Ypern, mit dem Ausgangspunkt St. Eloi, haben den Verbündeten in drei Tagen 24 000 Menschen gekostet. Ein solcher Verlust kommt, wenn er nicht einen großen greifbaren Erfolg einbringt, einer tatsächlichen Niederlage gleich; wir erfahren von ihm nur aus der privaten Berichterstattung der Engländer, die sich immer noch ein gewisses Maß von Zuverlässigkeit, eine Art Wahrheitsliebe wider Willen gerettet hat, während die Franzosen, amtlich und privat, so unangenehme Dinge verschweigen, unsre Heeresleitung aber nur solche Tatsachen mitteilt, die in den Gang der Dinge wirklich bedeutsam und entscheidend eingreifen. Diese Zurückhaltung hat in den ersten Monaten des Kriegs unserm Ansehen draußen bei Feinden und Neutralen, selbst den freundlicher gesinnten Neutralen, geradezu geschadet; aber auch auf dem Nachrichtenmarkt siegt mit der Zeit die „reelle Ware“ über unsoliden Pofel, und so stehen heute die Meldungen der deut-

Gedeckte Stellung und Telephonanlage auf dem westlichen Kriegsschauplatz

Kriegschronik

Deutsche Gefangene aus den Kämpfen von Westflandern, die in allzugroßem Wagemut so weit in die feindlichen Linien vordrangen, bis sie von den Ihren abgeschnitten waren, werden von algerischen Schützen eskortiert

schen Heeresleitung, wenn sie auch nicht mehr mit dem klassischen „von Stein" gedeckt sind, selbst bei unsern Gegnern al pari. Und wenn sich unsre amtlichen Meldungen, wie es in den letzten Tagen ein paarmal geschah, die Mühe nehmen, amtliche Lügen der Franzosen oder Russen ausdrücklich als unwahr zu bezeichnen, dann wissen Alle, wo die Wahrheit ist — nicht zum wenigsten die, die es trotzdem auch fernerhin mit der Lüge halten.

*

Auch über die russischen Kämpfe haben die amtliche Berichterstattung unsrer Feinde, besonders aber die Kriegskorrespondenten englischer und französischer Nationalität, die Welt durch irreführende Meldungen zu täuschen gesucht. Zuletzt hielt es aber die russische Heeresleitung selbst für unrätlich, den Unterschied zwischen der wirklichen Lage und den erlogenen Siegesmeldungen allzu groß werden zu lassen; denn diese letzteren wurden durch die gewaltigen Mengen Verwundeter, die von den Kriegsschauplätzen in die Heimat transportiert werden mußten, denn doch in gar zu augenfälliger und grausamer Weise berichtigt. Der Anblick dieser Transporte und die Erzählungen der Verwundeten sind in Rußland, das keine Verlustlisten kennt und sie bei dem Analphabetentum des größten Teils des Volkes auch gar nicht durchführen könnte, so ziemlich der einzige Weg, auf dem die Öffentlichkeit über die Furchtbarkeit dieses Krieges zuverlässig aufgeklärt wird. Wenn aber ein Heer, sei es selbst das russische, zwei Millionen Soldaten durch Tod, Verwundungen, Erkrankungen und Gefangennahme eingebüßt hat, so läßt sich diese Tatsache doch auf die Dauer nicht mehr verbergen; und so muß denn das Volk durch die fühlbar herabgestimmte Tonart der Berichte auf die Wahrheit, die seiner harrt, vorbereitet werden. Anderseits sehen wir die Regierung für den Augenblick, da die Katastrophe bekannt werden muß, ihre Vorbereitungen in echt russischer Weise treffen, indem sie rasch noch mit brutaler

Kriegschronik

Gewalt die Russifizierung Finnlands durchführt, die Deutschrussen in den Ostseeprovinzen aufs äußerste bedrängt und im eigentlichen Rußland die radikalen Elemente durch Massenverhaftungen und Deportationen unschädlich macht. Denn wenn auch bei dem allgemein verbreiteten Deutschenhaß, der tief in den Instinkten der russischen Volksseele wurzelt, der Krieg gegen Deutschland populärer war, als irgendein andrer Krieg es hätte sein können, so ist es doch gerade deshalb besonders unpopulär, von den Deutschen besiegt zu werden. Und da die Russen gewohnt sind, für einen unglücklichen Krieg durch ein paar Reformen im Innern entschädigt zu werden, so könnten sie die auch diesmal bald wieder fälligen Reformen doppelt stürmisch fordern von einer Regierung, die trotz dem Bündnis mit England, Frankreich und den „Makaken", wie das russische Volk so liebevoll die ihm heute befreundeten Japaner nennt, nicht vermocht hat, das verhaßte Deutschland zu vernichten. Da heißt es denn für die heute noch Herrschenden, vorbeugen; und das geschieht nach den altbewährten russischen Methoden, auf die Gefahr hin, daß diese Methoden nicht so recht zu den schönen Gelöbnissen von Völkerbefreiung und Volksbeglückung stimmen wollen, mit denen Rußland zu Beginn des Krieges gewisse liberale Idealisten in Frankreich, England und einigen sogenannten neutralen Ländern ködern wollte.

Übrigens gab es immerhin Augenblicke, in denen die Russen nicht ganz ohne Recht ein Siegesgeschrei erheben zu können schienen. Nicht oft genug kann man sich klar machen, was doch immer die Zahl an sich, wenn es sich um so riesige Zahlen wie bei der russischen Armee handelt, im Krieg zu bedeuten hat, und daß dieser Übermacht, die in gleich breiten, reißenden

Bewachung französischer Zivilbevölkerung wegen Spionageverdachts durch deutsche Soldaten in einer französischen Kirche

Strömen sich gegen Ostpreußen, Galizien und Ungarn heranwälzte, nicht durch ein einfaches Entgegenstemmen, sondern nur mit klugem Ausbiegen, mit Rückweichen und erneutem Vorwärtsgehen, mit Kräfteverschiebungen und Umschließungsmanövern größten Maßstabs beizukommen ist. Solange die Russen noch ganz unverbrauchte, vollbewaffnete Hunderttausende in der Hinterhand hatten, mußten die Verbündeten immer darauf gefaßt sein, daß auf jede Niederlage und jeden Rückzug der Russen nur ein erneuter Vorstoß einer frisch aufgefüllten Übermacht folgen würde. So kam es denn auch nach den großartigen Erfolgen bei Wloclawek und Kutno, die den Deutschen ein weites Vordringen nach Polen hinein, auf Warschau zu ermöglichten. Von Warschau und von Südpolen her drängten mächtige russische Heersäulen, vor denen Marschall v. Hindenburg zurückwich. Nicht, weil die Österreicher, wie es geistvolle Stammtischstrategen sich ausgedacht hatten, nicht rechtzeitig eingetroffen waren zur gemeinsamen Eroberung Warschaus — wie unsinnig dieser Gedanke ist, erkennt man, wenn man an die russischen Streitkräfte denkt, die im südlichen Polen angehäuft waren —, sondern weil der geniale Feldherr nur durch Vorgehen und Zurückweichen die Russen dahin bringen konnte, wo er sie haben wollte, wobei er außerdem die Straßen und Eisenbahnen, die er beim Rückmarsch hinter sich ließ, so gründlich zerstörte, daß der Feind seine Massen durch ein völlig weglos gewordenes Land schieben mußte und die berühmte Dampfwalze, ehe sie den Weg nach Berlin applanieren konnte, im Schmutz des eignen Bodens beinahe stecken blieb.

Freilich gab es auch für unser Heer einen recht kritischen Augenblick: als in der letzten Novemberwoche der deutsche linke Flügel bei Lowicz vor starker Übermacht zurückging, wurde seine Flanke gleichzeitig in der Front aus der Richtung Warschau und im Rücken, von Plozk her, angegriffen. Drei Tage dauerten die Kämpfe, in denen die Befreiung der zwei umzingelten deutschen Armee-

Ein neugebildetes Schottenregiment auf dem Durchmarsch durch London. Die Begeisterung ist sichtlich geringer als die Neugierde!
(Aus einer englischen Zeitschrift)

Kriegschronik

korps nur durch ein heroisches Mittel gelang: es wurden noch zwei Korps in den eisernen Ring hineingebracht, und hatten die ersten zwei diesen nicht zu sprengen vermocht, den vereinten Kräften der vier gelang es. Und wie glänzend gelang es! Die Deutschen konnten auf ihrem Rückzug sogar die 12 000 russischen Gefangenen, die sie vorher gemacht hatten, mitführen, und eine Division hatte nur 125 Tote, während die Russen wieder zu vielen Tausenden von unsern Geschossen hingemäht wurden. Das blieb von dem russischen Sieg übrig, von dem der Feind schon a conto triumphierende Meldungen in die Welt hinausposaunt und auch Glückwünsche von draußen eingeheimst hatte.

Generaloberst v. Mackensen, einer der Sieger auf dem östlichen Kriegsschauplatz

Aufs neue setzte nun, dem wütenden Andrängen der Russen zum Trotz, die Offensive der Deutschen ein. Fast jeder Tag brachte wieder Nachrichten über die Gefangennahme

Das Innere eines verlassenen, außerordentlich gut befestigten serbischen Schanzlagers

Kriegschronik

Tausender von Russen (vom 11. November bis 1. Dezember zählte man auf deutscher Seite 80000 russische Gefangene), die Erbeutung russischer Kanonen, Maschinengewehre und sonstigen Kriegsgeräts. Ein besonders markanter Erfolg aber war die Wiedereroberung von Lodz am 6. Dezember. Schon einmal war dieser bedeutende Mittelpunkt der polnischen Industrie in deutschen Händen gewesen; diesmal wird er voraussichtlich die deutsche Besatzung nicht so bald wieder Abschied nehmen sehn. — Dann nahmen die Operationen weiterhin, wie es die amtlichen Berichte in klassischer Ruhe und Zurückhaltung ausdrückten, einen „normalen Verlauf" oder „regelrechten Fortgang". Wir sind durch diese Berichte aus dem Osten wirklich schon etwas verwöhnt; und wenn man auch nicht zu jenen Spießbürgern gehört, die ungeduldig werden, wenn ihnen nicht jeden Nachmittag zu ihrem Kaffee 30 000 gefangene Russen serviert werden — in den ersten Kriegsmonaten konnten sie sie zum ersten Frühstück verspeisen —, man findet schon gar nichts so Besondres mehr darin, wenn beispielsweise am 12. Dezember die Meldung lautet: „In Nordpolen wurde eine Anzahl feindlicher Stellungen erobert. Es wurden 11 000 Gefangene gemacht und 43 Maschinengewehre erbeutet."

Da ist es immer gut, sich recht ernsthaft daran zu erinnern, welch ungeheurer Kraftaufwand dazu gehört, die Erfolge zu erringen, die so prunklos gemeldet werden; ein Kraftaufwand, der die geniale Leitung durch die Führer, die selbstlose Gewissenhaftigkeit der ihre Aufgabe in bewundernswerter Weise erfüllenden Eisenbahnbeamten und -truppen, die unermüdliche Tapferkeit und Ausdauer der Tausende in den Schützengräben zu einer gewaltigen sittlich-geistigen Energie zusammenfaßt. Und dieser Aufwand ist nicht schmählich vertan. Wenn bisher die Heeresleitung in ihren Meldungen immer betonte, daß der Hauptzweck: die Brechung des großen russischen Offensivplans, noch nicht erreicht sei, am 17. Dezember endlich kam, überall von Freudengeläute und Fahnenflattern begrüßt, die große Botschaft, daß auf der ganzen, ungeheuren Front von Krakau bis Lowicz der russische Angriff in sich zusammengebrochen ist, daß die Russen mit ihrer ganzen Hauptmacht den Rückzug haben antreten müssen!

*

„Die Früchte dieser Entscheidung lassen sich zurzeit noch nicht übersehen" — mit diesen Worten schließt die Meldung des großen Hauptquartiers. Das bezieht sich wohl hauptsächlich auf den weiteren Verlauf des Feldzugs im Osten, wie er sich unter der Wirkung des Zusammenbruchs der russischen Offensive gestalten muß; einige wichtige Erfolge lassen sich schon heute sicher feststellen. Vor allem, daß Posen und Schlesien vor einer Überschwemmung durch die feindlichen Horden, die schon in bedrohliche Nähe gerückt schien, bewahrt geblieben sind; dann, daß auch in Galizien, wo die Russen schon anfingen, Krakau einzuschließen, wo Przemysl zum zweitenmal einer Belagerung standhalten muß und Lemberg seit Wochen wieder in russischen Händen war — daß in Galizien der Feind, der auch aus den nördlichsten Komitaten Ungarns wieder durch die Karpathenpässe entweichen muß, von unsern Bundesgenossen hart bedrängt wird,

Für diese, für die ganze österreichisch-ungarische Monarchie hat der große Sieg neben der militärischen auch eine ungeheure politische Bedeutung. In Serbien waren, etwa seit der zweiten Novemberhälfte, die Truppen Kaiser Franz Josefs, unter Feldmarschall Potiorek, zur Offensive vorgegangen und allen Hindernissen des Winterwetters, des Berggeländes und des Kleinkriegs zum Trotz, weit in das Innere des Landes eingedrungen. Am 2. Dezember, zur 66. Wiederkehr des Tages, da Franz Josef, damals ein Achtzehnjähriger, aus den Händen des guten schwachen Kaisers Ferdinand die Krone empfangen, zogen die österreichisch-ungarischen Truppen in dem seit Jahrhunderten so vielumkämpften Belgrad ein: unser Kaiser, der an diesem Tag in Breslau mit den Erzherzogen Friedrich und Karl Franz Josef und dem Generalstabschef Conrad v. Hötzendorff eine Zusammenkunft hatte, konnte bei der Mittagstafel seinen Gästen die frohe Kunde mitteilen. — Die Niederzwingung Serbiens schien

Kriegschronik

Gedeckte schwere Haubitzenbatterie der fünften österreichisch-ungarischen Armee

mit der Einnahme Belgrads besiegelt — aber sie schien es eben nur. Man darf nicht vergessen, daß der serbische Krieg für die Donaumonarchie von dem Augenblick an, da Rußland sich in Bewegung setzte, nur eine Nebenaktion sein durfte. Gegen das kriegerisch vortrefflich durchgebildete serbische Heer mit seinen 300 000 Mann konnte nicht annähernd die gleiche Zahl von unsern Verbündeten aufgestellt und jene Zahl mußte dadurch vermindert werden, daß man die Serben über die Grenze lockte und ihnen bei diesen Einfällen, besonders in Syrmien, schwere Verluste beibrachte. Erst als sie auf diese Weise in Syrmien wie in Bosnien arg mitgenommen waren, konnten sie auch im eignen Land erfolgreich angegriffen werden. Aber sei es nun, daß die immer noch wenig zahlreichen österreichisch-ungarischen Truppen dabei allmählich in zu langer, dünner Linie auseinandergezogen werden mußten, sei es, daß montenegrinische Truppen, wie aus Italien berichtet wird, ihnen in den Rücken fielen — der kaiserliche Heerführer sah seine Scharen so schwer bedroht, daß er alle vorgeschobenen Positionen und so auch Belgrad selbst am 15. Dezember wieder aufgeben mußte. Wie sehr verfehlt es wäre, aus diesem Fehlschlag ungünstige Folgerungen über die oberste Leitung und über die Kampftüchtigkeit der österreichisch-ungarischen Armee zu ziehen, das möge eine Stimme aus feindlichem Lager bezeugen. Als Serbien unmittelbar vor der Katastrophe zu stehen schien, da schrieb der militärische Mitarbeiter der in Moskau erscheinenden „Russkija Wjedomosti" folgendes:

„So schmerzlich uns der Zusammenbruch Serbiens berührt und so sehr wir den Mut der Verzweiflung bewundern, den unsre serbischen Freunde gegen ihre Überwinder entwickeln, können wir letzteren unsre volle Anerkennung nicht versagen. Was Potiorek im Süden vollbrachte, war nicht die Niederwälzung des Gegners mit numerischer Überzahl, son-

Gesamtansicht von Belgrad

dern ein strategisches Meisterwerk, das in der Kriegsgeschichte vorbildlich sein wird. Sein energisches Vordringen im deutschen Stile hat den nachahmenswerten Vorteil, daß es die Menschen nach Möglichkeit schont. Hätte er einzig den Zweck verfolgt, die von ihm benötigten Positionen zu besetzen, so hätte er dies Ziel unbedingt schon viel früher erreichen können. Wir sehen seine opfermutige Armee täglich mächtige Territorien besetzen, teils in steilem felsigem Gebiet, teils in grundlosen Sümpfen. All dies geschieht in großer Kälte und meterhohem Schnee und im Kampfe mit einer heroischen Armee, die bereits in früheren Feldzügen reiche Erfahrungen sammelte und jeden Fußstapfen ihres Heimatbodens schon im Frieden aufs gründlichste zur Verteidigung herrichtete. Potiorek ist ein Feldherr, den die österreichisch-ungarische Heeresleitung ruhig auf eigne Faust operieren lassen kann."

Rast einer serbischen Proviantkolonne

Kilophot, Wien

Österreichisch-ungarisches Infanterielager in Serbien

Kriegschronik

Die Hoffnung ist nicht zu kühn, daß der Erfolg, den auf dem nördlichen Kriegsschauplatz unsre Verbündeten in engstem, harmonischem Zusammenwirken mit unsern Heeren mit herbeigeführt haben, sehr rasch auch auf die Lage in Serbien einwirken wird, indem einerseits neue Truppen für den Feldzeugmeister Potiorek frei werden, anderseits die Gewißheit, auf lange hinaus von Rußland keine Hilfe mehr erwarten zu dürfen, die Serben tief entmutigen muß. Aber auch in den übrigen Balkanstaaten, besonders in Rumänien (das freilich durchaus nicht als Balkanstaat bezeichnet werden will), wird der große Sieg in Polen eine heilsame Ernüchterung bei den Russenfreunden nach dem Jubel über die Wiedergewinnung Serbiens herbeiführen. Der faule Friede, der seit dem Vertrag von Bukarest zwischen den vier christlichen Staaten des Balkans besteht, ist nur noch zweifelhafter geworden, seitdem die Türkei an der Seite der Zentralmächte in den Weltkrieg eintrat. Bulgarien will seine Beute aus dem ersten Türkenkrieg, Mazedonien, zurückhaben, und die beiden, die sie ihm entrissen, Griechenland und Serbien, wollen sie nicht herausgeben. Serbien allein könnte einem Einmarsch Bulgariens nicht mehr widerstehen, aber Griechenland und wohl auch Rumänien würden dabei wohl kaum ruhige Zuschauer bleiben: das Chaos auf dem Balkan wäre einmal wieder Ereignis. Wird sich dies Ereignis wirklich auf die Dauer hintanhalten lassen? Ob wir seinen Eintritt wünschen sollen, ist höchst fraglich, denn die Türkei würde dann wohl gegen Griechenland und Rumänien sich decken und so seine Kräfte zersplittern müssen, die es jetzt am Kaukasus gegen Rußland, am Roten Meer gegen England braucht. Während die türkische Aktion im Kaukasus, die zum nächsten Zielpunkt die russische Festung Batum hat, auf die wünschenswerteste Weise „regelrecht“ und „normal“, wie Hindenburg sagen würde, weitergeht, hat sie auf den Suezkanal zu ihr Tempo in den letzten Wochen verlangsamt. Wir brauchen uns dadurch nicht pessimistisch stimmen zu lassen; wir wollen uns aber daran erinnern, daß bisher in diesem Krieg immer und auf jedem seiner Schauplätze nach einem raschen, glänzenden Anlauf eine Zeit der Stockung eingetreten ist. Ganz natürlich; denn jeder der Kämpfer weiß, daß dies kein Krieg „mit Binden und Bandagen“ ist, daß es überall um Weltstellung und Lebensmöglichkeit geht, und so setzt überall nach den ersten raschen Schlägen, die den Holmgang eröffneten, ein erbittert zähes Ringen ein, das die eignen Kräfte bis zum letzten aufbietet und jede Blöße des Gegners auszunützen trachtet.

Wir tun also gut daran, wenn wir es uns nicht als eine leichte Sache vorstellen, Ägypten und den Suezkanal den Engländern abzunehmen. Scheint doch auch der Burenaufstand, der so vielverheißend einsetzte, mit dem Tod des General Beyers und mit der Gefangennahme des tapfern Christian de Wet in sich zusammengesunken zu sein. Und wir werden ferner sehr gut daran tun, unsre Hoffnungen, soweit sie sich mit der Niederzwingung Englands beschäftigen, nicht auf Aufstände in Indien oder gar in Irland zu setzen. Die Aufgabe, unsre eignen Grenzen freizuhalten, unser eignes Volkstum zu verteidigen, ist zunächst noch so ungeheuer, daß sie volle Sammlung unsrer Kräfte und Gedanken verlangt und jede Ablenkung durch nebelhafte Zukunftsbilder ihr nur schaden könnte. Bringen wir nur erst dem englischen Heer in Frankreich, der Seewehr an den englischen Küsten möglichst viel und derbe Schläge bei; vernichten wir die russische Streitmacht so gründlich, wie es immer geht — dann wird sich zeigen müssen, ob Inder und Iren, ob Ukrainer und Finnen irgend aus eigner Kraft sich den Weg zur Freiheit eröffnen können. Können sie's wirklich und tragen wir selbst einen solchen Sieg davon, wie wir ihn wünschen müssen, dann erst ist für uns die Zeit und die Möglichkeit gekommen, uns ihrer tatkräftig anzunehmen; mit bloßen Sympathien ist keinem Teil gedient.

Rechnen wir aber, auch wenn diese dennoch sehr schwankenden Zukunftsbilder feste Gestalt annehmen sollten, nicht etwa zu fest auf die Dankbarkeit solcher befreiter Völker! Wem verdankt Italien in Wahrheit seine nationale Einigung? Nicht Napoleon III., der ihm im Jahre 1859 nur die Hälfte seiner Versprechungen erfüllte und sich dafür mit Savoyen und Nizza

Kriegschronik

bezahlen ließ, sondern Preußen und Deutschland, dessen Kämpfe 1866 und 1870 ihm zu Venetien und Rom, und damit zum Abschluß der nationalen Einigung verhalfen. Dann konnte es sich als Mitglied des Dreibundes zu dem modernen, kräftig aufblühenden Staat entwickeln, dem mit der Eroberung Libyens der erste wirklich geglückte Schritt einer großgeplanten Kolonial- und Mittelmeerpolitik gelang. Dafür war die überwiegende — wenigstens an Tragkraft der Stimmmittel überwiegende — Mehrheit des italienischen Volkes von Anfang des Weltkrieges an durchaus bereit, ja begierig, den bisherigen Bundesgenossen in den Rücken zu fallen.

Einer dünnen Oberschicht, die sich politische Einsicht — diese sogar in sehr beträchtlichem Maße — und politisches Anstandsgefühl gewahrt hat und der glücklicherweise die wirklich regierenden und maßgebenden Männer ausnahmslos angehören, hat bisher allem Ansturm aus dem eignen Volk, allen Drohungen und Lockungen der Dreiverbandsmächte zum Trotz, Italien auf dem Pfad der Neu-

Kilophot, Wien

Das aus zahlreichen Kämpfen unsrer Verbündeten rühmlichst bekannte Donaukampfschiff „Bodrog"

Kriegschronik

tralität festzuhalten gewußt. Daran hat weder der Tod des Ministers des Äußern, des Marchese di San Giuliano, noch ein Ministerwechsel, bei dem Salandra das Präsidium behielt und Sonnino der Nachfolger San Giulianos wurde, etwas geändert. Auch die Beurlaubung des erholungsbedürftigen deutschen Botschafters v. Flotow und dessen Ersetzung durch den Fürsten Bülow, den die engsten Beziehungen mit der italienischen Aristokratie und der römischen Diplomatie verknüpfen, wird bei der durchaus realpolitischen Richtung der italienischen Staatslenker wohl kaum eine entscheidende Wichtigkeit gewinnen. Die Hauptsache bleibt, daß wir und unsre Bundesgenossen aus eigner Kraft siegen, so gründlich wie nur möglich siegen und daß wir ohne Rachsucht, aber auch ohne jede Sentimentalität uns den Siegespreis bestimmen.

Diese Gesinnung aber, das dürfen wir Gott sei Dank sagen, ist heute die allgemeine im deutschen Volke. Sie wurde aufs schönste und eindrucksvollste bekundet durch die zweite Kriegstagung, zu der sich am 2. Dezember der deutsche Reichstag zusammenfand. Aufs neue erklärten die Abgeordneten sämtlicher Parteien einstimmig (mit der einzigen Ausnahme eines lächerlichen Gernegroß) die Bereitwilligkeit des ganzen Volks, vertrauensvoll der Regierung und der Armee alle Mittel zur Verfügung zu stellen, die für ein festes Durchhalten bis zu entscheidendem Sieg nötig seien. Diese Einmütigkeit gibt uns ein Gefühl ruhiger Kraft und stolzen Selbstbewußtseins gegenüber der Welt in Waffen, die dem Deutschen Reich den Untergang geschworen hat, und gegenüber der Heerscharen der Lüge, die unsre nationale Ehre in den Staub ziehen wollen. Wir lernen allmählich das, was wir von vornherein hätten tun sollen: all die plumpen Verleumdungen und raffinierten Verdächtigungen der ausländischen Presse zu verachten, statt ihnen die Ehre zu schenken, daß wir sie ernst nehmen und

Blick auf Czenstochau, in dessen Nähe sich ein wichtiger Teil der letzten großen Kämpfe abspielte

Vom türkisch-russischen Kriegsschauplatz: Vernichtung einer russischen Abteilung in einem Engpaß des Kaukasus bei den Kämpfen um Köprykoi. Nach einer Originalzeichnung von Robert J. Gleich

Kriegschronik

die Leser italienischer oder westschweizerischer oder englisch-amerikanischer Hetzblätter von der Reinheit unsrer Gesinnung und unsrer Waffen zu überzeugen versuchen. Wir können es getrost dem stillen Wirken der Zeit überlassen, daß die Menschen sich darüber klar werden, was barbarischer ist: auf Kirchtürme zu schießen, auf die der Feind Beobachterposten und Maschinengewehren gestellt hat, oder Dum-Dum-Kugeln zu benutzen und Wilde zu den Kämpfen in Europa als Hilfstruppen heranzuschleppen; wer die Rechte der kleinen Völker mehr achtet: Deutschland, das über die erheuchelte Neutralität des in Wahrheit mit Frankreich und England alliierten Belgiens doch erst nach schweren Bedenken hinwegschritt, oder England, das seine Flieger über Schweizer Gebiet gegen deutsche Städte sendet, das seinen Gesandten in Bern Spionendienste verrichten läßt und das den Handel Hollands und der skandinavischen Reiche lähmt. — Wir wollen uns freuen, wenn etwa aus Schweden oder aus Spanien Stimmen der Freundschaft und des Verständnisses zu uns klingen, aber die Zeit des Nachlaufens ist hoffentlich bei uns für immer vorbei. Die Völker werden, je länger der Krieg dauert, desto deutlicher merken, wie unentbehrlich in Wahrheit dies vielgeschmähte deutsche Volk schon längst für das materielle und das geistige Gedeihen der ganzen Welt ist; den Vereinigten Staaten zum Beispiel dämmert eben jetzt diese Erkenntnis, gefördert allerdings durch die Millionen der Deutschamerikaner drüben, die von den heißblütigen Iren unterstützt, für die Sache des alten Vaterlands eintreten gegenüber der englischschreibenden und englischlügenden niederen Tagespresse, gegenüber auch einer Regierung, die sich über den Weg nicht klar zu sein scheint, den eine aufrichtige Neutralität ihr vorzeichnet. — Die Deutschen im Ausland — wie sie mit uns fühlen, für uns kämpfen, das ist, neben den Waffentaten unsres Heeres, doch das schönste Kapitel in dem neuen Buch deutscher Geschichte, das mit dem 1. August 1914 beginnt!

Nach der Schlacht: Rast österreichischer Truppen — Phot. C. Seebald, Wien

Herausgeber: Dr. Rudolf Presber in Berlin-Grunewald. — Für die Redaktion verantwortlich: Hugo Wagner in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Alle Rechte vorbehalten. — Zuschriften nur an die Adresse der Redaktion, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 99, erbeten.

TIEFDRUCK DER DEUTSCHEN VERLAGS-ANSTALT STUTTGART.

Tizian: Der Triumph der Dreifaltigkeit

Tizian: Ranuccio Farnese

Kopie nach einem verschollenen Original Tizians von 1542

Rembrandt: Des Künstlers Mutter

Rembrandt: Abraham mit den drei Engeln

Rembrandt:

Das Opfer Manoahs

Rembrandt: Der Mann mit dem Falken

Tizian: Doge Andreas Gritti

Tizian: Christus erscheint der Maria Magdalena

Zum 27. Januar 1915

„Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche!“

Nach einem Gemälde von Professor L. Fahrenkrog

Arena
Oktav-Ausgabe von Über Land und Meer

Der Rubin der Herzogin

Roman

von **Rudolf Presber**

Erstes Kapitel

Erich trat nicht vom Fenster zurück, als er „Herein“ rief.

Er konnte sich nicht losreißen von dem hübschen Bild. In die silberne Schlinge des Flusses hineingezwängt unter ihm das alte Städtchen. Bröckelnde Reste rissiger Mauern, noch dunkel vom Efeu umsponnen. Friedlich den Hügel ankletternde Sträßchen, die alle Gradlinigkeit zu scheuen schienen. Schieferdächer und Ziegeldächer gemischt, über kleinen Gärtchen alte Nußbäume und Linden im jungen Grün. Und die breitere Hauptstraße, deutlich überschaubar von hier oben aus dem Erkerfenster des Gasthofes, der ehemals ein Franziskanerkloster war. Der Apotheker stand dort unten breitbeinig vor seiner Türe und ärgerte sich gewiß, daß die lieben Mitbürger so gesund und der anbrechende Maiabend so lieblich und gar kein Katarrhträger war. Und die riesige gelbe Dogge des Herrn Bürgermeisters lag auf der Steintreppe und schnappte nach Fliegen, die vor ihrer Nase den ersten Tanz wagten. Ein paar kurzsichtige Schüler mit dottergelben Mützen sprangen in weiten Sätzen, die Ranzen schief auf dem Rücken, aus dem Tor der massig in ihrem roten Sandstein zwischen bescheidenen Bürgerhäusern thronenden Realschule. Der blaue Briefkasten und der gelbe Karren setzten hübsche Farbenflecke an die graue Mauer der Post ... Und drüben über dem Fluß in den im Abendwind zitternden Laubwald eingestreut die schmucken kleinen Villen der Fabrikanten und Großkaufleute, die sich aus dem Lärm und Qualm der Großstadt hierher in Stille und Frieden geflüchtet hatten. Links am Ufer aber, als letztes Gebäude an der beginnenden Ebene, weiß im flachen englischen Landhausstil, von Ställen und Scheuern durch Gartenanlagen getrennt, das Gutshaus, in dem Erich vor wenigen Stunden in der großen Diele einer jungen Frau die schlanke beringte Hand geküßt hatte, die ...

„He—em!“ Der Wirt des Gasthofes zum Roß räusperte sich zum dritten Male. Sein wohlgemästetes, glattrasiertes Gesicht, dem man die Freude am eignen Weinkeller ansah, zeigte ein wenig den Ärger, den Herr Alois Radecke über die wunderliche Situation empfand. Schließlich — der Herr bewohnte Nummer sieben, das beste und demgemäß auch teuerste Zimmer im „Roß“, des Abtes ehemaliges Gemach, in dem an den geweißten Wänden noch schwere alte Stühle aus der Klosterzeit standen.

„Schon gut! Sie bringen den aufgebügelten Frack? Legen Sie ihn nur dort ...“ Jetzt erst wandte Erich den Kopf und entdeckte, daß es gar nicht das Zimmermädchen war, mit dem er redete, sondern ein untersetzter älterer Herr mit weinfrohem, glattem Gesicht über einer vom schwarzen Rock in diskretem Ausschnitt gezeigten apfelgrünen Wollweste, der sich immerfort die kurzen dicken Hände rieb, als wasche er sich Tinte von den Fingern.

„Pardon,“ sagte Erich, indem er vom Fenster weg auf den Roßwirt zutrat und dessen Verbeugungen durch eine Ansprache zu beenden suchte, „Pardon, mit wem hab' ich das Vergnügen?“

„Ich bin der Wirt, bitte zu gestatten — nur der Wirt. Besitzer des „Rosses“ schon seit beinahe dreißig Jahren. Unter meinem Vater hieß es das „Goldene Roß“. Aber „goldene“ klingt etwas abschreckend für die Herren Geschäftsreisenden, die unsre Gegend besuchen ... Bei Gold denkt man immer an große Depensen, nicht wahr? So hab' ich das Gold gestrichen, und das Roß ist geblieben ...“ Und da Herr Alois Radecke zu bemerken glaubte, daß Erich über die Umtaufe seines Gasthofes sich nun genügend orientiert fühlte, so wechselte er alsbald den Gesprächsstoff. „Ich wollte mich nur, bitte zu gestatten — wollte mich nur gehorsamst erkundigen, ob der Herr zufrieden sind mit der Unterkunft.“

„Danke, danke, Herr Wirt. Die Aussicht ist herrlich.“

„Sollt' ich meinen, ja. Ist allerdings nicht unser Verdienst. Immer büßen und beten, nicht wahr, das geht nicht — der frömmste Mann sieht auch mal aus dem Fenster, nicht wahr ...“

Erich war über die Gewohnheiten des frömmsten Mannes nicht unterrichtet und hatte auch keine große Neigung, die Mutmaßungen des Roßwirts darüber zu hören. Er sagte daher höflich und nach seiner Meinung das Gespräch beendend: „Ich danke Ihnen jedenfalls für Ihre Fürsorge. Ich fühle mich hier gut aufgehoben. Wenn ich etwas brauche, werde ich dort die Klingel benutzen.“

„Sehr wohl. Die Klingeln sind natürlich erst von uns angebracht. Überhaupt der Komfort des Hauses ist durchaus unser Werk. Freilich hier in diesem Zimmer, bitte zu gestatten, hat der Abt jahrhundertelang gewohnt ... Nicht immer derselbe natürlich.“

„Ich dachte mir's.“

„Ja. Die Bilder an der Wand hier sind zum Beispiel von einem Abt im siebzehnten Jahrhundert gemalt. Dieses dort stellt die heilige Ursula dar, die — der Herr wissen das vielleicht nicht ... ist der Herr katholisch?“

„Nein, evangelisch.“

„Ich dacht' mir das. Bitte zu gestatten, die heilige Ursula soll — im Vorjahr hat ein Professor hier gewohnt, der hat eine Vorlesung im Literatur-

verein gehalten — unten in unserm Saal — und der hat das Bild betrachtet und gesagt, es sei ein Meisterwerk, und früher habe man sicherlich auch was darauf gesehen."

Erich hatte den Blick von dem Meisterwerk des Abtes, das von dem Professor gelobt worden war und auf dem man nichts sah, auf die Rechte des Roßwirts gelenkt, der aus der apfelgrünen Westentasche eine Visitenkarte gezogen hatte, die er beim Sprechen bog und rollte. Er wollte gerade sich nach der Bestimmung dieses Blättchens erkundigen, als der redefrohe Wirt wieder begann:

„Ja, in diesem Zimmer haben sich noch alle Gäste wohlgefühlt. Versteht sich, immer die distinguierten. Andre kommen mir nicht hinein. Bis gestern hat ein Rittmeister hier gewohnt, Herr von Ölzendorff, ja. Ulan, ja. Wollte, glaub' ich, Pferde kaufen vom „Eugenienhof". Apfelschimmel — ganz versessen auf Apfelschimmel ist der Mann. Ein äußerst scharmanter Herr, der Rittmeister. Überhaupt, unsre Armee — ich sag' immer: die Armee, den Rheinwein und den Speirer Dom macht uns eben doch kein Franzose nach. Sag' ich."

Zu andrer Zeit hätte dieser Ausspruch des Herrn in der apfelgrünen Weste vielleicht durch seine wunderliche Zusammenstellung Erichs besondere Beachtung gefunden. Jetzt aber klang ihm nur der Name Ölzendorff ins Ohr. Wie ein Echo von heute morgen. Hatte nicht Frau von Hallerstedt . . .? Das Fingerspiel des Wirts mit der Karte machte ihn nervös.

„Ist die Karte vielleicht für mich?"

„Allerdings. Bitte zu gestatten — ein sehr feiner Herr."

Er las auf der durch die Fingerübungen des Roßwirts etwas angeschmutzten Karte: Gustav Bergemann, Sanitätsrat.

Und da sah er seinen Vater wieder vor sich, den seit zehn Jahren nun schon hart am geräuschvollen Leben der Belle-Alliance-Straße, nicht weit vom Grabe Felix Mendelssohn-Bartholdys, der Rasen des schönen, stillen Friedhofs deckte. Er hörte den Gutgelaunten nach behaglicher Mahlzeit von seinen Studentenjahren erzählen mit jenem Lächeln des Gedenkenden, der die letzten Fröhlichkeiten der Erinnerung in Worten doch nicht ausschöpfen kann vor den Ohren der Gattin und des halbwüchsigen Sohnes. Bei solchen Gelegenheiten fiel dann oft der Name Gustav; und zu der Mutter gewendet, fügte der Erzähler hinzu: „Du weißt, Gustav Bergemann, den du ja auch gekannt hast!" — „Gewiß," sagte die Mutter und lächelte: „Ihr zwei ward ja unzertrennlich in den Primen und auf Universität. Schade, daß euch das Leben später getrennt hat." — „Ja, das Leben," nickte dann wohl der Vater. Und es war, als ob ein Schatten hinhuschte über die Stirn des sonst so Fröhlichen, der sich nach seinem eignen Ausspruch „gar keine schönere Institution denken konnte als das Leben". Er hatte es geliebt, das Leben, glühend, verständnisvoll geliebt, bis zu der bösen Stunde im März. Da hatte er, eben von einer schweren Rippenfellentzündung nach Ansicht des Arztes genesend, ein geleertes Gläschen mit kräftigendem Sherry zurück auf den Teller gesetzt, den die Mutter, blaß von Angst und Nachtwachen, ihm geduldig hinhielt. Und während er der treuen Pflegerin dankbar die Hand tätschelte, sagte er: „Heut geht es mir viel, viel besser. Und in drei Wochen,

Mutter, sitzen wir in Sestri Levante und schauen in die Sonne und hinüber nach Genua." Dann hatte er sich lächelnd zurückgelehnt, tief, tiefer in die Kissen und die Augen geschlossen. Und mit dem Blick auf Genua, in der Sonne von Sestri Levante, ist er gestorben... Unter den vielen Briefen, die eine herzliche Teilnahme am Tode des erst fünfzigjährigen Mannes, der kaum einen Feind gehabt hatte, in das schöne, einst so gastliche Haus in der Fasanenstraße trugen, war auch einer gewesen, der — wie sich das Erich plötzlich wieder so deutlich erinnerte! — auf der Rückseite den Absender nannte: Bergemann, Sanitätsrat. Der Name eines thüringischen Städtchens stand dahinter.

„Man kann schon sagen, er ist ein distinguierter Herr," wiederholte der Roßwirt seine empfehlende Einschätzung des Gastes und weckte damit Erich aus seiner Versunkenheit.

„Wann hat der Herr Sanitätsrat nach mir gefragt?"

„Vorhin, als der Herr in der Stadt waren — oder, wenn ich recht unterrichtet bin, der Herr waren auf dem Gutshof der Frau von Hallerstedt."

Erich mußte lächeln, als er Eugeniens Namen so neugierig lauernd von diesem dicken Philister genannt hörte.

„Eine sehr vornehme Dame," rühmte der Roßwirt gerade, als Erich sich von seinen Gedanken, die um den stolzen blonden Gemmenkopf Eugeniens gespielt hatten, losriß und wieder zuhörte. „Auch eine tapfere Dame... Aber der Herr sind ja zweifellos orientiert."

Es schien Erich nicht anständig, diesen Mann in der apfelgrünen Weste auszufragen oder durch ein Wort zu seinen Erzählungen, die er offenbar bereithielt, zu ermuntern. Er schwieg und sah wieder aus dem Fenster. Woraus der Roßwirt nicht ganz ohne Grund entnahm, daß weitere Mitteilungen nicht unerwünscht wären.

„Der Vater der Frau von Hallerstedt war ja ein ganz famoser alter Herr. Ein bißchen toll gewirtschaftet hat er ja. Aber wenn ich als Wirt spreche, so kann ich schon sagen: er verstand was vom Rotspon. Vom Mosel nicht. Rheinwein trank er nie. Bloß Rotspon und zuweilen Sekt. Ineinander gegossen hat er's und nannte das „Türkenblut". Wenn er Sorgen hatte, trank er's. Und wenn er vergnügt war, trank er's erst recht. Aber am liebsten trank er's, wenn er eine Dummheit hinter sich hatte, ja. Es war eine Weile sehr populär bei mir unten, das Türkenblut. Denn die Herren aus der Umgegend machten's ihm nach. In der Wirtschaft war er nicht ganz so glücklich, der gnädige Herr. Hatte immer so seine wunderlichen Ideen mit Kreuzungsversuchen. Kreuzte Jagdhunde mit Pudeln — Pudel-Pointer nannte er dann die Tiere, die schlecht apportierten wie der Vater, und ohne Nase waren wie die Mutter. Statt umgekehrt, Sie verstehen. Und mit Schweinen hat er's ähnlich erlebt, und mit Schafen. Immer verkehrt gekreuzt. Leider. Und wenn's wieder mal nichts war mit dem Wurf, dann kam er hierher und mischte Türkenblut. Schließlich hatte er's arg mit der Gicht. Wurde von seinem Anton im Wägelchen gefahren. Badete in Oeynhausen oder wie das Teufelsnest heißt, wo die Lahmen zusammenkommen und mit warmem Wasser allerlei anstellen. Einmal war die Tochter mit. Auf der Fahrt hat er dann den Schwiegersohn kennen gelernt. Baron

war der, schön. Sonst war er aber nicht viel. Und daß der windige Herr, der hier im Städtchen hinter jeder Schürze her war, nun gerade das schöne schlanke Fräulein Eugenie kriegen sollte, das hat keinem hier gefallen. Sogar dem Pastor nicht, für den doch sonst alles direkt vom lieben Gott kommt. Und der Baron, der hat's nun wieder mit den neumodischen Maschinen gehabt; egal so toll wie der alte Herr mit den Kreuzungen. Und hat der alte Herr den Viehstand ruiniert, so hat der junge Herr die Äcker verdorben. Schließlich ist er nach einer furchtbaren Szene — der alte Herr soll mit dem Krückstock nach ihm geworfen haben — ganz plötzlich abgedampft. Nach Brasilien oder so wohin. Und aus der Kreisstadt ist eine Friseuse mit ihm gefahren. Natürlich nicht für die Frisur, denn der Mann war schon kahl, als er heiratete. Die Frau Eugenie — pardon, wenn ich sie so nenne, aber sie heißt hier allgemein so; wir haben sie ja noch als Kind gekannt — oh, sie war ein sehr schönes Kind, na, Sie können sich ja denken: Wo nichts war, wird nichts, hat meine selige Mutter immer gesagt. Das war überhaupt eine merkwürdig kluge Frau — wenn man denkt, daß sie eigentlich nie aus dem „Roß" herausgekommen ist, immer so zwischen Küche und Leinenkammer hin und her..."

Die pietätvollen Erinnerungen führten Herrn Alois Radecke nunmehr eine gute Weile im Kreise herum um das „Roß", die Küche und die Leinenkammer, um dann schließlich doch wieder zu dem Gutshof einzulenken. Erich, der mit dem gewissen Unbehagen, das jeder Anständige dem nicht ganz taktsicheren Nebenmenschen entgegenbringt, den Darlegungen des Mannes in der grünen Weste folgte, erfuhr schließlich noch, daß Eugenie nach dieser kurzen, unerquicklichen Eheepisode ihren Mädchennamen wieder angenommen habe. Die „Freifrau" sei dabei in die Binsen gegangen; und man erzählte sich, daß die Friseuse jetzt „da drüben" die deutsche Baronin spiele. Aber die Baronie des windigen Herrn sei gar nicht so echt gewesen.

Und während Herr Alois Radecke, froh, einen so guten Zuhörer zu haben, noch viel von der merkwürdigen Konzertgeberin erzählte, die am andern Tage heimlich davongefahren war und nur ein altes Korsett und eine fast borstenlose Zahnbürste im Zimmer des Abtes hinterlassen hatte, rief sich Erich den wundervollen Septemberabend des Vorjahres auf der Terrasse des Heringsdorfer Kurhotels wieder ins Gedächtnis. Der neugebackene Assessor, der sich von den Strapazen der Examensarbeit erholen wollte, hatte dort nicht ohne Stolz mit der eleganten Frau, der er durch Berliner Freunde am Strande vorgestellt war, soupiert und mit dem Blick auf den herrlichen Sternhimmel über der silbern glitzernden See hatten sie beim Schein des roten Tischlämpchens in angeregtem Gespräch alle die Themen berührt, die den Menschen von Welt zu denken, zu wünschen und zu reden geben: den Wintersport von St. Moritz und die Rennen in Baden, den argentinischen Modetanz und die Fortschritte im Lichtspiel, die großen Premieren der letzten Saison und die neuen Orchideensorten. Schließlich sprachen sie auch von Liebe und Ehe. Und es ergab sich zwischen Lachs und Pute, daß die Erfahrungen Erichs auf dem ersten Gebiete, die er diskret im Hintergrund der Debatte ließ, die reicheren waren; während über das Lotteriespiel der Ehe die schöne junge Frau mit jener Malice reden konnte, die nur der

vom Glück nicht Begünstigte aufbringt, der eigensinnig gespielt und um hohen Kaufpreis eine üble Niete gezogen hat.

„Frau Wörle ist wohl eine Jugendfreundin der Frau von Hallerstedt?" Mit dieser Frage, die ihm so aus seinem eignen Gedankengang herausblitzte, unterbrach Erich Herrn Alois Radeckes schmerzvolle Erinnerungen an die Konzertgeberin, die — angeblich zur Erhaltung ihrer Altstimme — sehr viel und sehr Teures gegessen und dann bloß die für ihn wertlosen Toilettengegenstände zurückgelassen hatte.

„Frau Dorothea Wörle" — Herr Alois Radecke zog die apfelgrüne Weste glatt und nahm die Hacken zusammen, als ob er der Dame persönlich gegenüber stehend seinen Respekt bezeugen wolle, „Frau Dorothea Wörle ist eine sehr achtbare Dame. Aber ich glaube eher, daß sie zu Frau von Hallerstedt durch die Zeitung kam — ich meine durch eine Annonce oder so. Sie ist nicht aus der Gegend. Ist die Witwe eines Postdirektors und ..."

„Sammelt leidenschaftlich Briefmarken, das weiß ich bereits."

„Nun, ich denke — das ist für eine Witwe, die schließlich noch nicht so alt ist, eine ziemlich harmlose Leidenschaft." Alois Radecke war der Ansicht, daß er einen Witz gemacht hatte, und stieß aus offenem Mund ein helles, eigentümliches Gelächter aus, das sich anhörte, als ob er jemand erschrecken wollte.

Erich war, ohne sich an der Heiterkeit des Wirts zu beteiligen, wieder an das Fenster getreten. Jetzt winkte er, lebhaft interessiert, Herrn Radecke heran, der mit hüpfenden Zehenschritten, als gelte es die listige Beschleichung eines Feindes, zu ihm trat.

„Sehen Sie den Herrn dort, der über den Platz auf das Hotel zukommt?"

„Pardon, das ist die Eierfrau."

„Nein doch, hier links. Jetzt bleibt er einen Augenblick stehen und sieht über die Stadt. Ist das ..."

„Ja, ja, das ist der Herr Sanitätsrat, der nach Ihnen gefragt hat. Zuversichtlich."

„Sie würden mir einen Gefallen erweisen, Herr Radecke, wenn Sie ihm sagten, daß ich nach Hause gekommen sei. Oder nein, das ist nicht höflich. Ich kann ja selbst zu ihm ..."

„Würde ich nicht raten. Ich sagte schon, der Herr Rat wohnen auf Nummer 17. Das Zimmer ist etwas beengt im Raum. Schon durch die Wendeltreppe, die nicht mehr benutzt wird, aber sehr hübsches Schnitzwerk zeigt. Und dann — der Herr Rat hat zwei Koffer — flach, aber groß — mitgebracht und die Einsätze mit den Kleidern und der Wäsche, sehr gute Wäsche — überhaupt ein feiner Herr — ja, die Wäsche, die hat er überall herumgelegt. Mir scheint, er hat eine weite Reise vor, der Herr Rat. Nach Australien oder so. Vielleicht auch bloß nach Kalifornien oder ..."

„Sehr glaublich. Jedenfalls aber möchte ich den Herrn Rat noch begrüßen, ehe er nach Australien oder Kalifornien reist. Vielleicht haben Sie die Freundlichkeit ..."

Der Roßwirt war schon an der Türe, und seine Abschiedsverbeugung, mit der er, leicht gekränkt, sagte: „Unverzüglich — unverzüglich!" hätte nicht ausdrucksvoller sein können, wenn der Auftrag dahin gelautet hätte, einen Maurenkönig lebend oder tot in das Gemach des Abtes auszuliefern.

Als Erich allein war, nahm er seinen Feldstecher vom Tisch und stellte ihn am Fenster sorgfältig auf den Gutshof ein, der jetzt im Sonnengold des Abends gebadet lag. So am waldigen Abhang mit dem Blick über Fluß und Ebene zu wohnen, ei ja, das war doch was andres, wie tagtäglich auf den Kurfürstendamm hinunter zu sehen mit den ratternden Elektrischen, den stinkenden Autos, den auf dem Reitweg englisch trabenden dicken Kommerzienrätinnen und den frühreifen Gören mit den Flackeraugen aus den Protzenkasernen des Westens! Ein Stückchen Romantik lag da drüben. Und wenn er an die blonde, schlankgewachsene Frau dachte — wahrhaftig, sie mußte ein halbes Zentimeterchen oder ein ganzes größer sein als er... aber das ließ sich durch Absätze und Zylinder ausgleichen... ja, dann kam ihm das Wort wieder auf die Lippen, das er heute früh nicht ausgesprochen, aber empfunden hatte, als sie ihm gemessenen Schrittes bis an die von ruhenden Steinpanthern flankierte Rampe der Freitreppe entgegenkam: die Burgfrau.

Fast schien ihm sein nach langer Unschlüssigkeit gewähltes Brautgeschenk, das er mit hinübernehmen wollte nachher, jetzt gar zu bescheiden. Er ging zum Tisch und öffnete das kleine Samtetui. Aufmerksam schaute er in das dunkle Feuer des Rubins, den der Schleifer — nach altem indischem Modell, hatte der Juwelier gerühmt — en cabochon geschliffen hatte. Wie ein Auge schien er ihm in seiner mattgoldenen Fessel und wieder wie ein erstarrter Blutstropfen. Ob Eugenie Kennerin von solchen Steinen war? Ob sie wußte, daß dieser im tiefen Dunkelkarmin leuchtende Korund, der Antrax des Theophrast, der indische Carbunculus des Plinius, weit edler, viel wertvoller war als ein um manchen Karat schwererer Diamant? Ob sie ahnte, daß das wundersüchtige Mittelalter solchen Rubin zu den vornehmsten Zaubersteinen gezählt, der kräftig wie kein anderer gegen den bösen Blick schützte, und der dunkler wurde und warnend den Glanz verlor, sobald seinem Träger ernste Gefahr drohte? Ein Arzneimittel am Finger des beschwörenden Arztes war solcher Rubin gewesen; und unbezwingliche Gegenliebe für den Spender hatte er im Herzen seiner Trägerin entfacht. So hatten's die Mystiker gelehrt, so hatte das Volk es geglaubt.

Brauchte er noch Gegenliebe?... Er schloß mit einem glücklichen Lächeln das Etui. Leise sprach er das Verschen — war es nicht aus einer Übersetzung des alten Hafis? — vor sich hin:

Wem an der Seligkeiten Born
Ein einz'ger Trunk verliehn,
Dem wird zur Rose jeder Dorn
Und jeder Stein — Rubin!

Es klopfte. Das mußte der Sanitätsrat sein.

Erich legte das Etui mit dem Ring beiseite und ging dem Eintretenden höflich entgegen. Und dabei dachte er: So imponierend wie Frau Eugenie kann ich einem Gaste nicht entgegenschreiten. Allerdings, der olivengrüne holländische Teppich, der den Fußboden des Abtzimmers deckte, war ja auch keine Freitreppe eines Gutshauses.

„Als ob ich ihn wiedersähe — Ihren Vater!" Das war das erste Wort, das der Sanitätsrat sprach. Es kam so freudig, so warm heraus, daß Erich,

dem alten Herrn zulachend wie einem bewährten Freunde, ohne Besinnen seine beiden Hände in die hingestreckten dunklen Handschuhe legte.

„Ich freue mich so sehr, Sie persönlich kennen zu lernen, Herr Sanitätsrat. Meine Eltern haben so oft von Ihnen gesprochen — beide."

„Haben sie? Beide?... Wissen Sie, es hätte mir nichts Lieberes passieren können, junger Freund, darf ich so sagen..."

„Aber gewiß!"

„Nichts Lieberes, als daß mir der Zufall diese Begegnung noch vor meiner Abreise schenkt."

„Ach, Sie fahren — nach Australien?" Schon im Aussprechen ärgerte sich Erich, daß er in das blöde Gedankengeleise des Roßwirts geraten war.

„Nach Australien? Wie kommen Sie darauf? Nein, so schlimm hab' ich's nicht vor. Ich fahre nur so ein bißchen um Europa herum. Hab' die Sache schon ein paarmal gemacht. Von Hamburg oder Bremen aus um Spanien 'rum nach Genua. Die Ostasienfahrer des Norddeutschen Lloyd nehmen die meisten ihrer Passagiere für Indien und Japan erst in Genua oder Neapel an Bord. Wer die ganz große Seereise vor sich hat, der schenkt sich den Kanal, den Golf von Biskaya und die Säulen des Herkules. So bleiben viele schöne Kabinen leer bis zu den italienischen Häfen. Da kann nun unsereiner, für den das Land der Kirschblüte und das Gangestal ewig ein sehnsüchtiger Traum bleiben muß, um relativ billiges Geld zwei wundervolle Wochen auf See genießen. Und ein paar Stunden Aufenthalt in Gibraltar und Algier würzen die köstliche Reise. So hab' ich sie schon dreimal gemacht, wenn die Nerven nicht mehr recht wollten, und bin braun und vergnügt heimgekommen. Diesmal aber mach' ich's ganz raffiniert. Anders 'rum, wissen Sie. Ich komme mir selbst dabei vor wie der Mann, der immer die Daumen umeinander drehte und den sein Gegenüber schließlich verzweifelt anschrie: „Herr, können Sie denn nichts andres?" Doch sagte er seelenruhig: „Anders 'rum kann ich's auch!" Also da läßt jetzt der Österreichische Lloyd so eine hübsche Luxusjacht oder wie Sie's nennen wollen — zwar nicht befrachtet wie die ernsten Ostasienfahrer mit Hölzern und Klavieren und Nähmaschinen und Goldbarren für die englischen Kolonien — sondern bloß so zum Pläsier von Genua nach Amsterdam fahren. Mit Aufenthalt in Barcelona, Malaga, Gibraltar, Tanger, Kadiz, Lissabon, Arosa Bay und Cowes... Mach' ich Ihnen den Mund nicht wässerig nach all den Herrlichkeiten, nach all den Kathedralen, Stiergefechten, Murillos, Serenaden... Aber mein Gott, ich rede da und rede! Und Sie interessieren sich den Teufel für die monomane Reiseliebe eines alten Herrn, von dem Sie schließlich nur aus Kindertagen den Namen kennen und bis heute nur die Visitenkarte gesehen haben."

Wie jung ist der Weißkopf! hatte Erich die ganze Zeit über gedacht. Wie fröhlich diese blauen, klugen, gutherzigen Augen unter den buschigen Brauen, die ihre weißen Linien ganz fein über der Nasenwurzel ineinander schwangen. Das silberne Haar war noch stark, und der Scheitel schien's mühsam zu bändigen. Der knappgeschorene Spitzbart rahmte ein fröhliches, vielleicht jetzt vom raschen Gang besonders gerötetes Gesicht, das oft von der Schalkheit liebenswürdiger Selbstironie überblitzt war. Es war Erich, als ob die

Symptome des Alters, die weißen Haare, die Fältchen um die Augen hier nur Maske wären, hinter der listig und unternehmungslustig die Jugend lauere, siegreich hervorzubrechen. Die Jugend, die dem Vater einst Kamerad war.

„Und erlauben Ihnen Ihre Patienten so lange Reisen, Herr Sanitätsrat?"

„Früher — um der Wahrheit die Ehre zu geben und um ein bißchen zu prahlen — war's manchem nicht recht. Obschon's ein Unsinn ist. Denn ob ich in Osnabrück sitze oder in Santiago di Compostella, das kann für einen, der in Darmstadt den Ziegenpeter hat, doch ganz gleichgültig sein, nicht wahr? Aber jetzt bleibt's ihnen ganz egal. Ich bin, wie Sie da sehen, neugebackener Freiherr. Bin — ein bißchen spät oder ein bißchen früh — der Arbeit davongelaufen. Hab' meine Praxis ganz und gar einem jungen Kollegen übergeben, der's gewiß nicht schlechter macht wie ich. Gott, was ein Junggeselle braucht, der keine Pferde in Hoppegarten laufen läßt, keine spanische Tänzerin aushält, keine Importen raucht und bloß Tischweine zu sieben Groschen den Schoppen trinkt, das hab' ich mir in fleißigen Jahren erspart. Für wen soll ich Schätze sammeln, die bloß die Motten und der Rost fressen? Ich hab' mir nie was aus Motten gemacht und aus Rost schon gar nicht."

Ganz leise und von fernher — so kam's Erich vor — zitterte eine Resignation durch die letzten fröhlichen Worte. So nickte er nur und sagte: „Sie haben gewiß recht."

„Hab' ich! Und was treiben Sie hier, junger Freund? Oder ist es indiskret, zu fragen? Dann nehm' ich's sofort zurück."

„Durchaus nicht. Ich ..."

Hier unterbrach der Zimmerkellner, der aussah wie ein unglücklicher Konfirmand. Er brachte auf einem mit Röschen bemalten Teller einen Brief und bemühte sich, aus dieser Zeremonie alles an Würde herauszuschlagen, was die Standesehre nach seiner Ansicht für solchen schwierigen Fall erfordert.

„Von meiner Mutter — Sie gestatten?"

„Aber gewiß." Während Erich las und in den Brief hineinlächelte, der so ganz der Mutter Wesen spiegelte, betrachtete sich der Sanitätsrat die Gemälde des Abtes aus dem siebzehnten Jahrhundert, ohne daraus klug zu werden. Gerade als er die Überzeugung gewonnen hatte, daß das Bild, so der heiligen Ursula mit ihren elftausend Leidensgenossinnen Martyrium darstellte, den Zug der Israeliten durch das Rote Meer versinnbildlichte, rief ihn Erich an, der, den Brief in der Hand, auf ihn zutrat.

„Sie fragten mich gerade, Herr Sanitätsrat, was ich hier mache. Ich freue mich, daß ich mit jemand davon reden kann. Freue mich besonders, daß dieser Jemand der alte, vertraute Freund meines Vaters ist. Und — da Sie ja meine Mutter auch gekannt und vielleicht nicht vergessen haben —"

Der Sanitätsrat wandte den Blick zu den elftausend Jungfrauen und nickte: „Ich hab' sie nicht vergessen."

„— so darf ich's Ihnen vielleicht mit den Worten meiner Mutter sagen ..." Und die erste Seite überschlagend, las Erich hastig und der Er-

regung nicht ganz Herr werdend in der Stimme die wesentlichste Stelle aus der Mutter Brief: „... und wenn Du dann, mein guter Junge, der Frau, die Du liebst und zu Deiner Gefährtin machen willst, gesagt hast, was Dein Vater mir gesagt hat am glücklichsten Tag meines Lebens, dann füg' gleich hinzu, daß Du eine Mutter hast. Eine Mutter, die nicht eifersüchtig ist auf das, was ihr die andre, die Neue, die noch Fremde nimmt. Eine Mutter, die alles liebt, was ihrem Sohn ein Glück bringt und die Freude am Leben mehrt. Eine Mutter, die es nicht erwarten kann, bis sie der Nachfolgerin in ihrer Liebe zu Dir sagen darf: „Lieb ihn, wie ich seinen Vater geliebt habe! Und wenn Deine Liebe sichtbar wird und in einem hilflosen Menschlein Gestalt angenommen hat, das die Welt noch nicht versteht, dann denk', daß ich Deinem Liebsten gewesen bin, was Du dem Kleinen bist. Werd' meine junge Freundin, verbunden mit mir durch die Liebe zu dem, den ich geboren, genährt und großgezogen habe, um ihn froh und neidlos an Dich und an sein Glück abzutreten ..."

Erich unterbrach sich einen Augenblick beim Lesen. Leis und zärtlich war seine Stimme; etwas Scheues, Bittendes war darin, als er sagte: „Herr Sanitätsrat — ist es nicht ..."

„Eine Mutter ist das. Eine deutsche Mutter. Es gibt sie noch in tausend Exemplaren. Ich, der ich oft an Kinderbetten gesessen habe, weiß es. Aber Ihre Mutter ist eine der besten." Und ganz langsam fügte er hinzu: „Ich hab' sie nur als Mädchen gekannt. Aber ich hätte darauf geschworen, wie sie sich entfalten wird. Ich hatte früh den Blick für die Knospen und hab' mich nie geirrt."

Die Sonne war untergegangen. Draußen webte nur noch ihr Abglanz über den Dächern. Das Zimmer lag schon im Dunkel. Und die elftausend Jungfrauen waren eine einzige goldbraune Fläche an der kalkweißen Wand im Zimmer des Abtes.

Erich mußte ans Fenster treten, um diese Stelle im Brief noch zu lesen:

„Heute abend laß ich mir von Fräulein Berta — sie ist lieb und spricht mit der ganzen Güte eines alten Mädchens von Dir — aus dem Buche vorlesen: „Deutsche Liebesbriefe aus neun Jahrhunderten." Wir haben schon die Briefe von Ulrich von Lichtenstein, von Heinrich von Nördlingen an die Gottesbraut Margarete Ebner hinter uns; auch Luthers prächtige Zuschriften an seine herzliebe Frau Käthe Lutherin zu Wittenberg und des steifen Gottsched mit Luise Adelgunde Viktoria Kulmus gewechselte, gar so gedrechselten Stilübungen. Jetzt halten wir bei Johann Heinrich Voß und seinem Ernestinchen — wir sehen ihn Tabak dazu aus billiger Pfeife rauchen, Kaffee trinken, in den Mond schauen und in feierlicher Heiterkeit Leisewitz zitieren ... Aber meine eigensinnigen Gedanken schweifen immer ab von der verwehten Liebe der Berühmten. Sind ja heut nur noch Namen für die Buben in der Schule! Und ich denk' mir: wie wird's mein Junge ihr sagen? Was wird er für Worte finden für das uralte köstliche Lied, das durch alle Zeiten klingt? Und ich werd' nicht schlafen können, Lieber, weil ich hundert Meilen entfernt hinlausche mit meiner ganzen Seele: ob ich das Glück auch so recht jubeln höre aus ihrer Antwort? Denn nur dann sollst Du den Arm um sie legen und sagen: „Mein!" Telegraphiere mir, bitte, ja, wie

spät's auch sein mag, Erich. Ich bin wach. Ich brauche so wenig Schlaf mehr und schlummere dann lieber beruhigt ein wenig noch in den Morgen. Ich verlier' nichts, wenn ich die Unglücksfälle und die Verzweiflungstaten in den Morgenblättern ein Stündchen später lese und den ekelhaften politischen Klatsch. Nur ein paar Worte depeschier' mir, daß ich Bescheid weiß und froh bin mit Dir. Denn das hab' ich doch immer gekonnt, gelt, froh sein mit Dir ..."

Erich faltete den Brief zusammen und lächelte verlegen vor sich hin.

„Eine prächtige Frau!" Der Sanitätsrat rieb ganz leicht mit einer Fingerspitze das Auge, als er so sprach. „Es muß eine Freude sein, ihr die Braut zu bringen. Und wie ich aus dem Brief heraushöre, fällt heute abend die große Entscheidung."

Erich wiegte verschmitzt lächelnd den Kopf: „Tja — wer weiß Gewisses?"

„Ich!" nickte der Sanitätsrat. „Ist's nicht merkwürdig" — er sagte das ganz langsam, und es war, als ob er dabei seinen Blick durch die Wand weit, weit auf alte Bilder hefte —, „ich habe auch Ihrem Vater damals in den Frack geholfen, als er ... nun, als er um Ihre Frau Mutter anhalten ging. Gleich nach dem Examen. Ja, er hatt's eilig. Denn sonst, wer weiß ... Ein schönes Mädchen war sie, Ihre Mutter. Na, dann haben sie noch drei Jahre warten müssen, bis er — fast durch Zufall — die Brandsalbe fand, die ihn ja rasch zum Fabrikdirektor und zum reichen Mann gemacht hat. Drei Jahre, ja. Sein Vater war halt kein Chemiker. Bloß Pastor; und Pastoren erfinden keine Brandsalben. Der begnügte sich als wackerer Imker mit seinen Bienenstöcken. Und da er sehr kurzsichtig war, kam es oft zu Mißverständnissen zwischen ihm und seinen Pfleglingen. Er hatte davon immer ein bißchen ein verschwollenes Gesicht. So oft ich auch im Sommer zu Besuch draußen auf der Pfarrei war — wie das Gesicht Ihres Großvaters eigentlich normal aussah, hab' ich nie ergründen können. Aber ich verplaudere mich da in die Vergangenheit, ich alter taktloser Esel, und — bei Ihnen drängt alles nach dem Heute, nach dem: Heute abend! Nach der Entscheidungsschlacht fürs Leben. Nun, wie sie ausfällt, ist wohl nicht zweifelhaft."

Erich hatte das elektrische Licht angeknipst und saß in dem hochlehnigen Stuhl, der mit seltsam geschnitztem Wappen den Rücken drückte, dem Sanitätsrat gegenüber.

„Ich glaube selbst, daß ich heute abend als Verlobter ins „Roß" zurückkehre. Aber in die Freude mischt sich mir ein eigenartiges Gefühl. Ich bin ... ich habe ... wie soll ich es sagen? Ich bin siebenundzwanzig Jahre alt und habe, ohne die Blödigkeiten der Nachtlokale und die Vergnügungen der Nepper und Geneppten mitzumachen, nicht wie ein Einsiedler gelebt."

Der Sanitätsrat nickte. „Sie haben kleine Freundinnen gehabt ..."

„Eine."

„Eine — ist schlimm. Denn das saß fest."

„Ja. Es war ein nettes Kerlchen. Ich verdank' ihr viel Fröhlichkeit, der Anne — Anna hieß sie eigentlich, und der Nachname war noch gräßlicher. Sie verstand sich zu kleiden und zu benehmen — zu interessieren sogar für manches, was mich bewegte — Gott, alles war vielleicht ein bißchen

Tünche und saß nicht eben sehr fest. Aber für mich war's doch aufgetragen. Sie wußte ja, daß das nie ernst wird. Man heiratet ja nicht das — vielleicht erziehbare — Mädel allein. Man heiratet die Verwandtschaft mit in solchen Fällen, Leute mit kleinem Gesichtskreis, ohne Kinderstube ... Ich hab' nichts versprochen, verstehen Sie, sie hat nichts verlangt. — Wir haben lachend von unsrer „Scheidung" gesprochen ... Und da sie wirklich kam, zu kommen drohte — vorigen Herbst, als ich von Heringsdorf kam, das Bild der andern im Herzen, der ... es klingt so dumm, es zu sagen, der Ebenbürtigen, der Frau aus der gleichen Kaste — sogar noch ein Kästchen höher, um korrekt zu sein ... Es war kein angenehmer Abschied. Ein Geschenk scheint einem schmutzig — je größer es ist. Und man gibt, und sie nimmt doch. Und das Schlußsouperchen, das man sich oft lachend ausgemalt hat, ist anders; ganz ohne Galgenhumor und plumper wie ein Bauernbegräbnis. Man will und muß mit seinen Hoffnungen los — und hängt noch mit seinen Erinnerungen fest — Sie verstehen?"

„Ganz gut."

„Ja und dann — nun bin ich hier. Nun hab' ich die stolze, schöne Frau — dieses elegante, fertige Weib wiedergesehen — ganz Dame, ganz Welt — und da meldet sich leicht, wie eine ärgerliche Sentimentalität, wie eine unbezahlte Rechnung, das Abenteuer, das nie was andres sein sollte als eben ein Abenteuer. Können Sie sich vorstellen — heute morgen, als ich meinen Besuch machte auf dem Gutshof ..."

„Gutshof? Ach — es ist die Herrin vom Eugenienhof?"

„Ja."

Erich sah den Sanitätsrat nicht an. Sonst wäre ihm vielleicht nicht entgangen, daß es dem wie eine Wolke über die Stirn zog und in den Augen eine seltsame Nachdenklichkeit das eben noch so vergnügte Blitzen löschte. Bergemann, der eine alte Zuneigung hatte für das Flußtal und das Städtchen, in dem vor vielen Jahren seiner Mutter Schwester ein hübsches Häuschen mit Garten besaß und den Jungen oft in den Ferien beherbergte, hatte sich eine starke Vorliebe für das Städtchen bewahrt. Er benutzte oft und gern einmal die Gelegenheit, es wieder aufzusuchen und, durch die Gassen schlendernd, Bubenerinnerungen wieder aufzufrischen. So kannte er einigermaßen die leicht überschaubaren Verhältnisse hier. Wußte auch, wie schlecht Eugeniens phantastischer Vater gewirtschaftet hatte; kannte die Geschichte ihrer kurzen, unglücklichen und brüsk beendeten Ehe. Hatte sie selbst einmal, noch in Halbtrauer um ihren vor Monaten verstorbenen Vater, mit ein paar jungen Offizieren der benachbarten Garnison und mit ihrer Gesellschafterin auf der Terrasse der Alten Bastion eine Pfirsichbowle trinken sehen, bei der alles in den Grenzen des Anstandes, aber doch ein bißchen laut und ungeniert für Ort und Umgebung zuging. Er dachte an die Braut, die sich einst Erichs Vater aus dem preußischen Professorenhaus geholt; sah Klara Winternitz wieder vor sich, das blonde Köpfchen schlicht gescheitelt, die feingeschwungenen Lippen ein wenig geöffnet und die braunen Augen so klar, so rein, so mädchenhaft aufgeschlagen, als wollten sie alle Fröhlichkeit der Welt in sich hineintrinken ... Ob sich Frau Klara Eckart, wenn ihr Fräulein Berta heute nacht weiter vorlas in den Liebesbriefen aus neun Jahrhunderten, die Braut

ihres Sohnes so vorstellte, wie er sie flüchtig auf der „Alten Schanze" zwischen lachenden, prostenden Reitern gesehen? Wie sie war?

„Sehen Sie, Herr Sanitätsrat, die alte Liebe, die nie eine Ehe werden sollte, nie könnte, stört mir jetzt noch ein bißchen die heiße Freude an dem, was ich heute abend ersehne und erwarte. Sie begreifen das."

„Ja und nein. Ich begreif's, weil Sie mir's sagen. Aber in der berühmtesten Liebestragödie der Welt, die aller Liebesleute Brevier ist seit drei Jahrhunderten, liest man's anders. Da geht der junge Romeo heimlich, von Benvolio geleitet, auf das Fest der Capulets — warum? Benvolio sagt's etwa so: „Auf diesem hergebrachten Gastgebet — Der Capulets speist deine Rosalinde — Mit allen Schönen, die Verona preist. — Geh hin, vergleich mit unbefangnem Auge — Die andern, die du sehen sollst, mit ihr!" Und er vergleicht; sieht Julie als weiße Taub' in einer Krähenschar — und vergißt die andre für immer ..."

„Ach ja, Herr Sanitätsrat — bloß: das sanfte Flüßchen da unten ist nicht die reißende Etsch, Büssigheim ist kein Verona. Und — so verliebt ich sein kann, war und bin — ich bin kein Romeo."

„Die Rolle, die einer im Leben zu spielen hat, kennt er oft selbst nicht. Erst wenn er angeschminkt und verkleidet ist ... Aber da kommt, wie aufs Stichwort, Ihr Frack — Gott sei Dank, das zeigt mir, daß Sie, auch wenn ich Sie nicht besucht und aufgehalten hätte, noch nicht da drüben sein könnten. Sehen Sie nur hinüber — es ist schon alles dort erleuchtet — man erwartet Sie. Gewiß mit Ungeduld. Leben Sie recht wohl und" — mit einem diskreten Blick nach dem Kellner, der den aufgebügelten Frack mit einer Sorgfalt über die Stuhllehne hing, als stelle er den Mantel des Propheten den Augen der Gläubigen aus — „und Sie wissen, was ich Ihnen wünsche, von Herzen wünsche. Für heut — und immer."

„Vielen Dank. Sehe ich Sie nicht nachher, Herr Sanitätsrat?"

„Kaum. Ich habe mir für acht Uhr mein Abendbrot bestellt. Und will nicht zu spät zu Bett gehen — man weiß ja auch hier nicht recht, was man anfangen soll. Der Tag ist voller Gnaden, aber der Abend ist zum Sterben langweilig hier. Wenn man nicht, wie Sie ... Und morgen geht um sieben Uhr früh schon mein Zug nach Basel und über den Gotthard."

„Gute, fröhliche Fahrt, Herr Sanitätsrat!"

„Ich dank' Ihnen."

„Und wenn Sie wieder den Fuß auf deutschen Boden gesetzt, dürfen wir nicht hoffen, Sie einmal in Berlin zu sehen?"

„Wir?"

„Die Mutter, ich — und vielleicht noch wer."

„Ich bin lange nicht dagewesen."

„Ich weiß. Ein Grund mehr. Und meine alte Dame würde sich gewiß so sehr freuen."

„Würde sie — die alte Dame? ..." Einen Moment ruhten die Blicke des Sanitätsrats in blauer, strahlender Güte in Erichs Augen. „Sie sehen Ihrem Vater sehr, sehr ähnlich. Auch Ihre Stimme erinnert an ihn. Meine Jugend, meine schönste Zeit grüßt mich in Ihnen. Ich bin froh, Ihnen begegnet zu sein."

Ein Händedruck und er ging. Der Kellner ließ ihn mit tiefem Bückling vorbei und schloß hinter beiden die Tür.

Eine Turmuhr schlug irgendwoher halb.

Halb acht! Es war hohe Zeit, sich umzukleiden. Er legte mit der Pedanterie, die ihm bei der Toilette eigen, Wäsche und Kleider zurecht. Dann wusch er sich und sang dazu nach alter Gewohnheit leise vor sich hin. Warum es gerade die Arie des Eleazar aus der „Jüdin" sein mußte, war ihm selbst nicht klar. Aber er summte: „Recha, als Go—o—ott dich einst zur To—ochter mi—ir ge—geben ..." Und dachte dabei: Ob ich den Ring gleich mitnehme? Den Rubinring? Es sieht am Ende so vorbereitet aus. Nun, es ist doch auch vorbereitet! Unvorbereitet wär's doch nur eine Dummheit. Und sie ahnt oder weiß doch auch schon. In ihrem Brief war doch bereits so eine leicht andeutende Wendung. Wo ist eigentlich der Brief —? Ach ja, in der Brieftasche hier — wo er hingehört — „zur To—ochter mi—ir ge—ge—ben" ... Blaue Tinte — Riesenbuchstaben ... Was forciert Energisches, was Primadonnenhaftes drin ... „Ach, wir ar—men Pri—ma—donnen ..." Woher ist jetzt das wieder? Richtig: aus dem „Armen Jonathan". Als er ein Kind war, hat er ihn mal gesehen. Irrtümlich. Es sollte eigentlich „Don Carlos" sein, und der Posa war heiser. Don Carlos — ach, ja — o Königin, das Leben ist doch ... Er will doch lieber den Rubinring mitnehmen. Ein herrliches Feuer hat er bei Abend — blutrot — wie gefrorener Rotwein. Feuer von gefrorenem Rotwein — blöd! Und dieser ovale Schnitt wirkt in dem schmalen mattgoldenen Reif einfach wundervoll. Marquisenform. Oh, sie könnte ganz gut eine Marquise sein! Auch nach der großen blauen Schrift. Bloß nicht die Haare pudern — die schönen, aschblonden Haare, die ... Wo sind jetzt die Perlenknöpfchen fürs Hemd? Doch nicht am Ende vergessen —? Aber nein, Friedrich hat gepackt; Friedrich vergißt nichts. Diesmal schon gar nicht. Er hat so listig geschmunzelt über den ganzen Kugelkopf, als er, die blaue Dienermütze ziehend, am Bahnhof stand: „Gute Reise und angenehme Heimkehr!" ... Er wollte der Mutter den Friedrich ausspannen für den jungen Haushalt. Das heißt, wo wurde der eigentlich etabliert? Die Aussichten für die Konsulatskarriere waren ja gut. Der Dezernent im Auswärtigen Amt hatte es ihm selbst gesagt. Ein netter Mann übrigens, der ... bloß ... wo war denn jetzt der andre Lackstiefel ... Wie kam der auf den Kamin? Das Gurgelwasser ist doch wieder ein bißchen ausgelaufen! „Ich hör' ein Bächlein ra—u—uschen ..." Hübsch sind diese Volkslieder. Ob sie singt? Sicher. Sie hat so einen Mund dafür — und, richtig, ein Flügel steht ja im grünen Salon ... Natürlich bindet sich der Schlips wieder schlecht! Was sich die Männer in ihrer Mode für ein Kreuz — Teufel, der Daumennagel knickt an dem verdammten Kragenknopf ab. Immer vom Eisenbahnfahren werden die Nägel so spröde. Aber wenn er wieder Eisenbahn fährt — lange fährt — nach dem Süden, dann ... dann ist's die Hochzeitsreise. Als Berufskonsul kann man schließlich auch nach Bolivia kommen oder nach Ecuador. Ecuador — Anne hatte das mal für einen Pudding gehalten, als er's bei Kempinsky gesprächsweise erwähnte, und hatte gesagt: „Kellner, bringen Sie mir schon auch so einen Ecuador!" Und dann war sie ganz bös und zornig gewesen, weil er gelacht hatte.

Und weil er den Sächsisch sprechenden Rechtsanwalt am Nebentisch nicht ohrfeigen wollte, der auch gelacht hatte. Aber sonst war Anne schließlich... Anne war... Anne!... Teufel, Teufel — in der Brusttasche war ja noch ihr Bild — bei Wertheim gemacht — sechs Stück eine Mark... Er konnte doch nicht gut mit **dem** Bild auf der Brust zu Eugenie... Gott, später könnt' er ja mal von Anne reden. Aber heute mit dem Bild nach Eugenienhof fahren — den Rubinring in der Tasche — nein, das ging nicht! Das war dumm — das war schlimmer: unschick. Wenn's auch niemand wußte. Also — das Bild mußte zerrissen werden. Schade — aber... Sie, die Anne, würde es ja später auch so machen mit seinem Bild — als Leutnant der Reserve. Beim Train. Das war nun mal so, wenn man nicht adlig war und bei den Gardedragonern sein Jahr diente. Der Train ist übrigens heutzutage für den Krieg notwendiger wie die Gardereiterei. Und dann... Aber Annes Bild mußte er **doch** zerreißen. Nicht mit Geschmacklosigkeiten eine Ehe anfangen. Bloß nicht! Reinen Tisch... Also — ritsch — ratsch — Schade, der Riß geht gerade durch die Nase. Durch Annes keckes, fideles Stumpfnäschen. Er hat es so gern mit spitzen Lippen geküßt. Ganz vorn auf die Spitze, die immer so nett kalt war... Noch ein Riß quer durch — durchs Kinn tief in die Bluse. Sie war aus dem Libertyhaus und kostete... Und jetzt ins Feuer. Brennt ja keins! Aber doch in den Kamin. „Adieu, Anne!"

Schon völlig angekleidet bis auf den Frack, der noch steif und würdig hinten überm Stuhl hängt, beugt sich Erich nieder zu der Feueröffnung des Kamins und will die Fetzen von Annes Bildchen hineinwerfen.

Er stutzt. Da liegt schon mehr. Zerrissenes graues Leinenpapier. Er kennt die Bogen und die großen Schriftzüge. Das ist denn doch...

Er hat doch hier noch keinen Brief Eugeniens zerrissen? Oder hat er?

Ist er denn verrückt? Das sind doch — er hebt ein paar Fetzen auf — ihre Bogen, ihre Schriftzüge... Und da ist auch ein Kuvert. Das ist nicht zerrissen, nur zerknäult, wie von hastiger, ärgerlicher Hand.

„Hochwohlgeboren Herrn Rittmeister von Ölzendorff. Durch Boten. Eilt."

Das ist doch seltsam! Der Rittmeister... Ja, ja, hat hier gewohnt. Bis gestern. Der geschwätzige Wirt hat's ja erzählt. Hat Pferde kaufen wollen — Apfelschimmel, war's nicht so? Hat dort verkehrt. Also eine Einladung...

Ein bißchen lang für eine Einladung — auf beiden Seiten beschrieben... zwei, drei Bogen müssen's schon gewesen sein nach den Schnitzeln.

Er hebt die Papierfetzen behutsam heraus. Ein paar sind stark angekohlt.

Sie sollten verbrannt werden, aber das Feuer ging nicht recht 'ran. Ja, so Kamine, nicht mal zum Verbrennen von alten Briefen sind sie recht zu brauchen!

Mechanisch, ohne sich selbst genaue Rechenschaft zu geben, setzt er zusammen. Das ist eine Ecke — gehört dahin — das ist aus der Mitte — hier fehlt ein Stück. Da auch — aber hier ist wieder ein passendes Ende — anders 'rum — so —

Er ist bemüht, sich einzureden, daß das eine lustige Arbeit sei; aber sie ist nicht sehr lustig. Und er singt auch nichts mehr. Wie ein Geduldspiel, das

Eile hat, gelöst zu werden, betreibt er's. Und plötzlich zittern seine Finger ein bißchen. Denn mitten auf einem der Fetzen liest er ein Wort, ein Wörtchen, ein knappes, einziges: „Du —"

Genug! Er wischt sich den Schweiß von der Stirn und zieht den schweren Stuhl des Abtes heran an den Tisch. Es muß sich trotz der Lücken und Brandspuren — etwas herauslesen lassen. Und er liest:

„Max! Es muß ... Ende sein. Daß ... heiraten geht ja doch nicht ... Du hast nichts, ich ... verschuldet ... Spekulation und Versuche des Vaters und meines ... Das Schönste haben wir ... Freiheit gegeben ... vergessen werden wir uns nicht. Aber Du ... für mich Deinen bunten Rock ausziehen ... nicht die Person, für eine Liebe zu hungern. Morgen ... mein kleiner Assessor aus Heringsdorf. Er ... ein liebes Dutzendkerlchen ... verliebt ... genau erkundigt bei Schimmelpfeng in Berlin ... Vater war Chemiker, hat ... Brandsalbe, die er erfunden ... geworden ... Liebling und einziger Sohn der Mutter — also. Ob er ... zieht später und Landwirt ... auch bloß aus den Schulden loseist und zur Frau Assessor ... egal. Raus muß ich aus dem Druck ... auch immer gewußt, daß es ... vernünftig, Max ... die schönen Tage von Aranjuez-Lido-Venedig im März ... unvergeßlich ... Und wer weiß, vielleicht ... und zu ein Plätzchen frei für einen alten ..."

Eine kleine Weile saß Erich da wie sein eignes Standbild. Aber der Künstler dieses Standbildes hatte keinen sehr intelligenten Moment gewählt.

Dann stand er langsam auf, schob mit dem Handrücken die Papierfetzen zusammen, legte den Brief, den Eugenie ihm selbst geschrieben, dazu und alles in eine Nummer der Kölnischen Zeitung, die bei seiner Reiselektüre lag. Dann verbrannte er's sorgsam in dem Kamin. Alles.

Seltsam, er dachte über den Fall, als ob ein Fremder darin die Hauptrolle spielte: Leichtsinnig sind die Kavalleristen, das sind sie, weiß Gott! Aber leichtsinniger noch sind die Assessoren, die heiraten wollen, was sie nicht kennen, nachdem sie verlassen haben, was sie kannten. So dachte er.

Er schloß den großen Koffer auf und legte den Rubinring ganz unten hin und deckte ihn mit sechs Paar buntseidenen Socken zu. Und legte Unterkleider darüber und Krawatten. Dann zog er sich langsam die weiße Weste und die Frackhose wieder aus und schlüpfte in seinen blauen Sakkoanzug.

Am wackligen Schreibtisch schrieb er an Eugenie ein paar höflich-kühle Zeilen. Dringende Geschäfte — mochte sie sich darunter bei einem Assessor mit acht Wochen Urlaub denken, was sie wollte — hielten ihn im Hotel zurück. Er bedaure, so spät absagen zu müssen, erbitte Vergebung und sage ihr hiermit Lebewohl, da er morgen abreise.

Dann riß er ein Formular von dem Telegraphenblock und schrieb darauf: „Klara Eckart, Berlin W, Fasanenstraße 215. Kannst Buch zuklappen und ruhig schlafen. Mache Dummheit nicht. Aber andre. Fahre morgen mit Vaters altem Freund Bergemann um Europa. Brief erbitte Barcelona an Bord der „Astarte". Mehr von unterwegs. Gute Nacht, Mutter. Erich."

Er klingelte dem Kellner.

„Brief und Depesche sofort besorgen, bitte. Und — hören Sie doch! Ist der Herr Sanitätsrat Bergemann schon im Speisesaal?"

Tiroler Schneeschuhpatrouille in den Karpathen

Nach einem Aquarell von Lutz Ehrenberger

„Es wird eben für ihn gedeckt."

„Gut. Legen Sie an seinem Tisch noch ein Gedeck auf und sagen Sie ihm, wenn er gestatte, äße ich mit ihm zu Nacht. Ich komme gleich hinunter."

Und als er mit ruhigen Fingern die Handtasche geschlossen und ein paar Kleinigkeiten im Zimmer geordnet hatte, als ob nichts geschehen wäre, knipste er das Licht im Abtzimmer ab und stieg die Treppe hinunter. An zwei spindeldürren Engländerinnen vorbei, die hier in der Nähe von Büssigheim die berühmte Ruine malten, die noch älter war als sie.

„Was denn — Sie?" Der Sanitätsrat, der gerade Platz genommen und das zweite Kuvert an seinem Tisch mißtrauisch betrachtet hatte, empfing Erich mit einer Mischung von Staunen und Freude.

„Ja, ich, verehrter Herr Sanitätsrat."

„Sie sind nicht —?"

„Nein. Ich bin nicht. Und gehe auch nicht."

„Ja aber, wie kommt denn das?"

„Ich hatte nämlich nach Ihrem lieben Besuch noch einen andern. Mein Daimonion gab mir die Ehre."

„Ihr — was?"

„Mein Daimonion. Und riet mir: nicht nach Eugenienhof heute abend!"

„Aber morgen —"

„Nein. Morgen — riet das Daimonion — morgen früh mit dem Freund deines alten Herrn, der ihm damals in den Frack geholfen, nach Genua."

Der Sanitätsrat strich mit der feinen Greisenhand den weißen Spitzbart und lächelte ein glückliches Lächeln vor sich hin: „Ich weiß nicht, ob Sie an gewisse Einflüsse in die Ferne glauben, junger Freund, an Gedankenübertragungen und ..."

„Aber gewiß."

„Nun — ich habe vorhin, als ich von Ihnen gegangen war, eine Weile da unten auf dem Platz gestanden und zu Ihrem erleuchteten Eckfenster hinaufgeschaut. Und ich glaube, ich hab' mir gedacht — und gewünscht: Wenn doch der junge Mensch mit mir aufs Meer gehen möchte, anstatt ..."

„Was befehlen die Herren zu trinken?" Der Roßwirt selbst bemühte sich händereibend um die Gäste.

Der Sanitätsrat setzte einen Zwicker auf. „Abstinent sind wir beide nicht — was? Also schlagen Sie vor. Alles Gute soll mir heute recht sein!"

Mit einem sanften Zwang nahm Erich dem Sanitätsrat die in gepreßtes Leder gebundene Weinkarte aus der Hand und klappte sie mit einem listigen Lächeln zu.

„Türkenblut, Herr Wirt. Ich denke, es ist heute so ein Abend, Türkenblut zu trinken!"

Zweites Kapitel

Ich kann mir nun mal nicht helfen — ich mag die Städte nicht, wo die Hauptsehenswürdigkeiten die Friedhöfe sind."

Erich betrachtete sich den Herrn, der neben ihm, das Manöverglas in der Hand, auf dem Promenadendeck der „Astarte" stand. Der Mann war klein

und dick, hatte einen dünnen, schon etwas melierten Vollbart und trug ein Seglermütze mit phantastischem Abzeichen, deren Schirm ihm tief in die halbe erstaunt, halb ängstlich in die Welt glitzernden braunen Augen fiel.

„Kloppenbusch," stellte er sich vor, „Otto Kloppenbusch." — Und ohne abzuwarten, was Erich darauf zu erwidern habe, fuhr er fort, indem er sein Glas über das graue Straßengewirr hinauf nach dem Forte Castellaccio richtete, als suche er da oben in fünfhundert Meter Höhe einen Bekannten: „Heute morgen denk' ich: Kloppenbusch, du hast noch 'nen halben Tag, dir was in Genua anzusehn — schließlich wann kommt unsereiner wieder hierher! Also ich frage den Portier. Der Kerl spricht immer mit zehn Leuten auf einmal und alle Sprachen durcheinander. Mir sagt er bloß: „Fahren Sie Cimtierio di Stagliano, mein Herr." Und ohne zu warten, ob ich das will, winkt er: Kutscher! Ich fahre also hin. Denke mir, das ist gewiß so 'n Dom, wo ein marmorner Papst drin liegt oder ein Cafégarten mit Palmen und hübschen Mädchen. Wär' mir lieber gewesen als der tote Papst. Endloser Weg. Üble Chausseen. Schließlich, wo bin ich? Auf dem Friedhof. Haben Sie ihn gesehn? Donner ja, sind hier schon Leute gestorben! Da schreien die Leute immer: das Klima an der Riviera! Na also: so dicht liegen sie bei uns nicht! Famos freilich, die Nischen und Hallen; und was für Marmorbilder! Eine alte Frauensperson sogar mit Brezeln — aus Marmor. Na, schließlich hatt' ich Tote genug für 'n Anfang von 'ne Vergnügungsfahrt. Also zurück. Kostenpunkt fünf Lire. Lauf' ich 'ne Weile so zu Fuß in den Straßen 'rum — da unten am Hafen stinkt's schrecklich — denk' ich mir: Kloppenbusch, denk' ich, was sollst du dich verrückt machen. Kutscher! Ich erklär' ihm, daß ich was sehen will, was Interessantes. „Belle donne?" Nee, nee — soviel Italienisch versteh' ich schon. So was nicht — was Gebildetes, bloß so zum Ansehn. Endlich versteht er. „Si, Signore — Campo santo!" Mir recht — ich nicke und fahr' los. Ahne schon nichts Gutes, wie ich wieder aus der Stadt heraus in das merkwürdige Tal komme. Und was soll ich Ihnen sagen: richtig — ich bin schon wieder auf dem Friedhof! Nu hatt' ich genug sogenannte Sehenswürdigkeiten von Genua! Hab' ich mein Gepäck geholt und bin aufs Schiff gefahren ... Famoser Kasten, was, die „Astarte"? So sauber und —" Herr Kloppenbusch setzte plötzlich das Glas ab und äußerte nachdenklich: „Übrigens ein verrückter Einfall — Freitags loszufahren — Kein Mensch reist doch gern Freitags ... Und nu noch See!"

In diesem Augenblick kam der Sanitätsrat, der schon ein bißchen ausgepackt hatte. „Ich bin gern ein paar Stündchen vor der Abfahrt in Ordnung," sagte er, indem er die weiße Mütze abnahm und den leichten Wind, der vom Meer wehte, wohlig durchs weiße Haar streichen ließ. „Es ist so nett, sich ein wenig seine Reisegefährten anzusehn, eh's losgeht. Eh' sich die Herrschaften seemännisch verkleidet haben. Ich weiß oft schon, wenn ich sie die lange hohe Treppe heraufkraxeln sehe, wen ich werde zu vermeiden haben ..."

Eilig, als ob er verhüten wolle, daß es ihm passiere, vermieden zu werden, verbeugte sich Erichs neuer Bekannter vor Bergemann und meldete sehr höflich: „Kloppenbusch — Otto Kloppenbusch." Worauf er auch Bergemann

erzählte, daß er zweimal auf dem Friedhof gewesen, den er wegen seiner düstern Stimmung nicht empfehlen könne, obschon dieser Platz zwei ganz verschiedene Benennungen führe und, wie er nachher gesehen habe, im Reisebuch einen Stern habe. Überhaupt Genua hin — Genua her, er sei froh, wenn der Kasten schwimme!

„Ich habe übrigens eben den Kapitän kennen gelernt," sagte Bergemann zu Erich gewendet, „seine Kabinen sind ja auch oben auf Bootsdeck, dicht bei den unsern. Ein jovialer alter Herr. Lustige Augen. Fröhlicher Österreicher. Die Welt ist klein: wir haben gemeinsame Bekannte in Wien. Er lud mich ein, meinen Platz an seinem Tisch zu nehmen für die Mahlzeiten. Ich habe gleich — für Sie mit — beim Obersteward belegt."

Erich dankte. Kloppenbusch aber schob eilig das Glas ins Futteral und sagte, sich verabschiedend: „Donner ja, das werd' ich auch machen. Hatte mir's schon notiert, bloß das Notizbuch hab' ich verlegt. Der Platz bei Tisch ist sehr wichtig. Man muß beachten, von welcher Seite serviert wird. Der vierte Gang ist allemal Geflügel. Wenn man da auf der falschen Seite sitzt, besieht man egal nur Beine. Ich esse die Brust lieber." Mit diesem verständlichen Bekenntnis verschwand Herr Kloppenbusch, die Finger militärisch an den phantastischen Schmuck seiner Seemütze legend, mit kurzen Schritten nach der Tür zur Treppe, um im Dining-Room den Obersteward zu suchen.

Bergemann sah ihm belustigt nach. „Ich hab' solche sonderbaren Schlafgesellen, zu denen einen nicht die Not, sondern die See bringt, zu gern. Auf dem Festland trifft man nicht halb so viele Originale. In den großen Städten schon gar nicht. Und bei allen Verschrobenheiten eine Masse netter Kerle darunter. Zum Beispiel . . ."

„Zum Beispiel — um's Himmels willen, die fahren richtig auch mit!" Erich hatte unwillkürlich mit kräftigem Druck den Arm des Sanitätsrats gefaßt. Als dieser den erschreckten Augen des jungen Freundes folgte, gewahrte er von der Dogana her über den Kai des Ponte Federico Guglielmo ein überaus schickes Paar kommen, das dort die Droschke verlassen hatte, deren Kutscher in üblicher Weise hinter ihm her schimpfte. Ein paar schmierige Fachinos schleppten auf breiten Schultern das sehr reichliche Gepäck. Zerlumpte Buben suchten durch Purzelbäume die bewundernde Aufmerksamkeit der nach der „Astarte" Eilenden zu erregen, ohne daß die Künstler, auf den Händen stehend, mit den meuchlings in das Gesicht der Fremden gestreckten nackten schmutzigen Füßen auf eine in Geldgeschenken zum Ausdruck kommende Gegenliebe stießen.

Bergemann erkannte den wehenden weißen Schleier, der für ihre jungen Jahre beträchtlich korpulenten Dame, den weißen Wiener Filz auf dem rostrot gefärbten Haar und die über den spitzen Lackschuhen leuchtenden Gamaschen des übertrieben eleganten Kavaliers.

„Wahrhaftig — la Signora di Venticinque. Mit Gemahl."

Die beiden Herren sahen sich an und lachten. Im Hotel des Princes, wo sie die Nacht logiert und nach anstrengender Fahrt gut geschlafen hatten, war alles heute morgen auf ihrem Korridor stundenlang in Bewegung gewesen. Der Zimmerkellner, das Zimmermädchen, der Hausknecht, der Liftboy — alle rannten sie verwirrt durcheinander, gerufen, beschäftigt, gehetzt von

einer anspruchsvollen Dame, die in ihrem Zimmer immerzu klingelte, wenn sie nicht gerade auf dem Korridor in schlechtem Französisch schimpfte. „La Signora di Venticinque!“ — Die Dame von Nummer fünfundzwanzig ... Das war der Schreckensruf gewesen, den ein Angestellter des Hotels dem andern weitergab auf Treppen und Korridoren. Und noch als die Herren unten ihre Rechnungen zahlten und das Gepäck fürs Schiff aufladen ließen, hörten sie den Manager sehr erregt mit dem Portier konferieren; und la Signora di Venticinque spielte wieder die dominierende Rolle in diesem heftigen Gespräch.

„Gott gebe, daß dies Paar nicht für die zweieinhalb Wochen an unsern Tisch kommt!“

„Nein.“ Bergemann hatte sich schon mit der Routine des Vielgereisten orientiert. „Sie sitzen woanders. Der Mann heißt von Scupinsky. Und die Gattin — wenn sie's ist — die liebenswürdige Dame mit der Stimme wie eine Kreuzertrompete heißt Selma. Dieser Name war ja schon das Geheimnis der Korridore im Hotel. Der Kapitäntisch hat, wie alle sechs Längstische im Speisesaal, Platz für zwölf Personen. Die zwölf Rundtische nur für sechs. An unserm Tisch liegen nun überall schon die Visitenkarten. Das Diner beginnt gleich nach der Abfahrt. Des Ritters von Scupinsky wappengeschmückte Karte sah ich gottlob in unsrer Nähe nicht.“

„Gut bürgerlich ist mir der Tisch auch lieber!“

„Rein bürgerlich ist er auch nicht. So durchwachsen. Zwei Adlige hab' ich gelesen — warten Sie mal — ja, ein Herr von Reubke und ein Herr und Fräulein von ... von ... wie war's doch? ... tja, das Gedächtnis läßt nach. Ach, richtig: von Öltzendorff.“

„Von — Öltzendorff?“ Erich prallte von der Reling so heftig zurück, daß er beinahe einen sehr schlanken, bartlosen Herrn hinterrücks umgerannt hätte, der eben eine besonders stattliche Dame, die, weiß der Himmel warum, einen Pelzmantel trug, nach der Luxuskabine des Promenadendecks geleitete. „Pardon, mein Herr.“

Bergemann sah den beiden nach. „Die sitzen auch bei uns. Sie ist die bekannte Primadonna und Wagnersängerin Elisabeth Hunneberg. Und er scheint ihr Impresario zu sein oder so etwas. Ich sah gerade, wie er am Kapitäntisch die Karten auf die Gläser legte, nachdem er nach allen Seiten erprobt, ob's nicht ziehe.“

Erich hörte nicht zu. Mit dem Namen Öltzendorff war ihm das Abtzimmer im „Roß“ zu Büssigheim wieder emporgestiegen. Die blauen Brieffetzen höhnten ihn aus dem Kamin. Und dort drüben, wo eigentlich das Denkmal Christoph Kolumbus', des Genuesers, zwischen Palmen auf der Piazza Acquarda den Westbahnhof kontrollierte, schien ihm plötzlich der erleuchtete Eugenienhof des ahnungslosen Bräutigams zu warten. „Öltzendorff sagten Sie —? Von Öltzendorff? Das wäre ja aber ein Zufall von ausgesuchtester Abscheulichkeit. Wäre — ist der Mann denn Rittmeister?“

„Rittmeister?“ Der Sanitätsrat begriff nicht recht, warum sich Erich so aufregte. Denn als ihm der Erregte vorgestern abend beim „Türkenblut“ von Büssigheim die Gründe seines plötzlichen Entschlusses angedeutet, hatte er von dem Brief im Kamin nichts gesagt und einen Namen nicht

genannt. „Rittmeister — kann er gewesen sein — vielleicht. Ich weiß nur, daß er auf dem Hauptdeck seine Kabine hat und behauptet, er bekomme nur die dicke Luft vom Korridor und müsse mithin von zwölf Nachbarn die hinausgestellten Stiefeln mitriechen nachts. Was ihn nicht zu entzücken scheint. Ist übrigens, wenn er Rittmeister ist, längst a. D. Starker Sechziger, taxier' ich. Kann mich sogar in die Kanne steigen lassen, wenn's ihm einfällt, mit seinen Semestern zu protzen ... Nein, sehen Sie — Barmherziger! — was unsre Signora di Venticinque für ein Gepäck mitschleppt! Wenn wir die Modehelme alle bewundern sollen, die in den Hutschachteln verstaut sind — dann dürfen wir in ganz Spanien und Portugal keinen Hafen auslassen! Übrigens — wer weiß, wie oft und wie lange wir die erlesene Freude haben, die lieben Damens auf Deck zu sehn," fügte er hinzu mit einem listigen Blinzeln nach den Wolken, die sich vom Kamm des Gebirgs her langsam wie schwer schwebende Kissen auf die Bastionen und die oberen Stadtteile senkten.

Erich richtete seine Blicke nach dem gegenüberliegenden Kai, an dem der Riesendampfer einer Ostasienlinie festgemacht hatte. Um seine drei maisgelben Schornsteine huschten koboldartig säbelbeinige Chinesen in blauen Jacken. Heizer und Wäscher, die aus den Tiefen dieses träg ausruhenden Riesen gekrochen waren, um in Abwesenheit des Kapitäns und der Passagiere nach beschwerlicher Fahrt durchs Rote Meer allerlei Ausgelassenheit zu treiben.

„Unruhige See? Angenehme Aussicht für einen, der noch nicht auf Seetüchtigkeit erprobt ist. Da wär' man fast lieber auf so einem Koloß da drüben, neben dem sich unsre „Astarte" ausnimmt wie ein Delphin neben dem Walfisch —"

„Ach was, die Seekrankheit packt nur den, der sich vor ihr grault. Ich hab' sie nie gespürt. Aber dort — sehen Sie dort hinüber — für die möcht' ich nicht garantieren."

Tilly Schuch hatte aus dem Fenster ihrer Kabine auf dem Promenadendeck den langsam mit dem Wiener Joseph Schwammerl vorbeipromenierenden Schiffsarzt an der goldgestickten Askulapschlange vorn an seiner Dienstmütze erkannt. Ohne viel Einleitung, mit der ungenierten Sicherheit einer Frau, die mit ihren fünfundzwanzig zugegebenen und dreißig wirklichen Jahren noch jung und hübsch ist und sich Formlosigkeiten erlauben kann, griff sie, die beiden einholend, in ihr Gespräch ein:

„Sie reden von der Seekrankheit, meine Herren — und Sie sind der Doktor, nicht wahr?"

Sie strich sich kleine Fahnen des erstaunlich goldblonden Haares aus der Stirn, wohin sie ihr der Wind eigensinnig immer wieder werfen wollte. Und sie lächelte dazu freundlich und ängstlich zugleich mit halb offenem Mund, aus dem die kräftigen weißen Zähne blitzten, erst den einen, dann den andern an.

„Lux, Doktor, Schiffsarzt," stellte sich der schwarzbärtige junge Herr mit der Askulapschlange an der Mütze salutierend vor. Und des andern stumm bewundernde Verbeugungen erklärend, fügte er hinzu: „Herr Schwimmer aus Wien."

„Schwammerl, wenn ich bitten darf. Zu dienen: Schwammerl,“ wiederholte der Wiener und kaute seinen Namen, den er selbst nicht schön fand, wie eine klebrige Arznei. Er war ein hübscher, geradegewachsener Mensch, etwas zu weich und biegsam in den Bewegungen vielleicht, und in der Sprache manchmal, wenn er die vergnügtesten Dinge sagte, von einer singenden Melancholie, als ob er einem zu früh dahingerafften Onkel die Grabrede halte. Wenn er verlegen wurde — und er wurde leicht verlegen — liebkoste er mit nervösen Fingern seine kurzgehaltenen Franz-Josefs-Koteletten und tänzelte leise von einem Fuß auf den andern, als ob er ungeduldig den Beginn einer Tanzmusik erwarte.

„Also, bitt' schön, gnä' Frau, grad als ob Sie Gedanken lesen könnten. Also grad hab i zum Doktor g'sagt: eine Tante von mir ist dreimal in Valparaiso g'wesen und hat unterwegs nix als rohes Fleisch und wachsweiche Eier gegessen. Und erst am Ende von der dritten Reise hat sie im Kanal ... na, Gnädigste verstehen schon.“

„Um Gottes willen, das ist aber eine gräßliche Ernährung für eine Vergnügungsreise — ich reise nämlich zum Vergnügen — die Herren doch auch?“

„Ich bin im Dienst,“ lächelte Doktor Lux, wie Harun al Raschid gelächelt haben mag, wenn die Einfalt von Bagdad seine Majestät in der Verkleidung nicht erkannte.

„Ich fahr' schon fürs Pläsier,“ bestätigte Schwammerl und fügte in einem Anfall von Ehrlichkeit hinzu: „Wenigstens so halb und halb. Mit der G'sundheit steht's nämlich nit zum besten bei mir. Ich hab' mit der Nasen ...“

Der Doktor lachte. „Wenn's weiter nichts ist als die Nase!“

„Ja, die Nase is aber sehr wichtig bei mir. Is g'wissermaßen mein G'schäft, ja —“

Schwammerls Gesundheit inklusive der merkwürdigen Nase, die sein Geschäft war, interessierte die schöne Frau nicht so sehr als die Eventualitäten der Seekrankheit und ihre Verhütung. Sie unterbreitete mit großer Zungengeläufigkeit die verschiedensten Rezepte, die man ihr genannt, der Entscheidung des Doktors. Der ringelte geschmeichelt seinen kurzen Vollbart um den Zeigefinger und begleitete jede neue Hypothese mit dem Achselzucken eines Mannes, der ja nicht jeden Narren gleich ins Irrenhaus sperren will. Man sollte nur Rotwein trinken, hatte eine vielgereiste Dame aus Neu-Brandenburg ihr verraten. Und ein Herr, der oft in London zu tun hatte, nahm drei Tage, eh' er sich dem Kanal anvertraute, immerzu Natron. Eine amerikanische Millionärin hatte ganz heiße Fußbäder mit Sodazusatz als beste Prophylaxe gerühmt; und von einem Marinepfarrer, den später die Zulus erschlagen hatten oder die Eskimos — genau wußte sie das nicht mehr —, wollte eine Cousine gehört haben, daß in Abständen von drei bis vier Stunden ein angewärmter Kognak mit einem Eidotter, der aber ganz frisch sein müsse, die Widerstandskraft wunderbar erhalte. Hingegen hatte ein begüterter Rentier aus Bückeburg, den sie voriges Jahr in Luzern an der Table d'hote kennen gelernt, behauptet, nur wenn man sich sofort beim Beginn der Meeresunruhe in der sorgsam verdunkelten Kabine niederlege, die Füße etwas höher als den Kopf, damit das Blut nicht aus dem Hirn trete, könne man die Gefahr bestehen.

Schwammerl stand während dieser Darlegungen, deren jede ihm Unbequemlichkeiten zu empfehlen schien, mit hängender Unterlippe da und sah angestrengt forschend in das unbewegliche Gesicht des Schiffsarztes.

Dieser aber, als die schöne Frau endlich schwieg, zuckte nur stärker mit den Achseln und gab die pythische Erklärung ab: „Wissen Sie, Gnädige, das is halt so mit der Seekrankheit: wer's kriegen soll, der kriegt's. Und wer's nit kriegen soll, der kann die Füße so viel und so heiß baden, als er mag, und danach so hoch hinauflegen, als er lustig is; und kann warmen oder kalten Kognak dazu trinken mit und ohne frischen oder faulen Eidotter — er kriegt's halt nit."

Nach Verabreichung dieses Trostes ließ er mit kleiner Verbeugung Joseph Schwammerl bei Tilly Schuch stehen, die immer noch mit nervösen Fingern ihre blonden Haare im Winde fing, und wandte sich unvermittelt Bergemann und Erich zu, die aus der Nähe belustigt der Konsultation beigewohnt.

„Lux, Schiffsarzt," sagte er und griff an die Mütze, und dann ohne Komma weiter: „Also wissen Sie — so geht das nun, wenn ein Lüfterl blast — und es wird schon eins blasen — egal weiter. Jessas, die Damen! Also voriges Jahr hatt' ich eine an Bord, die hat immer dazwischen gestöhnt: „Sieben Kinder will ich lieber bekommen, als daß mir so übel ist!" Also über Bord hätt' ich sie schließlich werfen können mitsamt ihren sieben Kindern! Aber für nächstes Jahr — da hab' ich mich nach Ostasien gemeldet. Küstenfahrer. Mit Kulis. Das denk' ich mir fein. Die Kerle versteht man kein Wort. Und wenn sie wirklich krank sind, da kann man ruhig seine Diagnose stellen, ohne daß die Patienten mit ihrem chinesischen Quatsch einem das Krankheitsbild verwirren."

In diesem Augenblick wurde der Doktor von einem Matrosen abgerufen. Der Lotse, der schon an Bord war, ließ ihn bitten.

„Ha, den kenn' ich schon, den Lotsen. Er hat immer Leibgrimmen, und ich muß ihm einen Kümmel aus der Apotheke verschreiben." Mit langen, schlenkernden Schritten eilte der Medizinmann davon, um die Beschwerden des Lotsen zu lindern.

Es war plötzlich, als ob ein Bienenschwarm ausschwirren wollte. Aus allen Türen von der Treppe her kamen Passagiere. Die meisten hatten schon den Reisestaub der D-Züge, die sie hergebracht, den Schmutz der verrauchten Tunnels abgeschüttelt; hatten sportmäßige Mützen auf und helle Beinkleider zu blauen Jacketts angezogen. Einige liefen wichtig und zwecklos Leitern hinauf nach dem Bootsdeck; andre liefen ebenso wichtig und zwecklos Treppen hinunter nach dem Oberdeck. Alte Reisepraktiker suchten sich einen guten Platz, die Abfahrt zu sehen. Andre stellten sich Mitpassagieren und Kabinennachbarn vor. Und wieder andre liefen hinten am Heck den Matrosen, die die Anker an rasselnden Ketten aufwanden, in die Quere, bis sie der dritte Offizier höflich grüßend nach vorn schickte.

Drei Engländer, die glattrasiert, in ihren kurzen blauen Jacketts, den gelben Stiefeln und den glatten karierten Mützen aussahen, als sei es eigentlich dreimal derselbe Engländer in drei verschiedenen Lebensaltern, standen schweigsam, aus kurzen Pfeifen rauchend, um eine korpulente, schwarz-

gekleidete Lady herum. Diese Dame saß würdevoll gereckt auf einer Bank wie eine Figur im Panoptikum. Sie trug einen langen Witwenschleier und eine goldene Brille. Sie hatte bereits, unbekümmert um das sie umgebende Leben und die hastigen Vorbereitungen für die Abfahrt, eine Handarbeit hervorgezogen, an der sie, ohne aufzublicken, ohne zu reden, mit gemessenen, automatischen Bewegungen stickte.

„Penelope," sagte Bergemann zu Erich.

„Und die Freier —?"

„Wer weiß. Jedenfalls —" Bergemann tönte die Arie aus dem Bruchschen Odysseusoratorium leise an: „Sie wob ein Gewand mit Trä—nen am Stran—de ..." Oh, ich höre das noch von der herrlichen Altstimme der Adele Aßmann! Aber das können S i e sich natürlich nicht erinnern. Sie sind ja so jung noch — so herrlich jung, Sie Glücklicher! Und doch — heute nicht so jung wie die beiden dort!"

Erich folgte Bergemanns diskret anweisendem Blick.

Ein junges Ehepaar ging untergefaßt und verträumt in zerknitterten Reisekleidern, Tritt haltend, immer rund ums Promenadendeck herum. Die beiden sahen nichts von dem bewegten Hafen, durch den die kleinen Barkassen schossen, nichts von den Wolken, die drohend hinter dem Häusergewirr der steil ansteigenden, stolzen Stadt in den dunklen Schluchten der Felsen lagen, nichts von der Hast der breitbeinig über das Deck hineilenden Matrosen und Schiffsjungen, nichts von der Unruhe der an der Reling wie aneinander gebundene Ausstellungspuppen neugierig sich hinziehenden Passagiere. Sie merkten gar nicht, daß das Schiff ganz langsam, zitternd vor Ungeduld, ein wenig stampfend und wie sich selber zur Bewegung ermunternd, von dem breiten Steinkai sich löste, während vorn am Promenadendeck vor dem Rauchsalon die aus Kammerstewards gebildete Kapelle unter Leitung eines sehr blassen, pockennarbigen Jünglings, dem die zu knappe Mütze schief auf der schweißglänzenden Stirne saß, erst die deutsche und dann die italienische Nationalhymne spielte. Dies glückliche Paar war Otto Häfele aus Cannstatt bei Stuttgart mit seiner ihm vor drei Tagen angetrauten jungen Frau. Die beiden genügten sich. Sie hatten nicht das Bedürfnis, Genua zu betrachten oder das Meer oder die mitfahrende Menschheit. Otto Häfele sah Anna Häfele an, und Anna Häfele sah Otto Häfele an. Und so fuhren Anna und Otto Häfele, ohne es zu wissen, die Hände verschlungen und die Augen selig ineinander versenkt, langsam aus dem Hafen von Genova la Superba hinaus ins Mittelländische Meer.

Nur e i n e Sorge bedrückte Otto Häfeles liebeerfülltes Herz. Und er gab ihr Ausdruck.

„Ob wir net doch emal hier den Schiffsarzt frage sollte, Annale?"

„Ja, du meinscht wege meiner Hand? Aber der Doktor in Luzern, wo mir g'fragt habe, hat uns doch g'sagt: 's ischt nur so rot, weil i in eine giftige Pflanz griffe hab'! Und gar net g'fährlich ischt's, hat er g'sagt. Bloß wüscht. Und die Salb, wo i's mit einschmier, wird's scho bald vergehe lasse."

„Aber daß du alleweil Handschuhle trage sollscht, Annale, das ischt halt zu schad." Otto Häfele streichelte den perlgrauen Dänenhandschuh, der

seiner Gattin rechte Hand sorglich umschloß: „Du haschit halt gar so liebe Fingerle, und weischt, die tät i halt arg gern manchmal küsse."

„So haschit auch noch was Neues, wenn wir wieder heim komme, Ottole, gelt?" schäkerte das Annale. Und ahnte wohl nicht, daß sie damit zur Physiologie der Liebe einen kleinen, aber wichtigen Beitrag lieferte.

Der scharfe Bug der leuchtend weißen „Astarte" schnitt durch das seltsam graue, schwerfällig zur Seite rollende Wasser. Das imposante Rundbild der Stadt mit ihren hohen grauen Häusern und weißen Palästen verschwand wie hinter rasch und unheimlich sich vorziehenden Schleiern. Nur ein paar trotzige Krane reckten noch schwarze, unheimliche Arme daraus hervor.

Es war, als ob das elegante Schiff, das schmuck und schlank wie die Luxusjacht eines amerikanischen Nabobs an den grauen, gelben, schwarzen, wie Riesen nach schwerer Arbeit im Wellenbett liegenden englischen, deutschen und italienischen Dampfern vorbeigezogen war, ein böses Wetter hinter sich lasse und selber glückbeflügelt in die Herrlichkeit des lachenden Frühlings fahre.

In einem lilafarbenen Streifen ruhte fern im Westen am Horizont, wie ein goldenes Tor in den Himmel öffnend, die Halbscheibe der Sonne auf dem Wasser. Als ob sie ins Land der Seligen führten, breiteten sich goldene zitternde Wege über die leicht schwankenden Wellen. Dann plötzlich schien sich die Scheibe zu einer goldenen Pyramide zu dehnen und zu spitzen, wie ein feierliches Grabmal in weiter Ferne.

Nur wenige Minuten hatte das wundervolle Schauspiel dieses Sonnenunterganges gedauert, des ersten, den Erich auf dem Mittelmeer sah. Er war ergriffen von der Schönheit dieses Wunders und drückte unwillkürlich die Hand, die Bergemann leicht in seinen Arm gelegt hatte, fester an seinen Körper.

Der Sanitätsrat nickte und sprach die Worte vor sich hin: „Was vergangen, kehrt nicht wieder — aber ging es leuchtend nieder..."

„Ausgezeichnet gesagt," lobte Kloppenbusch, der zu den Herren getreten war. „Bloß — der Sonnenuntergang ist schuld, daß wir nun alle keinen Smoking angezogen haben zum Diner. Und" — fügte er belehrend hinzu, denn eben hatte er darüber einen Steward befragt — „das ist bei diesen Fahrten Sitte."

Der Sanitätsrat tröstete den Betrübten. Am ersten Tage und in den Häfen werde es nicht so streng genommen. Übrigens dort wandelten ja zwei Gentlemen, die die Ehre des Schiffs retteten.

Zwei junge Herren, tadellos im Abenddreß, Smoking und Lackstiefeln, ohne Mütze, korrekt, Schritt haltend, kamen vorbei. Kloppenbusch sah ihnen mit gesenktem Kopf nach, wie einem unerreichbaren Ideal.

Der eine," sagte Kloppenbusch, „der linke, der etwas stattlichere, ist ein Herr von Reubke. Sie müssen mal in der Passagierliste nachlesen, was der für einen verrückten Vornamen hat. Mir werden Sie's nicht glauben. Kreuzwendedich, so wahr ich lebe. Klingt wie ein Vogel, nicht? Aber er ist gar nicht stolz, der Herr Kreuzwendedich von Reubke. Sehr nett sogar. Ich hab' ihm beim Ankommen meine Handtasche auf den Fuß fallen lassen. Nicht angenehm, weil auch meine Hanteln drin sind. Er hat's gar nicht übelgenommen.

Scheint immer vergnügt — hören Sie, nu lacht er wieder. Der andre, wissen Sie, das ist nu nicht so meine Nummer. Mücke heißt er, bloß Mücke. Und tut wie ein Großfürst. Hat oben bei Ihnen auf Bootsdeck seine Kabine, grad nur getrennt durch die Treppe vom Gesellschaftszimmer und der Bar. Auf der andern Seite schlafen die Ungarn. Muß ein Verein sein oder ein Klub. Ganz nette Leute — sieht immer einer aus wie der andre. Und rufen immerzu: „Eljen!" Auch vorhin, wie wir abfuhren: „Eljen!" Das muß 'ne sehr einfache Sprache sein, das Ungarische. Alles heißt „Eljen" ... Nein, was ich sagen wollte, dieser Herr Mücke —" Kloppenbusch zog die Passagierliste heraus und kontrollierte, „Artur heißt er mit Vornamen — ist ein komischer Kauz. Adlig ist er nicht, und Kreuzwendedich heißt er auch nicht — aber arrogant scheint er mir für den halben Gotha. Und wenn Sie mal da oben einen Rundgang machen ums Bootsdeck — ich bin vorhin oben gewesen und hab' mich mal umgesehen, wo die Rettungsboote hängen, man kann nie wissen, nicht wahr, und wenn's schief geht, läuft man nicht gern die falsche Treppe ... ja, was ich sagen wollte, ich geh' also da oben so 'rum und gucke so 'n bißchen durch die Luken in die Kabinen. Na, da stand ja nun der Herr Mücke, ziemlich ungeniert — und zog sich an. Kann froh sein, daß ich keine Dame war, mein' ich. Aber Unterzeug hat der Mann — sapristi, also ich sag' Ihnen: alles Seide, resedafarbene Seide ... also ein Page in den „Hugenotten" kann darin auf 'ner Hofbühne 'rumspringen! Na, das kann er ja nun halten wie er will, der Herr Mücke ... Aber auf dem Tisch, da liegt — also so wie ein Briefbeschwerer, verstehen Sie — ein Revolver. Na, ich bitte Sie, ich hab' ja a u c h einen bei mir — denn man kann nie wissen auf Reisen, und nach Afrika kommen wir schließlich auch — aber meinen hab' ich bloß gewonnen in der Jagdausstellungslotterie. Ich möchte schwören, er geht gar nicht los. Jedenfalls, man legt doch so was nicht offen hin — und Patronen dazu läßt man nicht 'rumfahren wie Pfefferminzplätzchen."

Das Trompetensignal rief zum Diner.

Die Passagiere lösten sich von der Reling und aus den Stühlen, die die Deckstewards schon an den weißgestrichenen Wänden entlang gestellt hatten.

Auf der Treppe zum Oberdeck berührte Bergemann leicht Erichs Arm und sagte, mit einer Kopfbewegung deutend: „Der dort ist der Herr von Öltzendorff."

Erich, dem bei diesem Namen etwas wie Weh und Ärger aus dem Magen stieg, sah einen eleganten alten Herrn, der sich den Frack zur Mahlzeit angezogen hatte. Die rosafarbige Rosette in der Rockklappe, die gestraffte Haltung des hohen, schlanken Körpers deuteten auf den alten Offizier oder Diplomaten. Der weiße Bart unter dem verwitterten Gesicht lief in zwei langen weißen Spitzen zur Seite. Neben ihm schritt die Schwester. Es sah eigentlich aus, als ob sie an ihm hänge. Denn sie war klein und rundlich und hatte sich mit einem weißen Handschuh in des Bruders Arm gehakt.

Der Obersteward erwartete die Gäste an der rechten Tür zum Speisesaal. Die linke war durch die Musiker versperrt, die schon, diskret die Instrumente prüfend, vor ihren eisernen Notenhaltern saßen und neugierige Blicke über Geigen und Trompeten hinweg zu den in langsamem Zug wie zur Polonäse vorbeidefilierenden Passagieren schickten.

Die Tafeln waren alle reizend mit Blumen geschmückt, die noch duftende Grüße von der Riviera herbrachten.

Erich und Bergemann stellten sich der Gesellschaft ihres Tisches vor. Erich verstand nicht alle Namen. Aber Bergemann, der mit der Erfahrung des Vielgereisten sich vorher mit Zuhilfenahme der gedruckten Passagierliste orientiert hatte, erklärte ihm mit gedämpfter Stimme, während die Stewards auf ein Glockenzeichen ihres Meisters in zwei langen Reihen, gerichtet und im Tritt, hübsch anzusehen in ihren knappen blauen Jacken mit den Goldknöpfen und den schwarzen Krawatten über weißer Hemdbrust, mit der Suppe kamen.

„Potage œufs fillé," nickte dem Sitze Erichs gegenüber ein etwas gelblich und leberleidend aussehender alter Herr und schob sich diskret den Serviettenzipfel in den Ausschnitt der weißen Weste.

„Das ist ein Amtsgerichtsrat a. D.," erläuterte Bergemann, der Erichs Blick gefolgt war. „Heißt Bernhard Grabusch. Scheint ein bißchen ein Raunzer. Ich hätte nicht Referendar bei ihm sein mögen. Neben ihm die schöne, stattliche Frau, die so ein bißchen aussieht wie eine Karyatide vom Erechtheustempel, halb stolz, halb mißvergnügt, als ob man ihre steinerne Herrlichkeit auf der athenischen Akropolis gestohlen und ins Britische Museum gebracht hätte —, das ist die Gattin des links von ihr sitzenden Herrn, eines Bankdirektors Theodor Tiegs. Ich bin im allgemeinen mißtrauisch gegen Banken, deren „Direktoren" ich nur aus Passagierlisten kenne. Aber der Mann sieht aus wie die personifizierte Solidität. Ob er freilich das edle Fräulein von Ölzendorff, das auf seiner andern Seite sitzt, sehr berauschend unterhalten wird im Laufe der Fahrt, der Lunchs und Diners, das ist eine andre Frage. Er hat so einen hohlen Blick, als läse er innerlich immer die Kursberichte."

Wenn der Sanitätsrat mit seiner Prophezeiung recht hatte, so waren die Aussichten für Viktoria von Ölzendorff, auf dieser Reise bei Tisch gut unterhalten zu werden, überhaupt recht gering. Denn ihr Bruder beschränkte sich darauf, an der Schmalseite des Tisches, dem Stuhl des Kapitäns gegenüber, der bei der Ausfahrt leer blieb, wortkarg zu repräsentieren. Und Otto und Anna Häfele aus Cannstatt bei Stuttgart, die gegenübersaßen, begnügten sich auch bei der Mahlzeit durchaus mit sich und schienen, die Drehstühle einander zugekehrt, in leisen Bemerkungen, im wechselseitigen Zulächeln, Anprosten und kleinen, nur ihnen verständlichen Neckereien sich vollständig genugzutun.

Der glattrasierte Mister Hobsen, der zur Linken Otto Häfeles saß, fühlte sich keineswegs verletzt durch dieses etwas ungesellige Benehmen des ungeniert seiner jungen Liebe lebenden Paares. Er kümmerte sich nur um Elisabeth Hunneberg, die große Wagnersängerin, der er von ihrem Impresario, seinem Chef in Neuyork, zum Begleiter und, wenn man so will, zum Aufseher und Reisemarschall bestellt war. Elisabeth Hunneberg war von der Firma Clark & Co. für die kommende Saison engagiert, achtzig Abende in den größeren Städten Amerikas abwechselnd die Isolde und die Brunhilde zu singen. Eine kleine, aber lästige Indisposition zu besiegen, die ihren wertvollen Kehlkopf seit einiger Zeit inkommodierte — sie nannte es Kitzel-

husten —, unternahm sie diese Seereise mit ihrem Söhnchen, dem sechsjährigen Fritzchen, einem unausstehlichen, verzogenen Bengel, seiner Kindergärtnerin, Fräulein Agnes Hennerich, dem ihr von der Firma Clark & Co. als Begleiter gestellten Mister Hobsen und mit einer entsetzlichen Angst vor der Seekrankheit. Diese von keiner Vernunft zu dämmende Angst verekelte ihr jetzt schon die Noisette de veau à la Duchesse, die sie sonst leidenschaftlich gern aß. Diese Angst vor der Seekrankheit verband aber die Diva auch schon bei diesem ersten Diner schwesterlich mit der ihr sonst ganz fremden Tilly Schuch, die mit der unerhört blonden Krone ihres in schweren Zöpfen gelegten herrlichen Haares dasaß, bleich und gereckt wie eine unselige Königin, die ihr Todesurteil vom Tribunal der Revolutionäre jeden Augenblick erwartet. Die Blicke der beiden Damen begegneten sich über den Tisch hin oft; und die beiden lächelten dann ein krampfhaftes Lächeln, ein Lächeln der Genossinnen, die kommendes Leid schon verbindet, ein Lächeln, das hinüber und herüber fragte und antwortete: „Geht's Ihnen noch gut?“ — „Bis jetzt, ja — aber . . .“ — „Es wird doch nicht?“ — „Ich fürchte, es wird!“

Kreuzwendedich von Reubke neben Tilly gab sich die erdenklichste Mühe, die geschätzte Nachbarin, deren Seelenzustand er genau so richtig taxierte, wie der gegenübersitzende und verschmitzt in seinen Rotspon lächelnde Bergemann, über die Besorgnisse dieser ersten Stunden der Lustfahrt hinwegzuplaudern. Gleich zu Beginn der Mahlzeit hatte er sich heftig in die Konversation gestürzt und seine angenehmsten Qualitäten leuchten lassen. Er wußte, warum, der gute Kreuzwendedich von Reubke! Gewohnt, gut zu leben, war er mit dem Vermögen, das ihm beim Tode seiner Eltern zugefallen, so ziemlich am Ende. Eine geizige Erbtante in sehr hohen Jahren erfreute sich einer Lebenszähigkeit, die ihr in der Familie den Beinamen „die Fischotter“ verschafft hatte. Die robuste Gesundheit der Dame ließ hoffen, daß sie das schöne Alter der von Maria Theresia mehrfach ausgezeichneten Ahne Ursula von Reubke erreichen würde, die acht Wochen nach ihrem hundertsten Geburtstag, am 20. Juni 1757, auf ihrem Gut in Schlesien ihren ersten Schlaganfall erlitten hatte aus Freude über die Nachricht, daß der österreichische Feldmarschall Daun vor zwei Tagen den Preußenkönig bei Kolin geschlagen habe. Und die Geschichte mit Kreuzwendedichs Erbanspruch an ein Drittel der Hinterlassenschaft des närrischen Onkels Roderich, der aus Neigung für Fuchsjagden und Fleischpasteten in England gelebt hatte, war schon rein zum Verzweifeln. Das jedenfalls recht beträchtliche Bankdepot des verstorbenen Sonderlings war einfach nicht zu eruieren! In den Notizbüchern des Onkels Roderich waren seine Wertpapiere korrekt angeführt; alles war angegeben, bloß nicht die Bank, bei der er, seit Jahren bloß von einer deutschen Pension als Legationsrat a. D. lebend, Zins auf Zins hatte anlaufen lassen. Kreuzwendedich und seine Vettern hatten gemeinsam in großen Londoner und deutschen Zeitungen auffallende Annoncen erlassen und demjenigen eine Belohnung erst von fünf, dann von zehn Prozent zugesichert, der ihnen die Bank nennen wollte, bei der das Zinsen und Zinseszinsen sammelnde Depot des seligen Legationsrats a. D. Roderich von Reubke ruhe. Alles umsonst. Die Bank selbst handelte, wie Fachmänner versicherten, nur korrekt, indem sie schwieg und weiter

„verwaltete“. Denn zu den Pflichten der Banken gehört auch die, unter keinen Umständen irgendwelche Auskunft über den Namen ihrer Kunden und die von diesen hinterlegten Depots zu geben. Ein ausgezeichneter Anwalt in London hatte den Erben dann geraten, einmal aufs Geratewohl gegen ein paar der wesentlichsten englischen Banken auf Herausgabe des Nachlasses zu prozessieren; die richtige Bank würde dann vielleicht darunter sein und ihr Direktor zur eidlichen Aussage gezwungen werden können. Aber zu solchem Prozeß war es durchaus nötig, daß alle Erben gemeinsam vorgingen; und der Himmel hatte es gefügt, daß eine Base Kreuzwendedichs, die vortreffliche Veronika von Reubke, Miterbin war. Diese von jeher sehr gottergebene Dame aber hatte sich seit Jahren als schlichte Schwester Veronika in ein Kloster zurückgezogen, dessen fromme Oberin sie nun war. Prozesse durfte sie nach den Ordensregeln nicht führen; aber sie war bereit, ganz auf die Erbschaft zu verzichten. Dazu bedurfte es eines notariellen Aktes. Ein Mann aber — und ein solcher war schließlich der älteste Notar, sowohl vom physiologischen Standpunkt als vom Klostergesichtspunkt aus betrachtet, immer noch — durfte keinesfalls ins Kloster, ihre Unterschrift zu beglaubigen. Und s i e durfte nicht heraus. So schrieb denn die ehrwürdige Dame aus ihrer Zelle dem Vetter Kreuzwendedich immerzu sehr gütige, etwas salbungsvolle Briefe, vergaß auch selten ein buntes Heiligenbildchen beizulegen, das ihren Segen für Kreuzwendedichs Tun und Lassen auf der Rückseite vermerkt trug. Bloß die für den rettenden Prozeß unerläßlich beglaubigte Unterschrift unter eine Verzichtsurkunde oder unter eine Prozeßvollmacht war in diesem irdischen Leben nicht mehr von der Weltflüchtigen zu erreichen. Und in jenem besseren Leben, auf das Veronika des öfteren in ihren Briefen ebenso zuversichtlich wie ausführlich zu sprechen kam, war es, was sie auch betonte, gänzlich gleichgültig, bei welcher englischen Bank das irdische Depot des Onkels Roderich so gewissenhaft und sicher gegen Rost und Motten geschützt und verwahrt wurde. So blieb Kreuzwendedichs letzte Hoffnung eine angenehme, vermögliche Frau, die sich in seine vom Adel und gewissen gesellschaftlichen Talenten anegnehm unterstützte Männlichkeit sterblich verlieben würde. Eine Seereise auf einem Luxusdampfer schien ihm — nach Erfahrungen, die zwei Freunde von der Garde mit amerikanischen Millionärinnen gemacht — verständig und aussichtsvoll. So hatte er ein paar der wenigen städtischen Pfandbriefe verkauft, die ihm noch geblieben waren, hatte sich neu, gut und einer so wichtigen Fahrt angepaßt equipiert und war mit dem ganzen Leichtsinn seiner sechsundzwanzig angenehm durchbummelten Lenze nach einem fidelen Abend in Genua an Bord der „Astarte“ gestiegen. Hier hatte er sofort dem Obersteward in einer lauschigen Ecke das letzte italienische Goldstück in die Hand gedrückt und mit dem offenen Lachen, das ihm Männer leicht zu Freunden gemacht, Frauen oft in die Arme geführt hatte, ganz geradezu gefragt: „Fährt vielleicht eine Dame mit, die hübsch und nicht alt und, sagen wir, reichlich begütert und — ohne ehelichen Anhang ist?“ Worauf der Obersteward verständnisvoll und ohne eine Miene zu verziehen geantwortet hatte: „Ich werde den Herrn an den Kapitänstisch placieren. Neben Frau Tilly Schuch aus Berlin. Soviel ich weiß, ist sie Witwe und vermögend. Und soviel ich sehe, ist sie eine der hübschesten und sicherlich die blondeste

Frau, die in den letzten zehn Jahren mit der „Astarte“ gefahren ist.“ Woraus Kreuzwendedich erfreut entnahm, daß der Obersteward seine Worte so gut wie seine Gäste zu setzen verstand. So weit war ja also der Anfang nicht übel. Weniger angenehm war, daß ein Fahrtgenosse, Herr Artur Mücke, auch durchaus nicht zur Entdeckung Spaniens auszog, auch eigentlich keine Murillos oder maurischen Architekturen zu studieren wünschte. Dieselben Gründe, die Kreuzwendedich die erfrischende Seefahrt nahelegten, hatten vielmehr auch diesen jungen Mann veranlaßt, zu Schiff um Spanien zu fahren. Oder eigentlich hatten es seine Gläubiger unternommen, ihn auszurüsten, nachdem er verschiedene unsympathische Papiere eigenhändig unterschrieben hatte. Darüber war Kreuzwendedich genau so gut orientiert wie Artur Mücke, der restlose Gent, über Kreuzwendedichs nicht uneigennützige Motive und Absichten. Die beiden jungen Herren hatten sich nämlich am Abend vor der Abfahrt in Genua in einem gastlichen Hause getroffen, in das beinahe auch Kloppenbusch von einem gewissenlosen Kutscher verschleppt worden wäre, wenn er nicht eine zweite Besichtigung des Kamposanto vorgezogen hätte. In ein etwas abgelegenes, aber die ganze Nacht geöffnetes Haus, in dem es keiner besonderen Einführung für gut gekleidete Fremde bedarf. Und die stark parfümierten, reichlich gepuderten Damen, die in dem schrecklich vergoldeten Saal dieses Heims ohne jede Ziererei die Honneurs machten, hatten bei einem zwar sehr berauschenden, aber dafür auch entsprechend wertvollen Capriwein — die Flasche wurde später mit fünfzehn Franken bezahlt, so daß die Wirtin sicher keinen Schaden an diesem Ausschank hatte — die Bekanntschaft der Herren vermittelt. Wobei sich's rasch herausgestellt hatte, daß sie beide morgen denselben ungewissen Weg auf das balkenlose Meer vor sich hatten. Eine Entdeckung, die erst eine ausgelassene Freude in diesem den Temperamenten keine Schranken setzenden Salon, dann aber eine fast melancholische Stimmung hervorgerufen hatte. Eines der grell, aber leicht gekleideten Mädchen sang sehr gefühlvoll „Addio, mia bella Napoli ...“; und obschon die „Astarte“ Neapel gar nicht berührte, also auch ein wehmütiger Abschied von dieser gewiß schönen Stadt gar nicht zu nehmen war, bemächtigte sich eine herzliche Rührung aller Festteilnehmer. Ein Artillerieleutnant, der, unbehindert durch Landessitten, in Uniform das Fest verschönte, schwur in gebrochenem Deutsch: wenn das Schiff untergehe, werde er für die beiden Herren in S. Matteo auf dem Grabstein des Andrea Doria eine Messe lesen lassen. Warum das gerade auf dem Grabe des Andrea Doria sein mußte, begriff zwar in dieser verzwickten Stunde niemand; aber man fand den Entschluß des Artillerieleutnants hochherzig; und die Padrona gab ihr Ehrenwort, daß sie allen ihren Mädchen erlauben würde, dieser Messe beizuwohnen — wofür Mücke und Kreuzwendedich sich herzlichst bedankten. Dann war noch eine Flasche sehr üblen Vermouts di Torino getrunken worden, und dann ... hatten die Herren sich am nächsten Morgen beim Frühstück im Hotel wieder getroffen und sich etwas geniert erinnert, daß sie in dieser Nacht sehr offenherzig zueinander gewesen waren; wodurch sich die Übereinstimmung ihrer Absichten und Gedanken, die Fahrt durchs Mittelmeer betreffend, ergeben hatte. Nur eines konnte sich Kreuzwendedich nicht mehr recht entsinnen, und während er jetzt in dem Vol-au-vent

à la Toulouse herumstocherte, als erwarte er, darin auf eine Goldader zu stoßen, wälzte er sein Gedächtnis um und um, wie das war. Hatte Mücke gesagt: er habe sich gerade duelliert, oder er wolle sich duellieren, oder er müsse das auf dem Schiff tun, oder ... Irgendeine Duellsache war dagewesen. Bestimmt. Denn der Artillerieleutnant hatte für den Fall eines üblen Ausganges noch sehr warm ein Grab in Italien empfohlen; weil hier der Marmor so edel und so billig wäre und die huschenden Eidechsen so niedlich aussähen auf den sonnenheißen Grabsteinen. In Deutschland konnte er sich's lange nicht so schön denken, begraben zu sein. Worin ihm die Mädchen zugestimmt hatten.

„Mein Gott, was ist das für ein Lied, das die Kapelle spielt?" fragte Grabusch über den Tisch herüber Erich, der das Musikprogramm studierte.

„Es heißt „Wenn ich ein Mann wäre ..." von Ehrich," antwortete Erich höflich und reichte das Programm hinüber. Im stillen freute er sich, daß dieser Ehrich sich mit einem „h" schrieb und nicht mit ihm verwechselt werden konnte; denn das Lied gefiel ihm nicht sehr.

„Wenn ich ein Mann wäre —" bemerkte Elisabeth Hunneberg trocken, indem sie sich mit Spinat bediente, „so würde ich den Kapellmeister ins Meer werfen. Der junge Mann kann ja die beste Kapelle wahnsinnig machen mit seinen Tempis."

„Erregen Sie sich nicht, verehrte Diva," beruhigte sie Hobsen, der als erfahrener Seefahrer bemerkte, daß das Meer unter dem Speisesaal unruhig und die Nasenspitze der ihm gegenüber in stolzer Majestät thronenden Frau Tiegs grünlich wurde.

Otto Häfele aber sah Anna Häfele tief in die Augen und sagte: „Choux fleurs, das ischt Blumenkohl, Annale; also den hascht du doch so arg gern!" Und er versorgte Annale von der Silberplatte mit Blumenkohl, als ob er erwarte, daß bis zur Einfahrt in den Atlantischen Ozean keinesfalls mehr gespeist werde.

„Ich finde es nicht richtig," tadelte Herr von Öltzendorff, zu seiner Schwester gewandt, „daß auf deutschen und österreichischen Schiffen die Menüs immer noch in französischer Sprache abgefaßt werden. Man sollte dagegen protestieren. Eventuell durch einen Hungerstreik."

Otto Häfele schien so entsetzt von diesem Gedanken, daß er dem Annale eine der Blumenkohlportion entsprechende Lage Kartoffeln auf den Teller häufte, wozu er empfehlend bemerkte: „Iß nur ordentlich, Annale, 's ischt alles im Billettpreis einbegriffe."

Frau Tiegs sah mißbilligend wie eine gekränkte Königin zu dem Ehepaar aus Cannstatt hinüber und ließ aus dem linken Mundwinkel eine französische Bemerkung zu ihrem Gatten hin fallen, die dieser mit stummem Nicken beantwortete, indem er Viktoria von Öltzendorff die nicht sehr imponierenden Reste des Blumenkohls abnahm.

„Es fängt an — zu schaukeln," sagte Tilly Schuch und duckte ihre wundervolle blonde Haarkrone ängstlich über den leeren Teller. „Und ich habe mich schon so gefreut, daß ich neben dem Kapitän sitze — und jetzt ist sein Stuhl leer."

„Der Kapitän muß bei der Ausfahrt auf der Kommandobrücke sein. Mit dem Lotsen," erklärte Bergemann höflich.

„O Gott — o Gott — auf der Kommandobrücke — das ist gewiß ein schlechtes Zeichen. Da gibt's Sturm — und ... wir werden alle seekrank."

Viktoria von Ölßendorff wandte sich an ihren Bruder, der ihr allein für die Konversation in Betracht zu kommen schien: „Es wäre vielleicht gut, wenn wir ein bißchen bewegte See bekämen. Man unterscheidet dann leicht den gesellschaftlichen Wert der Passagiere. Die wahre Erziehung zeigt sich erst in schwierigen Sonderfällen. Und ein solcher schwieriger Sonderfall scheint mir für den Binnenländer die Seekrankheit."

Tilly Schuch hatte die dunkle Ahnung, daß sie sich in dem geschilderten schwierigen Sonderfall nicht allzu gut benehmen würde. Sie hatte jetzt schon das Gefühl, als hätte sie einen ziemlich umfangreichen Drehkreisel verschluckt. Sie beschloß, um sich Haltung zu geben, eine starke und energische Geschlechtsgenossin immerzu anzuschauen, damit sich ihre Standhaftigkeit an dem Anblick kräftige. Leider wählte sie sich dazu Elisabeth Hunneberg aus, die schon eine Weile, anstatt das Diner fortzusetzen, schweratmend die Schiffsbewegung durch leichtes Rumpfkreisen markieren zu müssen glaubte. Sie war sehr blaß geworden; und Grabusch, der gerade an seiner Burgunderflasche vorbei zu ihr hinübersah, dachte, daß ihr jetzt kein Mensch das „Hoiotoho!" der Walküre glauben würde. Schon eher den Schmerz um den von Melots Verräterschwert verwundeten Tristan. Bloß singen könnte sie dieses Weh a u ch nicht mehr, dachte Grabusch. Und er trank betrübt seinen Pommard und wartete auf die Bestätigung der alten Erfahrung.

Als begüterter Junggeselle und Amtsgerichtsrat a. D. war Grabusch in seinem von Importen etwas angerauchten gemütlichen Heim in der Adolfsallee in Wiesbaden seines Junggesellenlebens schon seit Jahren überdrüssig. Die Jagd freute ihn nicht mehr, seit der Ischiasnerv ihn empfindlich zwickte, sobald er durch feuchtes Gras gepirscht oder ein bißchen in den Herbstnebel gekommen war. Das Kegeln füllte immerhin nur drei Abende aus. Die Lektüre mußte auf Rat des Augenarztes etwas eingeschränkt werden. Sein einst sehr liebenswürdiger Pudel wurde alt, faul, genäschig und roch nicht schön. So dachte Grabusch ernstlich daran, sich noch im Anfang seiner Fünfziger zu verheiraten. Aber da es seine heilige Überzeugung war, in der ihn das Studium Schopenhauers bestärkte, daß alle Frauen Meisterinnen der Verstellungskünste seien und diese Künste insbesondere üben, wenn sie Ehemöglichkeiten riechen, so beschloß er, die Frau ohne Maske zu suchen Die Maske legte eine Frau nur ab, wenn sie krank war und zu schwach, eine mühsame Komödie der Sanftmut, Güte und Wohlerzogenheit zu spielen. Da sich Grabusch aber mit der scharfen Logik, die ihm eigen war, selber sagte, daß er Frauen, die etwa in Betracht kämen, nicht leicht gerade in leidendem Zustand würde zu sehen bekommen, so hatte er beschlossen, nicht in den Salons oder auf Gesellschaften oder in Bädern sich nach einer passenden Gefährtin umzutun, sondern auf der See. Das Meer bot, wenn es andern tückisch und treulos zu sein schien, die ehrlichste Gelegenheit, Frauen zu sehen, wie sie in Wahrheit waren. Die Seekrankheit mußte die versteckten Qualitäten ihrer Psyche enthüllen. Aller Egoismus, alle Kratzbürstigkeit, alle Unleidlichkeit mußte klar zutage liegen, wenn der Wille zur Verstellung in einer Dame so weit gebrochen war, daß sie sogar auf dem Liegestuhl in

der Lichtfülle des Sonnendecks kleine Toilettegeheimnisse reuelos preisgab. Aus diesen Erwägungen heraus hatte Grabusch schon sieben Seereisen gemacht. Hatte Ägypten besucht und das Nordkap, war in Konstantinopel gewesen und in Athen. Er hatte auf diesen Entdeckungsfahrten die Pharaonen im Museum von Giseh, die Tempeltrümmer der Akropolis, die Hagia Sophia und die Mitternachtssonne so nebenher betrachtet, in der Hauptsache aber doch sein Augenmerk kritisch prüfend auf die mitfahrenden Damen gerichtet, die unverheiratet, verwitwet oder geschieden waren, und hatte listig gelauert, wie sie sich bei unruhiger See benehmen würden. Dabei hatte er neue Erfahrungen gesammelt, die ihn leider noch nie zu einem abschließenden kühnen Entschluß hatten kommen lassen. Denn es ergab sich, wenn das Schiff „rollte", daß recht ansehnliche Damen von Welt plötzlich aussahen wie die verreckten Vögel, unansehnlich, zerzaust und gerupft; und daß weibliche Wesen von schmelzender Liebenswürdigkeit unwirsch und unleidlich wurden, die Stewardessen herumkommandierten wie die Sklavinnen, und unter Seufzern über das Leben und die Welt und die Menschheit die abfälligsten und törichtsten Bemerkungen laut werden ließen.

Und jetzt hatte es den Anschein, als ob der erste Abend auf der „Astarte" ihm schon neue Erfahrungen in dieser betrüblichen Richtung bringen sollte. Denn eben erhob sich Elisabeth Hunneberg und teilte Mister Hobsen, der bekümmert dreinschaute, mit forciert lauter Stimme mit, daß sie unbedingt den Sonnenuntergang oben an Deck ansehen müsse. Eine Mitteilung, die nur scheinbar Geistesgegenwart bewies. Denn nach einigem Nachdenken mußte dieser Entschluß die Hörer am Tische wundernehmen insofern, als die Sonne seit einer halben Stunde bereits untergegangen war. Trotzdem äußerte sofort nach der Isolde leidlich würdigem Verschwinden auch Tilly Schuch den Entschluß, sich ebenfalls den Anblick dieses vielgerühmten Naturschauspiels zu gönnen, und verschwand in raschen, vom engen Rock ein wenig behinderten Schritten, ihr Taschentuch an den Mund pressend, an der Musik vorbei auf der Treppe zum Promenadendeck.

Die Musik aber spielte „Des Negers Traum" von Middleton; und es war aus der Art, wie der quittengelbe Kapellmeister dieses Musikstück auffaßte, zu entnehmen, daß nach seiner Ansicht der Neger sehr aufgeregt und nicht sehr musikalisch geträumt hatte.

Noch während die Blasinstrumente sich geräuschvoll mit dem Ende des Negertraums beschäftigten, sah Reubke am Nebentisch Herrn Artur Mücke sich erheben und mit der gut gespielten Gleichgültigkeit eines Kavaliers, der sich aus Süßspeisen nichts macht und den Genuß des Abends im Freien vorzieht, an den höflich zur Seite weichenden Stewards vorbei der Treppe zustreben. Dabei trug er das spiegelnde Monokel im rechten Auge und entnahm einem flachen silbernen Etui eine Zigarette; womit er sein körperliches Wohlbefinden einwandfrei zum Ausdruck brachte, ehe er draußen seinen Ulster vom Haken nahm und auf dem Promenadendeck verschwand.

„Diese geölten Gents," sagte Bergemann leise zu Erich, „die es sich zur Aufgabe machen, die Internationalität der Blödigkeit auf Weltreisen zu beweisen, sind mir in der Seele zuwider. Da ist mir Kloppenbusch mit seiner erfrischenden Art, Friedhöfe zu besichtigen, lieber."

Hinter ihm am Tisch lachte Selma ihre Lachsalve, die sie für sehr verführerisch hielt, die aber in ihrer schrillen Höhe das Ohr sehr ermüdete. Dann hörte man Scupinskys tiefe, etwas schnarrende Stimme: „Also, bitte, einen guten Tokaier Ausbruch aus den Kaiserlichen Weingärten Bajoka müssen Sie kosten — Steht natürlich nicht auf der Weinkarte vom Schiff! Oder einen 1906er Tokaier Ausbruch Creszenz Graf Csaky Vidor — also, bitte, dann werden Sie staunen."

Worauf man Kloppenbuschs Stimme vernahm, der sich dahin äußerte, er zweifle nicht, daß er staunen werde, wenn er derartig merkwürdig klingende Dessertweine kosten werde; nur sei es ihm unklar, wo er sie genießen solle.

„Also wenn Sie einmal nach Ungarn kommen, äh — in die Nähe von meinen Gütern . . ."

Man erfuhr an Erichs Tisch nicht, wo die Güter des Herrn von Scupinsky lägen und welche Bahnlinie der so herzlich geladene Kloppenbusch benutzen müsse, um in ihre Nähe zu kommen. Denn Hobsen führte ein ziemlich aufgeregtes Gespräch mit einem recht hübschen und, wie ihr Schneiderkleid auswies, besonders gut gewachsenen Fräulein Mitte der Zwanzig, das hinter ihn getreten war. Agnes Hennerich, in Magdeburg geprüfte Kindergärtnerin und im Fröbelsystem ausgebildet, teilte Mister Hobsen in einem leidenschaftlichen Flüsterton mit, daß Fritzchen, der liebe Junge, absolut nicht einschlafen wolle; daß er leider das Bett zu schmal und die Kabine zu klein finde und dringend verlange, auszusteigen. Die Gnädige, der es nicht zum besten gehe und die hinter dem Schornstein auf Deck liege, lasse Mister Hobsen bitten, auf Fritzchen beruhigend zu wirken und ihm klarzumachen, daß er ertrinken müsse, wenn er jetzt aussteige.

Mister Hobsen erhob sich, von diesen Mitteilungen wenig ergötzt. Er hatte sich gerade zum zweitenmal Galinotte rôtie aux croûtons auf den Teller gelegt und verließ ungern das Diner, das noch Ploumpouding à l'anglaise, den er schätzte, und Früchte, die ihm auf Seereisen bekömmlich waren, versprach. Aber die Pflicht über alles! In diesem Sinne äußerte sich Mister Hobsen auch, als er sich höflich verbeugte, links nach Erich und Bergemann, hinüber nach Reubke, Grabusch und dem Ehepaar Tiegs und nach rechts, wo Otto Häfele eben seiner Anna eine Auswahl von Kompott auf den Teller schichtete, als gedenke er sein Eheweib von nun an nur noch vegetarisch zu ernähren.

Indem Mister Hobsen hinter Agnes Hennerich herschritt über die Treppe und das im Schein der elektrischen Lampen freundlich sich dehnende Promenadendeck zur letzten Luxuskabine, in der Fritzchen mit der betreuenden Kindergärtnerin, nur durch das Privatbad von seiner berühmten Mutter getrennt, für das Geld des amerikanischen Impresarios untergebracht war, bewegten allerlei Gedanken sein Herz. Wenn nun die Renitenz des infamen Bengels noch zu dem Seeübel der nervösen Primadonna hinzukommt — das kann eine reizende Fahrt für mich werden! Übrigens ist dieses Fräulein aus dem Kindergarten sehr gut gewachsen; und nach der Art zu urteilen, mit der sie sich vor mir her bewegt, weiß sie das auch. Ich werde mich mit dem Jungen eingehend beschäftigen müssen; und es ist eine noch offene Frage, ob ich nicht gut daran tat, auf den Ploumpouding à l'anglaise, der doch

selten gut gerät auf nichtenglischen Schiffen, zu verzichten und mich dafür in der abgelegenen Luxuskabine an Fritzchens Bett mit Miß Agnes über die lyrischen Qualitäten der Sternennächte auf dem Mittelmeer zu besprechen. Gott gebe, daß der widerwärtige Bengel der Suggestion meiner Rede, die schon so oft auf Stars der Musik ihre Wirkung in nervösen Attacken geübt hat, willig unterliegt, und daß mir noch Zeit bleibt, anknüpfend an pädagogische Themen, der hübschen Miß Agnes einige angenehme Dinge zu sagen. Es wäre dabei zu wünschen, daß uns die Diva nicht stört; und was mich angeht, und von meinen Gefühlen als Mensch und Geschäftsmann und Angestellter der Firma Clark & Co. abgesehen, kann sie noch einige wohltuende Abendstunden hinter dem Schornstein auf dem Promenadendeck ihre Übelkeit bekämpfen.

So dachte Mister Hobsen aus Cincinnati, als er hinter der wohlgebauten Kindergärtnerin aus Magdeburg am Abend des 16. Mai nach der Luxuskabine schritt, in der Fritzchen, der liebe Junge, von einer Stewardeß unterhalten, in seinem Bett lag, das sich zu seinem Unbehagen hin und her bewegte und dazu knackte.

Unterdessen hatte sich der Tisch, den Mister Hobsen unmutig verlassen, noch mehr gelichtet. Frau Tiegs fand, daß die Schiffsbewegungen sich vielleicht doch nicht mit dem Dessert vertragen würden. Sie entfernte sich mit fürstlichem Anstand, ihren Gatten hinter sich, der allerdings noch zweimal flüchtig wiederkam, um erst einen Schal, dann ein goldenes Täschchen zu holen, das seine Gemahlin beim Aufbruch vergessen hatte. Er tat dies mit der sicheren Ruhe eines Mannes, der gewohnt ist, die Örtlichkeiten, die seine Frau verlassen hat, noch öfter und gründlich nach ihrem vergessenen Eigentum abzusuchen. Da es auch Reubke für seine Pflicht hielt, sich teilnehmend nach dem Befinden Tillys zu erkundigen — um so mehr für seine Pflicht, als er Herrn Mücke schon bei diesem leicht Sympathie erwerbenden Samariteramt vermutete — und da die Öltzendorffs es überhaupt nicht für vornehm hielten, ein Diner bis zum letzten Ende zu genießen, so fand der Kapitän, als er den Lotsen von Bord gelassen und das Kommando an den ersten Offizier abgetreten hatte, nur eine recht spärliche Tafelrunde.

Grabusch saß, mit genüßlicher Ruhe seinen Pommard schlürfend, ganz allein auf der einen Seite der Tafel, an der andern Seite aber war außer Bergemann und Erich nur noch das Ehepaar Häfele anwesend; soweit man solches von zwei Leuten behaupten kann, die aus Liebe geheiratet und bis jetzt nur im D-Zug gesessen haben.

Komisches Entsetzen markierend, schlug Kapitän Jürgens in seine breiten Hände: „Was ist denn das? Schon alles untreu geworden?"

Er winkte dem Obersteward und ließ sich rasch ein paar Gänge nachservieren, von denen er mit dem schönen Appetit eines Mannes, der seine Arbeit getan hat, und mit dem Schmunzeln eines Kenners tüchtige Portionen zu sich nahm.

„Die Damen meinten, wir bekommen Sturm," lächelte Grabusch diabolisch vor sich hin.

Der Kapitän behandelte ein Hühnerbein mit der Sicherheit eines geübten Anatomen und zwinkerte listig mit den Augen: „Haben Sie viele

Damen gekannt, die am ersten Abend ihrer Seefahrt andrer Ansicht waren? Ich nicht."

„Na, Herr Kapitän, ein bißchen unruhig scheint's doch zu werden?" Bergemann wartete vergebens auf eine Antwort. Der Kapitän machte sich mit dem Salat zu schaffen, den er sich selbst mit Pfeffer, Salz, Senf und englischer Sauce in einer umständlichen Weise, die er „serbisch" nannte, anrichtete.

„Die Damen ahnen eben" — Grabusch verfolgte wie immer in den ersten Tagen auf See als Monomane seine Theorie — „ahnen eben, daß manche Politur von ihnen abfällt, wenn erst die Tücken des Meeres ..."

„Pah, Tücken" — der Kapitän aß den scharfen Senf wie Schlagsahne — „wir haben doch sogar einen Sanitätsrat am Tisch. Praesente medico nil nocet."

„Der Sanitätsrat praktiziert nicht mehr."

„Nanu, mein Verehrtester, in so rüstigen Jahren? Sie könnten ja mein Sohn sein."

Alle lachten. Nur das Ehepaar Häfele blickte sich ernst in die Augen. Denn Otto Häfele hatte eben Anna Häfele aufs Gewissen gefragt, ob sie ihn liebe; und Anna Häfele hatte leis, aber mit allen Zeichen der Aufrichtigkeit gestanden, daß dies der Fall sei.

„Darf ich indiskret sein? Warum haben Sie schon Schicht gemacht, Herr Sanitätsrat?"

„Ganz ehrlich: ich hatte genug. So und so. Als Junggeselle —"

„Ah, Sie sind ohne Familie?"

„Ja. Wenigstens ohne Familie, die ich kenne ..."

Eine Weile war eine Stille am Tisch. Grabusch hielt es für möglich, daß Bergemann Alimente an eine Deckadresse zahlte. Der Kapitän vermutete, daß er gar kein Junggeselle, sondern geschieden sei, was nach seiner Erfahrung auf Schiffsreisen häufig beobachtet wurde. Anna Häfele aber hatte eben an Otto Häfele nun auch ihrerseits die ernste Frage gerichtet, ob er sie liebe; und Otto Häfele wartete eine wieder beginnende geräuschvolle Unterhaltung der andern ab, dicht am Ohr von Anna Häfele, um zu dieser Frage Stellung zu nehmen.

„Den letzten Anstoß zu meinem Entschluß, aufzuhören mit dem Verarzten, hat allerdings ein widerlicher Ärger gegeben. Ein Prozeß."

„Nanu!" Der Kapitän, der bei und nach der Mahlzeit ein Freund von Geschichten war, lehnte sich behaglich in seinen Drehstuhl zurück, wischte sich den breiten, sauber rasierten Geheimratsmund und schien begierig, Näheres zu erfahren. „Ich denke, Prozesse führen die Juristen und nicht die Ärzte."

„Besser wär's jedenfalls, die Ärzte ließen's. Aber manchmal ..." Bergemann kämpfte einen Augenblick mit sich, ob er die ärgerliche Geschichte dieses merkwürdigen Prozesses preisgeben sollte. Dann siegte der mitteilsame Humor: „Ich bin nämlich beleidigt worden. Von der Witwe eines Patienten. Einer Rechnungsrätin, die mir's sehr übelnahm, daß ihr Gatte an einer Arterienverkalkung starb. Ganz knapp, ehe er Geheimer Rechnungsrat wurde. Was seiner Witwe nicht nur das Ansehen in unsrem titelfreudigen Vaterlande, sondern auch die Witwenpension erhöht hätte. Mein Gott, Be-

leidigungen ... Man bekommt ein dickes Fell als Arzt, und in Sterbezimmern muß man sich schon auf seine ehrlich erworbene Schwerhörigkeit verlassen. Sobald einer stirbt, hat unsereiner ihn grundfalsch behandelt. Wird der Mann aber gesund, ja dann hat ihm seine gute Natur geholfen. Dem Rechnungsrat half sie nicht; und ich konnt' ihm auch nicht helfen. Arteriitis chronica deformans — der Teufel soll sie holen; ich hab' sie nicht erfunden. Der Rechnungsrat ließ die gegorenen Getränke nicht, an die er sich gewöhnt hatte, und seine Gattin war der irrigen Ansicht, daß er sie zur Stärkung brauche. Nach einer besonders kräftigen Stärkung kam der unausbleibliche Schlaganfall. Die Sache ging rasch zu Ende; und es war nutzlos, dem Bewußtlosen noch etwas zu verschreiben und einzuflößen, wozu die Frau in ihrer Kopflosigkeit immerzu drängte. Als der Mann begraben wurde, gab mir keiner der Verwandten am Grabe die Hand. Die Witwe aber drückte die Mißbilligung meiner ärztlichen Bemühungen dadurch aus, daß sie mich in keiner Form honorierte. Schön. Mochte sie's lassen. Da fragt mich nach einiger Zeit ein Bekannter, ob ich das Kreuz auf dem Hügel meines Patienten gesehen und seine wunderliche Aufschrift gelesen? Nein. Aber ich fuhr gegen Abend hinaus vor die Stadt, fand das Grab und das Kreuz darauf. Und die Inschrift:

Ruh sanft in deiner Blüte!
Dein Leben war lauter Güte,
Mit Edelsinn gewürzt —
Fahrlässigkeit hat's gekürzt!"

„Donnerwetter!" sagte Kapitän Jürgens.

Und Grabusch, den die juristische Seite dieser Sache sehr interessierte, bestellte in der Zerstreutheit noch eine Flasche Pommard.

Otto Häfele aber sah unten am Tische Anna Häfele tief in die Augen und fragte sie, ob „Eberhard" ihr nicht ein schöner Name dünke, Eberhard Häfele für den Fall, daß ... Anna Häfele aber erwiderte, daß sie keinen männlichen Namen so sehr schätze wie Otto.

„Na, da mußt' ich ja wohl was dagegen tun," fuhr der Sanitätsrat fort. „Und wenn der zivilisierte Mensch etwas gegen etwas tun will, so geht er schnurstracks zum Anwalt. Tat ich. Der sagte: „Beleidigung. Paragraph 187 des Strafgesetzbuches."

Grabusch nickte. Sein vom Burgunder lebhaft gefärbtes Gesicht war streng und ernst, als er wie eine eiserne Formel den Wortlaut des Gesetzes sprach: „Wer wider besseres Wissen in Beziehung auf einen andern eine unwahre Tatsache behauptet oder verbreitet, welche denselben verächtlich zu machen oder in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen oder dessen Kredit zu gefährden geeignet ist, wird wegen verleumderischer Beleidigung mit Gefängnis bis zu zwei Jahren und, wenn die Verleumdung öffentlich oder durch Verbreitung von Schriften, Abbildungen oder Darstellungen begangen ist, mit Gefängnis nicht unter einem Monat bestraft."

„Tja, er wird." Bergemann lächelte resigniert. „Das heißt, zunächst kommt die Klage, der Prozeß. Mein Anwalt beteuerte: Sichere Sache. Aber der Anwalt der Angeklagten behauptete, die Witwe des Rechnungsrates habe

diesen Spruch persönlich gedichtet — na, für einen Spruch aus der Weisheit des Brahmanen hatt' ich den Vierzeiler auch nicht gehalten. Ihre tiefe Trauer um den teuren Gefährten habe sich hier des Rechtes der poetischen Lizenz bedient und einen schmerzlichen Selbstvorwurf in die Worte gekleidet: Fahrlässigkeit habe dieses wertvolle Leben gekürzt. Nämlich ihre, der Gattin, Fahrlässigkeit, da sie kurz vor seinem Tode noch zwölf Flaschen Ingelheimer aus einer Konkursmasse gekauft habe, die nach ihrer nunmehr gewonnenen Ansicht dem Patienten nicht zuträglich gewesen seien. Ende des Prozesses? Vergleich. Die Dichterin verpflichtete sich, auf dem Grabkreuz die auf das teure Leben bezüglichen Worte: „Fahrlässigkeit hat's gekürzt" innerhalb acht Tagen abzuändern in: „Der Tod hat's gekürzt"; was auf alle Fälle unstreitbar und für mich — da der Tod in dieser Weise auch andern Kollegen den Beruf stört — nicht beleidigend war. Und ich trug die Kosten und zog die Klage zurück ... Aber der Eventualität, mich in der öffentlichen Meinung, insbesondere in der Schätzung der Friedhofsgärtner, herabsetzen zu lassen, mocht' ich mich doch nicht mehr aussetzen. So hab' ich meine Praxis verkauft — nicht glänzend, aber anständig — und hab' mir vorgenommen, in Ruhe ein bißchen was von der Welt zu sehen. Allein oder mit guten Freunden. Und da hab' ich denn gleich Glück gehabt. Mahlzeit, meine Herren!"

Aufstehend, schlug der Sanitätsrat Erich auf die Schulter.

Auch Grabusch und der Kapitän tranken aus und gingen.

„Dieser Beleidigungsparagraph ist eine dehnbare Sache," erläuterte Grabusch mit kühler Sachlichkeit. „Wenn ich zum Exempel zu Ihnen, Herr Kapitän, laut sage: Sie Ochse ..."

Der Friseur, der eben im Piano der letzten Musikpiece, der Fantasie aus der „Bohème", mitspielte, nahm verblüfft die nasse Flöte vom Mund, als er diese respektlose Äußerung eines vorübergehenden Passagiers zum Kapitän hörte. Zu seinem Kapitän, mit dem er nun schon sieben Jahre fuhr und zu dem er aufschaute wie zu einem Herrn der Meere und Winde! Dieses Mannes Protektion hatte ihn, den kleinen, beweglichen Triestiner Barbier, in diese nette, einträgliche Stellung auf dem schmucken Schiffe des Österreichischen Lloyd gebracht. Seine nautischen Kenntnisse hatten das nur hundert Meter lange Fahrzeug bis heute durch Sturm und Wetter sicher gesteuert. Seine unverwüstliche Wiener Fröhlichkeit teilte sich in schlimmen Tagen der Mannschaft und den verzagtesten Passagieren mit. Seine Umsicht kümmerte sich um alles hier auf dem Schiffe, bis in die Details der Küchen und Waschräume. Er verstand auch von allem etwas, sprach alle Sprachen, die an den Küsten des Mittelmeeres gehört werden — und das sind nicht wenige — wußte von allen Angelegenheiten in seinem kleinen schwimmenden Reiche und hatte sicherlich heute schon gemerkt, daß der neue Kapellmeister aus Nordhausen — wo mochte das wohl liegen? — nichts tauge und die ganzen Musiker bis an den Rand des Veitstanzes konfus mache. Und jetzt wagte ein fremder, griesgrämiger, glattrasierter Herr zu diesem Urbild eines Gentlemans und eines Seemanns, zu seinem Kapitän, die — wenn auch in hypothetischer Form gehaltene — Äußerung zu tun: „Sie Ochse!" ... Beppo Marlettino, der Friseur, beschloß in seiner Entrüstung, diesen uner-

hörten Herrn für den Fall, daß ihn bis dahin noch keiner ins Meer geworfen, morgen nur mäßig einzuseifen und dann energisch gegen den Strich zu rasieren.

In dieser Nacht war an Bord nicht alles, wie's sein sollte. Das Meer, so schön der Sternenhimmel funkelte, der sich darüberspannte, war sehr unfreundlich. Die Wellen kamen breit von der Seite und veranlaßten merkwürdige Bewegungen des Schiffskörpers, die für eine erste Nacht auf See unerfreulich genannt werden mußten.

Der Rentier Zwingenberg, der als Letzter die Bar verließ, wo er seine sechs Pilsner zur Lektüre einer italienischen Zeitung, die er nicht verstand, schweigsam hinuntergespült hatte, war nicht der einzige, dem seine Kabine auf dem Hauptdeck etwas zu eng für ihre unliebliche Beweglichkeit in dieser Nacht vorkam. Sein Kabinengenosse, der Amtsgerichtsrat a. D. Grabusch, hatte gerade vom Bett aus das Licht abgestellt und die Augen geschlossen. Er war wenig entzückt davon, daß nun ein dicker Herr, dessen Kugelkopf ganz ohne Halsverbindung mitten in die Schultern gepflanzt zu sein schien, geräuschvoll hereinpolterte, wider den Waschschrank fiel und dann Unterschiedliches umwarf, ehe er die Lichtdose gefunden, die Lampe an der Decke wieder angeknipst und sich orientiert hatte. Und wenn es schon nicht zu den erlesenen Lebensgenüssen gehört für einen älteren Herrn, in einem engen, stark bewegten Raum der umständlichen Entkleidungsszene eines andern älteren Herrn, der viel ächzt und sich schwer bücken kann, beizuwohnen, so wuchs diese Zellengemeinschaft ins Unerträgliche durch das infernalische Geschnarche, mit dem der Rentier Zwingenberg fast unmittelbar begann, nachdem er, mühsam die Lichtdose ertastend, Dunkelheit erzielt und Grabusch den nicht ganz überflüssigen Wunsch einer geruhsamen Nacht zugestöhnt hatte.

Aus der Luxuskabine, die Scupinsky mit dem Geruch seiner Bartwichse und Selma mit ihren starken Parfümen füllte, wurde viel geklingelt in dieser Nacht; und man sah eine hübsche Stewardeß, die von den Kolleginnen Fräulein Hilde genannt wurde, etwas blaß und müde, aber freundlich und dienstfertig bald in Selmas Kabine verschwinden, bald in das gegenüberliegende Luxuszimmer, in dem Elisabeth Hunneberg das Meer, Richard Wagner, ihren Impresario, das Diner, Amerika und die Stunde ihrer Geburt abwechselnd verwünschte, um dann wieder Agnes Hennerich und Hilde je eine Brillantbrosche zu versprechen, wenn sie ihr endlich einmal den infamen Knödel festhielten, der immerzu von ihrem Magen in ihre Kehle mit einem schlecht geölten Lift zu fahren schien.

Oben auf dem Bootsdeck aber, hinten vor der Kabine des baumlangen Funkentelegraphisten, der noch den Abend zu genießen im Sweater auf seinem Liegestuhl seine Knochen geordnet hatte, stand zwischen zwei Rettungsbooten, die ihm eine gewisse Garantie persönlicher Fortdauer über diese Nacht hinaus zu geben schienen, Otto Kloppenbusch. Er beugte sich von Zeit zu Zeit weit über die Reling, als hätte er den Fischen da unten noch eine eilige und wichtige Mitteilung zu machen. Dann und wann aber trat er, das Taschentuch in feuchten, zitternden Fingern an Mund und Schläfe pressend, an Herrn Drüsseler, den überlebensgroßen Funkentelegraphisten, heran, der zu seinem maßlosen Erstaunen in solch bewegter Nacht

daran Pläsier fand, im Sweater aus einer kurzen englischen Pfeife zu rauchen. Und wie einst König Midas jemand haben mußte, dem er sein furchtbares Weh flüsternd mitteilte, so stöhnte Kloppenbusch zu dem mitleidlos Rauchenden hin: „Und wenn Sie sich vorstellen, daß ich — hupp ... daß ich die Karte zu dieser — dieser Vergnügungsfahrt in einer Wohltätigkeitslotterie gewonnen habe ... Ich habe — ja, ich hab' überhaupt — hupp — so ein entsetzliches Glück in — in der Lotterie." —

Zu den wenigen, die in dieser ersten Nacht auf dem Mittelmeer gut und friedlich geschlafen hatten, gehörten der Sanitätsrat und Erich.

„Famos!" lobte der joviale Kapitän, als er frühmorgens kurz nach acht aus dem kleinen Turnsaal, wo er seinen kleinen Spazierritt auf dem elektrisch betriebenen Kamel gemacht hatte, an Erich vorüberkam, der gerade sein Glas auf einen in weiter Ferne wie ein Insekt am Horizont hinkriechenden Dreimaster einstellte. „Famos! Nichts gespürt?"

„Gar nichts, Herr Kapitän. Geschlafen wie ein Gott."

„So ist's recht."

„Und das Wunderlichste — wie ich wach wurde: das erste war, mitten auf dem Meer, ein Vögelchen, das entzückend sang."

„Können Sie noch mehr in der Mitte vom Meer haben," lachte der Kapitän. „War mein Hänschen. Hab' den gelben Kerl schon um fünf Uhr oben vors Gesellschaftszimmer in die Morgensonne gehängt. Dachte mir, vielleicht tröstet's einen oder den andern: Land, Land! Hat er Sie geniert?"

„Aber nein. Er schlägt ja reizend."

„Ja. Immer auf der Hinfahrt, je näher wir der Straße von Gibraltar, je näher wir seiner Heimat kommen, verstehen Sie — den Kanarischen Inseln. Auf der Heimfahrt, nach Triest zu, schlägt er kaum. Und auf der Nordlandreise hat der Kerl noch keinen Ton gesungen; da protestiert er. Da frißt er bloß."

Vergnügt salutierend war der Kapitän nach der Kommandobrücke verschwunden. Ein famoser alter Bursche, dachte Erich, wie ihn die Herrschaft über die See braucht. Voller Leben und Erlebnissen, voller Zuversicht und Geschichten.

Der Morgen war überaus herrlich. Das Meer noch immer nicht ganz ruhig, aber viel freundlicher als in der Nacht. Die Sonne, klar am unbewölkten Himmel, versprach einen heiteren, warmen Tag. Das Weiß der Schiffswände, die blankgeputzten Messingschrauben und Griffe, die blanken Augen der Luken, das alles leuchtete und blitzte urfröhlich in die strahlende Frühe.

(Fortsetzung folgt.)

Der Krieger

Nach einem Bildwerk von Professor Ernst Seger-Grunewald

Ausmarsch der türkischen Truppen
Die Menschenmenge vor der berühmten Sophia-Moschee in Konstantinopel

Der Heilige Krieg des Islam

Von

Ernst Jäckh

In Albanien war es, 1910 — es war also noch türkisch, ich machte damals als Gast des türkischen Generalstabs den Feldzug gegen das aufrührerische Albanien mit —, da ritt eines Tages neben mir der mohammedanische Imam, der Militärgeistliche, und wir plauderten über Politik. Er war weit herumgekommen in der Welt, Haireddin-Bei, so hieß er, und er hatte überall, wo er gewesen war, für die Zusammenfassung des Islam gearbeitet: in Marokko und in Ägypten, in Indien und in China drüben — überall als mohammedanischer Prediger und als politischer Sendbote von Konstantinopel. Seitdem habe ich eine greifbare Anschaulichkeit von dem lebendigen Zusammenhang in der weiten Welt des Islam, von den afrikanischen Säulen des Herkules bis zur chinesischen Mauer nach Peking hinein.

Dort — in Peking — war der Imam Haireddin-Bei während der Boxerwirren gewesen, und er hatte gut bemerkt, daß damals schon die deutsche Militärgerichtsbarkeit fein säuberlich mit den mohammedanischen Chinesen umging und diesen eine Vorzugsbehandlung gab, ähnlich wie jetzt den mohammedanischen Gefangenen in Deutschland, deren Auslese wir nach Stambul an den türkischen Sultan schicken. „Es liegt deutsches System darin," so sagte nachdenklich und weitsichtig damals der Imam zu mir, „Deutschland macht gute Islam-Politik. Deutschland wird die einzige Macht sein können, die eines Tages in einem Weltkrieg den Islam einsetzen kann."

Wir stellten zusammen fest, daß tatsächlich Deutschland die einzige Macht ist, die nie und nirgends in der Welt mohammedanisches Volk vergewaltigt

und mohammedanisches Land sich angeeignet hat, denn der Neger-Islam in den deutschen Kolonien zählt nicht, weder ziffernmäßig (mit seinen nur zwei Millionen Menschen) noch auch nach seinem Wesen, das keine Gemeinschaft mit dem Islam des türkischen Kalifats hat. Dagegen beherrschen England, Rußland und Frankreich je viele Millionen Mohammedaner, jede einzelne Macht mehr als die Türkei selbst: England etwa 100 Millionen, Rußland 20 Millionen, Frankreich auch etwa 20 Millionen, und die Türkei, die politische Vormacht des Islam, nur 12 Millionen Mohammedaner. Aber die Türkei verfügt über Mekka, das islamitische Rom. „Und wie die Bannbulle des Papstes," so sprach damals Haireddin-Bei, „einst die Welt durchflog und bewegte, so wird dereinst der Ruf des Kalifen zum Heiligen Krieg ein loderndes Feuer anzünden, von Marokko bis über Indien hin. Solche Lohe kann und soll dann alle Feinde des Islam erreichen und verzehren, nur den einzigen Freund nicht, das Volk des deutschen Imperators, der am Grab des Sultans Saladin in Damaskus richtig und aufrichtig bekannt hat: „Ich bin der Freund der 300 Millionen Mohammedaner." Euer Kaiser gilt uns als Hadschi Mohammed, als Pilgrim des Heiligen Landes."

Statistik über die Verbreitung der Religionen

So plauderten wir damals, vor vier Jahren, und ich schrieb in mein albanisches Tagebuch: „Einst kann kommen der Tag, da Deutschland in Konstantinopel den türkischen Hebel für die islamitische Massenwucht in Bewegung setzen kann — gegen Frankreich in Marokko bis Tunis, gegen Rußland von Persien bis Buchara und gegen England von Indien bis Ägypten!" Und: „Der Mohammedaner horcht dann auf und fühlt sich als Simson des britischen Kaiserpalastes: er kann an den Säulen rütteln, und sie können stürzen . . ."

Der Fetwa, das historische Dokument der Verkündigung des Heiligen Krieges

Heute ist dieser Tag gekommen! Der Heilige Krieg, der Dschihad, ist feierlich zur Pflicht eines jedweden Islamgläubigen proklamiert worden: ein Fetwa des Scheich ul Islam, eine Bulle des islamitischen Papstes, hat in der biblischen Form von Frage und Antwort den Heiligen Krieg als die heiligste Pflicht erklärt, und der Kalif aller Gläubigen, der Groß-Sultan von Konstan-

tinopel, der Stellvertreter Allahs auf Erden, hat seine Tugra, sein Siegel, darunter gesetzt, und Tausende und aber Tausende Priester und Prediger, Hunderte und aber Hunderte Emirs und

Nicht gegen die Christenheit! Der Heilige Krieg ist wohl einst, als Mohammed der Prophet ihn predigte, ein Krieg zur Ausbreitung des Glaubens gewesen unter den damaligen Heiden.

Phot. Becker & Maaß

Sid Salih Scherif von Tunis, einer der höchsten geistlichen Würdenträger des Islam, der jüngst in geheimer Sendung in Berlin weilte

Scheichs geben die Kunde weiter durch die Lande, durch die Welt.

So erst ist der europäische Krieg zum Weltkrieg geworden, und die Lawine wälzt und wälzt sich aus Europa über Asien nach Afrika: gegen England, gegen Rußland, gegen Frankreich.

Schon Mohammed hat aber immer zwischen den „Heiden" und den „Völkern der Bücher" unterschieden: das sind die Völker der geoffenbarten Religion, der „Religion des Buches", des Alten und des Neuen Testaments, des Judentums, des Christentums und des Islam,

Demonstration in Jaffa aus Anlaß der deutsch-österreichisch-ungarisch-türkischen Waffenbrüderschaft. Im Hintergrund das Gebäude der Deutschen Palästina-Bank

der aus beiden Religionen das Beste und Brauchbarste genommen und zusammengefügt zu haben glaubt. Durch die Jahrhunderte hindurch ist der Heilige Krieg ein politischer Krieg geworden, der die Glut des Glaubens entzündet zum Kampf um politische Macht.

So kann der Dschihad von vornherein unterscheiden zwischen Freund und Feind, zwischen England, Rußland und Frankreich als Feind, dagegen Deutschland, Österreich-Ungarn als Freund, ja auch Italien als Bundesgenossen dieses Freundes.

Ob dieser Heilige Krieg Wirkungen und Erfolge haben kann? Die Frage und der Zweifel ist berechtigt für den, der in den Kämpfen der marokkanischen Stämme bereits „Heilige Kriege" gesehen hat. Das sind sie aber nie gewesen, mochte auch irgendein gefährdeter Sultan in Marokko sie so nennen. Nur der islamitische Papst in Konstantinopel kann den Heiligen Krieg erklären, nicht aber — um im Bild zu bleiben — ein islamitischer Bischof irgendwo draußen.

Seit Generationen hat kein Groß-Sultan in Konstantinopel den Heiligen Krieg ausgerufen; jetzt tut er es wieder zum erstenmal. Zwei einzigartige Folgen beweisen bereits seine gewaltige Wirkung.

Zum erstenmal seit zwölf Jahrhunderten einigen sich Schiiten und Sunniten in diesem Heiligen Krieg um die grüne Fahne des gleichen Propheten; seit zwölf Jahrhunderten zum erstenmal anerkennen die persischen Schiiten den türkischen Sultan der Sunniten als ihren Kalifen. Das ist etwa so, wie wenn in Deutschland die Protestanten dem Papst ihre Gefolgschaft leisten würden.

Zu diesem Beispiel in Asien fügt sich ein andres in Afrika: der stärkste und kriegerischste Stamm der Senussia gehorcht dem Ruf des Heiligen Krieges gegen England, er wendet sich von

In den Heiligen Krieg ziehende Marokkaner. Nach einer Originalzeichnung von Bernhard Banschke

seinem bisherigen verhaßten Feind, von Italien in Tripolis, und er bewegt sich gegen England in Ägypten — mit den gleichen Waffen und Geldern, die ihm England gegeben hat, damit er sie gegen Italien verwende, und die er jetzt gegen England selbst in den Kampf trägt.

Diese beiden Tatsachen veranschaulichen die wuchtige Stoßkraft dieses Heiligen Krieges, sie bezeugen auch die seltene Organisationssicherheit in den Vorbereitungen zu diesem Heiligen Krieg. Und in der Tat, wer in diesen Tagen in Konstantinopel beim Generalissimus Enver-Pascha weilen konnte, der konnte dort Prinzen und Feldherren vom Ganges und vom Nil begegnen — mit einem Glutwillen in den Augen und mit einer Spannkraft in den Sehnen, alle bereit und begierig, den Schwur auf das Schwert des Kalifen zu schwören — gegen Rußland, gegen England, gegen Frankreich.

Die Autorität und das Ansehen Envers aus seiner Tripolisorganisation hat es fertig gebracht, daß alles ihm sich zur Verfügung stellt, selbst die bisher der Türkei feindlichen Stämme der Arabischen Halbinsel, die jetzt das englische Gold zurückgewiesen und ihre Kamelherden der türkischen Armee zugeführt haben.

Der Heilige Krieg würde, wenn er nur auf Aufruhr und Aufstand in Ägypten und in Indien, in Marokko und in Algier, im Kaukasus und in Buchara begrenzt bliebe, unsern Feinden wohl Beunruhigung und Belästigung bringen, aber keine militärische oder politische Entscheidung herbeiführen können.

Aber mit dieser Macht ist die türkische Armee auf dem Marsch gegen Rußland und gegen England, und das planmäßige Zusammenwirken des türkischen Kriegszuges und des mohammedanischen Kriegsfeuers kann und wird den Brand anlegen und emporlodern lassen, den wir von diesem Heiligen Krieg erwarten. Nicht morgen und nicht übermorgen, sondern in langsamer, aber sicherer Reife und im bewußten Anschluß an den großzügigen Willen, der von Konstantinopel aus die Ziele sieht und die Wege zeigt.

Es ist „der Heilige Krieg", den die Türkei und der Islam gegen die Feinde Deutschlands durch die Welt tragen.

Und es ist ein Heiliger Krieg, den Deutschland selbst um sein Sein oder Nichtsein zu bestehen hat. Der Gleichklang des Willens ist kein Zufall und keine Äußerlichkeit nur; Deutschland und die Türkei sind durch die innere Notwendigkeit der gleichen Aufgaben und der gleichen Ziele vereint — nicht nur in einer siegessicheren Kriegsgemeinschaft, sondern auch in einer fruchtbaren Friedensgemeinschaft.

Türkische reguläre Truppen im Gefecht

Briefe über das türkische Heer

Von

Leutnant Hassan Raghib

Lieber Kamerad!

Wir Türken erleben nun die Freude, gewissermaßen Seite an Seite mit Deutschland gegen jenen großen Weltstörenfried und Lügner England kämpfen zu können. Und in diesem Sinn setze ich ein gewisses Interesse für das türkische Heer voraus.

Sie wissen wohl, daß sich seit 1908, dem Geburtsjahre unsrer modernen Verfassung, auch die türkische Armee von Grund auf modernisiert hat. Seit 1880 schon ist der Dienst auf drei Jahre beschränkt worden, aber in Wirklichkeit hängt seine Dauer von der jeweiligen inneren und äußeren Lage ab. Ebenso ist es mit den Reservisteneinberufungen. Im Fall von Unruhen werden sie unter den Fahnen behalten, bis zur Dauer von sechs Monaten und länger. Die Bereitwilligkeit, mit der man sich dieser Forderung unterwirft, zeigt unsre Neigung zum Kriegertum. Trotzdem aber kam's in den letzten Jahren wohl vor, daß die Krieger nach Ablauf der gesetzlichen Dienstpflicht ihre Freilassung erbaten. Die Theologiestudenten (Softas) und Bewohner von Konstantinopel können sich vom Dienst befreien lassen, letztere jetzt mit Vorbehalt. Schwierig war immer die Frage der Einstellung der christlichen Untertanen der Türkei. Bis heute hat man den besonderen Wert der türkischen Armee in der kriegerischen Ausdauer und Energie und (wenn Sie wollen) im „Fanatismus“ erblickt. Mußten wir nicht Fanatiker werden, nach dem, was wir bisher durchlitten und erfahren haben? Genug — wird der Moslem diese bewahren, wo er Seite an Seite mit Andersgläubigen kämpfen muß? Um diesem erwiesenen Übelstande abzuhelfen, hat man durchweg christliche Korps bilden wollen. Ein solches bestand schon unter dem Namen „Libanon-Miliz“, war zwei Bataillone stark und wahrte immer eine gewisse Unabhängigkeit von unsrer Regierung. Sie wurden nie herangezogen, noch besonders kontrolliert, ja man hat es für unnütz, wenn nicht gefährlich gehalten, sie militärisch modern auszubilden, da sie sich dann, ihrer Natur nach und auf Grund guter Ausbildung, leicht bei Gelegenheit gegen uns gewandt hätten. Im übrigen gehören die Christen ja so verschiedenen Rassen an, ursprünglich feindlichen; sodann haben sie unendlich verschiedene Bekenntnisformen, was zu sehr beklagenswerten Auseinandersetzungen geführt hat. So gibt es 3 Millionen Griechisch-Orthodoxe; 850 000 Bulgaren, darunter wieder solche vom Patriarchat und solche vom Exarchat, die sich andauernd in den Haaren liegen. Von Katholiken sind 30 000 Bulgaren, 50 000 Armenier, 80 000 Antiochier, 40 000 Syrer, 200 000 Maroniten und 130 000 Chaldäer!

Und jede dieser Gruppen hat ihren besonderen Patriarchen, und in ihren liturgischen Handlungen werden so und so viele Mundarten der arabischen, armenischen, bulgarischen und so weiter Sprache geredet! Ich vergaß noch die 2 100 000 gregorianischen Armenier, 60 000 jakobitischen Syrer und 30 000 Nestorianer. Und jede will ihre Religion respektiert wissen, was ja von seiten unsrer Regierung auch durchaus geschieht. Sie sehen wohl, Wehro, wie schwer es für unsern Staat sein muß, die alle unter einen Hut zu bringen oder vielmehr unter einen Tarbusch! Der Türke ist nicht so schlecht, wie ihn jene zu machen sich bemüht haben (siehe Gladstone!), die ihn aussaugen gedachten. —

Ihr alter Metzer Kamerad Hassan.

*

Lieber Kamerad!

Sie möchten von den Verbesserungen hören, die unser Heer seit 1908 erfahren hat? Nun, da ist sehr viel geschehen, wie ich schon andeutete. Vor jenem Umsturzjahre waren die europäischen Truppen der Türkei in Kompagnien und Sektionen geteilt, um die Sicherheit auf den von mazedonischen Banden durchrasten Gebieten zu befestigen. Vom 23. Juli 1908, dem Tage der Proklamation einer neuen Verfassung ab, wurden so viel neue Hoffnungen wach, daß die Banden Waffenstillstand machten und die Bataillone in ihre Kasernen zurückkehrten. Ein ganz andres Leben ist seitdem auch in unser Heer eingezogen. Manöver wurden regelmäßig bei Saloniki, Üsküb, Monastir, Sérres und Stambul abgehalten. Die Infanterie erhielt ein neues Reglement, dem jetzigen deutschen ähnlich; die Kavallerie übte sich praktisch im Felddienst, Mann und Pferde wurden methodischen Übungen unterzogen. Die Artillerie schaffte sich schnellstens Kruppsche 75-Millimeter-Geschütze an, vom neuesten Modell. Schießübungen wurden in jedem Regiment, in jeder Batterie angeordnet. Ein vollkommener Wechsel in der Instruktion der Truppen trat ein, die vor dem denkwürdigen Jahr 1908 kaum je aus ihren Kasernen herausgekommen waren. Die körperliche Ausbildung, die Erziehung zur Energie wurde besonders gepflegt. Viele Uneinigkeiten und Kleinlichkeiten, viel Schlendrian wurde ausgemerzt. Das Heer hat längst seine moralische Freiheit (oder wie soll ich das nennen) wiedergefunden, die es lange verloren zu haben schien. Die Offiziere sind nicht länger engherziger Beaufsichtigung ausgesetzt, die im leisesten Verdachtsfalle schon die Verbannung oder gar „spurloses Verschwinden" nach sich zog. Der Apathie, der Unselbständigkeit im Tun und Denken ist wieder mehr Individualität und Regsamkeit, mehr Gedankenfreiheit gefolgt! Und diesen Bedürfnissen haben auch neugegründete Zirkel Rechnung getragen, ebenso wie zwei militärische Zeitschriften.

Zum Schluß werden Sie wohl die jetzigen Besoldungsverhältnisse unsrer Offiziere interessieren? Hier folgen sie: Es erhält ein Mulassim (Leutnant) monatlich 6, Jüsbaschi (Hauptmann) 10, Kol'agassi (Vizemajor) 13, Binbaschi (Major) 15, Kaimmakan (Oberstleutnant) 22, Mir' alaï (Oberst) 26, Mir' i lewa (Brigadegeneral) 32, Férik (Divisionsgeneral) 43, Muschir (Marschall) 75 türkische Pfund. Daß ein türkisches Pfund 19 Mark bedeutet, ist Ihnen wohl bekannt?

Ich habe vergessen, Ihnen mitzuteilen, daß es Altersgrenzen für den türkischen Offizier nur in der Theorie gibt — man kann den Erfahrungen der letzten 17 Jahre (seit 1897 haben die Kriege gegen unser armes Land nicht aufgehört) nach sagen, gar nicht mehr! Bei jetzigen schweren Zeiten quittiert man eben den Dienst, sobald man diesem nicht mehr gewachsen ist. Und da hat sich herausgestellt, daß wir eine Anzahl unverwüstlicher Haudegen in unserm Heere hatten.

Möge es uns beiden doch vergönnt sein, unsre ganze Kraft einzusetzen! Ich zweifle nicht, daß der Tag eines größeren, starken, neuen Deutschland aus dieser blutigen Kriegsnacht hervorgehen wird, aber mit tiefem Schmerz fühle ich auch, wie sich die Türkei verbluten könnte. Gewiß aber ist es, daß wir als Helden sterben würden, und das ist mehr, als sein letztes Stückchen Land dem Feinde zu überantworten, nur um weiterleben zu dürfen.

Herzlich begrüßt Sie Ihr

Hassan Raghib.

(Mitgeteilt von D. Schumacher)

Meldereiter. Nach einem Aquarell von Professor Angelo Jank

Die Bedeutung der deutschen Kavallerie im jetzigen Welt-krieg

Von Baron von Ardenne,
Generalleutnant z. D.

Mit sechs Originalzeichnungen von C. Becker

Nach dem Deutsch-Französischen Kriege 1870/71 zeigte sich bei allen Militärstaaten das Bestreben, ihre Armeen auszubauen und zu vermehren. Frankreich ging mit fieberhaftem Eifer voran, Deutschland folgte zögernd und bedächtig. Die Vermehrungen kamen zunächst der Artillerie und sodann der Infanterie zugute. Die Kavallerie blieb fast ganz unberücksichtigt. In Deutschland wurden in den ersten drei Jahrzehnten nach dem Kriege nur einige Meldeeskadrons errichtet, die sich später zu Jägerregimentern zu Pferde auswuchsen. Unmittelbar vor dem jetzigen Krieg hat es dem Reichskanzler und dem Kriegsminister viel Mühe gekostet, ein halbes Dutzend Regimenter dieser neuen kavalleristischen Truppengattung bei der großen Armeevermehrung durchzusetzen. Der Grund dieses Mangels an Interesse für die Reiterei lag in der irrigen geringen Bewertung ihrer Leistungsfähigkeit für den Krieg. Diese hatte ihren Grund darin, daß die deutsche Kavallerie im Jahre 1870 nur einen Schlachttag hatte (Vionville—Mars la Tour), an dem sie in größeren Massen attackierte und zur Entscheidung beitrug. Aber auch an diesem Ehrentage hatte sie nur brigadeweise angegriffen, obgleich sie in Kavalleriedivisionen formiert war. Vor 1870 gaben die Exerzierplätze nur Raum für Brigaden — die deutsche Reiterei hatte gar keine Übung in der Bewegung größerer Massen. Die Friedensgewohnheit brachte sie mit auf den Kriegsschauplatz, denn wie Feldmarschall Moltke treffend bemerkte: „Eine neue Taktik läßt sich auf dem Schlachtfeld nicht improvisieren.“ Der große Schlachtendenker wies aber der Kavallerie neue, erfolgverheißende Bahnen dadurch, daß er sie vor die Armeefronten nahm und sie zu weit ausgedehnter Aufklärung verwandte. Aber auch hierin mußte die Kavallerie erst lernen. Am Schluß des Feldzuges war sie gewandt in diesem Dienstzweig, während sie im Anfang schwerfällig gewesen war. Die Führer der Kavalleriedivisionen gaben ihrer Truppe auch hierin das Gepräge. Hervorragend waren die Leistungen der 6. Kavalleriedivision unter General von Schmidt. Diese starke Persönlichkeit war mehrere Jahre nach dem Kriege der Leiter und Förderer seiner Waffe. Im Aufklärungsdienst war der schweren Kavallerie hinderlich ihre unpraktische Ausrüstung und mangelhafte Bewaffnung. Sie hatte als Schießwaffe eine Vorderladepistole, die nur auf dreißig Schritt trug und deren Laden eine Minute erforderte. Die Kürassiere und Ulanen hängten sich daher erbeutete Chassepotkarabiner über den Rücken, um sich wenigstens im Quartier, auf Feldwache und so weiter verteidigen zu können. Immerhin war diese nur partiell geduldete Maßregel vollständig ungenügend für den Sicherheitsdienst. Es ist vorgekommen, daß eine Kavalleriedivision, die aus vier schweren Regimentern bestand, in ihrem Quartierrayon von Infanterie beschützt werden mußte. — Die Verlustlisten des Krieges 1870/71 zeigten bei der Kavallerie geringe Zahlen. Das Volk schloß daraus, daß diese nicht verwendungsfähig sei und daß sie, wenn einmal verwendet, an der Wirkung der modernen Feuerwaffen scheitern müsse. Dazu trat nun seit einigen Jahren die Aviatik als neueste Waffe in die Erscheinung. Alle Laien glaubten, daß die Aufklärungstätigkeit der Kavallerie durch die Flugzeuge weit überboten sei. Abgesehen nun davon,

Offizierspatrouille der Gardeulanen

daß Nacht, Nebel, Wind und Regen, feindliche Flugzeuge, Abwehrkanonen und so weiter die Rekognoszierung der Luftschiffe und Flugzeuge sehr wesentlich einschränken können, wurde ganz übersehen, daß alle Aufklärung nichts nutzt, wenn sie nicht Hand in Hand geht mit der taktischen Sicherung. Beide Aufgaben vereint zu erfüllen, dazu ist nur die Kavallerie in der Lage. Darin allein schon liegt der schwerwiegende Grund ihrer Existenzberechtigung. Ihre unendlich gesteigerte taktische Verwendungsfähigkeit liegt aber in ihrer jetzigen Zusammensetzung, Ausrüstung und Bewaffnung. Die mobile deutsche Kavalleriedivision zu 3 Brigaden à 2 Regimentern ist ausgerüstet mit 12 Geschützen, einer Maschinengewehrabteilung, Kavalleriepionieren, Aluminiumbooten zum Überschreiten der Flüsse, mit Infanterie-Radfahrerkompagnien, sehr oft mit Jäger- und Infanteriebataillonen, ja sogar -regimentern. Diese Infanterie gilt als taktischer Rückhalt in schwierigen Lagen.

Die Kavalleriedivision ist somit als ein außerordentlich starkes Detachement aller Waffen anzusehen, die jetzt jeder Kriegslage selbständig gewachsen ist. Das neue Exerzierreglement von 1909 betont zwar, daß die Lösung aller Aufgaben zunächst mit der Lanze versucht werden soll, es gibt aber deutliche Hinweise, daß das Feuergefecht abgesessener Mannschaften sowohl in der Verteidigung als im Angriff nicht gescheut werden darf, natürlich unter Zuhilfenahme der reitenden Artillerie und der Maschinengewehre. Die Vereinigung der Wirkung aller drei Waffen kommt besonders zur Geltung in der „überholenden Verfolgung“ eines geschlagenen und dem „seitlichen Aufhalten“ eines siegreichen Gegners. Die betreffenden Paragraphen des Reglements sind von klassischer Deutlichkeit und bei aller Nüchternheit des Ausdrucks doch mit innerlichem Feuer geschrieben. Der dem General von Gneisenau nach der Schlacht von Belle-Alliance entlehnte Ausdruck: „An die Verfolgung den letzten Hauch von Mann und Roß zu setzen,“ hat in diesem Reglement seine geistige Auferstehung gefeiert. Es heißt auch: „Was liegen bleibt, bleibt liegen.“

Im jetzigen Kriege hat der Mund unsres Kaisers diese Worte wiederholt. Unsre Gegner hatten sich vorbereitet, mit einer gewaltigen Wolke von Kavallerie vor ihren Armeefronten aufzutreten. Diese Absicht ist nur in geringem Maße zur Ausführung gekommen. Die russische Kavallerie hat bewiesen, daß sie aus den Erfahrungen des Japanischen Krieges nichts gelernt hat. Ihre Vorstöße entbehren der gemeinsamen Führung, des taktischen Zusammenhangs, sogar des grimmigen Schneids, den jeder kavalleristische Angriff haben muß. Die Kosaken (die übrigens ihre Lanzen abgelegt zu haben scheinen) haben vollends ganz versagt und sind jetzt eine Bande feiger Marodeure geworden. Ihre Aufklärungstätigkeit ist gleich Null. — Die Franzosen haben unmittelbar vor dem Kriege alles daran gesetzt, um eine möglichst große Anzahl von Kavalleriedivisionen bilden zu können. Sie haben zu dem Zweck den Armeekorps nur je ein Kavallerieregiment belassen (früher zwei), die somit ersparten Regimenter haben sie zu vier neuen Kavalleriedivisionen zusammengezogen. Über die Gliederung, die in unsrem Heer durchgeführt ist, brauchen wir hier nichts zu sagen. Von einer Überlegenheit der französischen Kavallerie über die unsrige, die etwa auf die französische Organisation zurückzuführen wäre, ist bisher in der Öffentlichkeit nichts bekannt geworden. Den Kavalleriedivisionen fielen nun in diesem Weltkriege im

C. Becker 1914

Attacke der Gardedukorps

allgemeinen folgende großen und wichtigen Aufgaben zu:

1. Aufklärung des Feindes und Verschleiern der eignen Heeresbewegungen.

2. Verjagen der feindlichen Kavallerie vor der eignen Front.

3. Selbständiger Kampf mit allen drei verfügbaren Waffen im Bewegungskrieg.

4. Aktive Teilnahme an den großen Schlachten auf den Flügeln der einzelnen Kampfgruppen oder auch in deren Front.

Die Gefechtsberichte über die Taten unsrer Armeen sind bisher so spärlich geflossen, daß das deutsche Volk fast nichts über die Einzelvorgänge gehört hat. Herrliche Waffentaten einzelner Regimenter und höherer Verbände sind unbekannt geblieben, selbst die Aufopferung, die bis zum letzten Mann kämpfte, ist von der Presse unerwähnt gelassen worden, weil der Lakonismus, das Verschweigen als allgemeine Vorschrift von der obersten Heeresleitung ausgegeben war. Selbst der Veröffentlichung von Feldpostbriefen waren enge Schranken gezogen. Es ist daher schwer, ein erschöpfendes Urteil darüber abzugeben, ob die deutsche Kavallerie überall den ihr gestellten großen Aufgaben gerecht geworden ist. Wir können aber nach den wenigen bekannt gewordenen Mitteilungen über ihre Tätigkeit bestimmt vermuten, daß diese Frage bejaht werden kann.

Was die Aufklärung und die Verschleierung der eignen Bewegungen angeht, hat das Kavalleriekorps von der Marwitz vor der Front unsrer durch Belgien vorgegangenen Ersten Armee (von Kluck) glänzende Ergebnisse gehabt. Nicht ohne eigne sehr schwere Verluste (2 Kürassiere, 9 Ulanen, 17 Dragoner und andre) ist es diesem aus zwei Kavalleriedivisionen zusammengesetzten Korps gelungen, die belgischen und französischen Truppen, die sich ihm entgegenstemmten, zu durchbrechen, den Anmarsch der englischen Hilfsarmee auf Maubeuge zu erkennen und zu melden, die Kavalleriebrigade, die ihr voraneilte, zu vernichten und die eignen Operationen gänzlich zu verschleiern. Der englische General French wurde dadurch fast von der Kluckschen Armee eingekreist, schwer geschlagen und konnte sich nur durch eiligsten Marsch (60 Kilometer) nach St. Quentin der Schlinge entziehen. Diesen Marsch begleitete aber das Kavalleriekorps Marwitz mit seitlicher und überholender Verfolgung wirklich bis zum letzten Hauch von Mann und Roß. Es gelang ihm, der englischen Armee „vor die Tête zu kommen", wie der militärische Ausdruck lautet, und dann im Gefecht zu Fuß die englischen Kolonnen so lange aufzuhalten, bis die verfolgende deutsche Infanterie sie wieder fassen konnte. Die Bedeutung dieser Operation ist klar.

Ein Beispiel einer Reiterschlacht auf freiem Felde bietet der Kampf einer französischen Reiterdivision bei Perwez (nördlich Namur) am 19. August gegen eine deutsche Kavalleriedivision. Deren Nummer ist in der Mitteilung des Generalquartiermeisters ebensowenig genannt worden wie der Name des Führers. Privatbriefen hat aber entnommen werden können, daß die Festsetzungen des Reglements von 1909 erfolgreiche Anwendung gefunden haben

Diese Festsetzungen haben gebrochen mit der starren Gefechtsform der Drei-Treffen-Taktik, die in etwas der unbrechbaren und unbiegsamen Schlachtordnung des friderizianischen Infanterieangriffs ähnelte.

Die deutsche Kavalleriedivision ging bei Perwez nach den neuen Vorschriften mit drei Brigadetêten vor. Eine der Brigaden gelangte zu der vom Reglement als durchaus erstrebenswert bezeichneten flankierenden Einwirkung. Die feindliche Kavallerie wurde damit glatt geworfen. Die in der Verfolgung besonders furchtbare Lanze hielt ihre reiche Ernte.

Das Gefecht einer Kavalleriedivision mit Ausnutzung ihrer drei Waffen gegen doppelte Überlegenheit hat die 8. Kavalleriedivision in Ostpreußen geliefert.

General von François, Kommandierender des I. Armeekorps, meldete unterm 23. August in seinem Bericht über die siegr'iche Schlacht bei Gumbinnen—Angerburg folgendes: „Von einer bei dem Armeekorps befindlichen Kavalleriedivision war längere Zeit keine Nachricht da. Die Division hat sich mit zwei feindlichen Kavalleriedivisionen herumgeschlagen. Sie traf gestern bei dem I. Armeekorps mit 500 Gefangenen wieder ein." Diese deutsche Division hatte abwechselnd durch Fußgefecht, Artillerie- und Maschinengewehrfeuer und Attacke

sich den überlegenen Gegner nicht allein vom Halse zu halten gewußt, sondern ihn schwer geschlagen, was die Menge der Gefangenen beweist. Inzwischen hat besonders auf dem östlichen Kriegsschauplatze die Tätigkeit der Kavallerie in Attacken mit der Lanze sich oft ruhmvoll gezeigt. Man wird später erstaunt sein, wie oft und mit welchem Erfolg dies geschehen ist.

Husarenpatrouille

Besonders aber auch in der Front der jetzigen Riesenschlachten haben die Kavalleriedivisionen beziehungsweise Korps eine beachtenswerte Rolle gespielt, nicht zum wenigsten durch ihre Beweglichkeit. — Es leuchtet auch dem Laien ein, daß es für den Armeeführer von größtem Wert sein muß, an irgendeinen bedrohten Punkt der Schlachtfront schnell 2000 Karabiner, 12 Geschütze und eine Ma-

schinengewehrabteilung hinwerfen zu können, die Attackenkraft der Reiterei zu Pferde noch gar nicht gerechnet.

Bedrohte Punkte können so gehalten werden, bis die Infanterie heran ist, dem Feinde können Masken vorgehalten werden, schwer bedrängte eigne Infanterie unterstützt, der Gegner von ihr abgehalten werden.

Daß diese Art der Verwendung der Kavallerie von unsern Armeeführern bereits beliebt worden ist, davon gibt ein Feldpostbrief einen Anhalt. Er ist von einem braunschweigischen Husaren und lautet im Auszuge:

„Alles, was wir bis heute durchgemacht haben, ist nur Spielerei gegen heute. Unsre Kavalleriedivision steht in der Lage wie die Brigade Bredow bei Vionville–Mars la Tour 1870. Es wollen nämlich die Franzosen hier durchbrechen, und wir haben den Auftrag, den Durchbruch aufzuhalten. Unser Brigadekommandeur hat sich freiwillig dazu erboten. Wir stehen einer großen Übermacht gegenüber bei ... Was die Brigade Bredow beim Attackieren machte, müssen wir im Fußgefecht machen. Es ist schon der fünfte Tag. Nachts biwakieren wir unter dem Kanonendonner und schlafen fest. Die Granaten schlagen über und neben uns ein. — — — — — — — — — —

Auch dieser Tag ging zu Ende, ohne mir etwas zu tun. Natürlich aber stimmt der Anblick der andern, denen es nicht so gut gegangen war, tiefernst, jedoch alle, die noch sprechen konnten, und hatten sie noch so schwere Wunden, waren frohen Mutes und lachten. Das Bataillon neben uns brachte wieder über 300 Gefangene ein, die sie aus dem Dorfe herausholten. Sie haben schon über die Hälfte des Bataillons eingebüßt; die haben aber auch eine Wut, daß ich ihnen nicht in die Finger fallen möchte. — — — — — — — — — — — —

Soeben kommen wieder 70 Gefangene vorbei. Von diesen erfahren wir, daß zwei französische Armeekorps uns gegenüberstehen. Die Franzosen machen alle paar Stunden Sturmangriffe, welche aber immer zurückgewiesen werden. Das

Reitender Jäger zu Pferd

Bayerische Chevaulegers im Schützengraben

letztemal kamen sie bis zu unsrer Schützenlinie, da wurde nur mit Kolben und Bajonett gearbeitet ... Die französischen Gefangenen sind von ihren Offizieren so belogen worden, daß sie glauben, sie sind hier in Koblenz und der Kanal wäre der Rhein." — Inzwischen hat der „Positionskrieg", der in Ost und West den „Bewegungskrieg" vielfach abgelöst hat, es mit sich gebracht, daß die Kavalleriedivisionen wochenlang mit dem Karabiner in Schützengräben gekämpft und in dieser Fechtart die Infanterie wesentlich unterstützt haben. ——

Bei der kurzen Beleuchtung der kriegerischen Tätigkeit unsrer Kavallerie müssen wir aber noch ein Feld ganz besonders hervorheben — nämlich die Offizierfernpatrouille. Wie die norwegischen Fjorde — dort „Meerfinger" genannt — weit in das Land hineingreifen, so fühlt die Offizierfernpatrouille weit in das vom Feinde besetzte Gelände hinein, äugend und lauschend nach allen Seiten, tausendfältig bedroht und gejagt, Aufklärung und Nachrichten sammelnd und unter den größten Gefahren der Heeresleitung zutragend. Die Fernpatrouillen werden oft bis auf 100 Kilometer und weiter vorgetrieben. Sie sind 1 bis 2 Offiziere und 6 bis 12 Reiter stark. Sie haben einen Indianerkrieg zu führen. Nicht der reguläre Feind macht ihnen Sorge, sondern das leidige Franktireurwesen mit seinen tückischen Mordanfällen aus dem Hinterhalte. Wer selbst solche

Dragoner beim Gefangenentransport

Patrouillen geritten hat, weiß, was es heißt, den Tod hinter jedem Baum, jeder Hecke, aus jedem Fenster, jeder Dachluke lauern zu wissen und oft welch grausigen Tod in den Händen der bestialischen Meuchler. Wie viele junge ritterliche Offiziere sind diesem Gesindel schon zum Opfer gefallen!

Daß sie mit ganz ungebrochenem Mute und heiterem Selbstvertrauen immer wieder in den Feind hinein reiten, macht ihnen Ehre — ist aber von deutschen Offizieren nicht anders zu erwarten.

Gleichen Mut zeigt aber auch der einzelne Meldereiter, der von seinem Patrouillenführer mit einer wichtigen Meldung zurückgeschickt wird — meist ohne Karte, mit oft todmüdem Pferde auf riesige Entfernungen sich durch die fanatische Bevölkerung hindurchschleichend. Das sind oft Meisterleistungen, und diese Meldereiter verdienen auch die Bezeichnung „Helden". — — — Wenn nun dieser Weltkrieg ausgetobt haben wird, wird man der deutschen Kavallerie gerecht werden und ihre Taten neben die ihrer Schwesterwaffen stellen. Das Vaterland wird sich aber zu beglückwünschen haben, daß es den Schreiern nicht Gehör geschenkt hat, die die Reiterwaffe beseitigen oder vermindern wollten, weil es jetzt Flugzeuge gibt und die Feuerwaffen jetzt weiter schießen als früher.

Nächtliche Meldefahrt

Die Wolken streifen die Erde fast,
Sie jagen wie raubende Raben,
Wie bleierner Alpdruck legt sich die Last
Der Nacht auf Acker und Graben.
Keine Handbreit Licht, nicht Straße noch Spur,
Nur schwarzes Gequirl und Geflatter —
Das ist der Tod! Husch, über die Flur
Schlüpft haschend und naschend die Natter.

Der Krampf des Entsetzens versiegelt den Laut,
Kein Schrei durchschrillt das Grausen —
Nur ferne, ganz ferne ein Nebel braut,
Nur ferne, ganz ferne ein Brausen.
Und im Nebel ein Auge wie blendender Blitz,
Und des Motors pulsendes Schlagen,
Ein Schattenriß vorn auf dem Fahrersitz,
Ein Schattenriß tief im Wagen.

Hui, dahin wie Gespensterflug,
Meldeoffizier mit Befehlen.
Murmelt: „Hier war's, wo die Schlacht man schlug,
Kämpfen zur Nacht noch die Seelen.
Ha, dort streckt sich ein Arm empor,
Hunderte sind es von Armen.
Eine Stimme schreit auf. Eine Stimme? Ein Chor!
„Pitié, pitié! Erbarmen . . ."

Als wiche der Alp, als winkte der Tag,
Ein Rufen, ein Recken, ein Strecken,
Und die Nacht, die im Schatten des Todes lag,
Wird lebendig in Wiesen und Hecken.
Vor die Räder wälzt sich und läßt sie nicht fort
Ein sterbender Senegalschütze:
„Monsieur, Monsieur – !" Sonst weiß er kein Wort
Und faßt nur im Gruß nach der Mütze.

Das Steuer bebt in des Fahrers Faust,
Schon ließ er das Grausen im Rücken,
Minuten verloren . . . Und losgebraust
Über Berge und brechende Brücken.
Vorwärts! Denn hülfen den hundert wir,
Ging's morgen mit tausend zu Grabe –
„Halt, wer da?" – „Hier Ordonnanzoffizier!"
„Grüß Gott! Hier Chef vom Stabe."

Und lautlos marschiert Regiment auf Regiment.
Straff grüßt der Befehlsüberbringer.
Vor Tag noch des Feindes Umklammrung zu End'
Und leer der geschmiedete Zwinger.
O ihr Rufer der Nacht, o du heischende Hand,
O du Häuflein, dem Tode verwettet:
Nur der Lebende zählt für das Vaterland!
Zehntausend – zehntausend gerettet!

Rudolf Herzog (im Felde)

Zur Gefechtslinie! Das Kommando der 1. Legion

1 Josef Pilsudski (der Gründer der Legion); 2 Stabschef Sosenkowski; 3 Michael Sokolnicki, Zivilkommissär; 4 Belina, Chef der Reiterei

Die polnische Legion

Von F. Kreczowski

Seit 150 Jahren kämpft Polen um seine Unabhängigkeit gegen Rußland; schon im Jahre 1768, noch vor der ersten Teilung des alten Königreiches, hat die Konföderation in Bar einen Aufstand gegen die russische Übermacht organisiert, und seit dieser Zeit erhebt fast jede Generation in Polen mit der Waffe in der Hand Protest gegen den russischen Unterdrücker. Während der letzten Revolution in Rußland (1905 bis 1907) versuchte eine kleine Schar unter Führung Josef Pilsudskis den sozialrevolutionären Gedanken der sozialistischen Partei in einen revolutionär-nationalen umzuwandeln; als dies in größerem Maßstabe nicht gelang, beschloß Pilsudski zur militärischen Vorbereitung des polnischen Volkes zu schreiten, damit die kommenden europäischen Verwicklungen, die er voraussah, die polnische Nation nicht mehr rat- und tatlos überraschen. Von ihm geleitet, entstanden im Jahre 1909 die ersten Jungschützenorganisationen, deren Beispiel rasch andre polnische Nationalvereine folgten. Nach Ausbruch des gegenwärtigen Krieges bildete sich in Krakau ein aus Vertretern sämtlicher polnischen Parteien bestehendes Oberstes Nationalkomitee, das alle militärischen Organisationen in Legionen, in Verbindung mit der kaiserlichen und königlichen österreichischen Armee, unter polnischer Fahne und polnischem Kommando umwandelte.

Nun stehen die Legionäre schon seit 16 Wochen im Felde. Die Zahl ihrer Soldaten beträgt gegen 30 000 und ist nicht zu unterschätzen, da die polnische Jugend gleichzeitig unter den Fahnen Deutschlands, Österreichs und leider auch Rußlands dient.

Alles, was in Polen jung — im geistigen Sinne des Wortes — ist, wirkt hier mit: im Zivildienste, der die Unifor-

Reichstagsabgeordneter Dr. Bobrowski als Legionär

mierung und Beköstigung der Kämpfer besorgt, oder im Militärdienste, wo neben siebzehnjährigen Studenten oder Arbeitern oft Schriftsteller von Ruf oder Mitglieder des österreichischen Reichsrates kämpfen; Dichter, wie Zeromski, Sieroczewski, Strug, Danilowski — Maler, wie Matejko (der Jüngere), Zelechowski, Szczyglinski — Bühnenkünstler, wie Adwentowicz, Siematzko, Boncza, Kosinski, Barwinski — Politiker, wie die Abgeordneten Daszynski, Battaglia, Moraczewski, Bobrowski — Universitätsprofessoren, wie Dr. Tokarz, Dr. Ptasnik — die Blüte der polnischen Intelligenz — alle wollen sie einen neuen Abschnitt der polnischen Geschichte eröffnen.

Das neue Element besteht im Zusammengehen der polnischen Freischaren mit der österreichischen und deutschen Armee. Die Polen haben es genug, ewige Träumer und Ideologen zu sein; ihr festes und einziges Ziel ist es, eben das moskowitische Joch abzuschütteln, als Feuermauer zwischen der germanischen Welt und der russisch-tatarischen im eigenen Staatsgebilde zu bleiben. Somit wären sie ihrer alten freiheitlichen Tradition treu, somit wären ganz reelle und dauerhafte Anknüpfungspunkte zwischen ihnen und der

W. Sieroczewski, berühmter Reisender, Ethnograph und Schriftsteller, als Ulan im 1. Regiment

Beim Ausrücken

deutschen Kulturwelt geschaffen. Auf dem Kampffelde in Galizien und bei Warschau, in Oberungarn und bei Lodz haben bereits mehrere Regimenter der Legionen Schulter an Schulter mit den deutschen und österreichischen Kameraden gekämpft; die große Anerkennung, die die deutsche und die österreichische Armeeleitung den Polen öfters zollten, ist die beste Garantie, daß in den maßgebenden Kreisen der Gedanke wach wird, aus den kampftüchtigen Polen in der Zukunft einen leistungsfähigen Bundesgenossen zu machen. Dagegen trachtet Rußland die Polen für sich zu gewinnen und läßt alle seine Verführungskünste spielen; unter andern wurde in Warschau unter dem Patronate der dortigen Regierung bereits dreimal zur Organisierung von polnisch-russischen Legionen geschritten — immer mit demselben glänzenden Fiasko. Über die etwaige Tätigkeit letzterer auf dem Schlachtfelde wissen sogar die russischen Zeitungen nichts zu berichten, während die Legionen Pilsudskis bereits eine Ehrenkarte in der Geschichte ihres Vaterlandes und überhaupt der militärischen Tugenden erworben haben.

Die Eidesleistung

Wie Rübezahl nach einem fliegenden Jahrmarktsrummel in Hirschberg noch die alte Gottwalden selig sterben läßt

Von Carl Hauptmann

Es wurde von der Spinnerin Zeit schon wieder einmal der Herbst abgespult und auf dem Rade versponnen.

Oben über die Kammwiesen fauchten Sturmstöße wie aus hohlen Hörnern. Und unten trieben Windhuschen die Streu von den Scheunen der Dorfleute hoch und jagten sie im Kreise.

In den Dorfangern hingen die Äste der Obstbäume kahl zur Erde. Und da und dort hörte man den Dreischlag von der Tenne.

Im Hirschberger Tal hatte es einen verspäteten Nachsommer gegeben, so daß vor dem Häuschen des Lehrers in Warmbrunn noch im Oktober ein Rosenstock halbgeöffnete Knospen trug, obgleich die Blätter schon staubig und vergilbt waren. Und Rübezahl war aus den fliehenden, pfeifenden Höhen lieber mit allerlei Kräuter- und Wurzelwerk zu Tale gefahren, um sie unten in den Dörfern und in der Stadt an die Hausfrauen zu verhandeln.

So war Rübezahl schon, frech, wie er manchmal das Leben nahm, mit seiner vertrackten Bockskarre in den letzten Viehweg gebogen und hatte in Arnsdorf einen ziemlich täppischen Bauersmann und dessen pfiffigeren Bruder begegnet, der zu Gast aus Breslau gekommen war.

Die beiden sprachen auf ihrem Dorfwege zur Schenke gerade sehr aufdringlich laut von Rübezahl. Und der städtische Handwerksgeselle, der sich im Dorfe natürlich doppelt geschniegelt und gebügelt trug, verriet unter fahrigem Gelächter eine unverschämte Sehnsucht, endlich einmal Rübezahl in selbsteigner Person sozusagen von oben bis unten und von vorn und hinten aufs Korn zu nehmen.

Da hatte Rübezahl jetzt in der Art als gebückter Kräutermann hinter der Bockskarre schiebend flüchtig Lust gespürt, diesem Stänker aus der Großstadt gleich das wahre Gesicht seiner Laune von hinten zu zeigen.

Während er also unter seiner großen grünen Schirmmütze scheinbar gleichgültig bei den beiden Dickköpfen vorbeiratterte, standen die erschreckten Landleute auch schon wie gebannt vor einem kahlen Apfelbaume jenseits des nachbarlichen Lattenzaunes, weil in dessen Baumzwiesel ein Mensch oder sonst ein frech entblößter Unhold soeben sich präsentierte, als wenn ihm weniger an der schönen Aussicht von vorn als vielmehr daran gelegen wäre, den großmäuligen Filzen Drang und Not der innersten Eingeweide vorzukonzertieren.

Einen Augenblick war dabei den beiden dumm gemachten Bauersleuten wahrhaftig nicht geheuer.

Indessen hatte der eilig fortschlurfende Kräutermann mit seinem sonderbaren Gefährt voll Kräuter- und Wurzelwerk längst vor der Warmbrunner Apotheke und später in der Kunnersdorfer Ortsbrauerei haltgemacht.

Und schon dort hatte der unheimliche Alte, als er noch immer mit seiner großen grünen Schirmmütze am Wirtstische saß, tüchtig Lärm geschlagen, weil er drinnen in der Schenke auf einen weißhaarigen Leiermann, einen einäugigen und einarmigen Krüppel aus dem verwichenen großen Kriege, gestoßen war.

Da hatte sich Rübezahl mit seinem eingeheimsten Gelde sofort als rechter Zechbruder aufgespielt. Und war sogar nach der kräftigen Erdsuppe voller Schweinsohren, die er mit harten Zähnen hörbar hinunter geknorpelt, auf die Idee gekommen, mit dem krüppeligen Lumpenmanne gemeinsam in die Stadt zu ziehen, um in Hirschberg, wie es ihm jetzt in die Laune schoß, sozusagen einen fliegenden Jahrmarkt aus der Erde zu stampfen und die ganze Stadt am Narrenseile zu ziehen.

Er hatte vorerst dem wolligen Weißbart von Leiermann mit einem gelben chinesischen Barte ausgeholfen, der dem Alten wie ein lichtes Flammenbüschel oben auf dem obersten Schädel brannte.

So war der tief beschirmte, sonderbare Laborant mit der Bockskarre hinter der dröhnenden Leiermannsweise durch das Langgassentor, die Lange Gasse hinein, auf den Hirschberger Markt marschiert.

Und es fiel ihm jetzt auch gleich ein, nicht mehr Kräuter- und Wurzelwerk und wohlriechende Steine, sondern allerlei ausländische Waren aus dem Kasten auf seiner Karre hervorzuholen.

Schon wegen der sonderbaren Karre strömte viel Volk heran.

Die Karre schien unförmig groß und hing über und über voll Haarzotteln, wie das Fell eines alten Ziegenbockes.

Und auch deshalb staute sich gleich eine immer mehr wachsende Menge, weil der hudelige Alte mit den dicken Brauenbüschen unterm grünen Mützenschirm aus den kleinsten Gefäßen die allergrößten Dinge entnahm.

Vor allem zuerst Balken und Gestelle zu einer mächtigen Verkaufsbude. Eine sehr kostbare Plane, richtig bunte Schmiedeberger Teppiche, die er geschickt zur Verhüllung des Holzgerüstes benutzte.

Da war sofort eine ganz geheimnisvolle Räumlichkeit vor dem Ratskeller wie mit Zauberei aus der Erde gewachsen, dahinter er nun seine weiteren Possen, nachdem noch alle Ritzen und Luken verstrichen und jeder Einblick mit Zwecken zugesteckt war, ungesehen treiben konnte. Das tolle Horngeschmetter vor allem, das wie aus hundert Trompeten bald hinter den bunten, kostbaren Gehängen hervortönte.

Diese tolle Fanfarenmusik trieb jetzt den Marktplatz noch richtig voller neugieriger Gesichter. So daß Männer und Weiber und Kinder aus den Häusern rannten. Und die ehrsamsten Bürger Hirschbergs, die zu dem Vespertrunk in den Ratskeller spazierten, auch der Stadtschreiber und die Ratsherren selber und wer sich von den Honoratioren noch eine leibliche Erlustigung dort ersehnte, alle mit offenen Mündern stehen blieben und seltsamer Dinge gewärtig waren.

Der Lärm aus der verhangenen Schaubude heraus schallte in den Leiermannstumult des Invaliden, der, possierlich wie ein chinesischer Götze aufgetakelt, seine Leier auf einem hohen Podium neben der Bude drehte. Und wurde allmählich so arg, als wenn es eine ganze Janitscharenmusik wäre, die von den Giebelhäusern am Marktplatze siebenfach widerhallte und die die Kleinhändler unter den breiten Pfeilern der alten Stadtlauben schier wie ein beständiges Zittern ihrer Unterkiefer empfanden.

Auf dem riesigen Stirnschilde, das plötzlich über der Schaubude hoch in die Luft gewachsen war, ehe jemand auch nur gesehen, daß sich Hände daran betätigt hatten, stand geschrieben, daß man hier Waren aus der herrlichen Sultanstadt Venedig und aus den Wundergärten Kaschmirs billig erhandeln, und daß man sich auch an den Steinblumen Indiens Heilkräfte und langes Leben, Wundenlosigkeit und Schmerzlosigkeit, Gesundheit und Glück kaufen könnte.

Da las man auch von Steinen, die jeden Gesichtsschmerz oder den Beinbruch durch bloßes Aufliegen heilen konnten. Die jeden Seelenkummer derart vertrieben,

daß, wenn man sie zerstampfte und in Pulverform mit Milch genösse, aus der tiefsten Schwermut Paradiesträume aufwachten, die die himmlische Herrlichkeit schon hier auf Erden vortäuschten.

Da gab es natürlich rings in der volkreichen Runde ein tiefes Geraune und ein immer größeres Gewirr, stumm und ehrfürchtig.

Der ganze Marktplatz war jetzt dicht vollgepfropft mit Menschenköpfen, wie der Topf mit Erbsen.

Alle hatten die Münder noch weiter offen vor Staunen. Auch weil der Lärm im Innern der Teppichbude noch immer zunahm.

Bis endlich der Kräutermann, aber nicht mehr in seiner ungelenken, trüben Langschössigkeit und Beschirmtheit, jetzt als ein satanischer Schwerenöter, seidig gesalbelt, mit spitzem Degen am goldenen Gürtel, mit pechschwarzem Spitzbart und fliegendem Samthaar um die bleiche Stirn heraustrat. Nicht anders wie einer der hundertmal von ihm genarrten Valonen. Hinaustrat in den furchtbarsten Lärm von Musik und Menschenstimmen, seine tollsten Zauberstücke in Händen.

So daß im Nu alle Instrumente und das Volksgewirr tief schwiegen, als er die Stücke nur hochhielt. Um sie dann in dieser äußersten Stille auf dem Marktplatz mit einer lieblich klingenden, ganz fremdartigen, aber verständlichen Sprachweise laut und vernehmlich anzupreisen.

„Das ist ein Püffelring, geehrte Signoria dieser schönsten Stadt!“ rief er lächelnd. „Verwarnt vor großes Unglück ... da ist eine herrliche Stadt an die See ... Lubeck ... si, Signori ... eins der Kaufmänner trug diese Ring am Finger ... und diese Ring war plötzlich gesprungen ... und hätte diese Mann nicht dazu gelacht ... er könnte noch heute leben . . er wäre hübsch daheim geblieben... daß ihn am andern Tage auf die Gasse der Mörder nicht hätte begegnen und erstechen können ...“

Er schrie eine lange Geschichte über die staunenden Köpfe hinweg von dem rotfunkelnden Hyazinthen, der von der Insel Sucota käme. Und daß es im Meißenschen Lande ein herrliches Schloß gäbe, das auf eitel Hyazinthensäulen errichtet wäre, um es vor Feuer und Fäulnis zu bewahren.

Hielt auch den wunderbaren Adlerstein hoch, der in seiner Hand, weil er hohl war und noch ein kleineres Steinchen darin eingeschlossen lag, hell klapperte. Erklärte mit lockendem Entgegenkommen, daß man ein solches Steinei nur im Neste des Adlers fände. Daß man ihn sonst sehr teuer bezahlen müßte, weil der Stein den Müttern in Kindesnöten Kraft brächte. Und daß man ihn vielerorts sogar zum gemeinen Wohle auf den Rathäusern hielte, um ihn den Müttern zu leihen.

So brachte Rübezahl immer neue Steine, die sogleich reißenden Absatz im Publikum fanden.

„Hier ist ein Chilidonier!“ sang er fast in die Lüfte, „den man nur im Augustmonat bei wachsendem Monde in jungen Schwalbenmägen findet!“ Und er vergaß manchmal das Ausländische und sprach dann, wie ein rechter Gebirgsbauer redet. „Die wuschpernen, klenn Tierla derfa noch keen Dreck und keene Erde beriehrt han!“ Aber da besann er sich gleich und fuhr um so geschmeidiger fort: „Nämlich es ist das Wunder der Wunder ... Du kleines, reizendes Freilein ... da unten in diese Volksauflauf ... Du schiebst dieses kleine, keulige Steinchen in deine Augenwinkel neben die Schläfe ... es läuft eilfertig drinnen herum ... und bringt dir jedes Staubkörnchen heraus, das diese liebliche Auglein drücken möchte ... wie der Hund eine Hasen!“

Da reckten sich tausend Hände gleichzeitig. Alle Mannsleute gierten auch nach dem Stein, der in der Tasche getragen nüchtern machte, auch wenn man schon ein ganzes Oxhoft Bier oder Wein hinuntergegossen.

Alle Weiberarme kamen jach in die Höhe, das Kraut zu greifen, wovon der Valone soeben versichert hatte, daß eine Messerspitze davon, zerrieben und in eine Bratwurst gestreut, Müttern unfehlbar zu Knaben verhülfe.

Man kaufte auch Kleider, die zu kleine Leute sofort um einen Fuß größer machten. Und andre, die den Mädchen zu dürftige Leibchen voll und den Mannsleuten Waden und Arme zu Knollen wachsen ließen.

Man kaufte auch Perücken, die gleichzeitig die dicksten Nasen zu einer Schönheitsform abschwächten und zu kurze länger machten.

Und der lustig betriebsame Valone praktizierte auch alles am eignen Leibe vor der Menge Augen.

Er flatterte und schwenkte dann auch Siegteppiche in die Luft, die jedem auf Reisen Sicherheit brächten. Die, wenn er noch rechtzeitig auf sie träte, vor dem Schlage und dem Tode unterwegs behüteten. Die auch das Zittern der Glieder benähmen. Und wenn man bei neuem Monde tagelang starr darauf sitzen bliebe, Haupthaar und Augenbrauen ganz buschig machten.

Die Arme, die aus dem Volkshaufen in die Lüfte griffen, als tausend solcher Wunderdinge schon in der Menge kreisten, wurden immer zahlreicher. Der Valone verschleuderte auch die funkelndsten Geschmeide.

Und je üppiger das Geld aus allen Taschen der Städter in Strömen herzufloß, desto üppiger wuchsen die Fuder neuer Kostbarkeiten vor dem Volksgedränge ins Licht.

Der Valone verkaufte auch zyprischen Wein. Und Mohren kredenzten plötzlich an allen Ecken des Marktes mit launigem Lachen südliche Früchte in den Oktoberwind, der nur noch ungeachtet über die Köpfe fauchte, weil er wegen der hundert und hundert Füße, die den Marktplatz besetzt hielten, am Boden nicht mehr Raum fand.

Es war schließlich ein richtiges Jahrmarktsfest.

Wurstkessel hatten längst unter dem Volke zu dampfen begonnen. Es waren jetzt auch andre Verkaufstische mit tausenderlei Pfefferkuchen und frischem Backwerk an Ecken und Enden in dem Tumult erstanden.

Denn die ganze gute Stadt Hirschberg war von dem Marktschreier und dem einäugigen Leiermanne auf die Beine gebracht und tumultuierte, einmal in Bewegung, lustig weiter.

So daß alle Kneipen und Haustüren voll glücklicher Manns- und Weibsleute standen, die Zaubersachen in Händen hielten. Oder die die Steinwunder schon an sich erprobten. Auch Frauen in den herrlichsten Kleidern scharmierten. Und Gruppen von halbwüchsigem Volk, Singinstrumente am Munde, einher musizierten, bis zum Rande voll des Gejauchzes und Gelärmes, das seit dem Einzuge des gebeugten Laboranten mit der unheimlichen Schirmmütze und des krüppeligen Leiermannes eingesetzt.

Der gauklerische Valone war mitten im tollsten Jahrmarktstrubel endlich tänzelnd an seine behaarte Karre zurückgetreten. Als ein richtiger feiner Ausländer in buntem Falbelhabit jetzt mit buntseidenem Federhut wie ein junger venezianischer Doge. Hatte plötzlich den Karren, der nicht zehn-, sondern tausendmal aufs letzte geleert sein mußte, vor der Leute Augen einfach an den beiden Griffen genommen. Hatte die Griffe wie die Hinterbeine eines Bockes auf die Erde gebogen, so daß es die Leute jetzt sahen: die Karre war eigentlich ein lebendiger Ziegenbock mit hochgenommenem Hintergestell gewesen.

Und nun hatte sich der pechdunkle Fremdling unter dem Gejohl der festlich berauschten Jugend, aber auch unter dem ausbündigsten Freudentaumel der Alten auf den lebendigen Bock gnädig lachend aufgesetzt, der auch gleich mit Purpursamt gesattelt dastand. Und er war unter richtigem Jauchzen der ganzen Stadt, mit

Winken und Blumenwerfen aus allen Fenstern und seinem gnädigen Nicken, ja sogar unter wirklichem Glockenläuten von den Türmen, das er aber durch das Zusammenschlagen seiner Stiefel und Steigbügel heimlich selber erregte, durch die Lange Gasse die Warmbrunner Straße hinaus endlich wieder auf den Heimweg geritten.

Da war freilich die Phantasmagorie für die Hirschberger noch lange nicht zu Ende.

Weil die Leute erst einmal ausschlafen und in ihren unverzauberten Zustand zurückgebracht werden mußten, ehe sie es wirklich erkennen konnten, daß sie mit Wurzeln und Haderlumpen, mit gemeinen Kieselsteinen und Moos, mit gedörrten Erdmolchen und Fröschen und Strohwischen und vertrocknetem Dung betrogen waren.

Aber es war Oktober.

Rübezahl lachte nur vor sich hin. Hatte den Spaß bald vergessen. War auch in sein Kostüm als Meilengänger gefahren und befand sich schon nahe am Vitriolwerk.

Oben in den Engtälern gab es in dieser Zeit noch andre Arbeit.

Es begann auf den Winter zu gehen.

Da wollte manches Blatt vom Baume. Und mancher verdorrte Mensch ins Grab.

Auch die alte Mutter Gottwald wollte sterben.

Sie hatte ihren Enkelsohn von drei Jahren in ihren dürren Knochenarmen, lag zusammengekrümmt in der Backofenstelle und ächzte.

Draußen rüttelte der Schneesturm an der alten kleinen Holzhütte in der Schlucht.

Da deuchte es der aufgescheuchten Alten, als wenn ein Altes käme. Obwohl ihr einstiger Ehemann, der Schmied im Dorfe gewesen, ehe sie in der elenderen Armut wohnte, längst neben Pferdeleichen und Granatsplittern irgendwo zu Hauf auf dem Ackerboden unbegraben verfault war.

Und ein wirrumhangener, braunhudliger, sanfter Schädel reckte sich auch gleich zur schiefen, niedrigen Tür herein.

„Brauchst gar nicht zu erschrecken ... der alte Gevatter!" sagte eine tiefe und sehr gutmütige Stimme.

„O mein Gott ... mein Gott!" seufzte die Alte, versuchte mit ihren verglasten Augen genauer zu sehen und kroch wieder zitternd und zögernd in ihr Lumpenbette zurück.

„Du willst wohl jetzt gar zu deinem Schmiede ins Grab nachfahren!" sagte der alte Gevatter sehr launig, hatte das große böhmische Taschentuch, das er zum Beutel gebunden vor sich trug, sorglich gelöst und ließ auch sogleich einen lieblichen Vogel aufsingen.

„Nu gar ... du hast mir wohl einen Kanarinenvogel oder so mitegebracht!" sagte die Alte aus ihrer Backofenstelle, und ihr todbleiches Gesicht starrte an die rauchschwarze Balkendecke auf.

„Ja ... einen solchen Kanarinenvogel hab' ich dir jetzt mitegebracht!"

Der Alte lachte pfiffig und stieg schon behutsam von dem wackeligen Schemel auf die Diele nieder, nachdem er das kleine Goldgebauer noch vollends an der Balkendecke befestigt hatte.

Und der kleine gelbe Vogel zwitscherte und jubilierte jetzt fröhlich.

„Ich hab' dir den goldenen Vogel ausdrücklich mitegebracht ... nämlich ... es hat einmal einen Mann gegeben, der hieß Petrus Forschegrund ... und dieser Mann hatte einem solchen kleinen Jubiliervogel so lange zugehört, bis er darüber die Zeit und sogar das Sterben verpaßte ..."

Er vollendete seine Rede nicht, setzte sich nur auf die Ofenbank breit nieder, um auch gleich dem Vogelgesange zu lauschen.

Denn die Alte starrte jetzt schon staunend und schweigsam in das selige Tirilieren hinein.

Der goldene Vogel sang unter der rauchigen Balkendecke in die enge, irdische Dämmerung.

Bald herrschte tiefste Stille.

Der Totenwurm pochte in der oberen Türschwelle.

Und nur der goldene Vogel sang. Tirilierte und reckte selig Kehle und Köpfchen.

Da schien es der bleichen Alten in ihrem Lumpenbette zuerst und sie träumte in ihre leeren, verglasten Augen hinein, daß die Welt und alle Dinge in ihrem grauen Armutsstübel wie im Wasserspiegel leicht tanzten und tändelten, wie leise auf und ab gewiegt.

Und es deuchte ihr auch daneben, als wenn sie nicht mehr auf Erden, sondern mit dem Vogelgezwitscher unter den Wolken wäre und hintriebe.

Das waren wundersame Verwandlungen.

So daß auch der alte Meilenschreiter nur immerfort stumm in der Dämmerung saß, seinen Kopf in beide Hände gestützt, und sich nicht rührte.

Und dann war vor dem Auge der Alten eine kleine goldene, warme Flamme, wie wenn es auf ihrem eignen Tische wäre, plötzlich lebendig aufgebrannt. Gleichsam als wenn es der kleine goldene Vogel selber wäre, der sein seliges Lied ohn' Unterlaß hinausschmetterte.

Da war die Alte noch einmal irdisch erwacht. Flüsterte Worte, die man nicht verstand. Und sagte dann laut: „Ich lache!"

Da murrte auch der Alte, wie von neuem eine lange, tiefe Stille geherrscht, endlich vor sich hin: „Wirst noch mehr lachen!"

Und weil der goldene Vogel ruhig weitersang, kamen der Alten neue Träume.

Es deuchte ihr, als wenn ein leichter Zweig ihres alten Birnbaums draußen vor den Fenstern in blauer Luft hin und her schwankte und leise an ihrer kleinen Fensterscheibe auf und nieder striche. Und als wenn ihr Bäumchen ein Paradiesbäumchen wäre, obgleich es nur dürftige, aber schneeweiße Blüten trug.

Und in das selige Bild, das beständig vor ihrem erloschenen Auge stand, schien sich das Aufatmen ihres dreijährigen Enkels dann und wann lieblich vernehmbar und wie erlöst hineinzumischen.

Nichts sonst regte sich in der stillen Dämmerhütte.

Und nur der kleine goldene Vogel flötete und tirilierte unaufhörlich.

*

Ganz spät erst hatte sich der alte, bedächtige Meilenschreiter von der Ofenbank erhoben, war ans Fenster getreten, damit ihm noch der trübe Schein von draußen das alte Gesangbuch ein wenig erhelle, und hatte mit seiner rostigen Stimme ein altes Kirchenlied einsam angestimmt.

*

Wie am Abend die enge Stube im Tiefdunkel sich mit den jungen Leuten, dem Sohne der Gottwalden und dessen jungem Weibe und den beiden frischen Jungen füllte, die draußen im Sturme Holzbürden vom Walde hintereinander niedergeschleppt und jetzt nur nach derben Brotkeilen und einem Trunk Wasser Gier heimbrachten, da war die Stube tief still.

Weder der goldene Vogel im Käfig an der Balkendecke noch irgendein alter Graukopf stand mehr vor dem Fenster und sang ein Gesangbuchlied.

Nur das Gesangbuch lag noch auf dem Fensterbrett aufgeschlagen, als das junge Frauenzimmer mit ziemlichem Lärm den Span vor dem Ofenloch entzündete.

Aber wie die Kinder nach der alten Großmutter sahen, standen sie bald, eins nach dem andern, stumm um eine Entschlafene herum.

Die alte Mutter Gottwald hatte über dem Singen des Jubiliervogels wirklich das Sterben verpaßt. Lag jetzt mit ganz jungem Gesicht da. Längst unwiederbringlich in die Ewigkeit entwichen.

An diesem Abend war den Lebendigen in der Hütte zumute, als läge Goldstaub auf allen Bänken. Und als sänge immerfort heimlich eine ferne, selige Vogelstimme draußen in der Winternacht.

Und das junge Weib sah dann im Traume lange den Himmel weit offen. Und sah die Großmutter im hellerlichtesten Himmelsschein über Wolken gehen.

*

So hat Rübezahl auch manchmal die Mühseligen, die er liebte, die kleinen Mühsamen in den steinigen Schattentälern des Riesengebirges mit einem Stück tiefer Lebenswonne bedient, die je und je nur von den Inseln der Seligen herfliegt.

Phot. Leipziger Pressebüro

Ein freundlicher Feind in Polen

Abfahrt eines Lazarettzuges nach dem Kriegsschauplatz

Lazarettzüge

Von Professor H. Boruttau

Die Zahl der Teilnehmer am Weltkriege, die Ausdehnung der Kriegsschauplätze und die Wirkung der heutigen Waffen schaffen in kürzester Zeit so viele Verwundete, daß deren Verweilen in den Kriegslazaretten möglichst abgekürzt und durch Abtransport in die Heimat immer aufs neue Platz geschaffen werden muß. Seit der Entwicklung der Eisenbahnen als Verkehrsmittel in größerem Maßstabe konnten nur sie diesen Zweck mit der nötigen Geschwindigkeit erfüllen. Dem neuerdings hier konkurrierenden Kraftfuhrwerk fällt im jetzigen Kriege auch mehr die Aufgabe der Überführung Verwundeter von den Verbandplätzen in die Feld- und Etappenlazarette zu. Mit der Ausrüstung von Eisenbahnwagen zum Transport Schwerverwundeter waren schon früher Versuche gemacht worden. Zur systematischen Ausstattung ganzer Züge kam es bei uns in der zweiten Hälfte des Deutsch-Französischen Kriegs 1870/71, wo aus preußischen Wagen vierter Klasse im Norden, aus württembergischen Durchgangswagen im Süden sogenannte Sanitätszüge zusammengestellt wurden, meist aus 20 Wagen für Verwundete und einer Anzahl von Wagen für Arzt, Personal und Vorräte bestehend, in denen etwa 200 Kranke befördert werden konnten. Aus dieser Einrichtung haben sich die Lazarettzüge entwickelt, deren Einrichtung und Organisation durch die Kriegssanitätsordnungen von 1878 und 1907 bis in die kleinste Einzelheit genau festgelegt worden ist.

Da der Lazarettzug ein auf Schienen fahrendes, bereits im Frieden völlig betriebsfähig bereitgehaltenes Lazarett, das heißt Militärkrankenhaus darstellt und in einem Krankenhause alle Räume miteinander leicht zugänglich verbunden sein müssen, so ist die eisenbahntechnische Grundbedingung, daß der Zug aus lauter in sich durchgängigen und durch Übergangsbrücken miteinander verbundenen Wagen bestehe, die auch in der Fahrt das Durchschreiten des ganzen Zuges

Der Operationsraum eines Lazarettzuges. Der Chefarzt gibt seinen beiden Hilfsärzten während der Fahrt Anordnungen

jederzeit gestatten. Als solche standen vor der Anfang der neunziger Jahre erfolgten Einführung der D-Züge die norddeutschen Wagen vierter Klasse zur Verfügung, deren geräumiges Innere außerdem für die Anbringung der Krankenbetten und sonstigen Einrichtungsgegenstände wie geschaffen war. Ihre Verwendung hat sich so bewährt, daß der typische deutsche Lazarettzug 24

Der Packwagen als Vorratskammer; er ist für die Reise schon mit Hasen, Hammelfleisch, Würsten und so weiter versehen, um unsern Verwundeten gleich kräftiges Essen vorsetzen zu können

solcher „Krankenwagen" enthält, in deren jedem zwölf Krankentragen nach Art der allgemein üblichen Krankenhausbetten in zwei Reihen übereinander an den beiden Längswänden angebracht sind, eingefügt in Gestelle aus Gasrohr, und durch vorzügliche Federn, auf denen diese ruhen, die Patienten gegen die Stöße beim Fahren schützend.

Die nötigen Schränke, Geschirre und Abtritteinrichtungen, sowie ein Wasserbehälter dürfen nicht fehlen; in den für schwerverwundete Offiziere bestimmten Krankenwagen ist die Ausstattung etwas reichhaltiger und nur acht Betten angebracht.

Außer ihnen enthält der Lazarettzug noch 15 Wagen (zusammen 39 mit 78 Achsen); darunter, sämtlich gleichfalls aus Durchgangswagen vierter Klasse gebildet, Gepäck-, Magazin-, Küchen-, Verwaltungs- und Apothekenwagen und mehrere Wagen für das ausschließlich männliche Personal des Zuges sowie eingeschaltete Heizkesselwagen. Aus zweiachsigen Wagen zweiter und dritter Klasse gebildet sind die beiden Arztwagen, deren einer außer den Räumen für den Chefarzt (neben dem noch drei Hilfsärzte mitfahren) einen Operationsraum mit allen aseptischen Einrichtungen enthält.

Ein Speisewagen als Nähstube. Wie man aus unserm Bild ersieht, sind unsere Krankenschwestern niemals müßig; selbst während der Hinfahrt regen sie fleißig ihre Hände und bessern schadhafte Wäsche und Verbandzeug aus

Für den gegenwärtigen Krieg, den wir gegen eine Überzahl der gegen uns verschworenen Feinde führen müssen, hat die Zahl dieser typischen, von der Militärverwaltung bereitgehaltenen Lazarettzüge nicht genügt.

Einerseits sind deshalb ihnen im wesentlichen genau entsprechende „Hilfslazarettzüge" gebildet worden, bei denen als Krankenwagen die wohlbekannten, bei Sommerausflüglern früher, als sie im starken Verkehr aushelfen mußten, nicht sehr beliebt gewesenen sogenannten Spezialwagen dritter Klasse benutzt werden, die für Zwecke des Militärtransports mit Pferden seitliche Schiebetüren haben wie Güterwagen — außerdem aber noch an den Stirnseiten Plattformen mit Übergangsbrücken. In den ersten Wochen des Krieges haben infolge der Unmöglichkeit, die Lazarettzüge sofort auf die durch die Mobilmachung vollbelasteten Bahnstrecken zu führen, auch die Güterwagen, in welchen die Mannschaften und Pferde nach den Kriegsschauplätzen gebracht wurden, mit improvisierten Strohlagern die Heimbringung von Verwundeten übernehmen müssen; während dies bei uns doch nur ein Notbehelf der allerersten Zeit war,

müssen sich unsre verwundet in Feindeshand geratenen Krieger noch heute vielfach tagelang derart primitiverweise transportieren lassen; und wo unsre Gegner Lazarettzüge besitzen, scheinen sie den unsrigen durchaus nachzustehen, wie die untenstehende Innenansicht aus einem von uns erbeuteten und natürlich recht gern mitbenutzten belgischen Lazarettzug zeigt, in dessen gegen die unsrigen recht niedrigen und des Ventilationsaufsatzes entbehrenden Wagen die Krankenbetten auch noch in drei Reihen übereinander eingebaut sind!

Der Gegensatz wird noch augenfälliger, wenn wir auf unsre dritte Art von Lazarettzügen zu sprechen kommen, nämlich die „Vereinslazarettzüge", die von den Vereinen vom Roten Kreuz und andern mehrfach für diesen besondern Zweck erst gebildeten Vereinigungen beziehungsweise Geldsammlungen eingerichtet worden, deren Zahl noch im Wachsen begriffen ist.

Hier ist vielfach die Ausstattung noch vollendeter und üppiger, als ich sie oben kurz beschrieben habe, und vor allem ist ein mehrfach ausgedrückter Wunsch berücksichtigt worden, nämlich die sanftlaufenden vier- oder sechsachsigen, auf zwei doppelt abgefederten Drehgestellen ruhenden Wagen unsrer D- und L-Züge zu benutzen: es sind für verwundete Offiziere und für das ärztliche Personal Schlafwagen in den Zug eingestellt worden, und es sind in Speisewagen Operations- und allen ärztlich-technischen und wirtschaftlichen Zwecken dienende Nebenräume sehr praktisch eingerichtet worden.

Bei dem ruhigen Gang dieser Wagen kann in voller Fahrt operiert werden. So konnten auf einer Fahrt heimwärts des von Professor von Öttingen geleiteten, vierzig Krankenwagen führenden, nach unsrer Kronprinzessin benannten „Cecilienzuges" vierhundert provisorische Verbände erneuert und fünfzehn Amputationen und noch andre schwere Operationen gemacht werden.

Bedenkt man endlich noch, daß nach dem wieder in Kraft getretenen Friedensfahrplan Leichtverwundeten die Fahrt heimwärts in bequemen vierachsigen, in die Schnellzüge eingestellten Wagen geboten ist, so können wir auch auf diesen Teil der mustergültigen Organisation des gegenwärtigen Feldzuges, durch die wir siegen müssen und werden, berechtigtermaßen stolz sein!

Innenansicht eines erbeuteten belgischen Lazarettzuges, in welchem die Verwundeten zu dreien übereinander gebettet werden können; er wird jetzt in unseren Diensten verwendet

Frauen

Einer der Männer sprach es zum andern: Siehst
du die Frauen?
Gehn sie nicht sorglos einher wie immer,
Auch durch die Tage der Vaterlandsnot?
Zittern nicht Federn auf ihren Hüten,
Zittert nicht Lächeln um ihren Mund?

Aber ich spreche: Fremdling, du irrst!
Unsre Augen verlernten das Lachen,
Unsre Füße vergaßen das Tanzen,
Unsre Kehlen kennen kein Lied. —

*

Denn wir sehen zwischen uns: Mütter!
Hören nicht Sieg und wissen nicht Sieg —
Wissen nur eines: was sie getragen,
Was sie geboren, was sie gehütet,
Was sie gesegnet — wird nicht mehr kommen,
Fiel da draußen, ein Schwert in der Brust. —
Sieben Schwerter mit schartiger Schärfe
Schneiden langsam ins Mutterherz,
Bohren sich fest — lassen nie los. —

Denn wir hören das Weinen der Witwen:
Nahmen einst Liebe, gaben einst Liebe —
Starren nun auf die Leere der Hand.

*

Und wir andern, die wir nicht Mutter,
Die wir nicht Gattin, noch Liebste geworden —
Sind wir nicht Töchter? Töchter der Heimat,
Töchter Deutschlands?
Deutsches Leiden ist unser eignes.

Niemand sage, niemand wage gegen uns Frauen
spöttischen Spruch!
Hinter den Reihen wehrhafter Männer
Müssen wir schleppen mit schlaffen Schultern,
Schwer wie Schwangre, müde wie Mägde,
An der Eisenbürde des Kriegs.

Thea von Puttkamer

Kohlenübernahme eines deutschen Kriegsschiffes auf hoher See

In Lodz

Von **Ernst Klein**, Sonderberichterstatter im k. k. Kriegspressequartier

— 16. Dezember.

Nach der Rückkehr des österreichischen Kriegspressequartiers aus Serbien erhielt ich den Auftrag, mich zu den in Polen Schulter an Schulter mit unsern Armeen kämpfenden deutschen Truppen zu begeben, um das Zusammenwirken der Verbündeten zu schildern. Die Ententepresse hatte sich bemüßigt gefunden, über das Verhältnis der deutschen und der österreichisch-ungarischen Soldaten allerlei Lügen in die Welt zu setzen, die leider auch in die Blätter der Neutralen Eingang gefunden hatten. Vom stellvertretenden Generalstab erhielt ich mit der größten Bereitwilligkeit die Erlaubnis, mich der Gruppe von Kriegsberichterstattern anzuschließen, die der Armeegruppe des Generalobersten Woyrsch zugeteilt waren, und so machte ich mich denn auf den Weg nach dem schlesischen Städtchen, in dem sie sich gerade aufhielten. Unsres Bleibens hier war aber nicht von langer Dauer, denn einen Tag nach meiner Ankunft erreichte uns der Befehl, sofort nach Lodz abzugehen. In drei Automobilen fuhren wir wohlgemut los, kamen am ersten Tage bis Zdunska Wola, wo wir übernachteten, und hielten am nächsten Vormittage unsern Einzug in Lodz.

Die Wiedereroberung von Lodz war die erste große Frucht, die Hindenburgs geniale Strategie zeitigte. Anfang November leitete er auf seinem linken Flügel aus der Richtung von Thorn und Posen her eine neue Offensive ein. Sie kam den Russen vollkommen überraschend. Ihre Gegenoffensive, die auf die schlesische Grenze losging, war bereits bis zur Warthe gediehen, kam aber durch den wuchtigen Stoß zum Stillstand, den die Armee Mackensen, auf dem südlichen Ufer der Weichsel vorgehend, gegen ihren rechten Flügel führte. Gleichzeitig wurden sie in Südpolen von den hier im Verein mit den österreichischen Armeen kämpfenden deutschen Truppen derartig gepackt, daß sie auch an diesem Teil der ungeheuren, damals bis zu den Karpathen reichenden Front keinen Schritt mehr vorwärts kamen. Als sich die gewaltige Masse der westlich der Weichsel konzentrierten russischen Armeen in Bewegung setzte, erkannte die österreichische Armeeleitung sofort die furchtbare Gefahr, die der gemeinsamen Sache durch diesen auf das Herz Deutschlands abzielenden Stoß drohte, und entschied sich ohne Zaudern für das kleinere Übel. Noch einmal überließ sie das entsetzte Przemysl und die befreiten Karpathen den russischen Angriffsgelüsten und warf den größten Teil ihrer Armeen an die schlesische Grenze, um mit der hier stehenden Armeegruppe des Generalobersten Woyrsch einen Wall für das Vordringen der Russen zu bilden. Mit eiserner Kraft hielten in Südpolen die Österreicher und Deutschen den übermächtigen Gegner fest, so daß inzwischen im Norden Mackensen, der sich als ein seinem Oberbefehlshaber Hindenburg würdiger Heerführer erwies, in den Schlachten von Wozlawek, Kutno, Dombi und Lowicz den rechten russischen Flügel in Trümmer schlagen und ihn zur Aufgabe von Lodz zwingen konnte, an das sich die Russen schon aus moralischen Gründen so zäh geklammert hatten. Lodz war das große Loch in der russischen Front, die dadurch in ihrer ganzen Ausdehnung bis nach Süden erschüttert wurde. Der allgemeine Rückzug war die unausbleibliche Folge.

Lodz ist das bedeutendste Industrieemporium Polens und vielleicht noch reicher als Warschau. Aber als die Russen aus der Stadt abzogen, ließen sie sie im größten Elend zurück. Die Hungersnot schlich durch die Straßen mit den prächtigen Gebäuden, der Hungertyphus mor-

dete die Kinder zu Dutzenden, und in den zerschossenen Häusern lauerte die Cholera. Die Hauptsorge der russischen Verwaltung hatte nach dem ersten Abzug der Deutschen darin bestanden, unschuldige Juden und deutsche Kolonisten aufhängen zu lassen –– das Elend der Bevölkerung zu lindern, dazu hatte sie keine Zeit. Die russischen Soldaten hatten selbst nichts zu nagen und zu beißen und plünderten die Häuser und Geschäfte der Juden, wie wenn sie in Feindesland wären. Ihre Offiziere aber saßen in dem prachtvollen, luxuriösen Grand-Hotel mit ihren Kokotten, die sie sich aus Warschau und St. Petersburg mitgebracht hatten, und feierten ihre Orgien weiter, als bereits die deutschen Geschütze rings um Lodz brüllten und einzelne Granaten bis in die Piotrowska, die Hauptstraße, gesaust kamen.

Als die Deutschen einzogen, war ihre erste Sorge, der drohenden Hungersnot den Weg zu verrammeln. Dreimalhundertfünfzigtausend Tonnen Lebensmittel wurden sofort in Deutschland für Lodz und seine Umgegend bestellt und waren schon im Antransport schon zu der Zeit, als ich noch dort war. Man macht sich ja keinen Begriff von dem Elend, das der Krieg über diese blühende und wohlhabende Stadt gebracht hatte. Die Hunderte von Fabriken feiern, zum Teil stehen sie gar nicht mehr und sind nur noch wüste Trümmerhaufen — ich sah wenigstens in den nahe an Lodz liegenden Fabrikorten Alexandrow und Konstantynow nicht ein Fabrikgebäude, das unversehrt geblieben war. Bei dem einen waren die Werkstätten zerschossen, bei den andern die Schornsteine — bei allen die Maschinen zertrümmert, die Bureaus verlassen. In Lodz drängte sich die Arbeiterbevölkerung zusammen, hungernd, frierend, bettelnd. Ein Pfund Brot, das früher 15 Kopeken gekostet hatte, mußte jetzt mit 50, 60, ja 70 Kopeken bezahlt werden. Ein Pfund Mehl mit 25 Kopeken, ein Koschetz, das ist 240 Pfund Kartoffeln, das 1 Rubel 50 Kopeken gekostet, mit 6, mit 7 Rubeln. Salz, Milch, Petroleum, Zucker gab's überhaupt nicht — und das allerschlimmste, es gab auch keine Kohle! Zu Hunderten, zu Tausenden wanderten die Armen stundenweit hinaus in die verlassenen Dörfer, um dort in den Kellern nach ein paar Kartoffeln zu graben. Alte, zerbrochene Weiblein, kleine, zarte Kinder sah ich, die einen Sack mit der kostbaren Frucht zehn, fünfzehn Kilometer weit in die Stadt schleppten. Die leerstehenden, zumeist aus Holz gebauten Häuser rissen sie ein, raubten die Planken, die Türbalken, die Fensterkreuze und trugen sie in die Stadt, wo sie ihre Beute an die Reichen für ein paar Kopeken als Brennholz verkauften, um eine Handvoll Erdäpfel dafür einhandeln zu können. Und wer keine Kartoffeln bekommen konnte, der aß –– Stroh. Eines Tages fuhr ich nach Nowosolna, um die dort im Feuer stehenden deutschen Batterien zu besuchen — da lag ein Pferdekadaver an der Straße. Tags darauf kam ich wieder hinaus — da waren nur noch die Knochen da, das Fleisch hatten ein paar arme Teufel abgetrennt. Gott weiß, wieviele hungrige Mägen mit diesem Aas gestillt wurden.

Zur rechten Hand der nach Nowosolna führenden Straße ist ein ganz neuer Friedhof errichtet worden. Erst in den Tagen, da die Russen in Lodz hausten –– ein Kinderfriedhof. Furchtbar ist das Sterben unter diesen armen, unschuldigen Wesen, und so groß der Platz ist, man muß drei, vier der armseligen kleinen Truhen in einem Grabe bestatten — so reich ist des Todes Ernte. „Tag und Nacht grab' ich die Gruben," sagt der Totengräber, „aber ich hab' ja keine Kraft, ich kann mich ja nicht halten — seit zwei Tagen hab' ich nichts gegessen, und immer neue Gräber werden bestellt —" Wir geben dem Mann Wurst, Brot, Geld. Er schlang einen halben Laib Brot wie ein gieriges Raubtier hinunter — lachte und weinte vor Freude und grub dann weiter und grub und grub —

Das war der Lebenden Not und Elend in Lodz, aber den Toten ging's wahrlich nicht besser. Da haben sich die Juden etwas außerhalb der Stadt einen schönen und stimmungsvollen Hain als Friedhof angelegt, haben ihn mit prächtigen Mausoleen und kostbaren Denkmälern geschmückt. Doch der Krieg kennt kein Erbarmen für die Lebenden und keine Pietät für die Toten. Der Friedhof der Juden von Lodz lag auf seinem Wege — da riß er seine Gräber auf, zerstörte seine Denkmäler, zerschmetterte seine Bäume. Die Anhöhe, auf der der Friedhof liegt, ist strategisch sehr wichtig — also fuhren

die Russen hier ihre Geschütze auf — und der Kampf einer einzigen Nacht machte aus diesem blühenden, weihevollen Totengarten eine klägliche Trümmerstätte.

Weder die Gräber der Armen noch die der Reichen blieben verschont. Aus billig bescheidenem Sandstein bestehen der ersteren Grabsteine — der Name des Verstorbenen darauf und in blauen und roten Farben eine Thorarolle — das ist der ganze Schmuck. Zertrümmert, in Atome zerfetzt wurden viele von den deutschen Granaten, und die Gräber, denen nichts Schlimmeres geschah, waren noch von besonderen Engeln bewacht. Aber ein Grab sah ich, in das war eine Granate hineingefahren, ohne zu explodieren, und blieb — im Sarge stecken. Und dann kam ich an Gräber — da waren die Granaten explodiert, hatten die Gruben aufgerissen, die Särge hinaus auf die Nachbargräber geschleudert.

Hoch ragt in der Mitte des Friedhofs das Mausoleum der Familie Poznanski, der Rothschilds von Lodz — ein etwas protziger Rundbau aus köstlichem weißen Marmor, umgeben von einem kleinen Garten. Drei Granaten genügten, um die Bäume dieses Gartens zu zerfetzen — die vierte riß vom Dach eine große Konsole ab und warf sie zehn Meter weit. Dem Mausoleum der Poznanskis gegenüber liegt eine etwas bescheidener gehaltene Gruft einer andern vornehmen Familie, von einer Balustrade aus zierlichen gelben Marmorsäulchen umschlossen. Eine Granate nahm durch die Balustrade ihren Weg — nun liegen die Säulchen in tausend Trümmer zersplittert in der Nachbarschaft herum. Das Grab eines jungen Mannes namens Silberstein war durch eine hohe, auf breitem Sockel stehende Säule geziert. Eine Granate traf den Sockel, feuerte den mehrere Zentner schweren Marmorblock durch ein dahinterstehendes, solid geschmiedetes Gitter auf das zweitnächste Grab und zerbrach die Säule in zwei Hälften, von denen die eine noch über den Sockel hinausflog, während die andre gegen den daneben sich erhebenden Grabtempel der Familie Kipper geschleudert wurde und den schweren Marmorsarkophag um und um rollte.

Selten habe ich ein ergreifenderes Anschauungsbild von der blindwütenden Grausamkeit des Krieges gesehen. Und während ich durch diesen verwüsteten Friedhof wanderte, donnerten im Osten unaufhörlich die Geschütze.

Der Krieg sieht sich nicht nach dem Elend um, das er hinter sich zurückläßt — er geht seinen Weg der Vernichtung weiter.

— — — — — — — — — — — — —

Schulter an Schulter

— 17. Dezember.

So interessant auch der Aufenthalt in Lodz, so nahe die endgültige siegreiche Entscheidung in dem wochenlangen Ringen war — tatsächlich ist sie ja auch inzwischen gefallen —, ich konnte trotzdem nicht länger bleiben, sondern mußte an meine Aufgabe denken, die ich nur in Südpolen lösen kann, wo die Truppen meines Vaterlands mit den deutschen im wahrsten Sinne des Wortes „Schulter an Schulter" kämpfen. Man darf sich das allerdings nicht so vorstellen, daß Österreicher oder Ungarn mit Deutschen in einem Schützengraben liegen, wie dies vielleicht bei den Verbündeten der Fall ist, die im Westen gegen die Deutschen kämpfen —, dort treibt ein Rückzug gar oft Engländer, Franzosen und Belgier hinter eine Deckung, und die Waffenbrüderschaft kommt dann nicht selten dadurch zum Ausdruck, daß die Engländer, die es vortrefflich verstehen, sich solange es geht in der Reserve zu halten, auf die in den vorderen Linien stehenden Verbündeten schießen, sobald diese unter der Wucht eines deutschen Anpralls zu wanken beginnen.

Bei uns ist das Gott sei Dank anders. Jede Armee oder Armeegruppe hat ihren eigenen Operationsraum, und die Berührung des „Schulter an Schulter" tritt erst an den Grenzen dieser Operationsräume ein, und der Begriff des Wortes ist vor allem erst einmal geistig zu nehmen. So wie die obersten Heeresleitungen der beiden Verbündeten, die sich in den zwei Genies Conrad und Hindenburg personifizieren, immer nur in vollster Übereinstimmung miteinander arbeiten, so kommt dies auch in der Stufenleiter abwärts zum Ausdruck. Bei jeder deutschen und bei jeder österreichisch-ungarischen Armee oder Armeegruppe ist ein Verbindungsoffizier des andern Heeres, dessen Titel

Die von flüchtenden Russen gesprengte Popradbrücke

Phot. Kilophot, Wien

allein schon den Rahmen für seinen Dienst bildet. Seine Aufgabe ist es, die Vermittlung zwischen den beiden mit- und nebeneinander operierenden Kommandos herzustellen, so daß sie beide jederzeit über die Aufgaben und Intentionen des andern unterrichtet sind. Dadurch wird es möglich, daß die Operationen der sämtlichen deutschen und österreichisch-ungarischen Armeen, die gegen den gemeinsamen Feind kämpfen, alle wie aus einer Initiative heraus, wie durch einen einzigen Oberbefehl geleitet, sich vollziehen. Daß aus den hechtgrauen und den feldgrauen Divisionen eine einzige große Armee zusammengeschmiedet wird, an deren Mut und Geist die Übermacht des russischen Heeres zerschellen muß.

Und wie die deutsch-österreichisch-ungarische Waffenbrüderschaft sich im geistigen Sinne bewährt, so schlingt sie auch um die Truppen selbst ein Band, das aus Blut und Stahl gewebt ist und daher eine Ewigkeit halten wird. Sie bringt den Soldaten dem Soldaten näher, macht aus dem preußischen Musketier und dem bosnischen Vojak, aus dem ungarischen Honved und dem schlesischen Landwehrmann gute, ehrliche Waffenbrüder. Wenn auch einer oft des andern Sprache nicht versteht, wissen tun sie es doch, daß sie zusammenstehen müssen, heute und immerdar.

*

Man braucht nur ein paar der Stationen entlang zu fahren, die an der längs der schlesischen Grenze führenden Bahn liegen, um mit eigenen Augen zu sehen, daß die Waffenbrüderschaft zwischen Österreichern, Ungarn und Deutschen nicht nur in den Depeschen besteht, die von den offiziellen Persönlichkeiten gewechselt werden, sondern daß die Völker sie selber fühlen und sich ihrer freuen.

Da kommen in einem Waggon so ein paar Waffenbrüder zusammen, die vielleicht nicht miteinander reden können. Mitunter findet sich unter den Hechtgrauen einer, der Deutsch radebrechen und den Dolmetsch machen kann; dann ist die Freundschaft bald geschlossen — und ist kein Dolmetsch da, dann geht's auch so. Man nickt sich wohlwollend zu, tauscht Tabak und Zigaretten miteinander aus, flucht gemeinschaftlich — jeder in seiner Sprache — auf die Russen. Und wenn man auseinandergeht, schüttelt man sich die Hand als alte Freunde und sagt „Servus" zueinander.

In irgendeiner Station. Aus einem Coupé klettern ein paar Verwundete, zumeist blonde, riesenhafte Landwehrleute aus „Schlesingen" mit Schußwunden am Arm. Ein ungarischer Husar ist auch darunter, ein stämmiger kleiner Kerl mit martialisch aufgezwirbeltem Schnauzbart. Aber er hat einen bösen Schuß im Bein und kann kaum humpeln. Wie ein Kind heben ihn die Schlesier aus dem Wagen heraus, und als die Damen vom Roten Kreuz mit ihren Tee- und Kaffeetassen angelaufen kommen, da sorgen sie zuerst dafür, daß der Madjar seinen Kaffee und sein Butterbrot bekommt. Als die Affäre des Furagierens zu allgemeiner Zufriedenheit abgewickelt, faßten zwei der blonden Riesen den Bruder Madjar unterm Arm und trugen ihn, mehr als sie ihn führten, die Treppe hinunter. Der Husar wollte nicht; er wollte in eigener Regie daherhumpeln — aber da kam er schön an! Nur daß seine beiden Stützen nicht böse wurden!

*

In Oels stiegen zwei Freiwillige eines ungarischen Regiments zu mir ins Coupé, in dem noch ein freundlicher alter Herr saß. Waren blutjunge Burschen, beide mit dem Feldwebelbörtel am Kragen, frisch und voller Feuer und Leben. In Breslau waren sie gewesen, allerlei fürs Regiment einzukaufen, und waren noch erfüllt von den Genüssen des dreitägigen Urlaubs. „Joi — waren die Leute nett — so nett. Alle haben sie uns im Theater zugerufen: „Prost Österreicher!" Wir haben aber, ich bitte schön, gesagt, wir sind keine Österreicher nicht — Ungarn sind wir — und stolz sind wir darauf. Na, da waren sie alle noch viel, viel freundlicher. Besonders die Frauen und die Mäderln — joi — so schön war's in Breslau."

Der alte Herr hörte zu mit stillem, freundlichem Behagen. Waren ja so zwei junge, fröhliche Burschen. Und freuten sich trotz Breslau, trotz der netten Leute, trotz der Mäderln wieder auf ihren Schützengraben. Und als sie dann in der Station ausstiegen, von wo sie mit dem Wagen zu ihrem Regiment zu fahren hatten, da stand der alte Herr auf und reichte jedem die Hand.

Die Erdhöhlen der Tiroler Landesschützen bei Diszkovica

„Lassen Sie es sich auch fernerhin recht gut gehen," sagte er. Und da war so was Warmes, Rührendes in seiner Stimme. „Ich hab' auch drei solche Burschen wie Sie dabei — der eine ist schon gefallen, der zweite ist schwer verwundet — da können Sie sich denken, daß unser Herz auch bei Ihnen ist."

Und dann sah er ihnen nach, wie sie über den Bahnhof sprangen — sah ihnen lange, lange nach.

*

Auf der Hinfahrt nach Lodz. Zdunska Wola, so ein polnisches Nest, zirka dreißig, fünfunddreißig Kilometer von Lodz.

Ich habe in dem „Hotel" mein Nachtmahl gegessen und tappe mich durch die ins Polnisch-Russische übersetzte ägyptische Finsternis meinem Quartier zu. Auf einmal blinkt vor mir die Messingrosette eines Österreichers.

„I bitt' schön, Herr, können S' mir net sagen, wo in dem Nest die Kommand'tur is?"

„Ja, Freunderl, das weiß ich selber nicht, aber wir werden halt miteinander suchen gehen."

Aber da taucht schon der Retter in der Not in Gestalt eines preußischen Husaren auf.

„Wat suchste denn, Bruder Östreicher?"

„An Stall für mei Roß ud für mi an Strohsack. Oder wenn's grad sein muß, a Bett. I bin seit zwei Tag unterwegs."

„Det Pferd stellen wa neben meines, und du kriegst von meinem Strohsack die eine Hälfte. Aber det müssen wa erst mal begießen."

„Das erste Glas zahl' i."

„'s gut, und ich die annern."

Und dann nimmt der Österreicher sein Pferd, der Husar den Österreicher, und so verschwinden sie einträchtig in der Nacht.

*

Im Güterwagen auf der Fahrt nach Ostrowo. Auf der Rückfahrt von Lodz. Im Auto des Berliner Herrn Felsing war ich losgefahren, stolz und froh, das Elend von Lodz hinter mir zu haben — aber wir waren noch nicht recht aus der Stadt draußen, da brachte so ein echt russisches Straßenloch unser schönes Auto um. Wir fuhren ein Meter tief in das Loch hinein, fuhren ein Meter hoch heraus — aber da war auch unser Benzintank in Trümmer. Ein andres Auto schleppte uns zur Station, wo wir unser todwundes Schnauferl auf den einen und uns selbst in einen andern Güterwagen verfrachteten.

Kriegsfahrt — die echte, herrliche, unbequeme, wunderschöne Kriegsfahrt war's. Auf dem Waggon stand als Heimatort Gentbrugge, und drinnen fuhren ein deutscher Artillerieoffizier, ein Ulanenwachtmeister, zwei österreichische Trainoffiziere, ein Berliner Automobilist, ein Wiener Journalist, schlesische Landsturmmänner und ein paar ungarische Honveds. Die Beleuchtung lieferte die kleine Laterne der österreichischen Trainer und eine große dicke Kerze, die einer der „Schlesinger" höchsteigenhändig irgendwo „requiriert" hatte und nun dem edlen Kreise spendierte.

So fuhren wir in die Nacht hinaus, hatten uns keiner vorher gesehen und waren doch im Nu alte, gute Freunde! Waffenbrüder! Jeder hatte was zu erzählen, die Deutschen von den Österreichern, die Österreicher von den Deutschen, und als uns die Kerzen und der Gesprächsstoff ausgegangen waren, da drückte und rückte jeder sich zurecht, damit nur ja der andre bequem läge. Und in dem belgischen Wagen ertönte dann ein feierlicher deutsch-österreichisch-ungarischer Schnarchchor. Um halb zwei Uhr nachts waren wir in Ostrowo — und da war die Bahnhofrestauration mit ihren hell in die Regennacht hinauslockenden Fenstern — und da gab's Bier, Tee, Kaffee und Punsch.

Und auf dem Tisch lag die neueste Zeitung — die erste für mich seit vierzehn Tagen! — und da stand gleich auf der ersten Seite groß und breit in jubelnden Lettern: 31 000 Russen in Galizien gefangen!

Und dann stießen wir so oft auf die Waffenbrüderschaft an, bis — bis ich in den Zug stieg, der mich an mein Fahrtziel brachte.

Angriff der Turkos auf die deutschen Stellungen vor Dixmuiden

Nach der Schilderung eines Mitkämpfers für „Arena" gezeichnet von F. Staeger

Totes Land

Ein Besuch der westlichen Schlachtfelder

Von

Wilhelm Pieper, Düsseldorf

Kein Geschichtschreiber wird einst behaupten wollen, im Antlitz des heiligen Deutschland die düstere Runenschrift unsrer Zeit gelesen zu haben. Denn so sorglos die Ruhe, so ungetrübt die Behaglichkeit, die man unter keinen Umständen missen mag. Es geht seinen alten bewährten Weg, das äußere Leben in unsrem Vaterlande, mag es auch innerlich eine Welt quälender Seufzer, Ströme heißer Tränen bergen. Dennoch, die eisige Hand des Entsetzens würde auch dem Zuversichtlichsten, dem Fröhlichsten daheim ans warme Herz greifen, könnte er nur sekundenlang das unglaubliche Elend des Krieges schauen. Nicht der grandiosen Furchtbarkeit des Völkerringens soll damit gedacht sein. Wo erzene Rachen Eisen, Feuer und Donner speien, wo das Todesröcheln der Erschlagenen um Erbarmen und Rache schreit und die Riesenfackeln aufflammender Städte und Dörfer über den tiefroten Nachthimmel zucken, da ist noch brandendes Leben, da ist fiebernde, rasende Bewegung, da ist das Elend, der wirkungsvolle Rahmen kunterbunter, sich überstürzender Ereignisse. Anders dort, wo das heiße Schlachtgetümmel, die rauchende Riesenwoge von Blut und Eisen vorüberbrauste. Leben und Lärm stürmten davon. Nur die zerrissenen, dampfenden, blutbesudelten Kulissen blieben. Da thront die schauerliche Stille über Tod und Trümmern. Und dort, nur dort wohnt das Grauen, das Grausen. —

Wir kamen von Süden herauf, aus Frankreich, und fuhren nordwärts durch die Kette der großen und kleinen Dörfer westlich der Maas. Es war ein Sonnabendnachmittag, heiter, sonnig, und so friedvoll raunten die Ardennenwälder im Goldglanz. Aber von Givet herüber, der alten Grenzfeste der Maas, donnerten die Belagerungsgeschütze, und in dem aufschwelenden Pulverdampf ward das Friedensbild zur grinsenden Fratze. Und die Sonne wurde zur Qual, denn so unbarmherzig näher brachte sie dem Auge die Schreckensbilder, prägte unzählige schauerliche Einzelheiten zu Unvergeßlichkeiten. Und wo man die Leichentücher grauer nasser Nebel als Gottesgeschenk empfunden hätte, schüttete sie freigebig wie immer helles, strahlendes Licht über Erschlagene und Ruinen.

Rechts und links, durch Hecken abgeteilt, breiten sich saftige Weiden. Herden buntgesprenkelter Kühe decken den dunkelgrünen Grund. Aber sie grasen nicht wie in friedlichen Tagen. Breit und aufgedunsen, die Beine breit und hoch gestreckt, liegt das arme Vieh da, und die heiße Sonne weckt furchtbare Miasmen. Dann kommt ein Dorf. Ungemein malerisch, ungemein prächtig und sauber muß es hier vor wenigen Tagen gewesen sein. Nur noch rauchgeschwärzte Trümmer stehen heute. Direkt links ein großer Hof. Die umfangreichen Mauern künden davon. Vor der Scheune zerstreut liegen Wagentrümmer und Pferde. Man war zur Erntefahrt gerüstet. Da kam der Krieg. Nebenan stehen Töpfe und Teller, Tassen und Kannen vor der Tür. Dazwischen die Reste eines Kinderwägelchens. Offenbar wollte hier junges Volk, Mann und Weib, zur Flucht rüsten. Es kam nicht dazu. Im Strudel des Kampfes gingen sie unter. Furchtbar hat das Granatfeuer gewütet. Bis zur Kirche hinauf sind Häuser, Scheunen und Stallungen in Schutthaufen geschossen. Allerlei Getier liegt herum, Hühner und Hunde, Ziegen, Kühe und Pferde. Eine merkwürdige Anhänglichkeit legen die Katzen an den Tag. Soweit sie nicht untergingen mit den Hausinsassen, zogen sie aber auch nicht mit den Geflohenen. Sie weichen nicht von der Scholle. Auf den Trümmern hocken sie wie rundliche Haarbälle und blinzeln ins Sonnenlicht. Und ihre Beutezüge werden immer seltener, aber mit dem Rest seiner zähen Kraft schleppt sich das Tier stets wieder zur alten Scholle hin, um schließlich den Ring im großen Sterben zu schließen. Teils sind die Häuser nur

ausgebrannt. Die Umfassungsmauern stehen noch fast unversehrt. Und von den Fenstern herab nicken noch blutrote Geranienblüten, leuchten blaue und gelbe Blumen, und der neckische Wind zaust im Blütengewirr, und so seltsam muten diese letzten bunten Zeugen einer friedlichen Zeit an. Zerwühlt ist der weite Kirchplatz und schauerlich sein Anblick. Durcheinander liegen die Reste einer französischen Batterie, umgeworfen die Munitionswagen und auf- und übereinander gräßlich verstümmelte Soldatenleiber und Pferde. Das stechende Rot der weiten Hosen brennt im Sonnenlicht, die erstarrten Hände sind zum Himmel geballt, und man hat die Empfindung, daß es tapfere Kerle waren, die hier im Schatten der Kirche verbluteten. Das Gotteshaus rettete nur seine rauchgeschwärzten Mauern. Durch Dach und Fensterhöhlen blinkt Himmelslicht, Tageshelle, und wo Bänke und Betstühle ihren Platz einnahmen, das deuten schmale schwarze Aschelinien an, die sich zu schwarzen Hügeln mit Metallfetzen untermischt auftürmen, wo Altar und Orgel aufgebaut waren. Zwischen den knisternden Trümmern des Chorgestühls liegen drei stark verbrannte Körper ausgestreckt, Menschenleiber. Was mag sie hierhergeführt haben? Möglich, daß sie hier Schutz suchten, vielleicht daß sie ihren Frieden mit Gott und der Welt machen wollten. Wer möchte jedoch verneinen, daß das gelbe Gold, das weiße Silber des Altarschreins drei Bösewichter lockte? Gewiß, die edelsten Tugenden läßt der Krieg zu leuchtenden Rosen erblühen, aber es sind auch die schlimmsten Eigenschaften, die üppig wuchern, wo Feuer und Schwert wüten. Hell brennt die Sonne in das dunkle Chaos. Aber sie bringt keine Antwort auf all die Fragen, bringt keine Lösung der Rätsel, die hier drei Menschenkinder mitnahmen in ein fernes, stilles Land. —

Ein andres Dorf! Dasselbe Bild: Leichen, Kadaver, Ruinen. Und an den Fenstern, die hohl wie erloschene Augen in den Tag starren, flammende Blumenpracht, lachendes Blau, flimmerndes Gelb und tiefes, sattes Rot, Blütensträuße, mit denen die Lebenden ihre Gräber schmückten. Da liegt ein Häuschen, nur ausgebrannt bis auf seine vier Mauern, zwischen zwei ehedem großen Nachbarn, die klein wurden, sehr klein, denn glühende Granaten knickten ihre Wände gleich Streichhölzern. Im Fenster steht noch die Handnähmaschine. Die kleine weiße Hand eines Wallonenmädchens mag wohl die flinken Rädchen gedreht haben. Jetzt haben sie Ruh für alle Zeit. Kein braunumlockter Mädchenkopf schaut mehr hinter den Geranienblüten, schaut nicht mehr nach den Wanderern, die aus Nord und Süd die breite Dorfstraße heraufkamen. Weiß Gott, wo das Mägdelein blieb! Da stand auf der Ecke ein Gasthof. Es muß ein altes prächtiges Haus gewesen sein. Breit und schwer waren seine Mauern, die Giebelfenster wie Schießscharten in mittelalterlichen Burgen, und eine wetterharte, zerzauste Hoflinde hält schützend ihre grünen Arme über die Trümmer, als hätte sie deren Fall wehren wollen. An einer Innenwand baumelt ein großes, zerrissenes Uhrgestänge. Sie war recht altmodisch, diese Uhr, aber sie trotzte den Stürmen der Jahrhunderte, wie das graue Haus, dem sie mit klingender Glockenstimme die rollende Zeit kundtat, bis der furchtbare Krieg kam und beide zerstampfte, das Haus und die Uhr. Drei schwere Tische stehen noch vor der Tür. Sie sind festlich gedeckt und das graue Linnen mit vielfarbigen Astern bestickt. Die weißen Tassen sind teils leer, teils noch halbgefüllt, die Kanne steht da, wie eine Henne inmitten ihrer Küchlein, schimmernd weiß, aber so trostlos ist der Gegensatz, der wiederum bezeugt, daß der Krieg plötzlich, wie ein Unwetter über dieses schöne, friedvolle Fleckchen Erde hereingebrochen sein muß. — Ein erschütterndes Bild bietet ein Patrizierhaus am Markt. Fast in sitzender Haltung, den Kopf tief auf die Brust geneigt, lehnt ein junger Soldat an der Mauer. Auch er ist tot. Aber noch hält die Rechte krampfhaft die Waffe umklammert. Und zu Füßen hat sich ein gewaltiger Bernhardiner, ein selten schönes Tier, gelagert. Der Hund wich nicht von der Seite des Toten, und niemand war, der Nahrung brachte. Den mächtigen Kopf auf die gekreuzten Pfoten stützend, hält er die Totenwacht, selbst leblos, der tote Hund beim toten Soldaten.

Auch hier war die Stätte rund um die Kirche der Schauplatz wilder Kämpfe. Das Gotteshaus ist eingeäschert. Wohl an die zwanzig Gäule ballen sich in wirrem Knäuel am Portal, und die Sprengstücke der Haubitzen und Schrapnelle

haben fürchterliche Arbeit getan. In phantastischen Lagen hängen französische Soldaten über Mauern, zwischen Radspeichen schleuderten die Geschosse ihre zerfetzten Leiber. Ihnen muß der Allerbarmer Tod ein wirklicher Erlöser gewesen sein. Schmerzentstellt sind die dunklen, fast schwarzen Gesichter, die starren Finger bohrten sich tief in das Erdreich, und aus den in maßlosem Entsetzen und grimmer Qual weitaufgerissenen Augen schreit der Fluch gegen die Urheber dieses mörderischen Krieges. In wildester Bewegung erstarrten die Körper. Drohend sind die Arme ausgestreckt, die Köpfe zornig vorgebeugt. Die Gäule verendeten in rasendem Schlagen, und klopfenden Herzens ersehnt man die Formel, erwartet man das Zauberwort, das Menschen und Tieren Leben und Bewegung zurückgeben könnte. — Aber die Hände bleiben geballt, die Arme drohend ausgestreckt und zornig vorgebeugt die schmerzentstellten Gesichter. Und immer grauenvoller wird die Stille, immer bedrückender. Und nichts sehnlicher wünscht man, als wieder dort zu sein, wo Leben ist, wo die Herzen warmblütiger Menschen pochen. —

Schon steht die Sonne tief im orangefarbenen Westen. Aber noch will der große Friedhof nicht enden. Aus den toten Dörfern fährt man ins tote Land. Die Felder sind zerwühlt, das Vieh verendet, die Giebel der zerschossenen Gehöfte stehen gespenstisch am Abendhimmel, und wohin man auch schauen mag: Tod und Trümmer. — Die wohltätige Nacht schickt ihre Boten. Aus den Wiesen und vom Waldrand hernieder steigen blasse Nebelgeister. Flatternde Linnen breiten sie über das Totenfeld. Dichter und dichter weben sie wallende weiße Schleier und hüllen die Erschlagenen, Mensch und Tier, in ein undurchsichtiges weißes Leichentuch. — Weiter malt im Osten die Kriegsfurie die flackernde Purpurlohe brennender Dörfer an den Nachthimmel. Und von Givet herüber krachen dumpf die Geschütze. — —

Äußeres und Inneres einer zerschossenen Kirche

Drei kleine Skizzen vom Kriegsschauplatz

Nachtangriff

Im Dämmern surrte der Propeller unsres Fliegers heran, über uns weg — wir wußten, er kam aus den Wolken, die der Schneesturm über die feindliche Stellung trieb, und ging jetzt an seiner Befehlsstelle nieder. Und alsbald meldete sich das Telephon beim Kommandanten des vordersten Bataillons. „Das bringt warme Küche für heute abend," meinte er und hatte recht. Nachtangriff wurde befohlen, Eisen und Blitz sollten die Würze für unsre Graupensuppe werden.

Die vier Ordonnanzen huschten von Quartier zu Quartier — im klebrigen Lehm der Dorfstraße glitt der eine aus und rollte mit gotteslästerlichem Fluchen über einen Dunghaufen hinweg in den Torbogen einem seiner Freunde in die Arme, den er im Sturze gleich mitriß. Wilhelm Busch würde sagen:

Und als regellose Masse
Findet er sich auf der Straße — — —

Gedämpft rauscht und stapft die vorübermarschierende Kompagnie zur Sammelstelle, wir hinterher zum Dorfausgang; mühsam quälen wir uns durch ein Zuckerrübenfeld. Der allabendlich übliche Granatengruß heult über die Kolonne hinweg, die Geschosse krepieren weit hinter dem Dorfe bei unsrer dort eingeschanzten Batterie.

Richtig erreicht das Bataillon seinen Platz nach einer Stunde mühsamsten Marsches durch grundlose Wege und aufgeweichten Äcker. Der Schneesturm hat nachgelassen, und nur ein leichter Regen ist es, der uns weiter einwässert.

Wir kommen auf zirka fünfzig Schritt an das feindliche Drahthindernis heran. Keiner sieht es, aber jeder weiß, wo es sein muß, der Kompaß und die Erfahrung von Patrouillengängen her sagt uns die Stelle ganz genau. Sie sagt uns auch die Gassen im Drahtnetze, welche der Feind benutzt, um seine Aufklärer nachts gegen unsre Front zum Schutze seines Hindernisses durchzuschieben.

Glück muß der Soldat haben — keine gegnerische Patrouille hat uns gespürt.

Woher kam das Zeichen zum Vorgehen? Es war ein leiser elektrischer Schlag, der durch die Reihe ging.

Und nun marsch, marsch! Die feindlichen Sperrpatrouillen an den Durchgängen im Geflechte schreien entsetzt auf und feuern wie rasend ihre Alarmschüsse in die jetzt sichtbar werdende dunkle Menschenmasse.

Die Handbomben fliegen und platzen mit schauerlichem Krachen, alles zerreißend, wo sie einschlagen, wir hinterher. Der frenetische Willkomm vom Schützengraben, den wir nehmen sollen und wollen, knattert und saust uns um die Ohren; es fallen sechs, sieben Mann, weiter kann man nichts erkennen, hat ja auch nach vorn zu schauen, wo das Feuerwerk des rapiden Feuers von Gewehren und Maschinengewehren in einer ununterbrochenen Linie aufblitzt. Nur kein Halten, die Menschenmasse stürzt vor, fällt, rafft sich auf, reißt mit blutenden Händen den Draht von den Füßen und Beinen und arbeitet sich mit beispielloser Energie durch die heimtückischen Maschen des stählernen Spinngewebes hindurch.

Das sind Werke des Augenblicks — wir haben die schmalste, unbegreiflicher-

weise nur fünf Meter breite Stelle des Netzes vor uns gehabt. An breiteren Stellen ist solch Angriff mit noch viel schwereren Verlusten verknüpft als diesmal hier.

Zähneknirschend, mit verbissener Wut, die Hände eisenfest ums Bajonett geklammert, donnert unsre todesmutige Menschenwoge gegen das feindliche Schanzwerk an. Minen fliegen auf, ganze Dutzende der Stürmenden prallen blutend und zerrissen auseinander, aber nichts hält die Todgeweihten auf. Wieder tut die Handbombe ihren Dienst und zermalmt die feindliche Brustwehr, Menschen, eine sogar ein ganzes Maschinengewehr. Kolbenschläge — Bajonette! Und das alles im Stockdunkel. Wie wahnsinnig stechen die überraschten Feinde um sich, von der erkletterten Brustwehr springen die heulenden Feldgrauen in den Graben, und fürchterlich arbeitet die haarscharfe Stoßwaffe. Aus den Erdlöchern stürzen die Feinde hervor, das Aufblitzen ihrer Schüsse ist die Beleuchtung unsres grausigen Werkes. Aufplatzende Minen verschütten Freund und Feind. Konnte es anders sein, als daß der Graben unser wurde? Die mörderische Arbeit ist verrichtet. Nun vielleicht Ruhe? Kein Gedanke — die jetzt allmählich sternenklar werdende Nacht sieht uns, wie wir unserseits nach dem Feinde zu schanzen und Draht bauen. Mit Gewehr im Arm werden wir zum Feind hinüber und zu den Sternen hinaufblicken die Nacht hindurch ...

Detloff von Berg

Eine unerquickliche Lage

Es mochte abends elf Uhr sein, als die Bagage unsrer Landwehrdivision Befehl erhielt, in Richtung gegen V..... nachzurücken. Die Ausfahrt vom Biwakplatz zur Straße gestaltete sich sehr schwer, und so kam es, daß die Bagage sich in stockfinstrer Nacht alsbald als abgerissen erwies. Die zurückgebliebenen beziehungsweise verspäteten Teile der Kolonne hatten es auf der hügligen Straße sehr eilig, den Anschluß an den bereits weiter vorwärts gerückten Teil zu gewinnen. Die Begleitmannschaft, meist aus fußkranken Landwehrleuten bestehend, hatte sich auf den Wagen placiert, als plötzlich ein Offizier angesprengt kam mit dem Rufe: „Herunter von den Wagen! Hinter und vor uns ist es nicht sauber!" Wie zur Bestätigung seiner Worte setzte plötzlich in unserm Rücken lebhaftes Gewehrfeuer ein. Ich fuhr mit noch einem Kameraden zu Rad zurück und konnte nach kurzer Zeit beobachten, daß über dem Kanal ein Scharmützel im Gange sei. Mit dieser Meldung bei der Bagage ankommend, fand ich dort alles in Aufregung. Sie müßten den Weg verfehlt haben, hieß es allgemein, denn auch vorne werde Gewehrfeuer laut. Ich und mein Kamerad hatten des Tags vorher diese Straße schon einmal passiert und wußten also ganz bestimmt, daß die bekundete Ansicht eine irrige war. Möglich, daß der Feind von irgendwoher in dieser Richtung vorgedrungen sei. Doch auch daran wollten wir zwei nicht recht glauben, da wir bestimmt wußten, daß große Truppenmassen längst bis weit vor uns lagen. Also wollten wir uns Gewißheit verschaffen, und so ging's auf dem Stahlroß vorwärts. In Nähe der französisch-lothringischen Ortschaft B ... begegneten uns größere Trupps, die sich seitwärts der Straße in Stellung begaben. Einer der Offiziere rief uns Radfahrern „Vorsicht!" zu. Wir lachten ungläubig, wußten wir doch, daß unser eignes Regiment und viele andre bayerische Regimenter in den vorne liegenden Dörfern E .... und K .... lagen und die Gefechtsfront etwa in acht Kilometer Entfernung bei M ... zu suchen war. Also immerzu! In eiliger Fahrt ging's die Steigung der Straße vor B .... hinauf; dann in das Dörfchen. Da — was war das? — Deutlich erkannten wir die unter den Obstbäumen hervorblickenden weiten Hosen der Franzmänner. Aber hier fiel die Straße steil ab. Schnelle Umkehr war unmöglich. Und noch hatten uns die Feinde nicht erblickt. Vorne wußten wir unsre Truppen, und so ging's in wahnsinniger Fahrt die Straße hinab. Langsam wälzte sich uns, von unten kommend, eine schwarze Kolonne entgegen — Feinde! — Immerzu! Vorbei! — Es nützt nichts andres. — Wir waren an den ersten

Gruppen angelangt — eine rasche Kurve — und der feindliche Trupp lag in unserm Rücken. Der Gegner dachte wohl nicht daran, daß wir nicht seinesgleichen seien. Er machte keine Miene, auf uns zu schießen, uns abzufangen. Hielt uns also wohl für Kameraden, die einen wichtigen Auftrag zu erledigen haben mochten. Unangefochten hatten wir die vom Feinde wimmelnde Ortschaft bereits hinter uns — schon winkte kaum 30 Meter vor uns die Kanalbrücke und mit ihr die freie Straße, als es plötzlich um unsre Ohren zu pfeifen und sausen begann. Ziemlich lang dauerte es also, bis uns der Gegner erkannt hatte, aber nun sandte er uns der kupfernen Mantelgeschosse so viele nach, daß wir es geraten fanden, die Wettfahrt mit dem Leibhaftigen aufzunehmen. Wir entkamen zwar glücklich dem feindlichen Feuer, aber die momentane Anstrengung aller Körperkräfte, die plötzliche Aufregung gingen nicht spurlos an uns vorüber, und da wir von rückwärts Pferdegetrappel vernahmen, fanden wir es geratener, uns seitwärts in die Getreidefelder zu schlagen. Nahe der Straße fand sich ein Schützengraben. Die wechselnde Hitze mit starkem Regen hatte die steilen Ränder derart zerrissen, daß ansehnliche Erdmassen durch geringen Kraftaufwand eingestürzt werden konnten. Fünf bis sechs feindliche Reiter galoppierten auf der Straße an uns vorbei. Wir hielten die Gewehre schußbereit. Da jedoch rückwärts sich wiederum eine feindliche Abteilung zeigte, zogen wir es vor, uns still zu verhalten. Wir taten gut daran, denn nun setzte in der eben passierten Ortschaft ein heftiges Kleingewehrfeuer ein, und — o Schrecken! — hinter uns und zu beiden Seiten tauchten überall Feinde auf, die gegen die Ortschaft vorgingen. Da sie nicht nur auf der Straße einherzogen, sondern auch durch die Felder kamen, dachten wir uns unrettbar verloren. — Wenn wir die lockeren Erdmassen des Schützengrabens über uns decken würden — das wäre vielleicht die einzige Möglichkeit, dem Feinde zu entrinnen. — So rasch der Gedanke auftauchte, so rasch war er auch ausgeführt. Erst wurden die Räder vom Schützengraben abseits in das Weizenfeld geschleift; dann sprangen wir zurück, legten uns in die schmale Rinne und lösten mit beiden Händen die lehmigen Ränder des Grabens. Bald waren unsre Körper so weit mit Erde bedeckt, daß nur mehr Hände, Schulter und Gesicht freilagen. Auch diese mußten bedeckt werden. — Es war ein wahnsinniger Gedanke, der in uns aufgetaucht und dessen Ausführung im Falle des Mißlingens einen jämmerlichen Erstickungstod für uns zeitigen konnte. Wir betteten uns in der Nähe eines klaffenden Erdrisses so, daß unsre Köpfe zusammenstießen. Das Erdreich links und rechts davor war bereits über uns hereingezogen, und der noch stehende mittlere Erdblock sollte nun, mit vereinter Kraft zum Einsturz gebracht, unsre noch bloßliegenden Körperteile decken. Wir hofften die lehmige spröde Erdmasse so über uns zu bringen, daß sie gleich einer Platte unsern Oberkörper überdache. Gelang dies Kunststück nicht, brach und zerbröckelte die Lehmmasse, dann hatten wir eventuell zu erwarten, daß zum mindesten die Bewegungsfreiheit unsrer Arme vollständig gehemmt oder wir gar, unter der Erdmasse begraben, ersticken mußten. Zu langem Zaudern hatten wir nicht Zeit, und so griffen denn unsre Hände in den klaffenden Erdspalt. Ein gewaltiger Ruck, und zu unsrer Freude lagerte über uns das Lehmstück gleich einer Platte. Nahe der Grabenwand, dort wo die Erdmasse abgerissen, blieben zwei winzige Löcher, welche genügend Luft in unsre Gruft eindringen ließen. Es war höchste Zeit! — Das im Dorfe immer heftiger einsetzende Gewehrfeuer kam näher. Stimmengewirr, französische Kommandos, Trappeln der Pferdehufe und Wagengerassel drang außer dem unaufhörlichen Rattern an unsre Ohren. Immer lebhafter wurde das Kampfgetöse, und obwohl wir nichts sehen konnten, bebte in uns doch das bestimmte Gefühl, inmitten des Gefechtsfeldes sicher geborgen zu sein. — Geborgen! — — Eilige Tritte nahten unserm Versteck, Schützen suchten, neben und über uns liegend, Deckung und eröffneten ein mörderisches Feuer. Es waren die Feinde, welche unsern Schützengraben bezogen. Deutlich hörten wir die Kommandos des auf dem uns überdachenden Block liegenden Kapitäns. Die leeren Patronenhülsen fielen in den Graben, Füße trampelten auf den unsrigen herum, stiegen auf unsre Unterkörper, daß mein Freund laut aufstöhnte, während ich ein

ums andre Mal die Zähne zusammenknirschte, um nicht ebenfalls vor Schmerz laut aufzuschreien. Die Gedanken, welche uns in jenen schrecklichen Augenblicken beherrschten, mochten anfangs grausig sein, aber als die Schießerei ungefähr eine halbe Stunde lang gedauert hatte, konnte ich gar nichts mehr denken, außer wenn nicht bald die Unsrigen kommen, dann müssen wir beide uns verloren geben. Wäre es nicht Nacht gewesen, so hätten uns die feindlichen Schützen bald entdecken müssen, denn unsre Füße mußten längst stellenweise bloßgelegt sein. Ich verspürte beispielsweise ganz deutlich die auf meine Knie herabgeworfenen Erdstücke und leeren Patronen und jede geringfügige Bewegung des auf meinen Füßen placierten feindlichen Schützen. Doch damit nicht genug, auf einmal gab das über unsre Oberkörper gelagerte Lehmstück nach, brach mitten entzwei, und die untere Hälfte lagerte, durch das Gewicht des feindlichen Anführers beschwert, auf unsern Armen wie ein Schraubstock. So blieb uns nichts andres übrig, als die in Mund- und Nasenöffnung kollernden Erdstücke pustend zu entfernen. Unterdessen wurde das Schießen immer heftiger. Unsre Freunde mochten nicht allzuweit mehr entfernt sein, denn aus dem im Graben entstandenen Tumult schlossen wir, daß die bayerischen Kameraden dem Feinde arg zusetzten. — Neuerlich brach eine größere Erdmasse von dem uns noch etwas Luft und Raum gewährenden, über uns gelagerten Lehmstück. Mein Kamerad stieß einen markdurchdringenden Schrei aus. — Verloren! Nun wird man nach uns suchen, wird der Gegner uns finden! So rasch dieser Gedanke auch in meinem Hirn auftauchte, so rasch wurde er durch das vernommene kräftige „Hurra!" unsrer stürmenden Landsmänner wieder verdrängt. Die Füße auf uns hörten auf zu trampeln, der Feind stob davon, und nun patsch — patsch — — „Hilfe! — Hilfe!" gellte es aus dem Munde meines Freundes, und „Kameraden, Vorsicht! — Herrgott, mein Magen!" rief auch ich aus Leibeskräften. Es waren wirklich die Unsrigen, welche in den halbzerfallenen Graben hereingesprungen kamen und dem fliehenden Feind von da aus ein mörderisches Feuer nachsendeten. Obwohl erstaunt, ließen unsre Rufe sie doch nicht im unklaren darüber, daß unter ihren Füßen deutsche Kameraden stecken mußten. Rasch waren wir befreit. Über und über mit zähem Lehm bedeckt, erhoben wir uns aus unsrem Grabe. G. H.

Eine gefahrvolle Requisition

Wir waren unser fünf, lauter waschechte Oberbayern, die sämtlich den Teufel nicht gescheut hätten. Diese Eigenschaft veranlaßte wohl auch unsern „Alten", uns fünfblättriges Kleeblatt mit einem besonderen Auftrag in das von der Gefechtsfront etwas abseits liegende französische Vogesendörfchen zu senden. Als wir, bald kriechend, bald wieder springend, dortselbst ankamen, fanden wir die Situation gerade nicht einladend. Am westlichen Dorfausgang ratterten die deutschen Maschinengewehre, während am östlichen Eingang soeben unsre Artillerie sich zu mörderischem Kampfe postierte. In der Luft kamen die feindlichen Schrapnelle gleich Wandervögeln geflogen, und ihr Bersten ließ eine unheimliche Musik in unsern Ohren erklingen. Doch wir hatten jetzt nicht Zeit, auf dieses Kampfgetriebe zu achten, denn unser Befehl lautete, alles, was an Lebensmitteln aufzutreiben sei, in den mitgeführten Schnappsack zu stecken und zur Kompagnie zurückzubringen. Nur im äußersten Fall sollten wir der Hühnerjagd obliegen, zuerst aber die rußigen Speckkammern der Häuser nach etwaigem Eßbarem abstöbern. Die Aussicht auf letztere Art, etwas Genießbares zu finden, war bei der Hals über Kopf vor sich gehenden Flucht der Dorfbewohner stets vorhanden, also machten wir uns hochgemut an die Untersuchung der Kamine. In den ersten Häusern mußten wir leer abziehen. Da hing außer verrußten Stecken auch nicht ein Schwänzchen in den Rauchfängen. Beim vierten und fünften Hause angelangt, stürzte plötzlich unser Matador — der Kompagniemetzger und zugleich unser „Urvieh" — mit einem wahren Indianertriumphgeheul aus der

Türe eines stattlichen Gehöftes. Wir kannten ihn zu gut, um nicht aus seinen mit einem Kriegstanz identischen Gebärden auf eine freudige Entdeckung im Sinne unsres Auftrages zu schließen. Da es gleichzeitig unlieb verheißungsvoll über unsern Köpfen prasselte, stoben wir wie von Furien gehetzt in das erwähnte Gebäude. Unser Matador an der Spitze, ging's durch den schmutzigen Flur in die noch schmutzigere Küche, und dort ein Zeichen, das aller Blicke flugs nach oben in die rauchgeschwärzte Höhe lenkte. Aber so schnell auch unsre Blicke nach oben flogen, unser Kompagnieracker war nicht weniger flink. Er hob seinen Fuß, als gälte es, auf das Roß zu sitzen, und „ho—hopp!" saß er auf einem der zwei rußigen Balken, griffen seine umfangreichen Hände nach den an Stangen aufgehängten Speckseiten und Würsten. Es war ein reichlicher Segen, der da vom Kamin herab und in unsre Säcke wanderte. Natürlich führten wir Untenstehenden uns sogleich einige der Hausgemachten zu Gemüte — aber da — „Blitz, Hagel und Granaten!" — meinen Kameraden wäre vor Schreck schier das gewaltige Stück einer Blunze im Schlund steckengeblieben. Der Kompagnieracker und Matador kollerte plötzlich inmitten eines fürchterlichen Krachs aus seinem schwarzen Asyl auf uns herab. Ihm nach die rußgeschwärzten Stecken, die in höheren Schichten placierten Würste und Speckstücke sowie eine Unmasse von Steinen und Schutt. Kapiert hatten wir sämtlich schnell, daß eine feindliche und gutgezielte Granate uns diese unliebsame Bescherung bereitet, doch nun abziehen und die begehrenswerten Sachen im Schutt verkommen lassen? — Nein, und mochte der Feind es uns noch so gut vermeinen, das wäre eine Treulosigkeit an unsern hungernden Kameraden gewesen. Also wurde aus dem sich fortwährend mehrenden Schutte alles fein säuberlich herausgeholt. Damit fertig, war es aber auch höchste Zeit, zu verschwinden, denn unsre Schützen vor dem Dorfe wallten vor dem ungestüm drängenden, übermächtigen Feind zurück, und unsre wackeren Artilleristen hatten ihre Geschütze bereits auf einem rückwärts liegenden Hang in sichere Stellung gebracht und machten Miene, nun auch ihrerseits einen ergiebigen Hagel in den gegen das Dorf anstürmenden Feind zu senden. Ungefähr zwei Zentner mochte es ausmachen, was wir an Würsten und Speck requiriert hatten. Freilich sah die zuletzt in die Säcke gesteckte Ware nicht gerade einladend aus, sondern war wie unser Matador von den herabgestürzten Steinen ziemlich blessiert. Doch dafür fand sich Rat, als wir nach halbstündiger Wanderung am Kanal, unsre Kompagnie suchend, auf ein klares Bächlein stießen. Vor allem sollten jetzt die erbeuteten Speckstücke und dann auch unser aus mehreren Wunden blutender Kompagniemetzger einer gründlichen Reinigung unterzogen werden. Mit den ersteren ging es schnell, beim letzteren hatte es einen Haken, die zwei gewaltigen Löcher im Hinterhaupt, dann eine ansehnliche Rißwunde unterhalb des linken Schulterblattes erforderten eine sachte Behandlung. Während unsre mit Wasser getränkten Taschentücher hübsch vorsichtig durch die Wunden gezogen wurden, tönte es von jenseits des Kanals: „Kameraden, habt ihr nicht auch für uns einen übrigen Bissen!" Es waren drei Verwundete, denen bei Beobachtung der an den Speckschnitten vorgenommenen Reinigungsmanöver das Wasser im Munde zusammenlief. Natürlich hatten wir für die Tapferen etwas übrig, und zwar nicht nur einen Bissen, sondern ein ansehnliches Stück Speck und eine der größten Würste flog in gewaltigem Bogen über das schmutzige Wasser des Kanals. Das heißt, es hatte zwecks Atzung der jenseitigen Freunde auf dem uns gegenüberliegenden Ufer landen sollen, fiel jedoch einige Meter vor dem Ziel ins Wasser. — Schade — ewig schade für die leckeren Bissen! — Haben aber sollten die drüben ihren Anteil, und so verfiel man darauf, das Ende eines Bindfadens respektive Nähfadens mit einem Stein beschwert vorerst hinüberzuschleudern. Auf diesem schwachen Verkehrswege sollten dann Speck und Wurst sicher ans Ziel gelangen. Dieser Vorschlag aber leuchtete unserm Matador keineswegs ein, und so packte er rasch entschlossen eine Speckseite, entledigte sich mit den Worten: „Geh, do mach ma lang Faxn!" seiner Stiefel, und patsch, plätscherte er, der selbst Blessierte, durch die Fluten, um den Kameraden drüben sicher zu einem Imbiß zu verhelfen. Als er so wider Erwarten unsre Klugheit zuschanden gemacht hatte,

ging's — platsch — platsch — im Hundstapper, pustend und keuchend, wieder den nassen Weg zurück. Bei uns angekommen, meinte er, seine nassen Kleider ausschlotternd: „Na — is a so net einfacha und schnella ganga?“ und wir mußten dem Raschentschlossenen recht geben. Freilich, so einfach war für ihn die Sache nicht, denn wenige Tage nach diesem Bravourstückchen wurde der arg fiebernde Matador auf einem Wägelchen ins Lazarett zurückgeschafft. Als wir uns von ihm verabschiedeten, meinte er: „Schad, daß i fort muaß, denn schö war's halt doch alleweil und fidel aa.“ G. H.

Zwei eherne Sonette von Richard Schaukal

Leben

Leben, wie wiegst du leicht in diesen Tagen,
sonst im Entschwinden kunstvoll noch gehegt!
Tod, dessen Schatten schon das Herz bewegt,
wie kannst du die gehäuften Opfer tragen!

Es rast des Krieges blinder Sichelwagen,
der Reih um Reihen knirschend niederlegt
und Leichen wirbelnd aus dem Wege fegt,
bis er sich sinnlos endlich selbst zerschlagen.

Und wieder wird sich über dem Verwesen
die alte Erde ewig jung begrünen
und, himmelan erblühend, Duft verbreiten;

sie sündigt nicht, sie muß sich nicht entsühnen,
sie dauert nur; Verfall ist ihr Genesen:
sie hat am Finger Gottes hinzugleiten.

Theodor Körner

Wem ward ein Los je, Körner, wie das deine,
der deutschen Jugend Inbegriff und Traum!
Die Zügelhand besprüht von weißem Schaum,
zum Feind das Schwert gezückt, das bräutlich reine,

die blauen Augen wie zwei Edelsteine
im Morgenrot der Freiheit leuchtend; kaum
beflügelt noch, schon ein Gestirn im Raum,
der Dichterkranz umloht vom Heldenscheine!

Und all das Glück, gehäuft, Geschenk des Kriegs,
des schrecklichsten der rauhen Erdgewaltigen!
Zürnt ihm nicht, blind vor Schmerz, der vielgestaltigen,
der nie erkannten Mutter wildem Sohne,
der euch das Herz erhebt zum Ziel des Siegs
und dem, der stirbt, beut eine Strahlenkrone!

Augenblicksbilder von den Kriegsschauplätzen

Deutscher und holländischer Soldat an der Grenzsperre

In sicherem Schutz vor den feindlichen Granaten

Das kaiserliche Feldküchenautomobil

Österreichisch-ungarisches Waldlager in Galizien

Kilophot, Wien

Ein Feldpostbrief aus Schloß Les Essarts

Ein Schloß, wie oft in Frankreich, reich geziert,
Doch leergeplündert, öde Mauern,
Die um entschwundne Schönheit trauern,
Drin haben sich Soldaten einquartiert.

Durchs Bücherzimmer Tabakswolken ziehn,
An weißer Wand ein kleines Bild, vergessen,
Der Tisch halb abgeräumt vom Mittagessen,
Die Herrn bei der Zigarre am Kamin.

Mein Pferd steht aufgezäumt, bereit im Stall,
Herbstnebel ziehn im Park, wo's mählich schummert,
Der Leutnant liest, der Oberleutnant schlummert,
Die Fenster klirrn von dumpfem, schwerem Schall.

Da rührt's mich an wie ferne Sympathie,
Und während draußen die Kanonen blitzen,
Bereit, im Augenblicke aufzusitzen,
Verehrte Freunde, denke ich an Sie.

Gedicht und Zeichnung von Kurt Simon

Islamitische Schattenspiele in Ägypten

Von

Siegbert Salter

Schiff mit Schwertkämpfern

Was für das mittelalterliche Europa der Troubadour und Minnesänger, das war für die alten Völker des Islam der Schattenspieler. Er schilderte in wohlgesetzten Reimen und mit prächtig geschnittenen Figuren die romantischen Taten der alten Volkshelden, und ihm ist es zu danken, wenn wir heute noch Kunde haben von manchen wundersamen Begebnissen, die in früheren Jahrhunderten Seele und Phantasie des Volkes beschäftigten und die ohne die von Generation zu Generation hinübergreifende Überlieferung der alten Schattenspiele längst der Vergangenheit anheimgefallen wären.

Auch heute noch hat der Islam sich seinen tiefausgeprägten Hang für alles Märchenhafte bewahrt, und wo immer sein Einfluß wirksam ist, da haben sich auch bis auf die Gegenwart die alten Schattenspiele, wenn auch in modernisierten Formen, erhalten.

So kann man heute noch in Kairo Schattenspiele sehen, die zwar türkischen Ursprungs sind, aber doch den Einfluß des arabischen Schattenspieles, von dem hier die Rede sein soll, nicht ganz leugnen können und die ein wenig an den „Wajang", das Schattenspiel der Javaner, erinnern, das aus Büffelleder geschnittene Puppen verwendet, deren Schatten auf einen weißen Vorhang geworfen werden.

Kriegsschiff mit Bogenschützen'

Eine gewisse Ähnlichkeit mit diesen verraten auch die islamitischen Schattenspielfiguren, die Herr Privatdozent Dr. Paul Kahle in Halle in Ägypten aufzufinden das ganz besondere Glück hatte,

Kannenverkäufer

nachdem man lange vergebens nach diesen kultur- und kunsthistorisch so außerordentlich interessanten Zeugen einer längstverschollenen Zeitperiode geforscht hatte. Diese Figuren, die sich heute im Besitze Dr. Kahles befinden, sind gleichfalls aus Leder geschnitten. Ihre Wirkung wird nicht nur durch den bloßen Umriß, auch nicht allein durch das durchscheinend gemachte gefärbte Leder erzielt, sondern, wie der Besitzer in einer größeren Abhandlung erklärt, „man stellte durch geschicktes Ausschneiden kleinster Teilchen bei durchscheinendem Licht wunderbar wirkende Muster, Rosetten und Bänder her, und indem man die sich dabei ergebenden Flächen wiederum ausschnitt und mit ganz dünnem, farbig durchscheinendem Leder benähte, erzielte man zugleich prächtige Farbenwirkungen".

Das hohe Alter der hier wiedergegebenen Figuren, die die modernen Erzeugnisse dieser Art durch zierliche Feinheit der Ornamente und die Pracht der Farben weit hinter sich lassen, wird unter anderm bezeugt durch das Mameluckenwappen, das sich auf einer Reihe von ihnen, so beispielsweise besonders deutlich auf der Decke des unten abgebildeten Elefanten zeigt, und das in dieser Form im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert üblich war. Es darf als sicher gelten, daß die jüngsten dieser Figuren auf das ehrwürdige Alter von zweihundert Jahren zurückblicken

Der Mann mit dem Stock

Elefant mit Musikkapelle

Ein Strauß

können. Schon in Schriften aus dem elften Jahrhundert finden derartige Schattenspiele Erwähnung, und aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert sind uns bereits die Namen einer ganzen Reihe berühmter Schattenspieler überliefert.

Bei den heute in Ägypten, namentlich in Kairo, zu sehenden Schattenspielen ist die Technik der Vorführung wohl im großen und ganzen diejenige der alten Spiele. Die Figuren sind an meterlangen, aus Palmblätterrippen bestehenden Stöcken befestigt und besitzen zum Teil bewegliche Glieder.

Die zur Bildung der Schatten erforderliche Lichtquelle, die zwischen Spieler und Leinwand angebracht ist, besteht aus ölgetränkter Baumwolle, die in einer Tonschale brennt. Die Texte zu den Spielen, die früher in der Hauptsache die Taten der Sultane, Heerführer und hohen Staatsbeamten besangen, wurden in poetischer Form gesprochen, während sie heute meist in ungebundener Rede dargeboten werden, um sie dem Volke anziehender zu gestalten.

Wenn wir diese Figuren betrachten, so tauchen bewegte Bilder von Kampf und Streit, von kühnen Seefahrten und rauschenden Festen vor unserm rückschauenden Auge auf.

Die Schwertkämpfer und Bogenschützen auf den starken Segelbooten; der gewichtige, reich geschmückte Elefant mit der baldachinüberragten „Hauda", der eleganten arabischen Sänfte, dem Paukenschläger und den Oboebläsern; der Verkäufer, der auf seiner „Sanije" zierlich gemusterte Kannen daherträgt; das seltsam und doch charakteristisch gestaltete Getier, das alles mag wohl geeignet sein, in dem Herzen des einheimischen Beschauers Gefühle zu erwecken, die ihn die Alltagsmisere vergessen und ihn sich fühlen lassen als ein Glied eines großen Volkes mit großer Vergangenheit.

Ein Fabeltier

Wahrheit

Stelle sich selbst jeder recht auf sich ein:
Nicht jeder kann ein Goethe sein,
Nicht jeder kann einen Rubens erreichen,
Nicht jeder einem Beethoven gleichen.
Wie wäre das auch so seltsam im Leben,
Würde es lauter Riesen geben!
Da wäre es um die Freude geschehn,
Sich selbst an andern wachsen zu sehn.
Das Streben würde zu Ende sein:
Ein jeder stieße den Himmel ein.

Leo Heller

Was und wie sind die Engländer?

Von

Dr. Carl Peters,

Kaiserlich Deutschem Reichskommissar a. D.

Ein bekannter Schriftsteller (Houston Chamberlain) veröffentlichte vor kurzem in einer Berliner Tageszeitung einen Aufsatz über England, in welchem er erklärte, die Engländer seien eine Doppelrasse: Angelsachsen und Normannen; reinere Germanen als die Deutschen selbst. Dabei übersieht er, meiner Ansicht nach, das wesentliche Element des englischen Volkes: die Kelten, welche gerade in dem letzten Jahrzehnt auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens mehr und mehr hervortreten und die Rassenzugehörigkeit des englischen Volkes heutzutage bestimmen. Die Engländer von heute sind kaum noch eine blonde Nation zu nennen; sie sind weit näher mit den Franzosen als mit den Deutschen verwandt.

Nun ist in den letzten Jahren mit der größeren Demokratisierung des Volkes und auch der Verfassung mehr und mehr, wie ich schon sagte, das keltische Element in den Vordergrund getreten. Ihr eigentlicher Führer ist Lloyd George, und er ist wohl auch der kommende Premierminister von England. Wenn man durch die großen Restaurationen von London abends schreitet, zum Beispiel durch das Savoy-, das Trocadero-, das Carlton-Hotel, fällt einem auf, wie sehr das blonde Element hinter dem schwarzen zurücktritt. Alles ist dunkelhaarig. So ist das heutige England.

Ebenso, glaube ich, irrt sich Chamberlain, wenn er die Deutschen, im Gegensatz zu den Engländern, eine einheitliche Rasse nennt. Er vergißt die große Beimischung, welche das keltische Element den Süddeutschen gegeben hat, und den slawischen Einfluß auf die östlichen Provinzen Deutschlands. Außerdem waren die Franken und Sachsen, auf denen das gegenwärtige Deutschland eigentlich beruht, jahrhundertelang durch Religion und Sprache scharf getrennt und fast so verschieden wie zum Beispiel Franken und Römer. Ein einheitliches Deutschtum gibt es ebensowenig wie ein einheitliches Engländertum. Aus der Verschiedenheit ihrer Zusammensetzung ergeben sich auch die verschiedenartigen Eigenschaften der Engländer. Der Engländer, wenn man damit den blonden, angelsächsischen Typus meint, ist in der Tat gastfreundschaftlich, entgegenkommend, hilfsbereit gegen den einzelnen Fremden. Aber wo die Masse der untern Volksklassen in Frage kommt, da ist er heißblütig, roh und gemein. Genau wie der Pöbel in Paris.

Diese Kennzeichnung zieht sich durch die gesamte englische Geschichte. Zuerst verbanden sie sich mit den Holländern gegen Spanier und Portugiesen, dann mit den Franzosen gegen die Holländer, schließlich mit Indianern und Hindus gegen die Franzosen. Damit haben sie sich ihr Weltreich zusammengebracht, welches das römische weit überbietet. Diese Verschlagenheit und Hinterlist in ihrer Politik, welche jede Seite ihrer Geschichte kundgibt, ist nicht angelsächsisch oder normannisch, sondern finnisch oder keltisch. Überhaupt spielt das Normannische eine sehr geringe Rolle im englischen Volke. Wilhelm der Eroberer brachte nämlich keineswegs normannische Edle oder gar Norweger mit sich herüber, sondern im wesentlichen nur Kelten von den Channel-Islands, welche er zum Teil auf dem Schlachtfelde von Hastings zu Edlen umwandelte und auch dotierte. Nur auf die englische Sprache haben diese Franzosen einen gewissen Einfluß geübt, da 30 Prozent der englischen Sprachwurzeln französischen Ursprungs sind, aber sie alle werden plattdeutsch oder englisch ausgesprochen. Genau so wie die Engländer in der Geschichte ge-

wesen sind, sind sie noch heute. Kriegerisch waren sie nie, und die Armee haben sie seit Oliver Cromwell verabscheut. Noch bis vor kurzem trat eigentlich nur Gesindel in die Armee ein. Heute ist das etwas anders geworden unter dem Druck der nationalen Gefahr. Aber Lord Kitchener ist noch weit davon entfernt, das englische Volk für die allgemeine Wehrpflicht gewonnen zu haben. Ich glaube, eher verzichten die Briten auf ihre Weltherrschaft, als daß sie diese annehmen.

Die Engländer sind eine unwissende, aber höchst anmaßende Rasse. Von der Geographie und der Geschichte ihrer Nachbarländer wissen sie so gut wie gar nichts. Aber die englischen Bravourstücke aus ihren Kämpfen mit den Franzosen und Spaniern stehen wie leuchtende Sterne am Horizont ihres Wissens. Sie sind kritiklos, und was ihrer nationalen Eitelkeit schmeichelt, das glauben sie. Auch in dieser Beziehung sind sie genau wie die Franzosen.

Die Engländer werden durch ihre Erziehung systematisch zur Verlogenheit angelernt. Es ist das unreligiöseste Volk, welches ich kenne, und dabei das kirchlichste. Im Grunde glaubt noch heute jeder normale Engländer an die Schöpfungsgeschichte des ersten Buches Mosis. Das halten sie für Religion. Die Kinder werden gelehrt, gewisse Phrasen stetig zu wiederholen. Ich sage zum Beispiel: „Meine Tante ist krank", darauf muß der gebildete Engländer antworten: „Ich bin sehr traurig." Dann erwidere ich: „Aber es geht ihr schon besser," darauf antwortet er: „Oh, ich bin so froh" und so weiter. Das wird alles gedankenlos so hingeplappert, denn der Betreffende kennt meine Tante gar nicht. Ebenso darf man in Gesellschaft gewisse Sachen nicht erwähnen, vor allem das Wort „Tod" ist „shocking". Andre Phrasen muß man sagen. So ist die ganze Erziehung auf den Schulen wie auf den Universitäten. Ich habe das immer eine Papageiendressur genannt. Wie unwissend diese Art ist, geht auch aus folgender Bemerkung eines leitenden Mineningenieurs im Mudzatal bei Macequece hervor. Er fragte meine Frau, wie es zugehe, daß der Halbmond einmal rechts herum und einmal links herum im Verlauf des Monats stehe. Er konnte die Veränderung des abnehmenden und zunehmenden Mondes augenscheinlich nicht begreifen. Derselbe Herr sagte einmal zu mir, als wir eines Abends vor seiner Terrasse saßen und ich bemerkte, von der Venus, wie vom Mond, komme ebenfalls Sonnenlicht zu uns herüber: „Ist die Venus auch ein Mond, Herr?" Einmal in London besuchten mich zwei Engländer, die mich fragten, wodurch der Donner entstehe. Als sie sich verabschiedet hatten, kam ein alter Freund zu mir, dem ich die Sache erzählte, hinzufügend: „Wie unwissend ist doch Ihr Volk." Er stutzte einen Augenblick und sagte dann: „Um die Wahrheit zu sagen, Peters, ich weiß es auch nicht; ich habe immer gelernt, der Donner sei die Stimme von Gott."

Die Tugend der Engländer ist ihr Patriotismus, auch wenn er zum Teil aus Unwissenheit besteht. Alle andern Völker sind nur Mittel zum Zweck. So ist ihre Regierung, so ist auch die City von London: rücksichtslos, verschlagen, hinterlistig. Jedermann, der dem Engländer aufs Wort glaubt, wird sich betrogen sehen. Und diese Nation wagt es, zu behaupten, sie kämpfe jetzt für die Zivilisation gegen das Volk der Hunnen und Barbaren!

Granatensplitter

Kriegsaphorismen von Eugen Reichel

Denkt nicht an Blut und Wunden! Alljährlich gehn in aller Welt Zehntausende sinn- und zwecklos und oft genug qualvoll zugrunde.

*

Angst haben heißt: dem Feinde die Waffen schärfen.

Ein siegreiches Heer bringt alle streitlustigen Frauenrechtlerinnen zum Schweigen.

*

Das ist das Schönste an einem Kriege, daß der Mann in ihm wieder zu Ehren kommt.

Die Grenzwacht im Süden

Nach einer künstlerischen Aufnahme von W. Müller, Bozen

Wer verdient am Krieg?

Von

Dr. Ernst Franck

Der Krieg macht viele Menschen brotlos, vernichtet zahlreiche wirtschaftliche Existenzen und schmälert wohl eines jeden Einnahmen mehr oder weniger bedeutend. Andrerseits gibt er aber auch vielen Brot und Verdienst, und einzelne Industriezweige ziehen nicht unerheblichen Gewinn aus ihm. Wer die Nachfrage des Krieges decken kann oder sich in seinem Gewerbe den Ansprüchen des Krieges anzupassen vermag, der gehört zu der nicht kleinen, gegenwärtig günstig gestellten Gruppe von Industriellen und Gewerbetreibenden, von denen man sagen kann, daß sie am Kriege, durch den Krieg verdienen.

Den besten Platz unter diesen Begünstigten nehmen naturgemäß solche Industrien ein, deren Produktion von vornherein auf den Krieg gestellt und für seine Bedürfnisse berechnet ist. Lange Friedensjahre mit verhältnismäßig niedrigem Umsatz wurden dazu benutzt, im Bedarfsfalle, also im Kriegsfalle, bereit zu sein, um den ungeheuren Heeresbedarf im engeren Sinne decken und die riesigen, plötzlich hervortretenden Ansprüche befriedigen zu können. Die Fabriken der schweren Industrie, Geschütz-, Geschoß-, Gewehr- und Munitionsfabriken, sowie die Maschinenfabriken, die die entsprechenden Maschinen liefern, haben nicht nur bei Eintritt des Krieges, sondern auch während des ganzen Krieges sehr bedeutend zu tun. Werften und Panzerplattenfabriken, Stahlwerke und Stahlgießereien, besonders solche, die von fremder Erzzufuhr unabhängig sind, Pulverfabriken und Kohlenwerke, Waggon- und Automobilfabriken verdienen gegenwärtig alle sehr gut. Sie bilden jedoch, mittelbar oder unmittelbar, nur einen Teil der jetzt sehr lebhaft tätigen Industriezweige, die der gesamten Heeresausrüstung dienen. Man macht sich im allgemeinen keine ganz klare Vorstellung davon, was es bedeutet, fünf, sechs oder noch mehr Millionen Soldaten bis auf den letzten Knopf vollständig auszurüsten. Leistungsfähige Firmen, die prompt 300000 Helmspitzen oder 1000000 Brotbeutel oder 3 000 000 Metallknöpfe oder 100 000 Wolldecken oder 150 000 Meter feldgraues oder 60000 vorschriftsmäßige Infanterieleibriemen oder hundert andre Dinge in ähnlich hohen oder noch höhern Posten zu liefern imstande sind, machen immer ein gutes Geschäft, obwohl sie in der Regel nicht direkt an die Heeresverwaltung, sondern an die Armeelieferanten liefern, die gleichfalls noch an den einzelnen Posten verdienen, aber gegenwärtig die von Rohstoffabrikanten und Fertigfabrikatfirmen gesuchtesten Persönlichkeiten sind.

Nächst der Ausrüstung stellt die Verpflegung des Heeres ungeheure Ansprüche an die in Betracht kommenden Industrien und weist ihnen willkommene und rentable Aufträge in beträchtlicher Höhe zu. In erster Linie verdient die Landwirtschaft hier, soweit sie Vieh und Brotgetreide sowie Mehl für die Ernährung der Soldaten, Heu und Hafer für die Verpflegung des Pferdebestandes zu liefern hat. Glänzende Geschäfte machen schon seit Beginn des Krieges die Konservenfabriken aller Art. Man erinnert sich, wie schon in den ersten Mobilmachungstagen in den Delikatessenläden die Konservenbestände aufgekauft wurden und manche Artikel, beispielsweise kondensierte Milch, vorübergehend überhaupt nicht mehr zu haben waren. Das hing freilich zum Teil auch mit den Transportschwierigkeiten jener Tage zusammen.

Der große Umsatz der Konservenfabriken wirkt wiederum belebend auf andere Industriezweige weiter. So hat die Weißblechindustrie gegenwärtig ungeheuer zu tun, weil für die Konservenbüchsen von den Blechemballagefabriken enorme Mengen Weißblech benötigt werden und die englische Ausfuhr an Weißblech gegenwärtig wegfällt. Der Bedarf an Weißblech ist so groß, daß er die augenblickliche Leistungsfähigkeit der inländischen Fabriken übersteigt, obwohl die Fabrikation von schwarzen Feinblechen, nach denen geringe Nachfrage ist, aufs äußerste eingeschränkt wurde. Manche Industriezweige gewinnen gegenwärtig dadurch, daß die ausländische Konkurrenz ausgeschaltet ist und die Mahnung, nur deutsche Waren zu kaufen, vom Publikum ernsthafter und oft mit Leidenschaft befolgt, wird. Vielfach, zum Beispiel in der Modebranche, wird dadurch freilich nur ein Teil des Verlustes ausgeglichen, den die durch den Krieg erzeugte allgemeine wirtschaftliche Lage und der Hang zur Sparsamkeit, zum Sicheinschränken auch bei vielen, die es nicht nötig hätten, hervorgerufen hat. Das feine Damenhutgeschäft braucht nicht die teuren Pariser Modelle zu beziehen; aber die dadurch erzielte Verringerung der Spesen nützt ihm nichts, wenn die Kundin auch das aus dem Atelier hervorgegangene Modell nicht kauft, sondern den vorjährigen Hut zum Umarbeiten bringt und vielleicht gar noch wünscht, daß die mitgebrachten Zutaten dabei verwendet werden sollen. Manche Firmen vermögen die Kriegsverluste dadurch annähernd oder voll oder vielleicht noch mit Gewinn auszugleichen, daß sie sich dem Bedürfnis des Krieges, soweit es ihr Betrieb erlaubt, anpassen. So stellt eine große Elektrizitätsfirma Millionen von Metallknöpfen für die Heeresverwaltung her und deckt dadurch wenigstens einen Teil des Ausfalls an ihrem Auslandsgeschäft.

Die Verwundetenpflege gibt gleichfalls vielen Industriezweigen, insbesondere chemischen Fabriken, sowie allen Häusern, die Krankenpflegeartikel, Verbandstoffe und dergleichen erzeugen, reichlich zu tun. Aber auch diese Industriezweige haben teilweise eine große Ausfuhr ins jetzt feindliche Ausland gehabt, die nun wegfällt. Medikamente dürfen gegenwärtig auch nicht ins neutrale Ausland geliefert werden. Manche chemische Fabrikate wiederum bedürfen zu ihrer Herstellung gewisser überseeischer Drogen, deren Zufuhr und Einfuhr, soweit sie bisher noch möglich war, mit immer weiterer Ausdehnung des Weltkrieges auch abgeschnitten wird. So wird zum Beispiel Morphium vermutlich sehr knapp werden.

Man sieht, das „Verdienen durch den Krieg" ist für viele, von denen man glaubt, daß es ihnen blüht, nur sehr relativ zu verstehen. Sie haben guten Umsatz und dürfen doch froh sein, wenn Gewinn und Verlust einigermaßen balanciert.

Vielfach ist die Meinung verbreitet, daß die Zeitungen im Kriege gut verdienen. Bei den meisten eingeführten Zeitungen steigt in der Tat die Abonnentenziffer, auch werden Extrablätter und Einzelnummern in großen Mengen abgesetzt. Aber die Vermutung eines glänzenden Geschäftsgangs beruht trotzdem auf einem Irrtum. Denn das Inseratengeschäft, aus dem allein der Gewinn einer Zeitung erwächst, stockt bei Beginn des Krieges fast ganz und liegt während des Krieges sehr danieder. Das gilt fast noch mehr für Zeitschriften, die daher in der Kriegszeit erst recht auf die Treue ihrer Abonnenten angewiesen sind. Wohl gibt es einige wenige große Zeitungen, die nach anfänglichem Rückgang des Anzeigeneinlaufs jetzt wieder leidliche Inserateneinnahmen haben. Auch vielgelesene Provinzblätter weisen allmählich wieder, hauptsächlich durch Stellengesuche, Wohnungsannoncen und Todesanzeigen, einen wachsenden Anzeigenteil auf. Auf der andern Seite hat eine gut geleitete Zeitung oder Zeitschrift gegenwärtig so enorme Spesen für Nachrichtenvermittlung vom Kriegsschauplatz, erhöhte telephonische und telegraphische Gebühren, Honorare für Kriegsberichterstatter und Kriegsillustrationsmaterial, schließlich auch für Fürsorgelasten, daß von wirklichem Gewinn nicht die Rede sein kann.

Ein Industriezweig, der während des Krieges und nach ihm — man darf wohl sagen: leider — auf beträchtlichen Umsatz rechnen darf, ist die Fabrikation künstlicher Glieder, die es ja zu außerordentlicher Vervollkommnung gebracht und nun die Aufgabe hat, zahlreichen Schwerverwundeten den Wiedereintritt in die bürgerliche Existenz zu erleichtern.

In kleinerem Umfange verdienen durch den Krieg die Fabrikanten von „Kriegsschlagern", im Superlativ „Bombenkriegsschlager" („dieser Artikel wurde uns von allen, die ihn zu Gesicht bekamen, geradezu aus der Hand gerissen") genannt. Unter diesem Namen gehen meistens allerlei kleine Hausier- und Massenartikel, die auf den Krieg Bezug haben, Ansichtskarten in erster Linie, unter denen freilich oft gerade die geschmacklosesten als Bombenschlager auf den Markt kommen, dann patriotische Anstecknadeln und ähnliche Embleme, Hindenburgbüsten, Kriegsspielzeug und anderes mehr. Ein merkwürdigerweise vielgekaufter Schlager dieser Art ist ein Blatt Papier mit den Köpfen der kriegführenden Souveräne; wird das Blatt in einer bestimmten vorgeschriebenen Weise gefalzt, dann gibt es die Antwort auf die Frage: „Wer wird siegen?" (So heißt dieser „Schlager" nämlich.) Denn es zeigt dann die Köpfe der Kaiser von Deutschland und Österreich. Diese Industrie treibt oft sehr seltsame Blüten, und der Mann, der ein gefühlvoll stilisiertes „Eisernes Kreuz für Trauernde" als Ersatz für Trauerkleidung und Trauerflore anbietet, ist noch nicht der sonderbarste Schwärmer.

Ein gutes Geschäft ist zurzeit der Kriegskartenabsatz, an dem freilich zumeist die Kartendruckereien verdienen. Die Buchhändler, die sie verschleißen und deren Geschäft, wenn man von der vorläufig noch nicht sehr umfangreichen Kriegsliteratur absieht, gegenwärtig sehr still ist, sind dabei noch ungünstiger dran als etwa die Papierwarengeschäfte, die nicht nur auch Karten absetzen, sondern neben ihrem sonstigen Geschäftsgang auch Feldpostbriefe, illustrierte Zeitschriften und Kriegsansichtskarten in bedeutenden Mengen verkaufen.

Weiter verdienen durch den Krieg noch eine ganze Reihe scharfblickender und „rasch entschlossener" Geschäftsleute, die nach dem Goetheschen Worte: „Krieg oder Frieden: klug ist das Bemühn, aus jedem Umstand seinen Vorteil ziehn" leben und handeln. Ihr Erfolg beruht darauf, daß sie entweder ein entstandenes oder entstehendes Bedürfnis zu erkennen und zu befriedigen in der Lage sind, oder sogar, immer im Zusammenhang mit dem Kriege, ein neues Bedürfnis zu wecken und zu erfüllen vermögen. So gründete einer für alle diejenigen, die mit Angehörigen oder Geschäftsfreunden in Feindesland in Verbindung zu treten wünschen, eine Vermittlungsstelle über das neutrale Ausland. Ein andrer bot sich zur schnellsten Vermittlung zwischen der Militärverwaltung und den Firmen, die für den Heeresbedarf liefern möchten, an. Ein dritter gründete für denselben Zweck sogar ein eignes Blatt. Wieder einer verkauft abgestempelte deutsch-belgische Briefmarken, die einst einen gewissen Sammlerwert haben werden. Ob die Erfinder, die sogenannte Panzerkorsetten als Kugelschützer aus Stahlplatten an den Mann zu bringen suchen, viel Erfolg haben werden, erscheint ziemlich zweifelhaft. Selbst wenn diese Dinger eine aus größerer Entfernung abgefeuerte Gewehrkugel abzuhalten vermögen, schützen sie doch nur den Rumpf, müssen ferner reichlich unbequem zu tragen sein und würden von unsern Soldaten wohl schon aus einem sehr begreiflichen Stolz heraus verschmäht. Mehr Glück dürfte vielleicht der Mann haben, der die Herstellung von kompletten Militärnähzeugen im großen betreibt. Recht gewinnversprechend war auch der großzügige, an einem kriegsministeriellen Verbot gescheiterte Plan, allen Telephonabonnenten Deutschlands und Österreichs, die eine gewisse Vergütung dafür bezahlen wollten, jeweils die neuesten amtlichen Depeschen vom Kriegsschauplatz telephonisch zu übermitteln.

Es ist nicht tadelnswert, zu versuchen, ob man durch den Krieg Geld verdienen kann, wenn das Gemeinwohl nicht darunter leidet und die Notlage Einzelner dabei nicht ausgebeutet wird. Erfolgreiche Versuche solcher Art beweisen vielmehr, auf wie solidem Fundament auch im Kriege unsre Volkswirtschaft ruht, und wie erfreulich elastisch auch in schwersten Zeiten der kaufmännische Unternehmungsgeist sich in unserm Volke zeigt.

Belgien unter deutscher Verwaltung

Von

Carl Lahm

Die kriegerischen Operationen in Belgien gehen ihrem Ende entgegen; in Abwesenheit der königlichen Regierung, die, auf ein kleines Heeresüberbleibsel gestützt, außerhalb des Landes, in Le Havre, eine Unterkunft fand, hat sich ein deutsches Interregnum aufgetan. Dem Generalgouvernement in Brüssel, das der Leitung des Generalfeldmarschalls von der Goltz, dann, nach dessen Ernennung in Konstantinopel, General Freiherrn von Bissing unterstellt wurde, fiel eine bedeutende und schwierige Aufgabe zu. Eine Militär- und eine Zivilverwaltung mußten zunächst für die unbedingte Sicherheit und die Bedürfnisse des weiterziehenden Heeres wie der zurückbleibenden Besatzungstruppen, dann auch für die Neubelebung der staatlichen und städtischen Betriebe sorgen. Eine anfangs sehr feindlich gesinnte Bevölkerung in Ruhe zu halten, ihr dann begreiflich zu machen, daß eine längere Unterbrechung des wirtschaftlichen und sozialen Verkehrs nur zum eignen Schaden gereichen würde — die neue Verwaltung hat mit viel Fleiß und Geschick die Lösung dieser Probleme unternommen.

In der Rue de la Loi zu Brüssel, in allerlei Regierungsgebäuden, in den Stadthäusern zu Antwerpen und so weiter haben die deutschen Platzkommandanturen und die Zivilbehörden ihren Sitz aufgeschlagen. Die offenen Städte, die keinen Widerstand leisteten, und die einheimischen Behörden, soweit sie dageblieben waren, mußten sich dem Buchstaben nach den Verordnungen fügen; ein Herumdeuteln daran konnte es nicht geben. Diese Verordnungen entsprachen dem 1907 auf der Haager Friedenskonferenz ausgearbeiteten internationalen Vertrag über die Besetzung feindlichen Gebiets im Landkrieg, soweit darin vorgesehen ist, daß ein ganzer Staat in die Hand des Eroberers gerät. In Brüssel schien die Zusammenarbeit mit der städtischen Gemeindevertretung auf einige Schwierigkeiten zu stoßen; geistreichelnde Obstruktion des Bürgermeisters wurde mit seiner Internierung beantwortet. Wo aber zum Vorteil der Gemeinden von den Bürgermeistern und Räten guter Wille bekundet wurde, zeigte auch das militärische Gouvernement und die Exzellenz von Sandt unterstellte Zivilverwaltung Entgegenkommen. So kam es, daß in zahlreichen Städten und Ortschaften, kaum nachdem sich das Kampfesgetümmel entfernt hatte, das bürgerliche Leben seinen recht ungestörten Fortgang nehmen konnte.

Artikel 43 des Haager Übereinkommens besagt, daß der Besetzende nach Übergang der legalen Gewalt in seine Hand alles zu tun hat, „um die öffentliche Ordnung und den öffentlichen Verkehr wiederherzustellen und fortzuerhalten, soweit kein zwingendes Hindernis im Wege steht, gemäß den Landesgesetzen". Die Belgier, denen schon die deutsche Heeresorganisation Hochachtung eingeflößt hatte, begannen auch ganz im stillen die Wirkungen der deutschen Verwaltung zu würdigen. Die von ihnen zuerst befolgte Politik des schweigenden Abwartens ging nicht mehr an; Städte mit Hunderttausenden von Einwohnern bedürfen eines regen Verkehrs nicht nur in ihren Mauern. Die Munizipaldienste, Beleuchtung, hygienischen Einrichtungen, selbst Straßenbahnen blieben unter gelinder militärischer Aufsicht in vollem Betrieb; Polizei und stellenweise Zivilgarde versahen den Ordnungsdienst, doch genau nach den Weisungen der Kommandantur. Es war genugsam be-

kanntgegeben worden, welche Folgen jede Auflehnung gegen die fremde Besatzung haben mußte, und in Brüssel wurden etwa ein Dutzend gestrenge Urteile öffentlich angeschlagen; eine Auflehnung Einzelner muß in Kriegszeiten auf die Allgemeinheit zurückfallen. Riesenarbeit erwuchs der Verwaltung aus der Ausstellung von Verkehrs- und Reisepässen sowie von Requisitionsscheinen; natürlich konnte das Verlassen oder der Zugang zu einer Stadt nur nach Ausweis gestattet werden; man mußte zu Gebühren seine Zuflucht nehmen, um die Reiselust, namentlich der Autotouristen, etwas einzuschränken. Hinzu kam eine Überwachung der Verbrauchsvorräte in den einzelnen Landesteilen.

Das kaiserliche Gouvernement, das sich aber in der Hauptsache auf die vorhandenen Einrichtungen und die örtliche Beamtenschaft stützen mußte, schon weil es nicht das ganze ungeheure Personal aus Deutschland mitbringen konnte, begegnete wohl zuerst, was die Wiederaufnahme des staatlichen Betriebs anbelangte, der Weigerung der belgischen Bahn- und Postbeamten, unter seiner Leitung die Dienste fortzusetzen. Mit der Einstellung der belgischen Bahnbeamten konnte es die kaiserliche Regierung selbst nicht eilig haben, aus Sicherheitsgründen, dann auch, weil ein beträchtlicher Teil des fahrenden Materials von den Staats- und Privatbahnen aufs französische Gleis „hinübergerettet" worden war und beschränkter Personenverkehr oder Frachtverkehr wegen der eignen Truppenbewegungen erst nach und nach durchgeführt werden konnte. Zwischen Antwerpen und der holländischen Grenze, wo strategische Fragen nicht mehr mitsprachen, konnte man die Mitwirkung belgischer Bahnangestellten bei der Heimbeförderung ihrer Landsleute zuerst ins Auge fassen. Die Postbeamten zögerten, andern als ihren Ministerialvorgesetzten zu gehorchen. So folgte denn dem kleinen Heer der deutschen Bahnbeamten, das bald auf dem belgischen Schienennetz gut Bescheid wußte, eine ansehnliche Truppe deutscher Postbeamten, die nicht nur den Felddienst versah und für das kaiserliche Gouvernement arbeitete, sondern auch im Brüsseler Hauptpostamt zu Nutz und Frommen der Bevölkerung eine täglich größere Zahl von Schaltern eröffnete. Was die Wertzeichen anbelangt, so hatte die Verwaltung höflich mitgeteilt, sie verwende deutsche Marken mit Aufdruck, weil sie über keine belgischen verfüge. Diese Marken wurden in Massen von Philatelisten gekauft; weil gestempelte wertvoller sein sollen, sandten sie sich unter dem eignen Namen viele Briefe poste restante. Die Briefe hätten sogleich ausgetragen werden können, wenn die Briefträger sich entschlossen hätten. In einzelnen Provinzstädten, mit denen der Verkehr ermächtigt wurde (nur offene Briefe natürlich), zeigten sich die Briefträger schon verständnisvoller für die Interessen der Bürgerschaft, die auch gern wieder die familiäre und kaufmännische Korrespondenz in größerem Umfang aufnehmen mochte.

Die Beamten brauchen Geld. Ihre Ministerien sind ausgezogen und haben keine Mittel für die Zahlung von Gehältern und Pensionen zurückgelassen. Tun sie ihre Pflicht nach den Weisungen des deutschen Gouvernements, dann wird ihnen nichts entzogen werden, treiben die fiskalischen Beamten für sie alle aus Steuern und Zöllen die nötigen Mittel ein (womit im Oktober begonnen wurde). Doch nicht nur der Staatsangestellten ist zu gedenken, sondern auch der Arbeiterschaft. Wiederum sieht die Konvention von 1907 manches vor; in dem Artikel 55 wird dem besetzenden Staat anheimgegeben, die Bauten, Besitztümer, Waldungen und Felder des feindlichen Staats als Nutznießer zu verwalten, den Bestand zu erhalten und rationell zu bewirtschaften.

Dementsprechend beschäftigte sich die Verwaltung mit der Fortführung gewisser Fabrik-, Hochöfen- und Bergwerksbetriebe, sah sogar schon legale Vorschriften für Arbeiterschutz vor, die man in Belgien noch nicht kannte. Ebenso mußte der Verpflegung Rechnung getragen werden, damit das Land aus eignem Bestand leben konnte. Bislang bot die Lebensmittelbeschaffung keine allzu großen Schwierigkeiten; nur wenige Verbrauchsartikel wie Salz, Reis, Speck und dann auch Kohle mangelten, gingen im Preis in die Höhe. — Da das Bankwesen völlig eingeschlafen war und die belgische Staatsbank auswanderte, konnte niemand zu Bargeldern kommen. Es wurde der Brüsseler Zweiganstalt der Deutschen Bank überlassen, das Wechselgeschäft zu

besorgen — auch deutsches Bargeld kam in den Verkehr, zum offiziell festgesetzten Kurs von 1,25 Frank die Mark. Wie hätte sonst der Warenaustausch und vor allem der Einkauf der deutschen Truppen, die alles bezahlen (gegen gewisse den Städten auferlegte Kontributionen), stattfinden können? Doch der Bankverkehr wie überhaupt der normale Verkehr wird bald zunehmen; denn die Belgier allein schmerzt die Stockung. Die Aufklärung über den wahren Stand des Kriegs ist gekommen; hier und da kann die kaiserliche Regierung, die in deutscher, flämischer und französischer Sprache täglich Anschläge macht, den wiedererscheinenden Zeitungen die Verbreitung der Neuigkeiten überlassen.

Die Barbaren

Auch eine Kriegsepisode

Nach hartnäckigem halbtägigem Kampf mußte der Gegner auf der ganzen Front weichen, und so konnte gegen Mittag unser Landwehrbataillon mit vielen andern Truppen in den heiß umstrittenen französischen Ort einziehen. Die Truppen der Reservestellungen schoben sich in die Front vor, und so durften wir rasten. Da jeder Hunger und Durst hatte, drückten unsre Vorgesetzten ein Auge zu, als die Mannschaften die Häuser des Ortes nach genießbaren Sachen durchstöberten. Natürlich hatte keiner in den mit der Flagge des Roten Kreuzes geschmückten Gebäuden — und derer waren gar viele — etwas zu suchen. Desto gründlicher aber wurden die Requirierungen in den übrigen von der Einwohnerschaft verlassenen Häusern vorgenommen. Da fand sich namentlich weiter außen an der Ortsgrenze ein niedliches Häuschen, dessen Keller Wein in Fülle und auch einen ansehnlichen Lebensmittelvorrat aufwies. Die glücklichen Entdecker dieser Vorratskammer füllten denn auch ihre Feldkessel mit dem blutflüssigen Bacchustrank, versahen sich mit Speck und Brot und wollten so, mit eß- und trinkbarer Beute beladen, abziehen. Da fiel der Blick eines bayrischen Landwehrmannes auf einen kleinen an der Haustüre befestigten Zettel, dessen Inschrift besagte, daß Besitzer und Besitzerin — zwei hochbetagte Leute — sich in anerkennenswerter Weise seit Beginn der hier tobenden Feindseligkeiten um die Pflege der beiderseitigen Verwundeten annahmen. — Sofort ertönte aus dem Munde des Wehrmanns ein kräftiges „Halt, Kameraden! Daher mit euren Sachen. Wir müssen sie wieder zurücktragen, denn ein Hundsfott derjenige, welcher einen deutschen Befehl nicht respektiert — und da seht her,' hier steht einer!" Mit diesen Worten wies der Brave auf die Inschrift und zergliederte den ihn Umdrängenden, daß der Zettel wohl von einem Offizier der früher hier anwesenden Truppen angeschlagen wurde. (Das Dorf war auch wirklich schon zum zweitenmal genommen.) Groß war erst die Freude ob der erbeuteten Sachen, aber trotzdem trug jetzt jeder der Anwesenden Eßwaren und Wein wieder in das Haus zurück. Letzterer wurde in ein größeres sauberes Gefäß geschüttet, Speck und Brotschnitten aber auf den Tisch gelegt und darauf ein Zettel, auf den der wackere Landwehrmann mit Bleistift die Worte schrieb: „Entschuldigen Sie, Mosjö und Madam B . . ., Deutsche hatten Hunger, ihre Lebensmittelwägen aber lagen weit zurück. Wir suchten also und fanden Lebensmittel, aber auch einen Zettel, der uns von Ihrer Tätigkeit für Verwundete erzählte. Sie opfern also der Menschlichkeit, und drum gehen wir wieder hungrig ab. Von Ihren Sachen fehlt keine Krume!"

Die letzten Worte trafen tatsächlich zu, denn nicht einer nahm auch nur ein winziges Stückchen, um seinen Hunger zu stillen, mit. G. H.

Kriegschronik

Der Weltkrieg 1914

VII

Stuttgart, 11. Januar 1915.

Als vor vierundvierzig Jahren die deutschen Heere auf französischem Boden Weihnachten und Neujahr feierten — soweit eben der Feind ihnen zum Feiern Zeit und Stimmung ließ —, da standen die beiden großen Ziele des Kriegs, der Sieg über Frankreich und die Einigung Deutschlands, schon in greifbarer Nähe vor ihren Augen. Das verschönte und erhellte ihnen, wie denen zu Hause, die Festtage, auf die im übrigen die Schatten des Ernstes sich tief genug herabsenkten. So klar und sicher sahen wir am 1. Januar 1915 die Zukunft nicht vor uns. Wohl glauben wir mit fester Zuversicht daran, daß der endgültige Sieg auf unsrer Seite sein wird; aber wann der Tag kommen wird, der dieser Zuversicht die Erfüllung bringt und in welcher Form er sie bringt, das ist noch völlig ungewiß. Zwei Gedanken machen die Ungewißheit leichter erträglich: wieviel Erfolge bisher uns und unsern Verbündeten beschieden, unsern Gegnern versagt wurden, und wie es der Natur der Dinge entspricht, daß die Länge des Wegs zum Ziel für uns noch ebenso in Dunkel gehüllt ist wie alle Einzelheiten des Zieles selbst. Der eine Mißerfolg unsrer Feinde läßt sich heute schon genau bezeichnen: sie wollten von allen Seiten, von Land und zur See, auf Deutschland eindringen, es vernichten. Welche Wechselfälle nun auch das Kriegsglück noch bringen mag — das haben die ersten fünf Kriegsmonate hinlänglich dargetan, was der Reichskanzler am 2. Dezember im Reichstag aussprach: Deutschland läßt sich nicht vernichten! Und so wenig wie Deutschland, werden Österreich-Ungarn und die Türkei sich vernichten lassen. Aber freilich ist es damit nicht getan, daß wir unsre Existenz behaupten, und daß wir den Feinden ungleich tiefere Wunden schlagen als sie uns. Für uns handelt es sich darum, für alle Zukunft — soweit eben überhaupt Menschenklugheit und -macht in die Zukunft hineinreichen können — eine zweite derartige Weltverschwörung gegen das Deutsche Reich unmöglich zu machen und die übrigen Großmächte mit der Beredsamkeit der Tatsachen dahin zu bringen, daß sie nicht länger einem Volk von siebzig Millionen wie

Die drei nordischen Könige in Malmö
Von links nach rechts: Gustav V. von Schweden, Christian X. von Dänemark und Haakon VII. von Norwegen

irgendeinem beliebigen Kleinstaat die Grenzen vorzuschreiben suchen, innerhalb deren es mit ihrer gütigen Erlaubnis existieren dürfe.

Engländer, Franzosen und Russen waren sich bei — in Wahrheit wohl schon lange vor — Beginn des Kriegs klar darüber, wie sie Deutschland mit seinen

Straßenkampf in einer belgischen Stadt. Nach einer Originalzeichnung von H. Schütz

Kriegschronik

Die Waldkämpfe in den Argonnen: Unterstände mit aufgeworfenem Artillerieschutz

Kolonien und die Donaumonarchie aufteilen wollten; und heute noch suchen sie Neutrale, die nicht selbstlos genug sind, rein um des edlen Zwecks willen an dem Kampf zur „Befreiung der Welt vom deutschen Militarismus" mitzuwirken, mit Länderstücken zu ködern, über die sie vorläufig noch keinerlei Verfügungsrecht und -möglichkeit haben: so versprechen sie den Italienern Trient und Triest, den Rumänen die von ihren Volksgenossen bewohnten Teile Ungarns. Zwar wohnen Rumänen auch in Bessarabien, das noch dazu früher zu Rumänien selbst gehört hat und das die Russen schon deshalb, weil sie selbst die jetzigen Besitzer sind, dem Nachfolger König Carols, dem sie es zum Dank für seine treue Hilfe im Türkenkrieg von 1877/78 weggenommen, ohne Umstände zurückgeben könnten; zwar liegt den Italienern — wenigstens den politisch denkenden — viel mehr, als an Trient und Triest, an der Ausdehnung ihrer Seemacht im Mittelländischen Meer; aber Rußland denkt gar nicht daran, das reiche Bessarabien wieder herauszugeben, und an die Adria will es seine serbisch-montenegrinischen Schützlinge vorschieben, damit sie ihm den Zugang zum Mittelländischen Meer offen halten, der ihm vom Schwarzen Meer her noch wer weiß wie lange versperrt sein wird. Der Dreiverband treibt also das an sich schon wenig vertrauenerweckende Geschäft, mit Fellen unerlegter Bären zu hausieren, noch auf besonders unreelle Weise und gibt uns damit zugleich ein abschreckendes Beispiel — abschreckende Beispiele sind immer die wirksamsten —, das uns warnt, unsrerseits an dem Fell herumzuschneiden, ehe der Bär zur Strecke gebracht ist.

Kriegschronik

Es ist natürlich als sicher anzunehmen, daß unsere Staatsmänner bestimmte Forderungen, die Deutschland als Sieger erheben kann und muß, wenigstens in großen, allgemeinen Umrissen schon ins Auge gefaßt haben; und auch im deutschen Volk sind gewisse Wünsche für künftige bessere Sicherung unsrer Grenzen schon ziemlich weit verbreitet. Äußerst selten aber wird einmal ein genau formulierter Siegespreis von wirklich autoritativer Seite bezeichnet, wie es jüngst durch Albert Ballin geschehen ist, der es als eine Notwendigkeit für die künftige freie Entwicklung des deutschen Seewesens aussprach, daß wir aus der Enge der Deutschen Bucht herauskommen und unmittelbar am Atlantischen Ozean selbst Fuß fassen: eine Forderung, die auf eine klare Machtfrage hinausläuft und darum viel weniger verwickelt und problematisch erscheint als der Gedanke an die Pufferstaaten, mit denen man Rußland gegen das eigentliche Europa absperren möchte, wobei sich zunächst die Frage erhebt, ob die in Betracht kommenden Nationalitäten denn auch genug staatenbildende Kraft in sich haben, um nicht als künstliche politische Gebilde einer raschen Auflösung entgegenzusiechen, und ob nicht der eine oder andre dieser Staaten statt eines Schutzwalles eine recht ernsthafte Bedrohung für uns werden könnte.

Wichtiger, als solchen Wunschträumen vor der Karte des östlichen Europas nachzuhängen, ist es vielleicht, daß unser ganzes Volk sich im voraus gegen eine Möglichkeit wappne und auflehne, von der manche Neutrale immer wieder wie von einer Selbstverständlichkeit sprechen: die Möglichkeit, daß nach dem Krieg, den Deutschland und seine Verbündeten mit dem Auf-

Eine von deutschen Granaten zusammengeschossene französische Bagagekolonne

Kriegschronik

Eine Schleichpatrouille im Argonnenwald

gebot aller Kraft, unter ungeheuren Opfern an Mühen und köstlichem Blut durchgehalten, wir uns nicht allein mit unsern Feinden, sondern mit allen möglichen Neutralen, die sich weislich gehütet haben, auch nur ein Bataillon oder ein Torpedoboot in dem gewaltigen Spiel zu riskieren, um den grünen Tisch herumsetzen und uns etwa von Amerika oder Italien den Preis für unser Ringen zumessen lassen sollen. Was uns im Sommer von 1914 wie in dem von 1870 so einig und entschlossen den Kampf aufnehmen hieß, das war nicht zuletzt die Erinnerung an die Schrecknisse und die Schmach jener Kriege, die unser Vaterland uneinig und darum schwach und für alle Feinde offen fanden: des Dreißigjährigen und der Napoleonischen Kriege — eine Erinnerung, die im tiefsten Grunde unsres volksgeschichtlichen Bewußtseins unverlierbar ruht und die nur gleichzeitig mit unserm nationalen Ehrgefühl und Lebensinstinkt einschlummern könnte. Aber nicht minder stark und wach sollte in uns auch die Erinnerung an eine andre nationale Schande sein: an den Wiener Kongreß, der gerade vor hundert Jahren sein schmachvolles Wesen trieb, das erbärmliche Satyrspiel nach dem gewaltigen Drama des Befreiungskrieges. Wie ist damals das deutsche Volk von den vereinigten Hochstaplern der europäischen Diplomatie um die Früchte seiner Taten betrogen worden! Wie fanden sich damals die alten Feinde England und Frankreich, wie verstanden sich Alexander I. und Talleyrand, als es galt, Deutschland in der alten Ohnmacht und Zersplitterung zu erhalten, die beiden deutschen Großmächte, Österreich und Preußen, so gegeneinander auszubalancieren, daß ihre Eifersucht und Nebenbuhlerschaft noch ein halbes Jahrhundert lang die deutsche Entwicklung verwirren und hemmen mußten! Wäre von einem neuen Kongreß etwas viel Besseres zu erwarten? Bei welchen Neutralen, außer

Kriegschronik

Schweden, könnten wir sicher auf Sympathie und Verständnis rechnen? Bei den Vereinigten Staaten sowenig wie bei Italien; denn die Deutschamerikaner können wohl auf ihre Regierung in ganz bestimmten, sozusagen dramatischen Augenblicken einwirken, aber sie können ihr nicht Schritt für Schritt durch das Labyrinth von Kongreßverhandlungen kontrollierend folgen. Deutschland mit seinen Verbündeten würde genau so überstimmt werden, wie es in Algeciras überstimmt worden ist, und genau so betrogen werden, wie es in Wien betrogen worden ist. Aber das Jahr 1815, das den Wiener Kongreß auf die Nachricht, Napoleon sei aus Elba entkommen, auseinanderstieben sah, hat dem deutschen Volk den Mann geschenkt, zu dessen geschichtlicher Sendung die Revision der Wiener Kongreßakte gehörte. Unsre Staatsmänner werden sich zur rechten Zeit erinnern, wie Bismarck immer mit allen Mitteln seiner diplomatischen Kunst verhindert hat, daß die Neutralen sich in seine Friedensschlüsse mischten; und soweit dem Ziel, auf das sein Beispiel weist, durch die Waffen vorgearbeitet werden kann, werden es unsre Soldaten gewiß nicht an sich fehlen lassen.

*

Aber sehen wir nicht Gespenster? Haben nicht die Neutralen — man kann sagen: alle ohne Ausnahme — gerade in diesen Monaten so schwer unter Englands Seepolizei zu leiden, daß sie schon darum auf einem künftigen Friedenskongreß es mit Deutschland gegen das Inselreich und

Ein Wunder deutscher Feldbaukunst: Die größte von unsern Pionieren hergestellte hölzerne Eisenbahnbrücke in Nordfrankreich

Kriegschronik

seine Verbündeten halten müßten? Sie müßten es wohl, wenn sie sich nur von ruhiger, sachlicher Überlegung leiten ließen. Aber es ist zu fürchten, daß sie in ihrer Mehrzahl zu stark unter der Zwangsvorstellung von Deutschlands weltbedrohendem, freiheitmordendem Militarismus stehen, um sich dann noch all der Übergriffe und Gewalttaten zu erinnern, mit denen England den neutralen Handel schlägt, um Deutschland zu treffen. Heute freilich wird wohl keine der neutralen Mächte sich der Einsicht entziehen, daß Englands „Marinismus" eine viel ernstere Realität und schwerere Weltbedrohung ist als der deutsche Militarismus, über den diejenigen am lautesten jammern, die es am innigsten beklagen, ihn nicht selbst zu haben.

Immerhin muß man zugeben, daß England in seinem Verfahren, den Welthandel zu belästigen, nicht einseitig ist. Es legt Minenfelder aus in Meeresteilen, die nach dem Völkerrecht davon frei bleiben müßten, und hindert damit zwar weder deutsche Kreuzer, die englische Küste zu beschießen, noch deutsche Unterseeboote, englische Kampfschiffe zu torpedieren, aber es hat die Genugtuung, bald neutrale, bald eigne Handelsschiffe in die Luft fliegen zu sehen. Ganz nach Willkür ändert es die Listen der unbedingten und der bedingten Konterbande, und da es fürchtet, daß seine Kriegsschiffe bei

Gefangene französische Leichenräuber auf dem Transport zum Gefängnis

Deutsche Luftschiffe und Flugzeuge vereiteln einen englischen Vorstoß in die Deutsche Bucht der Nordsee und beschädigen vier Torpedobootzerstörer. Nach einer Originalzeichnung von H. Bahndorf

Kriegschronik

Untersuchung neutraler Handelsschiffe auf offener See deutschen Tauchbooten ein bequemes Ziel bieten könnten, zwingt es jene, sich in englischen Häfen untersuchen zu lassen, was großen Zeitverlust und erhöhte Unsicherheit bedeutet. Seine sofort bei Kriegsbeginn einsetzende Übung, von neutralen Schiffen deutsche Reichsangehörige, ob militärpflichtig oder nicht, herunterzuholen und in Konzentrationslager zu schleppen, widerspricht zwar allem Völkerrecht, aber — Britannia waives the rule und findet dabei eine Nachahmerin in dem verbündeten Frankreich, das jetzt sogar auf italienischen Postdampfern in italienischen Gewässern Deutsche aufspürt und fortschleppt. Mit all diesen Schikanen schädigt England nicht zuletzt sich selbst, indem die längeren Fahrzeiten und die höheren Versicherungen die Fracht auch auf den eigenen Schiffen sehr verteuert. Und als Großadmiral v. Tirpitz in der Unterredung mit einem amerikanischen Zeitungsmann die wohlbedachte Drohung aussprach, seine großen neuen Unterseeboote auch gegen die englischen Handelsschiffe systematisch vorgehen zu lassen, da stieg sofort der Mehlpreis nicht unbeträchtlich. Aber noch weit mehr leiden natürlich die Neutralen. Unbekümmert um völkerrechtliche Gepflogenheiten verhindert England die Einfuhr aller Waren, die es von Deutschland ferngehalten wissen will, auch in neutrale Länder, mögen diese auch durch Ausfuhrverbote und durch feierliche Versicherungen an die englische Regierung dafür garantieren, daß die „Konterbande" nicht über die deutsche Grenze gelangen soll. Am schwersten sind durch diese umgekehrte Kontinentalsperre wohl die Schweiz und Holland betroffen, denen beiden schon die ehrliche, ernste Durchführung bewaffneter Neutralität große Lasten auferlegt.

Französische Einwohner werden von den Deutschen in Sicherheit gebracht, nachdem die Franzosen ihre Wohnstätten zerschossen haben

Kriegschronik

Aber auch die drei skandinavischen Königreiche und die mächtigen Vereinigten Staaten haben sich bitter zu beklagen. Es ist jedoch als ziemlich sicher anzunehmen, daß es beim Klagen bleiben wird. Über die Beschwerden der skandinavischen Länder hat sich die britische Regierung kaltblütig hinweggesetzt, ohne sie bisher auch nur zu beantworten. Das kann sie nun freilich der Protestnote gegenüber, die Herr Wilson nach London hat abgehen lassen, nicht tun; aber welche Antwort sie hier auch finden mag, in der Sache wird sie gewiß recht wenig nachgeben. Und Amerika wird sich fügen; denn wenn es auch einerseits viel Schaden erleidet, so macht es andrerseits gute Geschäfte in Kriegsartikeln mit England und Frankreich. Und wenn der Präsident der Vereinigten Staaten den Präsidenten des Stahltrusts ersucht, seine Lieferungen an England einzustellen, so läßt Herr Schwab die Dinge, die John Bull bei ihm bestellt hat, einfach in Kanada fertigmachen und von dort aus an die Besteller abgehen. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg! — Immerhin bemüht sich die Regierung, welches auch die privaten Meinungen und Gefühle der Herren Wilson und Bryan sein mögen, unparteiisch zu verfahren. So erklärt sie sich einverstanden, daß die „Dacia“, einer jener Handelsdampfer der Hamburg-Amerika-Linie, die seit Kriegsausbruch im Neuyorker Hafen festliegen, von einem Deutschamerikaner angekauft wurde, und will ihn mit Baumwolle nach Europa gehen lassen. Natürlich wird England wüten, wenn die Hapag auf diese Weise ihr Schiff bezahlt bekommt oder nach dem Krieg es selbst zurückerhält; ob aber der Seeräuberstaat eingreifen oder mit der vollendeten Tatsache sich abfinden wird, muß sich ja in Kürze zeigen.

An die deutschen Soldaten!

Es ist nicht war

dass wir, Franzosen, die deutschen Gefangenen erschiessen oder misshandeln.

IM GEGENTEIL,

unsere Kriegsgefangenen werden gut behandelt, und bekommen gut zu essen und zu trinken.

Diejenigen von euch, die dieses erbärmlichen Lebens überdrüssig sind, können sich ohne Angst den französischen Vorposten unbewaffnet melden.

Sie werden dort gut empfangen werden.

Nach dem Krieg, darf jeder wider nach Hause.

An die DEUTSCHEN und POLNISCHEN Soldaten

Das Russiche Heer hat soeben einen grossen Sieg davongetragen. Es ist in Ostpreussen eingedrungen und Schlesien wird bedroht.

Die Russen marchieren auf THORN und KRAKAU die Oesterreicher fliehen mutlos nach den hohen, mit Schnee bedeckten Karpathen

DEUTSCHE SOLDATEN,

eure Verluste sind ungeheuer und eure Anstrengungen nutzlos.

POLNISCHE SOLDATEN,

der Zar wird das gegebene Wort halten. Er wird POLEN in seiner Einheit wiederherstellen. Kampft nicht langer gegen die mit den Russen verbandeten Franzosen, die euch befreien und als Bruder betrachten.

Alle, welche die Waffen niederlegen, werden von den Franzosen in Stadten mit einem milden Klimat gut behandelt und reichlich gepflegt.

Ein Flugblatt, das englische Flieger auf die deutschen Truppen in Flandern herabwarfen

Das eine ist sicher: sowenig wie bei dem unglücklichen belgischen Volk, dessen Küsten die englische Flotte verwüstet, hat England bei den am Handel interessierten Kreisen der neutralen Völker in den letzten Monaten an Beliebtheit zugenommen. Nur Ideologen von der Art des großen Dichters und weltfremden Politikers Karl Spitteler, der der uneigennützigen Freundschaft des großen Albion für die kleine Helvetia ein begeistertes Loblied gesungen hat — von den Unverschämtheiten, die sich Herr Grant Duff gegen die Schweizer Bundesregierung herausnimmt, von dem Versiegen der Nahrungsmittel und Industrierohstoffe, die England und Frankreich von der Schweizer Grenze fern-

halten, ist offenbar noch keine Kunde in seine stille Klause gedrungen—, nur Ideologen solch wunderlicher Art haben sich auch in den Stürmen dieser Zeit den frommen Kinderglauben an die völkerbefreiende Tätigkeit Englands bewahrt. Zu diesen Ideologen gehören wenigstens die nüchternen skandinavischen Staats-

Die aus den heißen Kämpfen in Flandern berüchtigten Gurkhas
Das Eliteregiment trägt an Stelle der Fahne ein Feldzeichen, das ihm die Königin Viktoria zum Geschenk gemacht hat

männer nicht. Auf Anregung König Gustavs V. von Schweden trafen kurz vor Weihnachten die drei nordischen Könige mit ihren Ministern des Äußern in Malmö, der schwedischen Ausstellungsstadt, zu einer persönlichen Aussprache zusammen. Die amtlichen Mitteilungen über Stoffe und Ergebnisse dieser Aussprache gehen nicht über sorgfältig formulierte Richtigkeiten hinaus. In Wirklichkeit werden sich aber die drei hohen Herren etwas mehr zu sagen und zu klagen gehabt haben, als in die Öffentlichkeit gedrungen ist. Schon daß der König von Schweden die Zusammenkunft veranlaßte, ist ein Zeichen, wie ernst dort die Lage der skandinavischen Nationen aufgefaßt wird. Denn König Gustav war, damals noch Kronprinz, tief entrüstet über die Art, wie Norwegen, das hohe Alter und die Friedensliebe Oskars II. benutzend, die Personal-Union

Aus einer engl. Zeitschrift

Unter der letzten kanadischen Hilfstruppensendung an England befand sich auch ein Indianerhäuptling mit seinen Stammesgenossen, den wir unsern Lesern hier im Bilde zeigen

Das Konzentrationslager der deutschen Zivilgefangenen auf der Insel Man

Kriegschronik

zerriß; und er hat es dem Prinzen Karl von Dänemark, dem Schwiegersohn Edwards VII., lange nicht verziehen, daß er sich dazu hergab, als Haa-kon VII. den Thron zu besteigen, von dem die Norweger den mit dem dänischen

Ulanen vertreiben russische Mordbrenner aus einem ostpreußischen Dorf. Nach einer Zeichnung von W. Brandes

Kriegschronik

Zur Verwendung der Handgranaten in den Schützengräben: Ein englischer, mit Handgranaten ausgerüsteter Soldat

nung, die seitdem zwischen der schwedischen und der dänischen Königsfamilie bestand, zu vergessen, seinen Vettern Christian X. u. Haakon VII. die Hand zu reichen und damit die von der Natur gegebene Interessengemeinschaft der drei Königreiche über persönliche Stimmungen zu stellen. Diese gemeinsamen Interessen

Königshaus nahe verwandten Schwedenkönig hinuntergestoßen hatten. Jetzt aber fand Gustav V. sich bereit, die Span-

sind nun bekanntlich nicht allein von England bedroht. Zu den Beteuerungen Rußlands, daß es bei seiner Suche nach

Kilophot, Wien

Vorgehende Infanterie bei Skarcyce

eisfreien Häfen durchaus nicht seinen westlichen Nachbarn im hohen Norden zu nahe treten wolle, bilden die groß- artigen russischen Spionagezetteleien, denen man in Schweden immer wieder auf die Spur kommt, doch wirklich einen zu

RÉPUBLIQUE FRANÇAISE

DISPOSITIONS CONCERNANT LES ÉTRANGERS

ÉTRANGERS APPARTENANT A DES PUISSANCES ENNEMIES

Par Décret du Président de la République :

Les étrangers isolés, de l'un et l'autre sexe, ainsi que ceux qui sont chefs de famille, et qui appartiennent à l'une des Puissances désignées ci-après :

ALLEMAGNE, AUTRICHE-HONGRIE,

devront se présenter, *munis de pièces d'identité*, à la Mairie de leur résidence, *le 1er jour de la mobilisation avant 18 heures*, pour y faire connaître leur situation.

Ils sont informés qu'ils ne pourront garder leur résidence durant la guerre.

Ils seront rassemblés en premier lieu *au Centre de groupement de* TERRON-SUR-AISNE, puis ils seront transportés par voie ferrée à l'intérieur de la France.

A ce moment, on leur laissera le choix, soit de séjourner dans le pays, où du travail leur sera donné, s'il y a lieu, soit de gagner une frontière neutre.

Les étrangers susvisés devront quitter leur résidence avec leur famille, de manière à se présenter *au plus tard le 2e jour de la mobilisation* avant 18 heures au Commandant militaire du Centre de groupement.

Ils devront retirer à la Mairie avant leur départ, un sauf-conduit (de couleur rouge) qui leur permettra de se rendre au Centre de groupement sans être inquiétés. Ils devront présenter ce sauf-conduit en cours de route à toute autorité civile ou militaire qui en fera la demande et se conformeront rigoureusement aux ordres qui y sont portés, *sous peine d'arrestation immédiate.*

En aucun cas, ils ne devront faire usage du chemin de fer pour ce déplacement.

Jusqu'au moment où ils quitteront leur résidence pour rejoindre le centre de groupement, ces étrangers ne pourront, *sous aucun prétexte*, quitter la localité qu'ils habitent. Ils seront mis immédiatement en état d'arrestation s'ils contreviennent à ces dispositions.

ÉTRANGERS APPARTENANT A UNE PUISSANCE NEUTRE

Les étrangers isolés, de l'un et l'autre sexe, ainsi que ceux qui sont chefs de famille, et qui appartiennent à d'autres puissances que celles désignées ci-dessus, devront également se présenter, *munis de pièces d'identité*, à la Mairie de leur résidence le 2e jour de la mobilisation avant 18 heures pour y faire connaître leur situation.

Faute de se conformer à cet ordre, ils seront expulsés immédiatement du territoire français.

Ceux qui déclareront vouloir continuer à séjourner dans la localité recevront de la Mairie un *permis de séjour*. Ils seront tenus de se conformer strictement aux prescriptions portées sur ce document.

Ceux qui désireront rentrer dans leur pays ou gagner l'intérieur de la France demanderont un sauf-conduit à la Mairie et devront rejoindre, le 5e jour de la mobilisation, le centre de groupement qui leur sera indiqué.

NOTA

A partir du 2e jour de la mobilisation, nul étranger, quelle que soit sa nationalité, ne pourra se déplacer d'une localité à une autre sans être porteur d'un sauf-conduit délivré par le commissaire de police ou, à défaut, par le maire de sa résidence, et de pièces d'identité probantes. Tout contrevenant à cet ordre sera arrêté aussitôt sous prévention d'espionnage (1).

ALSACIENS-LORRAINS

Les Alsaciens-Lorrains non naturalisés français devront également faire connaître à la Mairie, le 2e jour de la mobilisation au plus tard, leur situation spéciale.

Après constatation de leur identité, ils seront l'objet de mesures particulières qui leur seront indiquées par le Maire.

Les autorités civiles et militaires de toute nature sont chargées de veiller à la stricte exécution des ordres qui précèdent.

Le Ministre de la Guerre, Le Ministre de l'Intérieur,

(1) A partir du 5e jour de la mobilisation le sauf-conduit sera remplacé par un laissez-passer qui devra comporter obligatoirement la photographie de l'intéressé.

IMPRIMERIE NATIONALE — 8515-154-1913.

Ein neuer Beweis, daß die Franzosen schon im Jahre 1913 planmäßig gegen die in Frankreich sich aufhaltenden Angehörigen Deutschlands und Österreich-Ungarns vorgehen wollten: Wiedergabe einer im Jahre 1913 gedruckten Verfügung, betreffend die Gefangennahme und Verschickung deutscher und österreichisch-ungarischer Staatsangehöriger

Generalfeldmarschall von Hindenburg mit sein

Von links nach rechts: Rittmeister de la Croix, Ordonnanzoffizier; Major von Baehr, Kommandant des
Ludendorff, Chef des Generalstabs; Oberleutnant Markau, Führer des Fernsprechzuges; Generalfeldmarschall von
Hauptmann im Generalstab von

ab. Nach einer photographischen Aufnahme von A. Grohs

uptmann von Fleischmann; Feldwebelleutnant von Bismarck; Hauptmann Caemmerer, Adjutant; Generalleutnant von Hauptmann im Generalstab Trautz; Oberleutnant im Generalstab Hoffmann; Oberleutnant Steinicke, Ordonnanzoffizier; mann im Generalstab von Vollard-Bockelberg

sinnfälligen Gegensatz. Schweden fühlt denn auch durchaus nicht das Bedürfnis, dem durch Krieg und Winter von Europa ziemlich vollständig abgeschnittenen Rußland zu neuen Verkehrsmöglichkeiten allzu rasch zu verhelfen. Rußland hat mit fieberhafter Eile eine Bahn bis an die finnisch-schwedische Grenze gebaut; aber Schweden beeilt sich gar nicht, seinerseits den Anschluß bis zur Grenze herzustellen, und so muß vorläufig noch das fehlende Glied durch ebenso zeitraubenden wie kostspieligen Transport mit Pferden ersetzt werden. Die brutale Art, mit der Rußland in diesen Monaten, altes Gewohnheitsrecht und feierlich vom Zaren beschworene Eide mit Füßen tretend, die letzten Reste finnischer Freiheit vernichtet, ist auch nicht geeignet, ihm im skandinavischen Norden Achtung und Vertrauen zu erwerben; man überläßt es dort den unschuldigen Idealisten in England, Frankreich und Italien, an die neu erwachte Freundschaft der zarischen Regierung für die schwächeren, unterdrückten Völker zu glauben — oder diesen Glauben zu heucheln. — Natürlich wäre es ganz falsch, aus der Verstimmung der Skandinavier gegen England, aus ihrer Abneigung gegen Rußland nun auf besondere Neigung für Deutschland zu schließen. In Schweden mag sie wirklich vorhanden sein und einen starken Faktor in der öffentlichen Stimmung ausmachen; von Norwegen oder gar von Dänemark muß das leider bezweifelt werden. Wir dürfen mehr als zufrieden sein, wenn nach einem für uns günstigen Ausgang des Kriegs die Überzeugung in den nordischen Reichen sich durchsetzt, daß ihnen ein enger handelspolitischer Anschluß an die Zentralmächte von Nutzen sein und keine Bedrohung ihrer staatlichen Selbständigkeit bedeuten würde. Männer wie Kjellén und Steffen bieten eine gewisse Bürgschaft dafür, daß zumindest in Schweden eine Schicht politisch hochgebildeter, großzügig und vorurteilsfrei denkender Männer vorhanden ist, die für einen solchen Zusammenschluß den Boden vorbereiten könnte.

*

Die allgemeine Kriegslage während der letzten Wochen rechtfertigt es, daß wir diesmal soviel von Dingen sprechen, die fern von den Schlachtfeldern sich abspielen. Die zweite Hälfte des Dezember und das erste Drittel des Januar hat auf den Kriegsschauplätzen in West und Ost kaum Verschiebungen gebracht, die nach außen stark hervorträten. Die riesige Linie vom Ärmelkanal bis zum Sundgau verläuft im großen und ganzen noch genau so wie seit vielen Wochen. Jene Stellungen der Feinde, die fast enklavenartig in das von unsern Truppen behauptete Gebiet hineinragen, besonders um Ypern und Verdun, sind auch jetzt noch nicht gefallen. Nur von einem, allerdings sehr wichtigen Stück meldet der deutsche Generalstab fast in jedem seiner Tagesberichte ein langsames, aber stetes Fortschreiten: von den Argonnen. Nicht nur, daß man von diesem ungeheuer schwierigen Berg- und Hochwaldgelände sagen kann, daß hier jeder neugewonnene Kilometer doppelt zählt; eine volle Bezwingung der Argonnen muß auch für den weiteren Fortschritt nach beiden Seiten, nach Verdun wie nach Westen hin, höchst bedeutungsvoll werden. Aber auch von den hier errungenen kleinen und doch schwerwiegenden Erfolgen abgesehen: daß die Deutschen auf den übrigen Teilen der ungeheuren Front sich nicht haben zurückdrängen lassen, dürfen wir mit gutem Gewissen für uns auf der Gewinnseite buchen; es ist ein ähnlicher, wenn auch weniger unmittelbar in die Augen fallender Erfolg, wie jener, der uns am 17. Dezember aus dem Osten gemeldet worden war mit den Worten, daß die große russische Offensive auf der ganzen Linie in sich zusammengebrochen sei.

Denn es war die feste Absicht der französischen Heeresleitung gewesen — ein bei einem gefangenen Franzosen gefundener Tagesbefehl Joffres hat uns darüber aufgeklärt —, in den Tagen vom 17. Dezember an mit der höchstmöglichen Stoßkraft und Ausdauer die deutsche Linie zu erschüttern und zu durchbrechen. Bei diesem Befehl hatten politische Gründe mitgesprochen: es wäre so schön gewesen, in der französischen Kammer, die am 22. Dezember in Paris zusammentrat, die Meldung von einem entscheidenden Sieg über die elenden ‚boches‘ auf den

Kriegschronik

Tisch des Hauses legen zu können. Es hat nicht sollen sein! Die große Rede des Ministerpräsidenten Viviani, in ihrer aufgedunsenen Rhetorik und würdelosen Verlogenheit ein neues Zeugnis für den Tiefstand des politischen Geistes im heutigen Frankreich, konnte ihre Phrasen nicht auf dem cantus firmus einer richtigen großen Siegesnachricht aufbauen; und daß jener Tagesbefehl, der der französischen Presse hatte verborgen bleiben sollen, nun durch die bösen Deutschen gar noch in die europäische Öffentlichkeit kam, machte die bittere Enttäuschung erst recht anschaulich und fühlbar. Da wird freilich in den Wandelgängen des Palais Bourbon manches Wort gefallen sein, das die lärmenden Pariser Zeitungen in ihrem Geschäftsoptimismus als sträfliche Flaumacherei verdammen mußten. Die Sorge ist seitdem auch im Wachsen, daß bei den nächsten Kammersitzungen die Zweifelsucht und das Kreditbedürfnis der ,quinze mille', wie der französische Volksmund die Volksvertreter liebevoll nach ihren 15000 Franken Jahresentschädigung benennt, doch irgendwie zu offenem Ausdruck kommen könnten. An Stoff für allerlei Kritik fehlt es freilich nicht; die einen möchten gerne näheres hören über die Leistungen all der vielen Generäle, die als reif zum Abgesägtwerden erkannt worden sind; andre finden, es sollte endlich ein offenes Wort über die ziemlich trostlosen Zustände im Sanitätswesen gesprochen werden. Das letztere Thema ist gerade in diesen Wochen besonders aktuell; denn all die vielen Angriffe mit denen die neue französische Offensive eingeleitet und durchgeführt werden sollte haben den Franzosen — und nicht minder ihren Verbündeten, den ,Farbigen und Engländern', wie unser Generalstabsbericht immer in etwas boshafter Reihenfolge schreibt — statt des beabsichtigten Durchbruchs nur außerordentlich schwere Verluste gebracht, die unverhältnismäßig höher sind als die Verluste, die wir zu beklagen hatten.

Vier ,Druckstellen' traten, wie der militärische Berichterstatter des Berner ,Bund' bei einem Rückblick auf die gescheiterte französische Offensive ausführte, bei diesem Angriff besonders hervor: Lombardzyde-Ypern, Lens-Albert, Perthes-Le Ménil und Flirey-Cirey. Am blutigsten verliefen die Kämpfe im erstgenannten

Kilophot, Wien

Vom Schlachtfeld bei Parkoscovice

Kriegschronik

Raum, in Westflandern. Dort fielen, unmittelbar vor Weihnachten, bei Festubert 3000 Inder und Engländer, 19 Offiziere und über 800 Mann wurden gefangen genommen, während das Ergebnis des gesamten, etwa acht Tage dauernden Angriffs in Flandern, holländischen Nachrichten zufolge, darin bestand, daß die Verbündeten die Stellungen, aus denen sie die Deutschen verdrängt hatten, vor diesen wieder räumen mußten und im ganzen 200 000 Mann verloren. — Zu diesen vier kritischen Punkten kommt ganz im Süden als fünfter, besonders heiß umstrittener das Gebiet in den südlichen Vogesen, wo der immer erneute Kampf namentlich um das ganz in Trümmer geschossene Dorf Steinbach tobte. Hier mündet in die freie Ebene ein Vogesental, das jetzt, bei der winterlichen Ungangbarkeit der Bergpfade, den feindlichen Scharen als einziges bequemeres Ausfallstor dienen könnte, wenn die Deutschen sich nicht so wachsam von außen dagegen stemmten.

*

Auf dem Kriegsschauplatz im Osten schreiten unsre Truppen, in engster Zusammenarbeit mit den österreichisch-ungarischen, seit dem Zusammenbruch der russischen Offensive vom 17. Dezember langsam und stetig weiter voran. Wenn

Aufstieg eines Fesselballons zur Beobachtung des Feindes auf dem östlichen Kriegsschauplatz

Kriegschronik

die Russen auch noch immer mit großen Heeresmassen, die sie ins nördliche Ungarn und tief in die Bukowina hinein vorstießen, beträchtliche Teile unsrer Verbündeten außerhalb der polnischen Schlachtlinie beschäftigen und festhalten, so wird ihre Lage, besonders auf ihrem rechten Flügel, doch immer kritischer. Manchmal schien es

Vernichtung des englischen Linienschiffes „Formidable" durch ein deutsches Unterseeboot im Kanal
Nach einer Originalzeichnung von G. Romin

Kriegschronik

Warschau: Die Konzilskathedrale auf dem Sächsischen Platz

Flüchtlinge haben sich in Warschau zusammengedrängt; und die Unruhe und Angst der Bevölkerung steigt aufs höchste durch die Kanonaden aus der Luft, mit denen Zeppeline und Flugzeuge die Schrecknisse einer regelrechten Belagerung ankündigen und vorbereiten.

Überhaupt ist, im Osten und im Westen, in den letzten Wochen der Luftkrieg viel mehr als bisher zum Begleiter der Kämpfe auf dem Land und auch zur See geworden. Während in Flandern und in Polen fortdauernde Regengüsse den Boden in Sumpf verwandeln, so daß der Aufenthalt in den Schützengräben fast ebenso unmöglich wird wie das Vorwärtsbringen von Artillerie, Munition und Proviant, ziehen Luftschiffe und Flugzeuge, die in wenigen Jahren gelernt haben, auch schwerem Wetter zu trotzen, ihre hohe Bahn, „dem

wohl, als sollte sich auch hier ein Positionskampf von der chronischen Art wie in Frankreich entwickeln, aber alle paar Tage läßt sich nach den Meldungen des Generalstabs ein neues, nur durch die entsetzlichen Wetter- und Bodenverhältnisse verlangsamtes Vorwärtskommen der deutschen Front feststellen, die immer näher an Warschau heranrückt. Berichterstatter der Neutralen schildern die Zustände, die in der polnischen Hauptstadt herrschen, in düstern Farben. Unzählige

Warschau von der Weichsel aus gesehen

Kriegschronik

Schnee, dem Regen, dem Sturm entgegen", um weit hinter der Front das Feindesland auszuspähen, Bahnlinien und Befestigungen zu zerstören. Nicht nur Warschau und das westlich ihm vorgelagerte Sochaczew sind durch Zeppeline schwer heimgesucht worden, auch über Nancy erschien eines der gewaltigen Luftschiffe, und mit Rührung hören wir, wie es unter den deutschen Verwundeten, die dort im Lazarett liegen, einen förmlichen Rausch stolzer Freude hervorrief, den die Krankenwärter nur mühsam dämpfen konnten. Und auch der englischen Küste hat ein deutsches Fluggeschwader einen ziemlich ausgedehnten Besuch abgestattet, der wegen des allzu trüben Wetters leider erfolglos blieb, während die Flieger, die über Dünkirchen, Audekerke und Furnes (dem Hauptquartier König Alberts) erschienen, schweren Schaden anrichten konnten, besonders in Dünkirchen, wo der größte Teil der Arsenalvorräte verbrannte.

Warschau: Vor der Großen Oper

Bei dem ‚Ausflug' über den Kanal nach Dover handelte es sich eigentlich um einen Gegenbesuch: hatten doch die Engländer, offenbar auf die deutsche Gefühlsseligkeit spekulierend, den ersten Weihnachtsfeiertag zu einem Vorstoß gegen die deutsche Küste benutzt, der aber gründlich fehlschlug. Mit Kriegsschiffen und Wasserflugzeugen waren sie in die Deutsche Bucht eingedrungen, und ihre Hydroplane bewarfen Kuxhaven mit Bomben, die aber keinen Schaden anrichteten, während eine deutsche Luftflotte sich aufmachte und die Eindringlinge rasch und gründlich zurückwarf: sechs englische Flugzeuge wurden vernichtet, vier Kriegsschiffe schwer beschädigt. Wenn also England am 25. Dezember seine Rache für die Beschießung der drei englischen Küstenforts hatte nehmen wollen, so ist ihm das gründ-

Warschau: Die Marschallstraße

Kriegschronik

lich mißlungen, und es hat zu dem bei jener Beschießung erlittenen Schaden, der an Material auf etwa 150 Millionen Mark, außerdem 97 Tote und 385 Verwundete betrug, nur neue Verluste erlitten. Es sollte dazu aber noch ein recht übles Neujahrsgeschenk erhalten: am 1. Januar 1915, früh 3 Uhr, wurde das große Kampfschiff „Formidable“ in den Grund geschossen von einem deutschen Unterseeboot, das damit aufs neue zeigte, wie die englischen Minenfelder wohl den neutralen Handel hemmen und schädigen, nicht aber die deutsche „Seepest“ von den englischen Küsten und Schiffen fernhalten können. — Und die paar deutschen Schiffe draußen im Weltmeer, die von der feindlichen Übermacht noch nicht erdrosselt sind, setzen ihre kühnen Fahrten fort: so versenkte der Hilfskreuzer „Kronprinz Wilhelm“ in südamerikanischen Gewässern vier englische Handelsschiffe, und der Geist der untergegangenen „Emden“ spukt, Rache übend und Unheil bringend, im Indischen Ozean weiter. Die 40 Matrosen, die sich auf der Kokosinsel des kleinen Dampfers „Ayesha“ bemächtigen konnten, haben schon ein Kohlenschiff erbeutet, und es scheint, daß eine Reihe überfälliger Handelsschiffe ihnen zum Opfer gefallen ist. Wieviel Schiffseinheiten wird das meerbeherrschende Albion wieder aufbringen müssen, um doch auch diese kleine Heldenschar zu vernichten?

Auch die österreichisch-ungarische Flotte hält weiterhin treue Wacht in der Adria. Ein einziges Unterseeboot, U XII, wagte sich an ein großes französisch-englisches Geschwader heran und brachte dem Flaggschiff „Courbet“ eine tödliche Wunde bei. Daraufhin hat sich diese ganze feindliche Flotte aus den ihr unheimlich gewordenen Gewässern der Adria bis auf weiteres entfernt. Und in ganz ähnlicher Weise nahm im Schwarzen Meer ein wackeres Schiff der türkischen Flotte, die „Midilli“ (früher die deutsche „Breslau“) es mit einem großen russischen Geschwader auf, das mehr rasch als mutig davondampfte, wobei aber eines ihrer Schiffe, der „Rostislaw“, von der „Midilli“ schwer beschädigt und zwei Minenleger versenkt wurden, während gleichzeitig die übrige türkische Flotte Batum mit Erfolg beschoß.

Aber auch auf dem Landweg, durch den Kaukasus, nähern sich die Türken immer mehr dieser wichtigen russischen Festung. In siegreichen Gefechten schlagen sie die Russen zurück, von der eingeborenen Bevölkerung als Befreier begrüßt; und ihre Erfolge wirken, zusammen mit der Verkündung des Heiligen Kriegs, immer stärker auch nach Persien hinüber, wo Rußland die Interessensphäre, die es sich zugesprochen und militärisch besetzt hatte, räumen muß.

Und während englische Truppen, die vom Persischen Golf her in Mesopotamien eindrangen, unter Verlust zurückgeschlagen wurden, rückt in wohlvorbereitetem Marsch die türkische Hauptmacht gegen Ägypten vor, um das von England zum englischen Protektorat erklärte Land von der Fremdherrschaft zu befreien. xy.

Warschau: Schloß Belvedere

Herausgeber: Dr. Rudolf Presber in Berlin-Grunewald. — Für die Redaktion verantwortlich: Hugo Wagner in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Alle Rechte vorbehalten. — Zuschriften nur an die Adresse der Redaktion, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 99, erbeten.

TIEFDRUCK DER DEUTSCHEN VERLAGS-ANSTALT STUTTGART

Rubens: Bildnis des Dr. van Thulden

Rubens: Die heilige Familie

Donatello: Denkmal des Gattamelata

Donatello: Madonna mit dem Stuhl

Donatello: Bildnis eines Römers

Donatello: Detail von der Sängertribüne aus dem Dom in Florenz

Rubens: Helene Fourment mit ihren Kindern

Rubens: Diana's Heimkehr von der Jagd

Pferde am Bach

Nach einem Gemälde von Th. Rocholl

[illegible]

Pferde am Bach

Nach einem Gemälde von Th. Rocholl

Arena
Oktav-Ausgabe von Über Land und Meer

Der Rubin der Herzogin

Roman

von **Rudolf Presber**

(Fortsetzung)

Bergemann kam schon vom Barbier, lachend und beglückt wie immer, wenn er einen Menschen, was er so einen „Menschen" nannte, gefunden.

„Also, Erich, Sie dürfen sich hier nicht selber rasieren! Sonst versäumen Sie den famosesten Kerl an Bord. Beppo Marlettino, den Friseur, dreimal in Indien gewesen, fünfmal am Nordkap, siebenmal in Konstantinopel, oder umgekehrt. Also neben diesem Triestiner Bartkratzer gehen fünfzehn Kavaliere à la Mücke, Reubke, Schwammerl aufs Dutzend."

„Rasiert er so gut?"

„Das auch. Das Messer geht wie durch Butter. Das heißt, jeder Bart scheint ihm nicht zu liegen. Der Amtsgerichtsrat Grabusch hat geflucht auf seinem Stuhl: „Non contra pelo! — non contra pelo!" Spricht übrigens ganz gut Deutsch, der Barbuzzo, und ist nebenbei, wie Hamlet sagen würde, der Spiegel und die abgekürzte Chronik dieses Schiffes, seiner Besatzung und Gesellschaft. Großartiger Kerl! Hat die Ansichtskarten aller Häfen, die wir anlaufen, vorrätig, ebenso alle Toilettengegenstände. Und entwickelt im Nebenamt Films für die Passagiere. Die Wand seiner Werkstatt, wie er stolz seine Barbierkabine nennt, ist eine Sehenswürdigkeit für sich — verziert mit den Bildern aller berühmten Kollegen, die er auftreiben konnte. Da hängt der Barbier Ludwigs XI., der nebenbei ein bißchen sein Henker war, zwischen dem berühmten Figaro und La Vienne, dem Barbier des Sonnenkönigs. Also, sehen Sie, das nenn' ich Standesbewußtsein! Und wer das nicht hat, der sollte als Rentier oder überhaupt nicht auf die Welt kommen. Denn er hat bloß Talent, sich zu ärgern."

„Unter Juristen selten."

„Unter Medizinern auch. Jedes Grabkreuz kann unser Standesbewußtsein erschüttern... Vorüber! Aber der Mann hat auch künstlerische Interessen.

Spielt die Flöte mit im Schiffsorchester. Und ist demgemäß geladen auf den neuen Kapellmeister, dem er, wie er behauptet, den Rat erteilt hat, er solle einen Flohzirkus aufmachen in Ragusa, anstatt anständige Leute, die Musik machen wollen, auf der Fahrt nach Spanien mit seinem Nervenzucken zu verwirren. Seine einzige Hoffnung ist die Seekrankheit für den Mann. Aber — haben Sie schon gefrühstückt?"

„Ja. Mit bestem Appetit. Dreimal mehr wie an Land. Sogar Rühreier!"

„Na also! Dann können Sie ruhig mit hinunterkommen aufs Promenadendeck, die — Leichenparade abnehmen. Was sich da tut in den Liegestühlen heut morgen — —!"

Bergemann hatte nicht zuviel gesagt. Die Sonnenseite des Promenadendecks bot einen sehr seltsamen Anblick. In Schals und Tücher eingehüllt und fest verwickelt, als ob man Spitzbergen und nicht Korsika im Rücken habe und den schrecklichen Regionen des ewigen Eises zusteure, lagen menschgewordene Häuflein Unglück in den langen Stühlen und ließen sich das warme, goldene Licht auf gelbgrüne Nasen und krampfhaft geschlossene Augenlider fluten.

Elisabeth Hunneberg hatte noch einen schwachen Versuch gemacht, sich malerisch zu drapieren. Die dunkle Vorstellung mochte sie dabei geleitet haben, daß sich für den Vorüberwandelnden eine Erinnerung wirken ließe an ihre Glanzleistung, die Walküre, wie sie, von Wodan in Schlaf versenkt, unter Helm und Schild der wabernden Lohe wartet, die feurig den Fels umlodern soll. Der erzielte Eindruck auf Bergemann und Erich war nicht ganz der erwünschte. Es war ersichtlich, Elisabeth Hunneberg, gleichviel ob sie auf eine wabernde Lohe wartete oder auf etwas andres, befand sich unter dem hermelinbesetzten Pelz recht übel.

Kloppenbusch im nächsten Stuhl gab Lebenszeichen. Aber eine rechte Freudigkeit fehlte auch seiner Stimme, als sie schwach und schmelzlos die Herren grüßte: „Gott, ich bin so viel beneidet worden — daß ich das Los gewonnen. Es war Nummer 3024 ... Eigentlich gehörte es einem Vetter, und meins war Nummer 1748. Aber der Vetter sagte: „Du hast immer so viel Glück, Kloppenbusch, ich will auch mal Glück haben. Gib mir dein Los!" ... Da gab ich ihm Nummer 1748 — und der Vetter war noch auf dem Bahnhof, als ich abfuhr, und sagte: „Eigentlich ist's 'ne Gemeinheit, Kloppenbusch, daß du ... du — eigentlich sollte ich ..." Uijeh — ich stell' ihm sehr gern den Stuhl zur Verfügung ..."

Die lange Rede, die offenbar von Bergemann und Erich nicht genug gewürdigt wurde, weil sie nicht wußten, daß Kloppenbusch die Lustfahrt in der Lotterie gewonnen, hatte den guten Kloppenbusch sehr angestrengt. Er drehte den Kopf auf seinem Luftkissen zur Seite und sagte nur noch: „Wenn mich jetzt einer auf den Kamposanto fahren will ... oder auf den Cimiterio — mir is beides recht."

Tilly Schuch schien im Nachbarstuhl derselben Ansicht. Aber die sprach das nicht aus. Sie sprach überhaupt nichts. Ihr hübscher Kopf unter der fabelhaft schweren und fabelhaft blonden Haarkrone war blaß wie feines Wachs, und die langen seidigen Wimpern lagen tiefgezogen, blond über den veilchenhellen Augen, die nicht sehen mochten, wie schön der Morgen

war. Die nicht glauben wollten, daß das Meer sich wirklich langsam beruhigte. Die keinen Blick hatte für Artur Mücke, der, das Monokel im Auge, sich ebenso eifrig wie unnütz damit beschäftigte, Tillys schlanke Füße noch fester in die bunte italienische Decke zu packen, oder für Josef Schwammerl, der, seine kurzen Franz-Josefs-Koteletten liebkosend, ziemlich ratlos dabeistand und von Zeit zu Zeit in blitzartiger Erleuchtung einen gar nicht beachteten Vorschlag tat, wie diesen: eine Bouillon mit Ei zu holen oder die Stewardeß zu rufen oder ein bisserl aus der „Neuen Freien Presse" vorzulesen.

Die beiden letzten Vorschläge wären allerdings auch gar nicht in die Samaritertat umzusetzen gewesen, denn Fritzchen hatte bereits aus Schwammerls Exemplar der „Neuen Freien Presse" ein Schiff gemacht, welches er über Bord warf, sehr verwundert und entrüstet, daß es ohne jeden Ehrgeiz rasch hinter der „Astarte" zurückblieb und als unansehnlicher Papierklumpen in einem Wellenberg verschwand. Die Stewardeß aber, die Schwammerl im Auge hatte, die hübsche Hilde mit dem schwarzgescheitelten Haar und der feinen, etwas gebogenen Nase zwischen den edel geschweiften Augenbrauen — lauter Vorzüge, die Schwammerl sehr wohl bemerkt hatte — war durchaus von Selma in Anspruch genommen, die in einem reich mit Valenciennesspitzen besetzten Morgenrock in einem Korbsessel saß und bald einen Schemel unter die Füße, bald ein Kissen in den Rücken, bald ein in Kölnisches Wasser getränktes Taschentuch auf die Stirn, bald ein Pfefferminzplätzchen zwischen die Zähne verlangte — lauter ziemlich wirkungslose Handreichungen, die ihr Hilde mit Engelsgeduld leistete, ohne andern Dank zu ernten als zuweilen die mürrische Bemerkung: „Aber gehn S', sein S' net so ung'schickt!"

Ungeschickt aber war Hilde gar nicht. Die kaum mittelgroße, in ihrer anmutigen Fülle jugendlich biegsame Stewardeß war erfreulich anzusehen in ihren behutsam sicheren Bewegungen.

Mit wohlgefälligem Lächeln machte Bergemann Erich auf die Gruppe aufmerksam: „La Signora di Venticinque hat eine Griseldis gefunden!" Und dann, näher tretend, zu Hilde mit sichtlichem Wohlgefallen: „Ich freue mich als Arzt — als Arzt a. D. — der sanften Sicherheit Ihrer hübschen Hände, liebes Fräulein. Wahrhaftig, eine gelernte Krankenschwester macht das nicht besser — für eine wirkliche Kranke."

Eine Blutwelle stieg Hilde über das zarte Gesichtchen bis in die unter leichtem dunklem Flaum liegenden Schläfen. Die Zweiundzwanzigjährige erschien noch jünger als ihre Jahre, noch mädchenhafter, als sie rasch ihre klugen dunkeln Augen zu den beiden Herren hob und etwas befangen sagte: „Ich bin als Krankenschwester ausgebildet."

„Es muß ja ein Vergnügen sein, krank zu werden, wenn Sie pflegen."

Hilde hörte diese freundliche Bemerkung des alten Herrn nicht mehr, denn die Signora di Venticinque verlangte stürmisch nach einem Tee mit Arrak, nach ihrem Riechsalz, einem seidenen Kissen und den englischen Natronpastillen. Und sie vergaß nicht, der enteilenden Hilde, die von einer unruhigen Nacht eigentlich schon Bescheid wissen mußte, nachzurufen, daß sie alle diese wichtigen Gegenstände in der Luxuskabine Nummer fünf dicht bei dem goldenen Toilettespiegel finden werde.

„Nun wissen wir's — in der Luxuskabine!" sagte Bergemann lächelnd zu Erich, indem er behaglich seinen Arm in den Arm des jungen Freundes schob und mit ihm weiterschlenderte das Deck entlang.

„Ja. Und der Toilettespiegel ist von purem Gold. Wie der Kamm der Lorelei. Gott sei Dank! Ich hätte sonst Silber befürchtet."

Die Herren kamen an Neubke vorbei, der sehr erhitzt und unglücklich war. Er hatte so schöne Aufnahmen von den Seekranken gemacht, aber leider die Platte zu wechseln vergessen. So war zu befürchten, daß Kloppenbusch und die Walküre auf dieselbe Platte gekommen waren, auf der dann später Selma, die sich gerade mit Scupinsky gezankt, und Herr und Frau Bankdirektor Tiegs, die blaß, aber kerzengerade im Gleichschritt wie aufgezogene Puppen in der Sonne wandelten, und Tilly, die von Mücke und Schwammerl erfolglos mit Essenzen angestäubt wurde, ihren Platz fanden. Jetzt mußte er in die Dunkelkammer zum Plattenumtausch, versprach sich aber wenig Genuß von diesem Aufenthalt in dem engen, lichtlosen und heißen Raum, in dem es nach den unauffindbaren Zigarrenstummeln eines Vorgängers roch.

Lux, der Schiffsarzt, kam mit Grabusch vorbei, der ihn für etwas blutstillende Watte in Anspruch genommen hatte und jetzt wegen eines Mittels gegen das Schnarchen konsultierte. Entweder für den einen, daß er's unterlasse, oder für den andern, daß er's nicht mehr höre.

„Freut mich, daß Sie wenigstens gesund sind!" rief der Arzt zu den beiden Herren hinüber. „Nächstes Jahr um diese Zeit bin ich gottlob in Ostasien bei den Kulis."

Und bei diesem seinem Lieblingsgespräch angelangt, ließ der eigensinnige Doktor den ärgerlichen Grabusch sein Schnarchthema durchaus nicht mehr erschöpfen, sondern schilderte ihm mit Begeisterung, wie nahe die Möglichkeit liege, daß er dort unten bald mal die Cholera asiatica an Bord habe. Dieses werde ihm als gelerntem Bakteriologen eine besondere Genugtuung sein. Auf die noch interessantere asiatische Pest könne er ja nicht gleich hoffen. Obschon zwei Kollegen von ihm auch dieses neidenswerte Glück gehabt hätten. Von denen allerdings nur der eine wieder in Europa angekommen sei, da der andre durch einen bedauerlichen, aber interessanten Formfehler bei der Impfung selber unter den ersten Opfern der Seuche gewesen sei.

Grabusch hatte keine Lust, sich diesen schönen und ihm wohlbekommenden Frühlingsmorgen durch detaillierte Auseinandersetzungen über Pestpneumonie, Bubonen und Versuche an kranken Meerschweinchen ausfüllen zu lassen. Er entfloh nach der Schwemme, wo er ein warmes Pastetchen mit einem Glas alten Sherrys begießen wollte. Konnte dort aber nicht verhindern, daß sich alsbald sein Kabinengenosse Adolf Zwingenberg mit einem Frühtrunk Pilsener zu ihm setzte und ihm das merkwürdige Martyrium oder den Circulus vitiosus seiner sonst gesunden Natur, oder wie er es nennen solle, zu schildern. Dieser Circulus vitiosus bestehe nämlich darin, klagte Adolf Zwingenberg mit düsterem Blick in sein Stengelglas, daß er allemal nach seinem kräftigen Abendtrunk, an den er seit Jahren gewöhnt sei, heftig schnarche; vom heftigen Schnarchen aber bekomme er Halsweh, und dieses

Halsweh wiederum könne er nur durch Flüssigkeiten, unter denen er den gegorenen den Vorzug gebe, wirksam vertreiben. Worauf Grabusch nicht ohne Gereiztheit bemerkte, daß er sich die Erfordernisse der Konstitution Adolf Zwingenbergs bereits ähnlich vorgestellt, solche aber zu seiner Freude noch bei keinem andern lebenden Menschen auf dem Festland oder auf Seereisen bis heute jemals angetroffen habe.

Dieses nahm Adolf Zwingenberg wiederum für eine Schmeichelei, als welche es eigentlich nicht gedacht war. Er kam deshalb dem Herrn Amtsgerichtsrat, dankbar sich neigend, seine Blume.

Unterdessen waren Bergemann und Erich, des Morgens, der Sonne, der frischen Brise sich freuend, durch das ganze Schiff gepilgert. Bergemann hatte mit der Befriedigung eines Mannes, der sich in der Sauberkeit dieses schwimmenden Hotelchens durchaus zu Hause fühlt, die Honneurs gemacht; hatte Erich das behagliche Schreibzimmer auf dem Bootsdeck gezeigt, in dem das Geschwisterpaar von Öltzendorff, schweigend sich gegenübersitzend, wappengeschmückte Bogen mit großen, energischen Schriftzügen füllte; dann den Rauchsalon auf dem Promenadendeck, von dessen Fenstern aus man über die Spitze des Schiffes hinaussehen konnte. Ganz vorn hatte er lange mit Erich gestanden zwischen Tauen und Ankerketten in der Spitze, die sich, die weiß zur Seite fließenden Wellen messerscharf teilend, langsam und majestätisch auf und ab bewegte in der unterjochten Flut.

Jetzt saßen die beiden plaudernd in dem in seiner Bequemlichkeit fast koketten Musiksalon einander gegenüber, Erich auf dem mattgrünen Sofa, Bergemann auf dem Stuhl vor dem Klavier, dessen Deckel er absichtslos geöffnet hatte.

In einer Ecke kauerte Mister Hobsen und blätterte zerstreut in einem Klavierauszug der „Braut von Lammermoor". In der Hoffnung, daß zu dieser Stunde und wie die Dinge lagen, niemand auf den befremdlichen Einfall kommen werde, ausgerechnet Musik zu machen, hatte er Agnes Hennerich hierher bestellt, um einige pädagogische Gedanken über Fritzchens, des lieben Jungen, Erziehung mit ihr zu tauschen. Da er nun die beiden Herren sich hier seßhaft machen sah, verließ er, ärgerlich und nicht ganz einwandfrei die Arie des Bajazzo pfeifend, den Musiksalon, um einen stimmungsvollen, minder bevölkerten Ort für die wichtige Besprechung auszusuchen.

„Sie sind hier wie zu Hause," sagte Erich lächelnd zu Bergemann. „Es ist eine wahre Freude, zu sehen, wie wohl Sie sich auf der „Astarte" fühlen."

„Sie etwa nicht?"

„Doch, doch — manchmal nur denk' ich noch, daß das Land hinter mir liegt. Denke an ein Abenteuer und eine Enttäuschung."

„War's das wirklich? Lieber junger Freund, saß es wirklich so fest schon, daß... Hat nicht ein ganz klein wenig — seien Sie nicht bös, ja? — die gekränkte liebe Eitelkeit mit schuld an dem bittern Restchen Groll, das noch im Herzen haftet?"

„Möglich. Ob ich die Frau geliebt habe —? Geglaubt hab' ich's jedenfalls, sonst hätt' ich nicht die andre, die Kleine verabschiedet." Und plötzlich seinen Gedanken folgend: „Ich weiß übrigens immer noch nicht, wie dieser

alte Herr von Ölßendorff, der den Ladestock verschluckt hat, verwandt ist mit dem — mit meinem ... nun, sagen wir, mit dem Sieger von Büssigheim."

„Sehen Sie, nun machen Sie schon Witze über den noch rechtzeitig entlarvten Rivalen. Somit ist er erledigt, ist sein Fall und sein Glück abgetan. Aber über die Verwandtschaft mit dem edlen Geschwisterpaar kann ich Sie beruhigen. Ihrer — ist doch der Kavalier, der ..."

„Der Rennen reitet, Briefe ungenügend verbrennt und Apfelschimmel beinahe kauft, ja. Ulan und ..."

„Dann ist unser Passagier der Onkel. Und die holde Schwester, die mich immer erinnert an einen zur Puppe gewickelten Fleischknäuel, aus dem oben ein rotlackierter Kopf herausschaut, hat das Glück, die Tante zu sein."

„Hm. Ob ... ob der Rittmeister sie jetzt heiratet, die Herrin vom Eugenienhof?"

„Er wird sich's überlegen. Sie, mein lieber Erich, der Sie das Vermögen Ihres Vaters und eine gütige Mutter hinter sich haben, hätten's riskieren können, mit einem tüchtigen Verwalter diese — gestehen wir's uns doch schon ein — diese stark verlotterte Wirtschaft wieder in Schwung zu bringen. Und die Dame Eugenie wußte das. Freilich, die Juristerei, eventuell auch die Konsulatskarriere, an die Sie dachten, wäre daneben unmöglich gewesen. Von Guatemala oder Bolivia aus läßt sich kein Gut bei Büssigheim in Schwung bringen."

„Wer weiß, ob ich nicht — meinen, das heißt ihren Kohl bauend — ein besserer Landwirt geworden wäre, als Jurist."

Bergemann lächelte. „Das kenn' ich. Das hat das Meer so an sich in den ersten Tagen."

„Das Meer —?"

„Ja. Es holt aus dem Menschen, der es befährt, so allerlei alte Pläne und friedlich entschlafene Neigungen heraus, die sich auf dem Asphalt und zwischen den Mietkasernen und Kaufhäusern der Großstädte gar nicht hervorwagen. Vielleicht ist's der wundervolle weite Horizont, der auch dem Blick ins eigne Leben die großen Maße gibt. Vielleicht ist's die herrliche Stille, die endlich mal erlaubt, andachtsvoll auf leise Stimmen in uns selbst zu hören, die von dem Gequietsch der Stadtbahn, dem Rattern der Elektrischen, dem Tuten der Autos, dem Geschnatter der Geselligkeit und nicht zum wenigsten dem Klirren der Berufsketten in der Mauerwüste des Festlandes übertönt werden."

Sie waren wieder hinausgetreten aufs Promenadendeck und nahmen ihren Rundgang wieder auf. Der Sanitätsrat liebkoste mit zärtlichen Augen die fast ganz beruhigte weite Wasserfläche und schien ganz zu vergessen, daß jemand neben ihm ging.

„Das Meer ist Ihre Liebe, Sanitätsrat."

„Ja. Unsern Gedanken, find' ich, unsrer Sehnsucht, unsrer Hoffnung gibt es die großen freien Linien. Es weckt nur die Lust an allem, was von seiner Art ist, was — wenn ich so sagen darf — seinen Stil hat. Wenn jetzt die Damen da unten wieder gesund sind und Sie, mein lieber Junge, flirten und Scheffelbord spielen und um die Wette Tauringe nach Holzpflöcken werfen und ..."

„Werd' ich nicht!"

„Sie werden. Dafür sind Sie halb so alt wie ich. Wissen Sie aber, was ich dann hier oben in meinem einsamen Stuhl auf dem Sonnendeck unternehme?"

„Sie lesen."

„Richtig. Und was —?"

Bergemann zog, fast ein wenig geniert, ein schlicht in Leinwand gebundenes Buch aus der Tasche seines Sakko. Neugierig nahm es Erich, schlug es auf und blätterte erstaunt darin.

„Griechisch? ... Die Odyssee —?"

Bergemann nickte. „Ja. Und warum? Weil der Graf August von Platen, für dessen formschöne Dichtungen ich eine ganz unmoderne Schwäche habe, recht hatte, als er die Verse schrieb, die ich mir da auf die erste Seite notiert habe."

Und ohne hinzusehen, sprach Bergemann langsam, ohne Feierlichkeit, aber im Rezitieren sich der Rhythmen kennerhaft freuend, die Verse vor sich hin:

> Dich zum Begleiter empfehl' ich dem Reisenden! Aber vor allem,
> Wenn des italischen Meers hohes Gestad' er umschifft:
> Wunder und doch Wahrheit, Ehrfurcht vor dem Göttlichen lern' er,
> Lerne das Menschengemüt kennen und Menschengeschick...
> Schönstes Gedicht! Nichts kommt dir gleich an Behagen und Anmut.
> Unter den neuen erschuf ähnliches bloß Ariost!

„Wenn Sie mal keine Lust haben zu lesen, Sanitätsrat, leihen Sie mir das Buch ein wenig. Vielleicht reicht mein Griechisch noch."

„Man liest sich rasch wieder ein. Aber, junger Freund — hüten Sie sich, daß Ihnen auf dieser Meerfahrt keiner dieser Gesänge zum Symbol der Erlebnisse werde! Nicht das Abenteuer mit der göttlichen Nymphe Kalypso auf der Insel Ogygia — und noch weniger der üble Zauber der Circe."

„Ich glaube, das ganz unhomerische Büssigheim hat mich gegen solche Zauber für ein Weilchen gefeit. Überhaupt, ich bin kein Mensch für plötzliche Wandlungen."

„Das kann man nie wissen in Ihren Jahren." Bergemann lächelte seltsam vor sich hin.

„Ach — Sie meinen, weil ich vorgestern so rasch... Sie glauben nicht, wie blamiert ich mir vorkam! Als wär' ich in einer dunklen Gasse von oben her begossen worden mit etwas Widerlichem. Es war mir, als könnt' ich nicht rasch genug möglichst weit wegfahren von diesem Blick aus dem Abtzimmer hinüber nach Eugenienhof."

„Blamiert sein — das ist's. Das fürchten wir alle in jungen Jahren mehr wie die Sünde."

Sie standen wieder in der Spitze. Hatten nichts und niemand vor sich. Hoch über den Wassern schob sie das fahrende Schiff wie ein Luftbrecher in den Morgen. An die dünnen Eisenstäbe des Geländers gelehnt, sahen sie hinaus auf das Meer, das jetzt in einem sanften Blau erstrahlte wie ein riesiger Schild, aus einem einzigen Edelstein geschliffen, ohne Fehler, ohne Muster, ohne Buckel.

„Gestern abend, eh' ich einschlief," sagte Bergemann langsam, und es war, als ob er mit den Worten kämpfte, als ob der Zauber der Stunde das Geständnis aus ihm herausholte, der es nur widerwillig preisgab, „ehe ich einschlief — es war nicht sehr früh — die Ungarn gegenüber waren noch so laut —, da hab' ich mir ausgerechnet, daß ich genau so alt war wie Sie, als ich meine Erniedrigung erlebte. Meine Blamage, wie Sie's nennen. Und vielleicht auch meine höchste Höhe — meinen Verzicht auf ein großes Glück."

„Und genau so alt war mein Vater, als er sein Lebensglück begründete und mit meiner Mutter sich verlobte."

„Ich weiß. Wir waren ja gleichaltrig. Im selben Jahr, im selben Monat sogar geboren." Der Sanitätsrat sah Erich nicht an. Es war, als ob er das alles dem Meer anvertraute, sich selbst erzählte, im Angesichte der Sonne und dieser strahlenden Bläue. „Ich liebte damals ein Mädchen von ganzem Herzen. Sie war aus guter, etwas altmodischer Familie, erzogen in der bürgerlichen Reputierlichkeit eines deutschen Gelehrtenhauses. Heute schätzt man so was nicht mehr so hoch ein, spöttelt ein bißchen und vergißt, daß uns solche Häuser in ernsten Zeiten unsre besten Männer gegeben — und fast immer unsre besten Mütter."

„Auch meine ist ja aus solchem Haus."

„Auch Ihre ... Ich hatte eine Schwester. Eine einzige. Liebte sie abgöttisch, denn sie war klug und schön. Aber ein romantisches Hirnchen. Und wie immer, wenn die Mutter früh gestorben, der Vater ein lieber Phantast und Eigenbrötler ist — das Mädel durfte tun und lassen, was sie wollte. Als sie achtzehn war, hatte sie Vaters ganze Bibliothek gelesen — da stand die Bibel neben dem Boccaccio und Goethe neben Sacchettis Novellen und Straparolas „Ergötzlichen Nächten". Schopenhauer bei Schiller, Grabbe bei Poe, der Don Quichotte beim Hamlet und Napoleon neben Casanova. Was Wunder, daß dem Mädel das Abenteuer im Blut lebte — und das Blut war heiß. Und der Vater liebte, lächelte und vertraute .. Sie war schlank wie eine Gerte und hatte die lebhaftesten Augen, die ich je gesehen ... Einer meiner Freunde — alle machten ihr den Hof — bewarb ich ernstlich um sie. Zäh, gründlich und pedantisch, wie die Deutschen lieben, die früh Brillen und wollige Vollbärte tragen. Er hatte sein Staatsexamen gemacht, sah nicht sehr gut aus, war aber ein anständiger Kerl. Der Vater riet zu. Sie lachte und schüttelte den Kopf. Ihre Jugend wollte sie genießen. Reiten wollte sie lernen. Es war eine ausgezeichnete Gelegenheit. Ein Zirkus — man sagte damals noch: eine englische Reiterhütte — war für ein paar Wochen in der Stadt."

Der Schulreiter der Truppe, ein Señor Cenzano — er war gewiß kein Spanier, aber er galt dafür — gab frühmorgens Reitunterricht. Mein Vater schwankte, wollte nicht erlauben, kämpfte mit seiner Schwäche — aber Gertrud bat, bettelte, schmeichelte, bis ... Er hat's schwer bereut, daß er nachgab ... Gertruds Leidenschaft für den Sport, für die Pferde wuchs beängstigend. Ihre Sprache, ihre Bewegungen, der Duft ihrer Kleider — alles erinnerte mit einmal an den Stall. Sie war kaum mehr ohne Reitgerte und dänische Stulphandschuhe zu sehen. Es kam ein harter, gespannter Zug in ihr schönes Gesicht. Ihre Hände wurden fest und rauh ... Eines Tages

hatte sie eine Aussprache mit dem Vater — später erst erfuhr ich's: sie wollte den Señor Cenzano heiraten. Ob er's wollte...? Der Vater war außer sich. Aller Hochmut der Gelehrtenkaste, alle bodenständige Bürgerlichkeit, alle Angst vor Zigeunertum und Bohème empörten sich in dem aufgeklärten, sonst so sanften Mann. Es muß eine furchtbare Szene gewesen sein — ich war in der Universität und erlebte sie nicht. Aber die Dienstboten zitterten noch davon, als ich heimkam... Am nächsten Tage war Gertrud verschwunden. Ohne Abschied, ohne Brief, ohne jede sentimentale Regung, fast ohne Gepäck. Mit dem Spanier, der seine beiden edlen Schulpferde am Abend vorher noch rasch für ein Spottgeld verkauft hatte... Ich wollte ihr nach, wollte sie suchen, fassen — unsanft fassen mit Hilfe der Behörden, der Polizei, der Detektivs, des Telegraphs... an was dacht' ich alles! Der Vater — müde, gealtert, kalt, weiß und starr geworden in einer Nacht — befahl: „Nein! Nichts! Mag sie gehn. Mag sie wiederkommen! Das Haus ist leer und weiß nichts mehr von ihr. Das Haus ist offen und, wenn sie's sucht, mag sie eintreten..." Sie hat's nie mehr gesucht, nie mehr betreten. Aus Gram — aus Verzweiflung — aus Unvermögen? Niemand weiß es... Der Vater hat nichts mehr von ihr gehört. Als er tot in seinem grünen Sessel saß, in dem schon Großvater gestorben war, fand ich ihr Kinderbild in seiner Brieftasche... Und ich...? Ich habe mich, als ich den müden alten Mann begraben, an artistische Zeitschriften, an Sportblätter, an Koryphäen der Manege gewandt. Niemand wußte mehr etwas von Señor Cenzano. Vor Jahren hatten ihn manche gekannt und sein arabischen Pferde, Hassan und Mustapha, das war lang her. Er war verschollen und blieb's. Und sie mit ihm... Mein Leben aber hatte seinen Knacks. Wie soll ein junger Kerl, dessen Schwester ohne Ring am Finger herumzigeunert mit einem spanischen Schulreiter, sich eine Braut aus einem deutschen Bürgerhaus holen, aus einem Haus mit grünen Läden und Geranientöpfen an den Fenstern, mit einem runden Familientisch, um dessen Lampe es kein Geheimnis gibt und nichts zu vertuschen! Aus einem Haus, in dem alles gute Familientradition ist. In dem jedes alte Bild aus seinem Rahmen klar und anständig alle Daten und Taten seines Lebens erzählen kann. In dem alle Lebensläufe langsam und stetig bergauf führen ... Ich hab' verzichtet. Leicht ist mir's nicht geworden; aber mein Studium, mein Beruf hat mir die harten Notwendigkeiten des Lebens früher und energischer wie manchem andern vor Augen gerückt. Nun war ich selbst an der Reihe, mich zu beugen. Ich hab's getan — und ein halbes Leben daran getragen. Denn diese Liebe — seien Sie mir nicht bös — hatte nicht in Heringsdorf begonnen als Strandflirt beim Muschelsuchen und beim Souperchen.

Im dummen Buben hatte diese Liebe gekeimt, den Jüngling hatte sie ahnungsvoll durchleuchtet — den Mann hat sie geschüttelt und geheizt — und nun blieb ihm die Aufgabe, sie zu ersticken."

„Und das — Mädchen...?"

„Hat geheiratet."

„Und ist glücklich geworden?"

„Ich glaube."

In diesem Augenblick kam Hilde, die hübsche Stewardeß, leichtfüßig über Taue und Ketten kletternd, nach der Spitze. Sie war etwas erhitzt vom raschen Gang durch die Gesellschaftsräume und ums Promenadendeck, wo sie den Sanitätsrat gesucht. Endlich hatten ihre guten Augen von einem Fenster des Rauchzimmers aus die beiden Herren hier erspäht.

„Herr Sanitätsrat," sagte sie respektvoll, aber mit einem ganz kleinen, feinen Lächeln um die Mundwinkel, „Frau von Scupinsky befindet sich nicht sehr wohl ... Es ist nicht schlimm, aber ... sie hat aus der Passagierliste ersehen, daß Sie Arzt sind ..."

„Nicht Schiffsarzt."

„Herrn Doktor Lux lehnt sie ab. Er versteht nichts, sagt sie. Sie hat in Wien auch einen Sanitätsrat... und Herr von Scupinsky ..."

„Nun?"

„Ich glaube, er ist etwas eifersüchtig und ..."

„Ach so — und ich bin ein alter Herr."

„Aber nein —" Hilde wurde rot ... „Ich hab' das nicht gesagt."

„Unhöflich gegen eine Dame mag ich nicht sein." Bergemann wog seufzend seinen Homer in der Hand. Dann reichte er Erich das Buch: „Da wäre schon der Moment gekommen für Ihre Lektüre!" Und damit ging er vorsichtig über Taue und Ketten nach der kleinen Brücke, die hinüberführte zum Promenadendeck.

„Kommen Sie heil zurück — von der Insel Ogygia!" rief Erich munter dem sich Entfernenden nach. Und dann plötzlich, wie von einer Eingebung gepackt: „Fräulein —!"

Die Stewardeß, die dem Sanitätsrat folgen wollte, sah sich um: „Bitte?" Sie stand, ihre weiße Schleife festhaltend, die Stirn von eigenwilligen dunklen Haaren umflattert, im Wind.

„Ich muß Ihr Gesicht schon einmal gesehen haben —"

„Ich glaube, es ist kein seltenes, Herr Doktor."

„O doch — und ... wenn Sie sprechen ... Fahren Sie schon lange auf dem Schiff?"

Das Gespräch schien Hilde nicht angenehm. Sie zögerte mit der Antwort, dann sagte sie: „Nein. Es ist meine zweite Fahrt. Vor dieser war ich in Dalmatien."

Erichs Gedanken waren nicht in Dalmatien, sie suchten in Berlin herum; und er ärgerte sich, daß ihm die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche einfiel, mit der doch sicher dieses hübsche Mädchen nichts zu tun hatte.

„Sie kennen Berlin?"

„Ja. Ein wenig. Aber Sie entschuldigen, Frau von Scupinsky erwartet mich. Ich muß ihr Kompressen machen."

Erich sah ihr nach. Diese bescheidene, doch sichere Art gefiel ihm. Mädels aus der Gesellschaft hätten davon lernen können!

Was war eigentlich der Bildungsgang solcher Stewardeß? War sie ein besseres Zimmermädchen... oder —? Sie mußte doch sicherlich Sprachen sprechen und etwas schneidern können ... überhaupt etwas können ... War es nicht einerlei, ob man das konnte oder jenes — ob man erbüffelte Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuches im Hirn hatte oder ...

„Eine nette Krabbe — nicht?" sagte jetzt jemand dicht neben Erich, der sein Kommen nicht bemerkt hatte. Es war die Stimme des Herrn Mücke, der die Morgenstunde benutzt hatte, sich ganz in weißen Flanell zu kleiden und in einen roten Foulardschlips eine ansehnliche Perlennadel zu befestigen.

Der enteilenden Hilde nachsehend, der ein frischer, lustiger Wind die Röcke fest an die gutgeformten Schenkel legte, wiederholte er im Ton eines wägenden Preisrichters, der einen mehrfach prämiierten Dobermannpinscher zu begutachten hat: „Eine nette Krabbe."

Erich hatte das Gefühl, daß es ihm große Erleichterung bereiten könnte, wenn er diesen öden Gent jetzt meuchlings an den Unterschenkeln um die weiße Hose fassen und in weitem Bogen ein bißchen über Bord werfen dürfte.

In diese Erwägungen paßte seltsam eine Äußerung Mückes, der, scheinbar auf der Suche nach einem andern Gesprächsthema, auf die Schönheit dieses Morgens gekommen war und, während er sein Einglas mit einem Seidentuch putzte, abschließend bemerkte: „Tja — man kann ja nie wissen, wie viele solcher Vormittage man noch genießen wird!"

Erich sah den etwas verlebten, aber durchaus nicht kränklich aussehenden Sprecher an und fragte, einen leisen Spott in der Stimme: „Sind Sie Hypochonder?"

„Nein," erwiderte Mücke breit und ruhig und hauchte interessevoll die runde Glasscherbe an, um eine neue Reinigung vorzunehmen. „Das nicht — bloß überzeugt, daß diese Fahrt meine letzte ist."

Es war ersichtlich, daß er so redend einen heroischen Eindruck bezweckte. Aber im Tone lag doch etwas, das eine glatt posierende Verlogenheit ausschloß.

Ein Narr, dachte Erich und drehte Herrn Artur Mücke den Rücken. Seine letzte Fahrt! Und das legt der Kerl so hin, als ob er sagte: ich esse von morgen an kein Quittengelee mehr ... oder auf Eichhörnchen werd' ich nicht mehr schießen ... Fatzke! — Seine letzte Fahrt! ...

Übrigens — wenn schon!

Drittes Kapitel

Es war sehr wahrscheinlich, daß Mister Hobsen das für Spanisch einschätzte, was er mit dem Polizisten am Aufgang zur Arena de Toros von Barcelona sprach. Kloppenbusch hielt sich dicht bei ihm und bewunderte ihn sehr.

Der Polizist aber blickte unter seinem dunklen Filzhelm mit fragenden, stechenden Augen auf den lebhaften Sprecher, während seine rechte Hand wie beschwörend in die Höhe fuhr, der nachdrängenden Menge auf der dunklen Treppe einen Aufenthalt gebietend. Sein knallroter Ärmelaufschlag leuchtete wie ein Feuerzeichen über die dunklen Köpfe, die Hüte und Kappen der unwirsch Verweilenden. Murren und Flüche drangen aus der Tiefe zu den Herrschaften der Schiffsgesellschaft empor, die, auf Hobsens Gewandtheit und Sprachkenntnis vertrauend, halb freiwillig, halb geschoben, den Dialog des Amerikaners mit dem Spanier umdrängten.

„Es riecht hier gräßlich nach Kühen," seufzte Elisabeth Hunneberg, wurde aber von Kreuzwendedich von Reubke, der ihren Mantel und ihren Pompadour trug, dahin belehrt, daß der üble Duft jedenfalls aus den Ställen der Stiere käme.

„Also das ischt eine Gemeinheit!" protestierte Otto Häfele, den ein kräftiger Schub der nachdrängenden Menge von Anna getrennt hatte. Ein Arrangement, das auf der Reise bis hierher noch nie beobachtet worden war.

„Wir werden Ihnen die Frau Gemahlin gut aufheben," tröstete Bergemann lachend, der mit Erich, in den er sich vorsorglich eingehakt hatte, von der rücksichtslos schiebenden und auf die Fremden schimpfenden Menge zwischen das Paar gedrückt worden, und eingekeilt, wie ihm vorkam, in eine Wolke von Knoblauch, Zigarettendunst, Knochen und alten Kleidern, kein Glied rühren konnte. Auch nicht den Kopf wenden. Er hörte nur an der Stimme, daß es Herr von Ölzendorff sein mußte, der ihm immerzu auf die Hacken trat; denn seine Stimme beklagte jetzt zum soundsovielten Mal den Verlust seines Spazierstocks mit goldener Krücke, den er sich deutlich erinnere, aufs Schiff mitgebracht zu haben, und der vorhin beim Aufbruch in der Kabine nicht zu finden war.

Viktoria von Ölzendorff aber sang ein Loblied auf die preußische Polizei, die denn doch einen Menschenandrang wie diesen ganz anders bewältigte. Und sie kam in einem nicht recht verständlichen Übergang auf Friedrich Wilhelm I., den Soldatenkönig, zu sprechen, unter dem ein Ölzendorff Oberst in Spandau und eine Zeitlang sogar Mitglied des Tabakkollegiums gewesen sei. Mitteilungen, die auf einer Treppe zum großen Fronleichnamsstierkampf in Barcelona weder die Eingeborenen noch die Fremden besonders interessierten.

„Also der Wurstelprater am Pfingstsonntag ist eine menschenleere Wüste gegen so eine Hetz," äußerte Schwammerl zu Herrn und Frau Bankdirektor Tiegs, auf die er von hinten heftig aufgeschoben worden war, ohne auch nur seine Hände im Gedränge freizubekommen, um das ihm tief in die Augen gerutschte Steirerhütel zurechtzuschieben, nach dessen neckischer Spielhahnfeder ein übel aussehender kragenloser Jüngling aus einiger Entfernung in kunstlosem Übermut Orangenkerne spuckte.

„Du hast hoffentlich die Brieftasche mit unserm Kreditbrief auf der „Astarte" gelassen?" Frau Tiegs sah bei diesen wohlbedachten Worten den Gatten mit einem Blick an, der diese Anfrage für jeden Physiognomiker dahin deutete: Wir hätten überhaupt dieser Proletenansammlung fernbleiben sollen!

Arthur Mücke, der sich, seit sie die Droschken verlassen, dicht hinter Tilly Schuch gehalten und bei diesem wilden Geschiebe die Molligkeit ihrer früher aus der Ferne gewürdigten Körperformen nachzuprüfen Gelegenheit hatte, litt unter dem peinlichen Gefühl, daß sich hinter ihm ein alter Spanier am Rückenteil seines neuen Sommerüberziehers emsig die Nase rieb.

In dem Augenblicke, als es schon niemand mehr erwartet hatte, gab der Polizist vorn den Weg frei. Grölend, kreischend, drohend, lachend wälzte sich der mißduftende Menschenstrom in die Höhe und riß das Päcklein gut gekleideter Fremder, die den Stierkampf sehen wollten, mit herauf.

Wie ein Triumphator stand Hobsen oben und wies mit einer weitausholenden Armbewegung stolz, als ob er diese Arena für fünfzehntausend Menschen persönlich geplant und eigenhändig gebaut habe, auf den imposanten Rundblick. Aber ehe noch irgendeiner diesem Genuß sich hingegeben, hatte die Vehemenz eines kräftigen Nachschubs, der aus dem Treppenaufgang quoll, die ganze Gesellschaft wie wacklige Bleisoldaten durch- und gegeneinander geworfen. Instinktiv herdenartig drängten sie nun alle hinter dem Leittier Hobsen her, der mit der schönen Sicherheit eines hier Bescheid Wissenden, die bunten Einlaßkärtchen krampfhaft in der Hand, im Zickzack über die als Sitze dienenden riesigen Steinstufen kletterte, zwischen würdig thronenden Frauen in Mantillen, ernst mit verschränkten Armen stehenden Hidalgos, hingeflegelten üblen Mützenträgern, zwischen Kindern und Greisen hindurch einer hochgelegenen Reihe zustrebte.

In der Erregung dieser ungeahnten Kletterei durch eine teils friedlich, teils ironisch gestaute Masse hatte sich der Zug seltsam genug zusammengesetzt. Kloppenbusch, der überzeugt war, daß die Hälfte aller hier Anwesenden gefährliche, einen Mord nicht scheuende Anarchisten seien, entfernte sich nur ungern von dem bewaffneten Polizisten. Er hielt sich jetzt beim Aufstieg an Mücke in der dunklen Ahnung, daß dieser Jüngling sicher einen seiner scharf geladenen Revolver zur Verteidigung bei sich trage. Grabusch hatte Elisabeth Hunnebergs Hand gefaßt und zog sie in etwas gewaltsamer Galanterie hinter sich her, während Otto Häfele, in der beglückenden Überzeugung, sein geliebtes Annale zu einem sichern Sitze zu retten, der sehr empört dreinschauenden Frau Tiegs Handgelenk gefaßt hatte und sie zu Schritten und Sprüngen nötigte, die dem Stil dieser Weltdame durchaus nicht entsprachen. Anna Häfele aber folgte, bange Blicke den Enteilenden nachsendend, mit Reubke, der mit Elisabeth Hunnebergs nachschleifendem, hermelinbesetztem Mantel viel Schererei hatte. Hinter Bergemann und Erich beschloß Schwammerl den seltsamen Zug und versicherte, während ihm der Schweiß unterm Steirerhütel hervorbrach, seiner spanischen Umgebung immer wieder kläglich, daß er kein Steinbock sei und von solchem Gespringe über meterhohe Stufen nicht das bescheidenste Vergnügen habe. „Und das alles nur," schloß er seine empörten Monologe, „damit wir einen Ochsen abstechen sehen. Nit zum glauben!"

Endlich waren alle oben und saßen. Erich, zwischen Tilly Schuch und Bergemann, hörte nicht auf das erregte Geplauder Reubkes und Schwammerls hinter ihm, die sich der etwas erhitzten, aber in ihrem mattblauen Sommerkleid mit den wehenden weißen Federn auf dem kokett gekniffenen Strohhut sehr hübschen Tilly Schuch um die Wette angenehm zu machen suchten. Er sah auch nicht, wie Frau Tiegs in ihrer gemessenen Art den vom Aufstieg sehr blassen Gatten tadelte, daß er sie ohne Widerrede von dem Schwaben habe entführen lassen; sah nicht, daß Otto Häfele, zerknirscht über seinen Irrtum, Anna Häfele innig die Hand drückte und ihr mit allen Zeichen der tiefsten Reue an Eides Statt versicherte, daß nur die Aufregung eines Stierkampfes in Barcelona solche unerhörte Verwechslung entschuldige und daß ihm ähnliches daheim in Cannstatt das ganze, hoffentlich recht lange Leben hindurch niemals passieren werde.

Erich sah nur das Gesamtbild. Sah die Arena, das Volk, das Fremdartige, Spanien. Kopf an Kopf in der weiten Runde eine unruhige, leidenschaftliche, von der Erwartung bewegte Menschheit. Nur hoch oben die große, in grünen Girlanden prangende Mittelloge war noch leer. Die Reklamen da unten leuchteten grell von der die untersten Sitzreihen vom Kampfplatz abtrennenden schokoladefarbenen, schützenden Bretterwand. Im gelben Sand in der Tiefe bunte Punkte, blitzendes Metall der Pauken und Trompeten. Eine Musikkapelle spielt da unten; aber was sie spielt, ist kaum zu hören bei dem Lärm, der einem gigantischen Bienenschwarm zu entsummen scheint. Blitzende, hüpfende Farbenflecke im Grau der Zuschauermassen; Fächer, blau, orange, rotgelb, in den bewegten Händen der Frauen. Ein paar grellrote Schirme über schwarzen Köpfen. Und ganz oben schlaff im Mittag hängende Fahnen.

Voll ist's zum Erdrücken; und durch das dominierende Spanisch schwirren die Laute andrer Kultursprachen. Ein paar Engländer in ihren hellen Sportanzügen photographieren kaltblütig. Ein Trüppchen Marokkaner in weißen Burnussen hockt ernst und schweigend beisammen. Jetzt stemmen sich dort am Eingang auf halber Höhe die Polizisten mit breiten Rücken der anbrandenden Menge entgegen, die noch in die überfüllte Arena nachdrängen will.

Über allem liegt hell und grell die Nachmittagssonne. Sie läßt die Reklameplakate aufdringlicher schreien: „Annis“ — „Annis del tampi!“ Sie badet die blutroten und grasgrünen Zettel in Licht, die von oben her, Anpreisungen tragend, über die tausend, tausend Köpfe wie trunkene Schmetterlinge flattern. Sie blitzt aus dem echten und falschen Schmuck der Damen. Sie läßt das Gold der Orangen leuchten, die, von fabelhaft sicheren Bubenhänden unten aus dem Sande geschleudert, hoch oben in einer Reihe den brüllenden Käufer erreichen, der seine Kupferstücke dafür den nacktfüßigen Bengeln herunterwirft.

Bergemann sprach stehend über Tilly Schuch hinweg mit Mücke. Einen Augenblick streifte Erichs Auge die Gruppe. Ihm fiel wieder der Kontrast auf zwischen der ungemachten natürlichen Vornehmheit des alten Herrn und dem forcierten Dandytum des Jungen, der sein glattrasiertes, absichtlich auf interesselose Blödigkeit eingestelltes Gentgesicht über den hohen Kragen vorfallen ließ, als ob diese Rübe mit der Dreimillimeterfrisur dem langen, dünnen Hals zu schwer wäre. Was Bergemann, den schlichten und klugen Mann, von Zeit zu Zeit immer wieder zu diesem leeren, bummelnden Gecken hinzog, war Erich unerfindlich.

Kloppenbusch glaubte sich der Gesellschaft angenehm zu machen, indem er ein abscheulich blaues Programm hervorzog, das er unten mit einem Silberstück königlich bezahlt hatte. Es befanden sich darauf neben sehr viel Gedrucktem die kleinen und großen Porträte der heute in der Arena zu erwartenden Matadores de Toros, die in ihrem überladenen Zunftkostüm mit Dreispitz und Zöpfchen operettenhaft, aber ganz passabel aussahen, während man sie auf den beigegebenen Medaillons im Zivil einfach für Schlächtergesellen am Sonntag hielt. Womit man ja von der Wahrheit nicht eben weit entfernt war.

Kloppenbusch las nun, da er aufgeregt war und sich irgendwie nach Betätigung sehnte, aus dem Programm das ihm wichtig Scheinende vor: „Saldrán a pedir la llave, montando preciosas jacas andaluzas, las gentiles y popularisimas coupletistas La Goyita y la Tirana tomarán parte en dicha extraordinaria becerrada actuando de auxiliares banderilleros, rejoneadores, puntilleres, monosabioso ó mulilleros siguientes diestros: Matadores de Novillos…“ Er verstand natürlich kein Sterbenswort von dem, was er ohne jedes Talent für die Aussprache herunterlas; und die umsitzenden Spanier hatten mehr Vergnügen davon als die Damen und Herren seiner Gesellschaft, die nicht zuhörten und die Gläser auf die große Loge richteten.

In dieser girlandenverzierten Mittelloge erschienen jetzt, vom Publikum lebhaft begrüßt, drei elegante spanische Damen in weißer Mantilla, hinter sich ein paar Herren, die trotz der Mittagshitze Frack und schwarze Krawatte angelegt hatten, und einige Offiziere in Uniform. Alle benahmen sich sehr wichtig und bewußt.

Kloppenbusch, der die ganze Veranstaltung schon vor ihrem Beginn mißbilligte, äußerte sich dahin, wenn er eine vornehme Spanierin wäre, würde er sich andere Vergnügungen aussuchen, anstatt hier zu erscheinen, um Rindvieh abmetzgern zu sehen. Was die Damen in der Loge, die von Kloppenbuschs Mißbilligung nichts wußten, nicht abhielt, sich am Rande der Loge anmutig und selbstsicher zu verneigen und lächelnd ihre Tücher und Blumen auf den Sammetrand der Logenbrüstung zu legen. Dieses mußte ein Zeichen irgendwelcher Art gewesen sein, denn das Gekreische, Gepfeife, Gejohle der erhitzten Menge begann von neuem. Die Kapelle, die jetzt über dem Eingang zu den Ställen angestrengt musizierte, hätte aufhören können, sich zu mühen; denn es hörte kein Mensch einen Ton von ihren Übungen.

Jetzt schwoll der Lärm ins Ungemessene, bekam aber eine deutlich vernehmbare Jubelnote, die vorhin gefehlt hatte.

Auf schwarzen, kleinen Pferden ritten zwei ganz in Gelb und Silberflitter gekleidete Reiter von links her in die Arena, parierten ihre Tiere, indem sie ihnen mit rohem Ruck die Eisen ins Maul rissen, und senkten kurze Lanzen grüßend vor den Damen.

„Als ob sich die Kerle in Eidottern und Fischschuppen gewälzt hätten,“ gab Kloppenbusch nicht ganz unrichtig seinen Eindruck dieser ritterlichen Erscheinungen wieder.

Wieder eine Musikkapelle in Uniform. Dahinter auf armseligen Kleppern, denen die Todesangst schon durch die fellüberzogenen Knochen zu flattern scheint, die Picadores mit den ahnungsvoll umwickelten Beinen. Als Farbflecken schön, aber lächerlich in ihrer altspanischen Rittertracht, die von den elenden Rosinanten, die sie reiten, übel absticht. Hinter ihnen zu Fuß mit wiegenden Ballettschritten die Bandilleros. Ihre gelben Strümpfe leuchten, und unzählige bunte Bänder hängen an ihren sehnigen Leibern herum wie von einem Kirchweihbaum. Einige tragen die grellbunte seidene Schärpe, die später den Stier äffen und wütend machen soll, nachlässig über dem Arm; andre schleifen sie gar ein wenig im Sande nach. Alle schicken ein kokettes Lächeln über die lückenlos vollgepfropften Reihen des Amphitheaters hinauf zu der bevorzugten Loge.

Jetzt ein ohrenbetäubendes Gebrüll und Getrampel ...

Kloppenbusch kneift, um etwas zu tun, seiner Erregung Herr zu werden, den Bankdirektor Tiegs in den Arm, daß dieser ärgerlich protestiert. Elisabeth Hunneberg beugt sich atemlos weit vor, so daß sie fast auf des vor ihr sitzenden Schwammerl grünem Steirerhütel liegt. Tilly Schuch ist sehr blaß geworden; und Grabusch überlegt, wie das erst werden soll, wenn die Stiere nun wirklich kommen, und ... schließlich haben die Damen doch kaum die Seekrankheit überwunden. Und man sitzt so dicht wie die Datteln in einem Versandkistchen aneinander gepreßt, und er hat unvorsichtigerweise seine beste Sommergarnitur angelegt.

„Oha — die Espadas!“ Bergemann hat früher in Gibraltar und Kadiz schon Stiergefechte mitgemacht und ist eigentlich nur mitgegangen, um Erich Gesellschaft zu leisten, den er vom Standpunkt mitteleuropäischer Kultur auf Abscheuliches vorbereitet hat. Der theatralische Einzug aber mit seinen hellen Farben, tänzelnden Pferden, wehenden Seidentüchern und blitzenden Toledoklingen erfreut sein Auge, so sehr er sich gegen den Zweck dieses Aufmarsches auflehnt.

„Aha — die Espadas,“ wiederholt Kloppenbusch, sieht aber dabei gar nicht in die Manege, sondern auf zwei gestikulierend und scheltend, kletternd und stolpernd sich bahnbrechende Menschen, die in der Richtung der Schiffsgesellschaft, mühsam und von den Verwünschungen Getretener und zur Seite Geschobener begleitet, ohne jede Ähnlichkeit mit Espadas, hinanstreben. Ritter von Scupinsky und Selma, die ganz in Himmelblau gekleidet ist und einen ihrer kühnsten Hüte trägt.

„Wir haben Glück!“ ruft Scupinsky schon von weitem kordial über die erregten Köpfe der Spanier weg den Bekannten zu. „Wir werden berühmte Matadoren erleben: Machaquito, Fallo, Cocherito — sehn Sie“ — zwischen Grabusch und Reubke hat er seinen Lackstiefel gesetzt und erklärt gereckt, den Feldstecher am Auge, Tilly Schuch mit dem vom Zigarettenrauchen gelben Zeigefinger auf einen der eben, den Degen in der Rechten wippend, den seidenbezogenen kleinen Stab in der Linken, einziehenden Espadas weisend: „Der mit der spitzen Nase — das ist Machaquito, der voriges Jahr zweimal in Sevilla von einem andalusischen Stier auf die Hörner genommen wurde!“

„Um Gottes willen!“ Tilly Schuch wird noch um eine Nuance blasser. Sie denkt sich das schrecklich, wenn heute wieder ein Stier ihn auf die Hörner nähme. Sie sucht den Espada mit der spitzen Nase. Was muß doch dieser Scupinsky für Augen haben! Sie sieht da unten überhaupt keine Nasen. Und sie überlegt sich blitzschnell, daß es vielleicht später ein Vorteil sein mag, wenn man da unten nicht alle Nasen und alle sonstigen Details sieht.

Selma begrüßt Mücke mit großer Herzlichkeit und äußert in ihrem forcierten, immer etwas unechten Vorstadt-Wienerisch: „Ja, es wird scho a Hetz werden. Also wir haben ja in Sevilla und Madrid die Sachen scho mitg'macht. Aber für die Herrschaften, die wo's z'erstemal sehn, is so was scho unterhaltlich.“

Und schon hatte die Unterhaltlichkeit da unten begonnen. Die Musikkapelle war im Laufschritt links verschwunden. Würdig, mit kokett wiegenden

Jung-Siegfried. Plastik von Franz Seifert (Wien)

In der vorjährigen Jahresausstellung der Wiener Künstlergenossenschaft mit der Großen Goldenen Staatsmedaille ausgezeichnet

Schritten, hatten sich die Espadas angeschlossen, die mit dem Beginn des Schauspiels und seinen holden Neckereien nichts mehr zu tun hatten. Das ernste Ende gehörte ihnen.

Von oben aus der Mittelloge war aus der Hand einer der weißen Damen in weitem Bogen der schwere Schlüssel zum Stall in den Sand der Arena geflogen. Unter dem wilden Beifall der Zuschauer sprengte einer der Picadores heran, hob geschickt mit der Lanzenspitze den Schlüssel auf, galoppierte an das Tor gegenüber und reichte ihn über die Holzschranke den wartenden Stallburschen. Auf dem riesigen weißen Zifferblatt über dem Stall wiesen die Zeiger auf fünf Minuten nach halb vier.

Mit kurzen Galoppsprüngen, zornig mit dem Schweif schlagend, den Kopf mit den geschwungenen Hörnern spielerisch gesenkt, flog staubwirbelnd der erste Stier in die Arena. Stutzt in der grellen Sonne, in dem schwarzen, von Feinden wimmelnden Ring der Mauern, hebt die breite Stirn und zieht die Luft in zitternde, witternde Nüstern.

Die Eisen am Gurt, über den zurückgerissenen Hals des Gauls gekrümmt, ist der Picador aus der Mitte des Sandkreises dem stutzenden Tier an die Seite gesprengt. Ein Stoß. Ein feiner spritzender Blutstrahl aus der getroffenen Schulter des Stiers. Schon ist das Pferd brutal auf der Hinterhand herumgerissen. Aus heißer Kehle kurz und abscheulich aufschreiend, sein grellrotes Tuch wie besessen schwenkend, hat einer der Banderilleros, auf flinken Schuhen den gelben Streifen zwischen Pferd und Stier durchlaufend, den Verwundeten gereizt, irre und blöd gemacht. Der Stier stößt aus dem Stand mit furchtbarer Hörnergewalt nach dem neuen Feind, der den gut trainierten schlanken Leib mit krampfhaftem Lachen zur Seite wirft. Wie eine leuchtende Welle von Rot bauscht sich die geschickt geworfene seidene Schärpe um die Stoßwaffe des geblendeten Tieres.

Das Publikum jubelt, applaudiert, rast. Ein paar Orangen fliegen von oben herunter.

„Tennis denk' ich mir angenehmer," sagt Kloppenbusch, der seine Finger von der Aufregung feucht werden fühlt und mit einem Taschentuch abwischt.

Tilly hat die Augen geschlossen und fragt ganz leise den dicht bei ihr sitzenden Kreuzwendedich: „Hat er ihn getroffen, Herr von Reubke?"

„Nein, bloß das Tuch."

„Eine Geschicklichkeit wie jede andre ... Sport ist Sport. Bestimmte Regeln ..." Mücke ist unerschüttert von der großen Leistung. „Wenn man vergißt, daß das da unten zufällig ein Stier ist ..."

Erich brummt leicht geärgert etwas vor sich hin. Nur Bergemann versteht es: „Und wenn man vergißt, daß das da oben zufällig ein Ochse ist ..."

„Pscht, lieber Freund!" Bergemann beschwichtigt. Er kennt diese Erregung, diesen aufsteigenden Zorn gegen das kulturwidrige Spiel da unten, der sich leicht in Gereiztheiten gegen Umsitzende entlädt.

„Hallo!"

Ein Ruf, gemischt aus Staunen, Schrecken, Empörung. Wer ihn in der Gruppe ausgestoßen, weiß keiner. Alle denken ihn mit.

Von dem zweiten Picador gereizt und ins Schulterblatt gepickt, hat der Andalusier blitzartig, den täuschenden Banderillero, der sein rotes Tuch

schwenkend anstürmt, nicht abwartend, den kurzen massigen Körper herumgeworfen. Drei kurze Galoppsprünge — ein wütender seitlicher Stoß. Der Picador hat noch rechtzeitig das umwickelte Bein aus dem Steigbügel hochgeworfen. Auch der Gaul ist noch nicht getroffen.

„Is ja nix g'schehn!" äußert Selma mit Enttäuschung und ordnet die Blumen an ihrem geräumigen Busen.

„Ach — das hätten Sie sehen sollen," rühmt Scupinsky, „in Sevilla — überhaupt Sevilla! — da hab' ich ein Stiergefecht gesehen. Gleich beim ersten Stoß der erste Gaul tief in die Weiche getroffen. Ein Blutstrom, wie ein Kinderarm so dick, dunkel dem rotgefärbten Horne nach. Die Hinterbeine des Gauls knicken zitternd ein. Der Reiter haut die Sporen wie in Holz ..."

„Eine verdammte Viecherei!" Grabusch vergißt die gesellschaftlichen Formen. „Wenn wir's schon, Gott sei Dank, nicht sehen, brauchen Sie's uns doch nicht noch zu erzählen!"

Die Damen sitzen wie gelähmt von diesem Programm, das sie erwartet. Elisabeth Hunneberg hat den Mund weiter geöffnet als jemals in einer Wagnerrolle; aber kein Ton dringt aus den entsetzten Lippen. Frau Tiegs lehnt sich mit gesenkten Wimpern an ihren Gatten, dem auch nicht wohl ist und der was drum gäbe, wenn er jetzt auf der Margareteninsel in Budapest Kaffee trinken könnte, anstatt in dem verdammten Barcelona in der Bruthitze die Brutalitäten eines Stiergefechts zu erwarten.

Nur Selma, die mit Scupinsky einen Blick des Verständnisses getauscht, vermag die sportliche Leistung einzuschätzen: „Gut hat er's g'macht damals in Sevilla, was? A bisserl später aus 'm Bügel, der Picador — und die Waden wär' futsch g'wesen." Sie blickte dabei über gemalten Augenwimpern interessiert auf die blassen Gesichter der Damen. Und es ist, als ob auch den Ritter von Scupinsky mehr die Wirkungen seiner Erzählung auf die Gesellschaft, als der Sport da unten interessiere. Das Glas hängt im Futteral vor seiner weißen Weste. Er drehte seinen gewichsten Schnurrbart in den gelben Fingern. Sein Auge begegnet abermals einen Moment dem listig glitzernden Blick Selmas, und ein ganz leises, zustimmendes Kopfnicken schien eine Art Verständigung zwischen den beiden herzustellen.

Niemand sah das. Denn eben schwenkten da unten wieder die Banderilleros wie rasend ihre Tücher, sprangen rufend, sich duckend und wieder aufschnellend, um das breitbeinig stutzende Tier. Aber der Stier von Barcelona scheint kein Vetter des Stiers von Sevilla zu sein. Er steht da unten, sehr breitbeinig, sehr erstaunt, sehr dumm, die ersten Banderillas im Fell, und betrachtet aus glotzenden Augen die Chulos, die ihn wie Irrsinnige umtanzen und den Moment abpassen, um ihm ihre buntbebänderten Holzstäbchen, blitzschnell zwischen den Hörnern durchgreifend, in den Nacken zu setzen.

„Warum toben die Bestien so?" Erich fragt es ganz aufgeregt und ohne Rücksicht, ob einer der umsitzenden, wie närrisch sich gebarenden Spanier Deutsch versteht.

„Sie pfeifen den Stier aus — er ist ihnen zu feig. Er greift nicht an." Auch in Bergemanns Stimme zittert der heiße Abscheu.

Mücke sucht sich Haltung zu geben, aber er ist sehr bleich. Er pfeift leise vor sich hin: „Auf — in den — Kampf — To-re-ro —"

„Fällt Ihnen nichts Dümmeres ein?" raunzt Grabusch wütend und sieht ihn dabei an, als hege er große Neigung, ihn durch kräftigen Wurf da unten an dem von ihm gepriesenen Kampf zu beteiligen.

„Wir hätten doch lieber direkt nach England reisen sollen," äußerte Viktoria von Ölzendorff zu ihrem Bruder, der gerade die siebente Natronpastille mit unsicheren Fingern in den Mund schiebt, da ihm die sechs ersten das Gefühl intensiver Übelkeit nicht genommen haben.

„Ich sehe nicht mehr hin," haucht Tilly Schuch mit geschlossenen Augen.

Kloppenbusch billigt diesen Entschluß. Er würde sich ihm anschließen, wenn er nicht Hobsen zehn Peseten für den Platz bezahlt hätte. Und schließlich — zehn Peseten — dafür kann man in Deutschland drei lange Opern hören oder fünf Klassikervorstellungen am Nachmittag sehn — und für solches Sündengeld bloß die Augen zumachen ... Was der Deutsche bezahlt, das genießt er ...

„Der Espada!" Hobsen, der einzige in diesem Kreis, der dem spanischen Sport etwas abgewinnt, schwenkt seinen Hut.

„Das fehlt auch noch! Setzen Sie Ihren Deckel auf!" ruft Grabusch wütend.

Der Espada, untersetzt, etwas krummbeinig, kahlköpfig, in glänzendem, knapp sitzendem Seidenkostüm, goldene Münzen am Hals und einen blitzenden Brillant in der kurzen roten Krawatte, ist mit eitlem Lächeln in den Kreis getreten. Er läßt den schmalen Stahl seines Degens in der Sonne glänzen. Das schillernde Seidenfähnchen der Muleta wirft er wie prüfend hin und her, sieht befriedigt an seinen unschönen Beinen hinunter wie ein Tänzer, ehe die Musik zum Ballett beginnt, und wirft ein schmalziges Lächeln nach der Loge. Dann sucht er, wie ein zerstreuter Professor seinen Schirm, den Stier mit den Augen und geht, da ihn sein Blick gefunden, lässig auf ihn zu.

Das Tier ahnt nichts Gutes. Mit schiefem Kopf beäugt es den Herannahenden, der ihm sichtlich aufs äußerste mißfällt.

„Er wird ihn töten!" zittert Tilly und hält den kleinen Papierfächer vor die Augen, der in Berlin bei Wertheim einen Groschen kostet und den Mücke stolz für sie um zwei Peseten erstanden hat.

„Dann hören Sie schon auf!" brummte Grabusch wütend.

Das ist auch des Stiers Ansicht. Er macht eine knappe Wendung und trottet in einem kurzen, vergnügten Trab dem Stalltor zu, das er zu seinem Erstaunen geschlossen findet. Sein Schwanz geht wie das Pendel einer Uhr.

Der Espada scheint wütend. Man hat ihn zu früh gerufen. Um das Hinterteil eines Stieres zu besichtigen, steht er hier goldstrotzend im Sande ...

Die Menge tobt. Der Stier soll kämpfen! Der Feigling soll sich wehren! Soll angreifen!

Noch einmal beginnen die Banderilleros ihre Neckerei.

Gespickt mit bunten Spießchen, überbauscht von wehenden Bändern und Papierschlangen, wendet sich das Tier um — begreift endlich die Feindseligkeit aller dieser Unternehmungen, steht auf, sucht, rafft sich zum Angriff zusammen, und mit geschlossenen Augen, die Hörner wie zwei Bajonette gefällt, rennt es, unbelehrt von all den äffenden Lappen, die sein Horn schon

statt der Gegner traf, gegen das flatternde Tüchlein der Muleta. Der Espada schnellt den Körper zur Seite. Im Augenblick, da der Stier unter dem vorgestreckten linken Arm, unter bewimpelten Stäbchen durchrennt, sticht ihm der Fechter mit sicherem Stoß den Degen in den Leib.

Händeklatschen, Zurufen, Hüteschwenken. Wie die Tollhäusler gebärden sich tobende junge Leute rings um die Fremden. Kinder werden hochgehoben von ihren Eltern, den verendeten Stier, den lächelnd danebenstehenden Espada zu sehen.

„Weischt, Otto, wir hätte am End in Cannstatt bleibe solle," sagte Anna Häfele dicht am Ohr des Gatten. „Wenn ich mir denk, daß am End ..." Sie sagt nicht, was sie sich denkt. Aber es sind Erwägungen, die sich auf eine folgende Generation beziehen. Sie hat gehört, daß gute Eindrücke, so die Mutter empfängt, oft nicht ohne mitbestimmenden Einfluß bleiben. Und der Besuch eines spanischen Stierkampfes ist für ein weibliches Wesen, dessen furchtbarster Eindruck bis jetzt die Wolfsschlucht in der Stuttgarter Oper gewesen ist, entschieden zu widerraten in Fällen ...

„Für einen Augenblick Herr der Welt," — Grabusch ist's, der diesen größenwahnsinnigen Traum geäußert — „und ich würde die ganze Bande da um uns herum auspeitschen lassen. Ich, der ich gegen die Prügelstrafe geschrieben habe." Er verfolgte den Gedanken eines sich literarisch betätigenden Herrgotts noch weiter, aber niemand hörte auf ihn. Da unten in der Arena haben Knechte in roten Blusen drei prunkvoll geschirrte Pferde vor den toten Stier gespannt, und mit Peitschenknallen unter dem jubelnden Zuruf der begeisterten Masse ist der Zug hinter der schokoladefarbenen Wand, hinter den Reklamen von Annis ins Dunkel verschwunden.

„Wollen wir nicht gehen?" Eine der Damen hat's gesagt.

„Wollen — wollen wir schon, bloß können können wir nicht," hat Kloppenbusch ganz im Sinne der andern geantwortet. Menschenmauern schließen uns ringsum ein. Man müßte auf Leiber und Köpfe, auf Kinder und Greise treten, um zu entkommen. Und auf Anarchisten — denkt Kloppenbusch schaudernd; und das Gebrüll, das eben wieder einsetzt, übertönend, hört seine erhitzte Phantasie Revolver knallen.

Brüllender Beifall aus tausend Kehlen begrüßt den zweiten Stier, der mit großen Sprüngen hereintobt, den gewaltigen Kopf mit den lyraförmig geschwungenen Hörnern schüttelnd, als ob er in einen Hornissenschwarm geraten wäre.

Im nächsten Augenblick muß etwas Häßliches in der Wolke Staub da unten geschehen sein. Keiner weiß was. Aber die Phantasie der Westeuropäer arbeitet.

Frau Tiegs hat sich mit geschlossenen Augen, als erwarte sie ein Blitzlicht, an Ölzendorffs dürren Arm geklammert, von dem sie annimmt, daß er ihrem Gatten gehört. Schwammerl hat, statt in seine Haare, wie er wohl vorhatte, grausam in sein Steirerhütel gegriffen und zerwühlt die Spielhahnfeder. Kloppenbusch hat den Kopf tief hinter Bergemanns Rücken gebeugt, damit er auf seinem Platz für zehn Peseten ja nichts sieht, und hält sich zur Vorsicht noch die Ohren zu, da er der Ansicht ist, daß es jetzt von irgendwoher gleich schießen müsse.

„Pfui Teufel — ich bleibe keinen Augenblick mehr!... Ich fahre zu meinem Vergnügen auf See und nicht, um spanische Schweinereien mit anzusehn!" Grabusch ist aufgesprungen. Auch die andern hatten sich erhoben. Tilly Schuch ist aber sofort mit einem kleinen schrillen Aufschrei zusammengesunken. Sie ist ohnmächtig.

„Scupinsky!" Selma kreischt's hinüber zu dem Polen, der gerade mit einem Lächeln, das sein knochiges Gesicht nicht veredelt, eine Zigarette anzündet. „Frau Schuch ist in Ohnmacht gefallen! Scupinsky, hilf doch..."

Scupinsky horcht auf und wirft die Zigarette weg, um die sich alsbald zwei spanische Jungen balgen. Schon ist er bei Tilly und stützt sie mit Hilfe Reubkes und Schwammerls, während Selma der blaß und schlaff in dem Arm der Herren Hängenden eine stark riechende Essenz ins Gesicht spritzt.

Ein quittengelber Polizist ist, wie aus dem Boden gewachsen, in der Gruppe. Hobsen bewirft ihn aufgeregt mit spanischen Vokabeln. Der Spanier verständigt sich schreiend und gestikulierend über die Menge weg mit einem vier Reihen tiefer stehenden Kollegen. Mit Püffen und Tritten machen die beiden, aufeinander zu arbeitend, eine schmale, quer nach dem Ausgang und der Treppe zu führende Gasse frei.

Im Gänsemarsch steigt die ganze Gesellschaft durch die höhnenden, lachenden, schreienden Menschenmauern hinab. Jeder froh, daß der Anfall dieser nervenschwachen Dame ihm Gelegenheit gibt, diesem Schauspiel den Rücken zu kehren.

Scupinsky, Reubke und Schwammerl tragen Tilly. Hobsen mit den Polizisten voran, Selma dicht bei ihr. Sie hat der Ohnmächtigen den Hut abgenommen. Das schöne blonde Haar leuchtet wie Gold über dem blutleeren, schmal gewordenen Gesichtchen in der Sonne. Als ob man eine tote Königin durch den stumpfen Mob trägt, denkt Erich im Hinabsteigen. Sein letzter Blick streift noch ein paar tote Gäule in der Arena; streift wehende rote und blaue Seidentücher und gelbseidne Strümpfe, die in Ballettsprüngen über Blutlachen im Sande hüpfen. Das letzte Wort, das sein Ohr auffängt, ehe sie den Ausgang erreichen, ist nicht spanisch, sondern deutsch. Es ist Kloppenbuschs klägliche Stimme, die es spricht: „Und wenn man denkt, daß ich das Billett zu dieser Fahrt in der Lotterie gewonnen habe!"

Wie sie in den Wagen von der Arena de Toros durch die sonntäglich belebten Straßen, wie sie zum Kai und auf das Schiff gekommen, wußte später niemand mehr recht.

... Umgekleidet und aufatmend, nachdem der Druck des Erlebnisses von ihnen genommen, standen Erich und Bergemann, dem Kai abgekehrt, an der Reling des Promenadendecks und schauten über den Hafen.

Von den Passagieren waren wenige zu sehen. Die Ungarn kamen gerade lärmend aus der Stadt zurück und verteilten sich in ihre Kabinen. Der zweite Offizier ging im Tropenkhaki mit dem Agenten plaudernd auf und ab. Unbeweglich saß die alte Engländerin, die fleißige Penelope, auf einer Bank in der Abendsonne und stickte.

Die beiden Herren sprachen nichts. Das ruhige Gesamtbild, dieser Friede der sanft und gleichmäßig schaukelnden kleinen Wellen tat ihnen wohl, beruhigte langsam ihre gemarterten Nerven.

Kleine Boote gleiten im kühlen Schatten des weißen Schiffes langsam vorüber. In einem sitzen Soldaten und singen stumpfsinnig zum Rudertakt vor sich hin. Blaue Kappen mit roten und grünen Streifen hängen ihnen verwegen schief auf dem Kopf, wie deutschen Studenten das Zerevis. Ein ganz junger Mann, die Hemdbrust offen, rudert spritzend eine träg in ihrem Fett thronende Padrona im Sonntagsstaat vorbei. Am Steuer sitzen zwei geschminkte Mädchen, Granaten im blauschwarzen Haar, und werfen sich lachend Orangen zu. Breite Kähne mit viel schwatzender, lachender Jugend gleiten dicht, ganz dicht an den schon erleuchteten Schiffsluken hin. Man hört's dem Gekicher der Fahrenden an, daß da allerlei Intimes zu erspähen ist, Damen bei der Toilette, Herren beim Rasieren vielleicht ... Segelboote segeln lautlos, scheinbar unbedient von Menschenhänden, goldene Wegspur hinter sich lassend, vorüber und verschwinden in einem letzten Leuchten hinter dem dreitorigen massigen Grau des Schuppens der Compania Transatlantica. Dort drüben auf hoher kahler Felswand, wie eine rötliche Schlange, liegen die riesigen Mauern von Montjuich, in dem Ferrer erschossen wurde.

„Beppo Marlettino, unser famoser Friseur, hat wieder das Richtige getroffen!" Bergemann sprach es so aus seinen Gedanken heraus, während er in die Wölkchen am Horizont sah, die langsam der Abend rötete. „Er hat einmal gehört, sagt er, daß es Leute gibt — in Indien oder wo — die an Seelenwanderung glauben. Das ist Blech, sagt er. Aber immer, wenn er in Spanien ist und von Stiergefechten erzählt wird — er hat nur einmal eines angesehen, in Kadiz — dann wünscht er: er könne das auch so glauben. Dann kämen die Picadores, meint er, als Gäule wieder auf die Welt und die Espadas als Stiere — und das wäre eine herrliche, eine wundervolle Rache an diesen dummen Bestien in Menschengestalt, die, geputzt wie die Weiber, für ihre rohen Tierquälereien pro Nummer mit tausend bis zehntausend Peseten bezahlt werden."

„Von einer Nation, die in Afrika Kultur verbreiten darf."

„Das ist nicht so merkwürdig. Aber von einer Nation, aus der Calderon und Cervantes hervorgegangen!"

Kloppenbusch, der sich für das kommende Diner schon einen vom Koffer reichlich zerdrückten schwarzen Rock angezogen hatte, in dem er sehr schwitzte — einen Smoking besaß er nicht — hatte die letzten Worte Bergmanns gehört. „Erst durchprügeln und dann hinrichten sollte man die Kerle!" stimmte er in wieder aufflammender Entrüstung bei; wobei er allerdings als Kandidaten für diese Prozedur in erster Linie Calderon und Cervantes meinte, die er sonst nicht kannte und in diesem Zusammenhang scharfsinnig für spanische Stierkämpfer hielt. „Übrigens," fügte er hinzu, „unsre Damen haben sich gottlob rasch erholt. Fräulein Hunneberg —" er stockte, gedachte Fritzchens, des lieben Jungen, den er eben damit beschäftigt gefunden hatte, aus einer Konservenbüchse, einigen aus einem Korsett seiner Mutter gezogenen Fischbeinen und vier Topfdeckeln ein Automobil zu konstruieren, und verbesserte sich: „Frau Hunneberg promeniert bereits wieder auf dem Sonnendeck mit ihrer gewöhnlichen Suite. Frau Tiegs hat sich, als ich vorbeiging, gerade ein Bad bestellt ... Frau Häfele diktiert ihrem Gatten im Schreibzimmer entrüstete Ansichtskarten über Spanien. Selbst schreiben kann sie nicht. Es

hat ihr ein spanischer Don oder Grande in der Arena auf den kleinen Finger getreten. Und Fräulein von Oltzendorff läßt sich von ihrem Bruder aus den angekommenen Zeitungen vorlesen ..."

„Richtig, die Post muß ja an Bord sein!" Erich schämte sich ein wenig, daß er über der Flut der neuen Eindrücke ganz vergessen hatte, daß ein Brief seiner Mutter bei dieser Post sein konnte. Er bat, ihn zu entschuldigen, und eilte nach dem Glaskasten an der Tür zum Speisesaal. Dort hoffte er mit etwas unsicheren Gefühlen den nachträglichen Segen der Mutter zu seinem raschen Entschluß und der Meerfahrt zu finden.

Vor dem Glaskasten fand Erich den Kapitän im Gespräch mit Hilde. Die beiden versperrten den Zugang, so daß Erich höflich wartend gezwungen war, ihr Gespräch mit anzuhören.

Das joviale Gesicht des Kapitäns zeigte eine ernste Stirnfalte, und seine wasserblauen Augen blickten ohne Fröhlichkeit, als er sagte: „... Ja, liebes Kind, ich kann Sie doch nicht so ohne weiteres da hinten in den Luxuskabinen durch eine andre Stewardeß ersetzen ..."

Hildes Stimme klang bescheiden, aber doch dringlich, als sie lebhaft einfiel: „Doch, Herr Kapitän — es wird schon gehen, wenn der Herr Kapitän wollen. Die Stewardeß vom Bootsdeck, die Engländerin, hat sich bereit erklärt, mit mir zu tauschen."

„Die Rothaarige? Die wittert die großen Trinkgelder. Wenn sie sich da nur nicht schneidet ... Also grob ist Ihnen die Edle von Scupinsky geworden?" Und als ob er den ironischen Ton bedauerte, mit dem er die „Edle" leise angetuscht, fügte er ernst hinzu: „Damen, die mit der Seekrankheit kämpfen, sind eben nervös, nicht wahr ... Und Sie, hm, sind vielleicht ein bißchen empfindlich ..."

„Darf ich für das Fräulein ein gutes Wort einlegen?" Erich wußte selbst nicht, wie er dazu kam; es blitzte ihm nur dunkel durchs Bewußtsein, daß er den Dialog der beiden, der ihn von seiner Post zurückhielt, nicht durch Ritterlichkeiten aufgehalten hätte, wenn die Silhouette des jungen Mädchens, die sich famos gegen das Licht des Abendhimmels in der Türe abhob, nicht so reizvoll gewesen wäre. „Wenn ich das Fräulein gewesen wäre, so ..." Jetzt erst merkte er, daß er sich hier in Dinge mischte, die ihn als Passagier den Teufel angingen. Er sah in die erstaunten Augen des Kapitäns, in denen jetzt so etwas wie ein Lächeln aufblitzte, und beendigte seine seltsame Sekundantenrede mit einem kurzen: „Pardon."

„Na also," der Kapitän rieb sich schmunzelnd das Kinn, „auf dringenden Wunsch der Passagiere, vertreten durch Herrn Assessor Doktor Erich Eckart, versetz' ich Sie. Tauschen Sie meinetwegen mit der Engländerin —" Er sah Hilde, die sich nach kurzem, frohem Dank entfernte, mit vergnügtem Kopfnicken nach: „Ein netter Kerl ... Sie müssen nämlich wissen ..."

Erich wäre durchaus bereit gewesen, sich belehren zu lassen, denn die Frage bewegte ihn und ließ ihn nicht los: wie dies hübsche Mädel mit dem feinen, von schwarzem Haar madonnenhaft gerahmten Profil und den ausgezeichneten Manieren gerade Stewardeß geworden, mithin einen Beruf gewählt hatte, den vom besseren Dienstmädchen nichts zu trennen schien als das bißchen Wasser zwischen dem Schiff und den Etagenwohnungen der Großstädte.

Aber der lange Herr von Ölßendorff stand schon zwischen ihm und dem Kapitän und erzählte, Klage führend, die Geschichte von seinem Spazierstock; nicht sehr folgerichtig, aber mit großer Wichtigkeit. Wenn man die Einzelheiten dieses Vortrags zusammenstellte, den der erregte Kavalier, seine beiden Arme wie Windmühlen im Winde schlenkernd, ohne Einwände zu dulden, hielt, so ergab sich das Folgende. Er hatte den Stock noch in Genua mit an Bord genommen. Die Goldkrücke war eine genaue Nachbildung der Krücke des Stockes, den der große Friedrich in Sanssouci benutzt, mit dem er seinen Lakaien und Windhunden manchmal eins ausgewischt und der nun im Hohenzollernmuseum sich befand. Er, Ölßendorff, trug nach seiner Erinnerung den Stock in der linken, nach Angabe seiner Schwester aber in der rechten Hand, als er an Bord ging. Das Hohenzollernmuseum aber befand sich am Monbijouplatz in Berlin. Er hatte nur diesen einen Stock mitgenommen auf die Reise. Friedrich der Große hatte stets mehrere im Gebrauch. Sein — Ölßendorffs — Stock war ein Geschenk seiner Schwester Viktoria, weswegen ihn auch der Verlust des Stockes besonders schmerzte, da ihn die Schwester zur Verzweiflung brachte mit ihrem ewigen Gefrage, ob er ihn endlich gefunden habe, unter Hinweis darauf, daß er sehr teuer gewesen sei und als Geburtstagsgeschenk eigentlich ihre Verhältnisse überstiegen habe. Friedrich der Große hingegen hätte seinen, nach Annahme eines Gelehrten, der sich in den Preußischen Jahrbüchern dazu geäußert, vom Feldmarschall Schwerin zum Geschenk erhalten, der schon im Mai 1757 bei Prag gefallen sei. Und Herr von Ölßendorff deutete an, daß dieser sonst bedauerliche Todesfall insofern wenigstens nicht ungünstig zu nennen sei, als der Marschall, falls Friedrich der Große einmal den Stock verloren hätte, ihn wenigstens in den Jahren von 1757 bis 1786 nicht mehr hätte immerzu fragen können, ob er ihn endlich wiedergefunden habe.

Da Erich vermutete, daß die Geschichte von dem Stock noch sehr lange dauern könnte und hinter dem Alten Fritzen schon wieder Friedrich Wilhelm I. drohen sah, unter dem ein Ölßendorff General in Spandau und korrespondierendes Mitglied des Tabakskollegiums gewesen, so beschloß er, die Herren zu bitten, ihn endlich an den Glaskasten heranzulassen, aus dessen oberem Fach er schon den Brief seiner Mutter, mit viel zu vielen Marken beschwert, damit er ja ankomme, erkannt hatte.

Er ging in seine Kabine und las.

Die Mutter war enttäuscht. Also keine Schwiegertochter! Und sie folgerte richtig, daß damit auch ihre Hoffnung auf Enkel für einige Zeit erledigt sei... Sie spricht gleich von mehreren, dachte Erich, ihr Zahlensinn ist überhaupt nicht sehr ausgeprägt. Übrigens sah Hilde ein wenig dem Bilde einer Pieta ähnlich, das er einmal in der Mailänder Brera — oder war es in Florenz . . .

Und dann schrieb die Mutter: die See beunruhige sie sehr. Sie habe sofort das Bureau des „Lloyd" antelephoniert, und da habe ihr ein zu längeren Gesprächen nicht recht aufgelegter Herr bedeutet: ein Schiff ihrer Gesellschaft fahre überhaupt nicht Mitte Mai von Genua nach Amsterdam. Daß es sich um den Österreichischen Lloyd und nicht um den Norddeutschen handeln könnte, hat die Mutter natürlich nicht überlegt, dachte Erich. Ihre Telephonate

waren überhaupt oft mehr impulsiv als ... Nein, in Florenz war's auch nicht gewesen. In einer Kirche von Perugia voriges Jahr! Der Mönch, der sie aufschloß, roch so merkwürdig nach Fencheltee, den man doch sonst nur kleinen Kindern gab. Oder? ... Kleine Kinder ... In manchen Mädchengesichtern liegt noch ganz deutlich das Kindergesicht. Er konnte sich Hilde denken mit kurzgeschnittenen Haaren, ein Korallenkettchen um den Kinderhals und eine Puppe in der kleinen grübchenreichen Hand. Grübchen hatte sie übrigens auch jetzt noch in der Hand. Das hatte er zufällig gestern ... Und dann schrieb die Mutter: die See sei für eine Mutter doch etwas andres wie die Eisenbahn. Sie habe eine alte Dame gekannt, die einen Vetter auf See hatte, der nie wiederkam. Es sei eine Steuerrätin aus Hildesheim gewesen. Hildesheim! Richtig, da war der berühmte Dom — romanisch, wenn er sich recht erinnerte — und an seiner Mauer zog sich der tausendjährige Rosenstock herauf. Tausendjährig — bei Rosenstöcken und Frauen soll man nie nach dem Alter fragen! Übrigens älter wie zwei-, dreiundzwanzig war sie nicht. Und in diesem Alter war auch das Madonnenköpfchen in Perugia aufgefaßt. Hildesheim — ob das nach einer heiligen Hilde genannt wurde? Gab's überhaupt eine heilige Hilde, und wie mochte sie ausgesehen haben? ... Und dann schrieb die Mutter: sie werde immer an ihn denken und nicht ruhig sein, bis sie aus dem nächsten Hafen, das sei ja wohl Palermo, sie nehme das so an — o Gott, o Gott, Palermo in Sizilien, und er war in Spanien! Sie saß gewiß vor dem Atlas mit Fräulein Ida, und die beiden fuhren im Meer herum mit dem silbernen Bleistift .. Mit dem silbernen ... Silbern war auch die kleine Marguerite, die Hilde immer als einzigen bescheidenen Schmuck an ihrer dunklen Bluse trug ... Und dann schrieb die Mutter: daß er den alten Freund getroffen, sei für sie eine große Freude und Beruhigung. Es sei ein so frischer, lieber Mensch gewesen, seines Vaters Freund — damals — und sie bedaure herzlich, daß das Leben sie nie mehr mit ihm zusammengeführt. Aber so gehe das oft: man müsse aushalten in derselben Stadt, im selben Haus oft mit Menschen, denen man nichts zu sagen habe und von denen man meilenweit getrennt sei, wenn man sie frage: wie geht's? Und andre Menschen wiederum, die einem vielleicht viel hätten geben können, die tauchten unter in der Welt, als hätte die See sie verschlungen. Dann fand sie diesen Vergleich sehr unpassend und sehr schrecklich und bat Erich, ja darauf zu bestehen, daß in seiner Kabine ein Rettungsgürtel untergebracht werde; bat auch dringend, den Lotsen oder den Steuermann oder sonst wen, der da die zuständige Stelle sei, vielleicht unter Hinzufügung eines Trinkgeldes zu beauftragen, daß er ihn unbedingt wecke, wenn in der Nacht etwas Verdächtiges oder Gefahrdrohendes auf dem Schiff passiere. Die Bedienung auf Schiffen sei, wie sie fürchte, oft mangelhaft und ... Eine unerhörte Geduld mußte gestern dazu gehört haben, die Impertinenzen der mit der Seekrankheit ringenden Selma zu ertragen, die brillantengeschmückt, käseweiß in ihrem Stuhle lag und diese freundliche, bewegliche Stewardeß wie eine Haremsklavin herumkommandierte! Und wer vorurteilslos diese Szene mit ansah, mußte der sich nicht sagen, daß Erziehung, Kinderstube, Vornehmheit durchaus auf seiten der so anmutig und geduldig Aufwartenden und nicht auf seiten der schmucküberladenen bedienten Dame

zu finden war? Überhaupt die vornehmste Erscheinung unter all diesen das Schiff bevölkernden Frauen, die doch gewiß — zum Teil — aus besten Gesellschaftskreisen kamen, war eigentlich ... Und dann schrieb die Mutter: er solle ja nicht versäumen, ihr vom nächsten Hafen und ausführlich zu berichten, warum er denn mit Eugenie so plötzlich abgebrochen. Das Amateurbildchen aus Heringsdorf von ihr, das sie jetzt betrübt aus dem Rahmen entfernt habe, sei doch so sympathisch. Und so vornehm sehe sie aus darauf in ihrem weißen Strandkleid, oder sei es helles Blau gewesen? Und Fräulein Berta sage auch, sie könne das ganz und gar nicht verstehen; und sie habe das ähnlich mal bei einem Bruder erlebt, der sich einmal auf einer Fahrt von Karlsruhe nach Bruchsal, wozu man doch nur eine Viertelstunde brauche, verlobt hatte. Aus der Heirat sei dann freilich nichts geworden, weil die Familienverhältnisse bei der Dame sehr übel lagen und der Vater gerade in Untersuchungshaft saß. Aber daß die Liebe auch so plötzlich vergehe, das leugne Fräulein Berta, und sie selbst kenne auch keinen Fall dieser Art. Die rechte und echte Liebe... Na, was war denn die rechte und echte Liebe? Hatte er nicht geglaubt, Anne ehrlich zu lieben; war glücklich, wenn er mit ihr in den Rheinischen Winzerstuben saß und ihr liebes, zugegeben ein bißchen blödes Geplauder hörte. Noch als er mit Eugenie in Heringsdorf soupierte, hatte er eine warme Welle und einen Stich in der Herzgegend gespürt, wenn er an Anne dachte. Und dann hatte er Eugenie geliebt, ernst und echt. Und eine warme Welle und einen Stich in der Herzgegend hatte er noch gespürt, als in Göschenen zufällig eine Dame beim raschen Lunch im Bahnhofsrestaurant ihr Töchterchen rief, das während der Suppe nach einer Banane griff: „Eugenie! Kein frisches Obst essen unterwegs. Du weißt doch, Eugenie!" Und als am ersten Tag auf See Bergemann freundschaftlich, behutsam von der Enttäuschung im Zimmer des Abtes zu Büssigheim sprach, da hatte er beides wieder empfunden mit unverminderter Stärke, die warme Blutwelle und den Stich. Und jetzt — er sprach vor sich hin: „Anne" — „Eugenie." Nichts. Keine Welle, kein Stich ... Aber vorhin, als er in dem Brief da, in der Schrift seiner Mutter den Namen Hildesheim fand, den zufällig die Anordnung der Schrift in zwei Reihen zerriß: Hildes-heim, da hatte er etwas Seltsames gespürt in der Herzgegend — keine Welle, aber einen leicht flutenden Ansatz dazu; keinen Stich, aber doch so etwas, als ob ein Messerchen ansetze und probiere ... Und dann schrieb die Mutter: was er aber auch getan habe und tue, und wenn sie auch noch nicht wisse, warum es geschehen sei und geschehen mußte, sie verlasse sich darauf, daß er ein anständiger Kerl sei und schon seine guten Gründe haben werde. Und übrigens nehme alles mal ein Ende, auch eine Seefahrt; und von Amsterdam nach Berlin fahre man bloß zehn Stunden. Und wenn man eine Mutter in Berlin habe, das sage auch Fräulein Berta, ließe man nach so langer Trennung die Nachtwache von Rembrandt Nachtwache und die Staalmeesters — Staalmeesters sein und beide ruhig im Museum hängen und fahre nach Berlin. Denn in Berlin lebe die Mutter; und übrigens der „Mann im Goldhelm" sei auch kein schlechter Rembrandt und hänge im Kaiser-Friedrich-Museum. Und nicht weit davon das andere: „Simson bedroht seinen Schwiegervater", was übrigens nach ihrem unmaßgeblichen Urteil weder ein schöner Vorwurf, noch

ein besonders gelungenes Bild sei. Am liebsten sei ihr der große Meister überhaupt, wenn er sein Hendrickje gemalt; aber nicht als Flora oder so als mythologisches Wesen, sondern einfach als frisches junges Mädel. Wogegen ihr die Saskia van Uijlenburgh eine zu derbe und gewöhnliche Nase habe. Aber wenn erst die Liebe den Pinsel führe, wäre die gröbste Nase fürs Antlitz einer Göttin eben recht . . .

Als Erich diesen ausführlichen Brief seiner Mutter — an dem er sehr lange gelesen, da ihm immer wieder eigene Gedanken dazwischenfuhren — mit dankbarem Lächeln wieder in das Kuvert steckte, fiel ihm ein, daß Hilde eine wundervoll geschwungene römische Nase zwischen den dunkelüberschatteten Augen hatte.

Teufel auch — schon das Trompetensignal zum Diner! Wie energisch das klang! Wie ein Schlachtruf. Und Erich skandierte, während er in den Smoking fuhr, den lateinischen Vers aus seiner Tertianerzeit: „At tuba terribili sonitu taratantara dixit“ — Und der Professor stand dabei, ließ den dicken Bauch über dem Pult der vordersten Schülerbank sich wölben und bemerkte mit einer spitzen Stimme, die ganz unwahrscheinlich aus diesem geschwollenen Riesen klang: „Tonmalerei nennt man das — wie nennt man's, Erich Eckart?“ . . . Tonmalerei.

Vergnügt kam Erich zum Diner.

„Na, was macht Ihr Schützling?“ fragte der Kapitän, der diesmal präsidierte, und kniff listig über den Löffel hin das linke Auge zu.

„Hat der Assessor hier auf dem Schiff einen Schützling?“ forschte Bergemann.

„Suprêmes de sandal du Rhein, Sauce tomates,“ las Grabusch, den Zwicker ganz vorn auf der Nase, interessiert aus dem Menü vor.

Erich fühlte, daß sein Kopf etwas heiß wurde; er fürchtete — ohne selbst zu wissen, warum — die Antwort des Kapitäns.

„Ja,“ nickte Kapitän Jürgens — ohne daß das listige Lächeln aus seinen Augen verschwand. „Einen Schützling hat er. Meinen Teckel Peterle. Den hab' ich schon zweimal aus seiner Kabine herauspfeifen müssen.“

„Ich bin sehr tierlieb.“ Erich löffelte in befreiter Vergnügtheit seine Suppe. „Darum kann ich auch diese Suppe nur mit Wehmut und Trauer essen, weil viele Krebse dafür ihr Leben ließen.“

Jürgens, der als erfahrener Kapitän nicht nur das Mittelmeer, sondern auch die Tischgespräche kannte, fürchtete, daß man von toten Tieren, und wenn's auch nur Krebse waren, auf die Stierkämpfe zu sprechen kommen könnte, was er im Hinblick auf die Damen — Elisabeth Hunneberg war noch recht blaß, und der königliche Anstand der Frau Tiegs hatte etwas gelitten — fürs Leben gern vermeiden wollte.

„Mein Teckel,“ übernahm er munter wieder die Führung der Konversation, während sein Blick, mit virtuoser Sicherheit die Stimmungen erforschend, über die Tafelgesellschaft flog, „mein Teckel ist aber auch ein frecher Kerl. Als ich mein Jubiläum feierte, fünfundzwanzig Jahre auf See — bloß nicht gratulieren! Ist schon so lange her, bald nicht mehr wahr! — da fragte mich meine Gesellschaft: „Kapitän, haben Sie einen Wunsch? Busennadel — Ring oder so?“ — „Nee,“ sag' ich, „auf meinen Busen bin ich

nicht stolz; und Ringe sind's, die eine Kette bilden, steht irgendwo gedruckt. Aber — ich möchte um die Erlaubnis bitten, gegen alle Regeln der Gesellschaft künftig den „Prinzen von Indien" als blinden Passagier mitnehmen zu dürfen."

„Einen Prinzen von Indien?"

Viktoria von Ölßendorff reckte sich interessevoll. Inder im allgemeinen schätzte sie nicht. Sie rochen schlecht, fand sie. Aber ein Prinz von Indien! Das war etwas andres.

„Ach so," sagte der Kapitän. „Sie wissen nicht: mein Peterle stammt aus vielprämiierter Familie und wurde in dem Zwinger, der ihn das Licht der Welt sehen ließ, von seinem Züchter „Prinz von Indien" getauft. Da will's aber der Satan — Pardon, meine Damen — will's der liebe Himmel, daß vor zwei Jahren ein wirklicher indischer Prinz in Southampton einsteigt, um mit nach Triest zu fahren. Der hatte einen englischen Offizier bei sich — indische Prinzen haben immer englische Offiziere bei sich; Albion ist vorsichtig, o ja! — dem Offizier aber gefiel der quietschvergnügte Teckel gar so gut. Und als durch ihn der zweibeinige Prinz von Indien erfuhr, daß der vierbeinige Vetter den Namen führe ... Na also, er war sehr verschnupft. Da haben wir den Prinzen am selbigen Abend — den vierbeinigen — mit Pommery zum schlicht-bürgerlichen „Peterle" umgetauft! Und der zweibeinige Prinz hat an jenem Abend nur mit werktätiger Hilfe seines englischen Mentors seine Luxuskabine gefunden. Er wollte partout im Gepäckraum schlafen — oder vielmehr eigentlich ... Pardon!"

Alle lachten. Nur das Ehepaar Häfele sah verstört auf. Es befürchtete, von dem Gelächter erschreckt, es habe ein Taktloser auf die kleinen neckischen Zärtlichkeiten aufmerksam gemacht, die sich die beiden mit leicht zugeneigten Drehstühlen gestatteten.

Dann kamen Einzelgespräche in Fluß. Reubke, der etwas unruhig war, weil Tillys Stuhl neben ihm nun auch bei der Pièce de bœuf braisée à la Châtelaine leer blieb, wurde von Grabusch in ein musikalisches Gespräch verwickelt. Grabusch ging davon aus, daß der kleine Kapellmeister, der die ersten Tischkonzerte so gottsjämmerlich verpatzt hatte, vom Kapitän abgesägt worden war und jetzt ohne Gehalt, mit Verpflegung bis Amsterdam als halber Passagier mitfuhr. Er machte darauf aufmerksam, wie das Potpourri, der „musikalische Operettensalat", wie er das grimmig nannte, heute so relativ anständig serviert wurde, und kam mit einem kühnen Übergang von Offenbach auf Wagner zu sprechen, von dem er behauptete, er sei der Welt nur eines schuldig geblieben: die deutsche komische Oper. Es war ersichtlich, daß Grabusch zwar zu Reubke hinredete, aber nicht sonderlich ungehalten war, daß dieser, immer nach der Türe sehend, ziemlich unaufmerksam blieb. Was auch insofern gleichgültig sein konnte, als Grabusch mehr für Elisabeth Hunneberg redete, die in einem moosgrünen Foulardkleid kerzengerade, üppig, walkürenhaft gegenübersaß und Hobsens Konversationsversuche in eisigem Schweigen unbeachtet ließ.

Jetzt war gar vom Nebentisch noch Joseph Schwammerl herangetreten, um sich interessevoll zu erkundigen, ob sich Fritzchen, der liebe Junge, über das Holzschiff gefreut habe, das Schwammerl ihm in Barcelona gekauft.

Grabusch, der aus ihm selbst unbekannten Gründen ungern von solchen, wie ihm deuchte, krampfhaften Bemühungen um das Söhnchen der Diva hörte, äußerte zu Erich die pädagogische Überzeugung: auf dem Lande mit Wasser spielen sei schon eine mißliche Sache, auf der See aber mit Wasser spielen sei geradezu frivol.

Die Erwähnung Fritzchens erinnerte Mister Hobsen an seine Pflicht; und da ihn ein Blick auf das Menü überzeugt hatte, daß er den folgenden Gang, Céleri à la Demi-Glace, ohne Gewissensbisse überspringen könnte und Elisabeth Hunneberg gut unterhalten wußte, begab er sich rasch mal nach der Luxuskabine, um zu sehn, ob Fritzchen, der liebe Junge, gut gebettet war und um dabei zu sein, wenn Fräulein Agnes, die Kindergärtnerin nach dem Fröbelsystem, das Licht ausdrehte. Aber sie blieb dann noch eine Weile im Dunkeln bei ihm, damit das Kind besser einschlafen konnte. Und von der Erwägung, daß es schön sei, gerade diesen Moment der erzieherischen Aufgabe mitzuerleben, wurde Mister Hobsen nicht zum wenigsten getrieben, als er sagte, er werde mal nach dem Rechten sehn und zum Nachtisch wieder dasein.

Öltzendorff aber war, ausgehend von der Pièce de bœuf braisée, die er seinen Zähnen nicht zumutete, auf die Roheit des Stiergefechts zu sprechen gekommen. Er vertrat die Ansicht, daß die andern Großmächte das verblendete Spanien unbedingt zwingen müßten, diesem niedrigen, unwürdigen Spiel zu entsagen. Wenn nötig, mit Waffengewalt zwingen. Und da er sich mit dieser Forderung im schönen Eifer seiner Überzeugung zum erstenmal an Frau Anna Häfele wandte und diese gewissermaßen für die unerträgliche Nachlässigkeit der Großmächte verantwortlich machte, so entgegnete die eingeschüchterte junge Frau, daß sie — was das betreffe — nach glücklicher Heimkehr in Stuttgart gewiß das ihrige dazutun wolle; daß sie aber hoffe, es werden noch friedliche Möglichkeiten zu diesem Endzweck sich finden lassen. Dies alles sagte sie leise und ohne die Rechte des ihr angetrauten Gatten loszulassen, der sich seit seiner Vermählung bei Tisch und überhaupt zum Linkshänder ausbildete, weil seine Rechte immer irgendwie mit der Linken Anna Häfeles beschäftigt war; wenn sie nicht gerade, um die Taille der liebenswürdigen Dame gelegt, einen seligen Ruheplatz gefunden hatte.

„Friedlich?“ brummte Herr von Öltzendorff, der nun einmal dem Schwertadel entstammte, „heute soll bloß alles friedlich gelöst werden! Man könnte allenfalls damit beginnen, daß alle von Spanien dekorierten Westeuropäer unter Bezugnahme auf die Unwürdigkeit der allsonntäglichen Vorgänge in den Arenen am selben Tage dem Könige von Spanien ihre Orden zurückschickten!“

Ein Vorschlag, zu dem der Bankdirektor Tiegs durch energisches Nicken sein unbedingtes Einverständnis zu erkennen gab. Was den Bankdirektor allerdings wenig mehr als dieses Nicken kostete, da er bis jetzt nur von Bückeburg dekoriert war. Und das eigentlich durch eine Namensverwechslung.

Grabusch war gerade dabei, dem toten Richard Wagner vorzuwerfen, daß er aus dem herrlichen urdeutschen Stoff der „Schildbürger“ nicht die Komische Oper der Deutschen, das musikalisch-humoristische Nationalwerk geschaffen habe; und Öltzendorff erweiterte seinen Vorschlag gerade dahin,

daß man auch die spanischen Tänzerinnen — die meistens gar keine Spanierinnen seien, allerdings auch nicht tanzen könnten — in den Variétés bis zum Verbot der Stiergefechte boykottieren müsse, als am oberen Ende der Tafel viel Unruhe entstand.

Von Hilde, die jetzt die vorderen Kabinen auf dem Promenadendeck zu bedienen hatte, begleitet, war Tilly Schuch sehr aufgeregt erschienen. Sie hatte, ohne Reubke zu beachten, der ihr erfreut entgegeneilte, und ohne Mücke eines Blickes zu würdigen, der sogar vom dritten Tisch mit ein paar der Tafelvase rasch entrissenen Blumen angestürzt kam, den gerade ein zartes Hühnerbein sachgemäß behandelnden Kapitän mit verwirrter, von Tränen halb erstickter Rede überfallen.

Soviel Bergemann, der das Kompott zurückschob, und Erich, der in der Erregung des Augenblicks doch nicht versäumte, Hildes taktvollen Beschwichtigungsversuch zu würdigen, verstehen konnten, handelte es sich darum, daß eine Kostbarkeit aus Tillys Kabine verschwunden war. Ein Schmuckstück.

Der Kapitän erhob sich mit einem schmerzlichen Blick auf sein erst zur Hälfte erledigtes Hühnerbein. Er war im Dienst.

„Sie wollen sagen, gnädige Frau —"

„Sagen — sagen —! Was hilft mir das Sagen! Mein Ring ist fort!"

„Welcher Ring?"

„Nu hier!" Sie streckte ihre weiße gepflegte Hand weit von sich, dem Kapitän direkt unter das Gesicht, das er rasch zurückzog. „Hier — der Rubin der Herzogin . . ."

„Einer — Herzogin? So, so — ich dachte, Ihr Ring."

„Ja, meiner — aber das ist doch egal —! Der Rubinring."

Es war eine seltsame Gedankenverbindung, aber Erich mußte bei Erwähnung der „Herzogin" an den „Prinzen von Indien" denken, der nur ein Dackel war und jetzt „Peterle" hieß. Dann aber sprang ihm wieder grell und scharf das Wort „Rubin" ins Ohr. Unangenehm klang's ihm, ohne daß er wußte, warum. Dann fiel ihm ein, daß er ja gestern diesen schönen Rubin noch am Finger der blonden Frau bewundert hatte. Und daß er sich dabei wie einer halb vergessenen Tatsache erinnert hatte; zwei, drei Tage sind's her, da hast du ganz denselben Rubin — ganz denselben — irgendwohin in deinen Koffer geworfen — unter schmutzige Wäsche oder nein — unter seidene Socken . . . Egal — ganz denselben Rubin, der, wie er nun hörte, so selten, so wertvoll, so unersetzlich sein sollte. Und nun war er weg — nicht seiner, der andere.

Das alles kam ihm nur ganz traumhaft zum Bewußtsein, während sein Auge die Linie von Hildes hübscher römischer Nase nachzeichnete und sich dann über die feingeschwungenen dunklen Augenbrauen verlor in das krause, schlicht gescheitelte Haar. Und jetzt wußte er's wieder ganz genau: in Padua war's gewesen, in S. Giustina! Über den großen Platz war er gekommen, wo zwischen Büschen und Bäumen, gelangweilt und verlassen, die Statuen entsetzlich viel berühmter Männer stehen, wohl sechs Dutzend und mehr. An der Ecke der Riesenbau der Hochrenaissance: S. Giustina. Er war so kirchenmüde gewesen, so loggienkaputt, so sakristeielend von all diesen Gängen durch das Halbdunkel kühler Kapellen, durch das von bunten

Scheiben gebrochene und gedämpfte Sonnenlicht der Kirchen, die feierlichen Säle der Museen. Venedig, Verona, Mantua, Vicenza lagen damals hinter ihm. Und dann wieder — für ein paar Soldi grüne Vorhängchen, gezogen von der Hand eines unrasierten, nach Tabak duftenden Alten in speckigem Rock: „Ah — Mantegna!" oder: „Ah — Paolo Veronese!" oder: „Ah — irgendein andrer, Toter, Historischer, Berühmter!" — — Aber der Riesenbau der S. Giustina hatte ihn doch angezogen, herangeholt, eingeschluckt. Und ein alter unrasierter Mönch, der ausnahmsweise nach Fenchel roch, statt nach Tabak, hatte, schon nach ein paar verirrten Amerikanern schielend, die blöd ein Taufbecken umstanden, grüne Vorhängchen gezogen: Romanino — Paolo Veronese ... Und dann rechts vor der Tür, ehe man zu den geschnitzten Chorstühlen kommt — das süße Köpfchen der Schmerzensreichen mit der edelgeschwungenen römischen Nase, mit den feingeführten dunklen Augenbrauen, mit dem krausen, fast schwarzen Haar, in dem, mehr ein irdischer Schmuck als ein Zeichen himmlischer Abkunft, das schmale Gold des runden Heiligenscheines lag.

„Der liebe Junge schläft," sagte Mister Hobsen, der eben zurückkehrte, etwas echauffiert, was mit der Eiligkeit seiner Besorgungen keineswegs zusammenhängen konnte, denn er war wohl zwanzig Minuten weg gewesen „Er hat das Schiff des Herrn Schwammerl im Arm ..." Mister Hobsen stockte. Kam es nun daher, daß ihm einfiel, daß er selbst auch was im Arm gehabt hatte, oder bemerkte er plötzlich die seltsame Verstörtheit der Tischgesellschaft, von der keiner, selbst die Mutter des lieben Jungen, nicht Sinn und Verständnis für seine nicht lückenlose, aber zarte Schilderung des erlebten Idylls aufzubringen schien.

„Ich werde natürlich sofort untersuchen lassen, gnädige Frau." Der Kapitän machte Tilly eine kleine Verbeugung. „Ich hoffe, Sie denken nicht etwa, daß irgend jemand von der Bedienung ..."

„Ich denke gar nichts!" Tilly griff sich in das wundervolle Blond ihrer Haare, und es war, als tauchten ihre Hände in flüssiges Gold. „Wenn ich erst wieder denken könnte!"

„Hatten Sie den Ring denn noch in der Stadt am Finger?"

„Ich glaube bestimmt."

„Hm — wenn man nicht denken kann, soll man auch nicht glauben," brummte Mister Hobsen, wurde aber dafür von der Diva durch einen Blick gestraft. Sie trug ein Amulett und vermied die Zahl dreizehn.

„Grade!" sagte die Diva.

Grabusch, nun wieder ganz Jurist, äußerte, daß dieses allerdings die Vorbedingung einer erfolgreichen Untersuchung des Falles sein müßte. Dann fügte er im ernsten Ton des Forschenden hinzu: „Der Ring war Ihnen vielleicht zu weit? Sie wurden ohnmächtig beim Stierkampf, die Hand hing Ihnen schlaff herab — —"

„Und das Gesindel —! Ringsherum nichts als Gesindel!" Kloppenbusch war, wie die andern von den Nebentischen — mit Ausnahme der Ungarn, bei denen gerade wieder einer in sprudelnden Worten eine von Eljens häufig unterbrochene Ansprache hielt — an den Kapitäntisch herangetreten. Er wiederholte, indem er sich Zustimmung fordernd im Kreise umsah: „Nichts wie Gesindel."

Viktoria von Öltzendorff zuckte empört zusammen: „Der Mann ist betrunken!“

Aber ihr Bruder beruhigte sie, daß er es nicht sei und mit dem allerdings unschönen Wort nur die spanischen Zuschauer in der Arena von Barcelona meinte. Worauf Viktoria unwirsch erwiderte, daß es sich dann auch erübrige, bei solchen Reden sie gerade anzusehn. Überhaupt wären sie wohl besser direkt nach England gefahren.

Der Kapitän hatte den zweiten Offizier und den Obersteward herangewinkt und verließ mit diesen, ernst den unangenehmen Fall besprechend, den Eßsaal.

Reubke und Mücke bemühten sich um Tilly Schuch mit allerlei Trostreden. Schwammerl aber war auf den nüchternen, aber guten Gedanken gekommen, direkt aus der Küche eine kleine Auswahl des Erlesensten der abservierten Gänge zu holen und mit vielem Geschick und munter übertriebener Grandezza der verehrten Dame auf einem Silbertablett persönlich zu bringen.

Aber als Tilly die Gabel greifen wollte und ihre ringlose Hand sah, brach sie beim Anblick dieser Furchtbarkeit wieder in Tränen aus. Konnte sich auch nicht beruhigen, als ihr Elisabeth Hunneberg mitteilte, daß sie einmal ein Armband mit Saphiren in einem Taxameter verloren habe, das ihr — wenn sie sich recht erinnere — der Herzog von Meiningen geschenkt habe, es könne aber auch der Herzog der Abruzzen gewesen sein.

Für den Nachtisch hatte niemand mehr viel Sinn.

Die Öltzendorffs hatten sich schon an Deck begeben, weil sie diese ganze turbulente Szene plebejisch berührte. Die Häfeles vermuteten, daß man zum erstenmal den spanischen Mond sehen werde, von dem sie sich vielleicht übertriebene Vorstellungen machten und unter dem sie sich bestimmt noch nicht geküßt hatten. Und Frau Tiegs war der Ansicht, daß man bald abfahre und daß ihr leider der genossene Salat nicht bekommen werde, den sie zu spät als mit Mayonnaise angemacht erkannt hatte. Eine Mitteilung, die dem Bankdirektor Tiegs sehr trübe Aussichten für seine Nachtruhe eröffnete und die er deshalb auf der Treppe durch den Falschschwur, es sei keine Mayonnaise an dem Salat gewesen, listig zu entkräften suchte.

Eine Stunde später — das Schiff war langsam aus dem unbewegten Hafen von Barcelona herausgeglitten, und nur noch wie kleine goldene Löcher in den Schattenrissen der Hügel glänzten die Lichter der ansteigenden Stadt.

Die Ungarn, die aus einer unbekannten freudigen Veranlassung viel Tokaier getrunken hatten, übten geräuschvolle Laufspiele um das Promenadendeck. Der schweigsame Tisch der Engländer stand an der Spitze der „Astarte“ zusammen und rauchte wortlos aus kurzen Pfeifen. Penelope saß unter der hellen Lampe an der Rückwand der Luxuskabine, die Füße in einem Fußsack aus Heidschnuckenfellen, und stickte, ohne den Mond oder die Engländer, die Ungarn oder das Meer zu beachten.

Die deutsche Gesellschaft aber, zu der sich Mister Hobsen als Kavalier oder Anhängsel der Diva rechnete, war im Musiksalon versammelt. Grabusch saß vor dem offenen Instrument und erklärte Reubke, der sich bedeutend lieber um Tilly Schuch gekümmert hätte, die Mystik des „Feuerzaubers“.

Chewßurendorf

Nach einem Gemälde von Max Tilke

(Zu dem Artikel: „Quer durch den Kaukasus“ Seite 975)

Wozu er hin und wieder ganz plötzlich einen Akkord griff, der Reubke sehr erschreckte.

Kloppenbusch aber, von dem Alpdruck Barcelonas befreit, erzählte sehr blutige Geschichten von Anarchisten. Dieser unangenehmen Menschenklasse diente sie ja als Nest und Dorado, diese unheimliche Stadt, deren Lichter nun — man sah's durch die runden Fenster — wie ein ferner Leuchtkäferschwarm von der Nacht eingeschluckt wurde. Da sei es zum Beispiel Sitte, erzählte er und hielt dabei Mücke, der nach Tilly Schuch und Elisabeth Hunneberg hinüberschielte, sehr zu dessen Mißbehagen am Perlenknopf seines Vorhemdes fest, sei Sitte, daß sich eine Anzahl von Herren einen gemeinsamen Barbier hielten — in Barcelona — der keinen offenen Laden habe, sondern ins Haus zu jedem komme. Solche Gruppe von Leuten heiße man einen „Rasierklub". Habe so ein Barbier — in Barcelona — seinen Kundenkreis nun durch Fleiß und Geschicklichkeit so erweitert, daß er's allein nicht mehr schaffen kann, so nehme er einen Gehilfen an, möglichst jung und billig. Alles in Barcelona. Zu solchem „Rasierklub" habe nun ein junger Deutscher gehört. Müller oder so. Eines Tages sei an Stelle des Barbiers der blutjunge Gehilfe zu Herrn Müller gekommen und habe den Bart dieses Kavaliers in eine sehr ungeschickte Behandlung genommen. Was sich ganz einfach damit erklärte, daß der Gehilfe bis vor kurzem gar kein Barbier, sondern Hütejunge auf einer andalusischen Stierfarm gewesen sei. Als dieser Künstler nun bei einer besonders schwierigen Messerwendung unterm Kinn den Herrn Müller gehörig in den Hals geschnitten, habe sich dieser hinreißen lassen, dem Burschen eine kräftige herunterzulangen. Am Abend — alles in Barcelona — am Abend sei dann bleich und feierlich der Barbier selbst bei Herrn Müller erschienen, habe ihn durch Ehrenwort auf Schweigen übers Grab hinaus verpflichtet und ihm mitgeteilt, der junge Mann, der etwas ungeschickte Gehilfe, sei eigentlich gar kein Barbier, sondern bis vor kurzem Hütejunge auf einer andalusischen Stierfarm gewesen und gehöre einem anarchistischen Verband an. Es sei daher ratsam, daß Herr p. p. Müller spätestens bis morgen früh die schöne Stadt Barcelona verlasse, weil er sonst Gefahr laufe, in einigen Tagen hier beerdigt zu werden. Es sei nämlich Sitte der Anarchisten, den Schimpf einer körperlichen Züchtigung, als welche eine noch so berechtigte Ohrfeige immerhin anzusehen sei, innerhalb vierundzwanzig Stunden durch einen Stich mit einem Toledaner Dolch zwischen die vierte und fünfte Rippe zu beantworten. Alles in Barcelona. Herr Müller habe dann, vor diese Wahl gestellt, nach ernsten Erwägungen die Abreise der Beerdigung vorgezogen. Eine Entscheidung, die er, Kloppenbusch, nur billigen könne. Obschon er auch melancholische Momente kenne, in denen ihm das ganze Leben im Symbol der bekannten unreinlichen Hühnerleiter erscheine und nicht wert des Aufhebens dünke, das salbungsvolle Pastoren am Beginn und am Ende dieser Hühnerleiter, will sagen bei Kindstaufen und Begräbnissen, davon machten.

Es gehörte zu der sehr merkwürdigen Veranlagung Kloppenbuschs, daß er nach den seltensten Abschweifungen seiner Rede immer wieder zu dem ursprünglichen Thema zurückfand. Seine Rede hatte darin etwas vom Bumerang, dem Wurfgeschoß der australischen Eingeborenen. So wäre auch

jeder im Irrtum gewesen, der angenommen hätte, daß er sich nunmehr ausführlich über die Pastoren und seine Stellung zu der Kirche äußern werde. Er war schon wieder bei den Barbieren. Und da sich ihm Mücke jetzt durch eine so listige wie rasche Bewegung entzogen hatte, so richtete er seine Belehrungen an Bergemann und Erich. Ohne weiter zu bedenken, daß er deren leise geführtes Gespräch über den Brief von Erichs Mutter eigenmächtig unterbrach. Ein Barbier, sagte er, habe überhaupt, wenn man's so bedenke, eine ganz unheimliche Macht. Wie oft sei man — als Mann und Bärtiger — allein mit ihm, gewissermaßen abgeschlossen von den Hilfsquellen der Außenwelt. Und man halte ihm, der ein haarscharfes Messer in der Hand führe, dann auch noch vertrauensselig seinen nackten Hals hin. Ein kurzer, sicherer Schnitt und — die Schlagader ... oder die Luftröhre ... je nachdem — sei durch! Und die Versuchung ... Einmal neige der Mensch als solcher überhaupt zu grausamen Exzessen. Dann aber ... Er zum Beispiel trage — Kloppenbusch dämpfte seine Stimme bei dieser Mitteilung, und es war ersichtlich, daß er ein großes Vertrauen in die menschlichen Qualitäten seiner beiden Hörer damit bekundete — er trage sein Reisegeld in Scheinen in einem Ledertäschchen um den Hals. Unter dem Hemde. Als er sich nun heute morgen vor dem Aufbruch zum Stiergefecht noch auf dem Schiff bei Beppo Marlettino habe rasieren lassen, da plötzlich habe er mit Entsetzen im Spiegel entdeckt, daß ihm unter dem Kragen das ominöse Schnürchen heraussah, an dem, wie jeder Kenner sofort merken mußte, das Täschchen mit seinem Gelde unterm Hemde hing! Wenn jetzt ein verbrecherischer Trieb in Beppo Marlettino erwacht wäre — wenn ...! Ein kurzer, sicherer Schnitt und — die Schlagader ... oder die Luftröhre ... je nachdem —

Bergemann lachte herzlich: „Ausgerechnet Beppo, der harmloseste Barbier, der je die Flöte geblasen — der gutmütigste Flötenbläser, der je barbiert hat!"

„Flötenblasen hat mit dem Morden oder sonstigen schweren Verbrechen gar nichts zu tun." Kloppenbusch war gekränkt. „In Kottbus ist sogar mal ein Posaunist wegen wiederholter Brandstiftung bestraft worden." Nachdem er diesen Trumpf ausgespielt, trat er zu Grabusch ans Klavier.

Der Amtsgerichtsrat war eben dabei, dem bis zum Zerspringen ungeduldigen Reubke, der an dem Sofa unter der melancholischen Palme Schwammerl und Mücke in eifriger Konversation um die Damen bemüht sah, zu erklären, wie die Musik den Ausdruck leichter Freude finde. Nach nur angetippten Beispielen aus dem „Figaro" und den „Lustigen Weibern" ging er, auf seinem Stuhl sich im Takt mitwiegend, zu den Rhythmen des Schmuckwalzers aus dem „Faust" über.

Tilly zuckte auf dem Sofa zusammen: „Der Schmuckwalzer! ... Der Herr Amtsgerichtsrat wird doch nicht ...?"

„Er möcht' Sie frotzeln, meinen S'?" Schwammerl hatte sofort verstanden. „Aber nein — der denkt nit dran!"

Aber Tillys durch die Unterhaltung der Herren ein wenig abgelenkter und gebändigter Schmerz hatte neue Nahrung durch den Dreivierteltakt des Schmuckwalzers gewonnen, den Grabusch pedantisch zu Ende führte. Und da sie nun auch Erich und Bergemann unter die Blätter der melancholischen

Palme treten sah, empfand sie eine Art Glücksgefühl, die ganze Schwere dieses Verlustes einem so großen und gewählten Kreis von Herren zu schildern.

„Mein seliger Mann" — und indem sie das sagte, griff sie an ein Medaillon an ihrem Hals und schien erfreut, daß es noch da war — „mein seliger Mann hat nämlich den Rubin von einer Herzogin bekommen. Ja. Er hat doch so viel in Indien zu tun gehabt, mein Mann. Als Forscher, verstehn Sie. Er war im britischen Dienst — Gott, Deutschland hat ja keine Besitzungen da. Im Gebirge von Tramadi hat er geforscht, das ist da oben wo..."

Reubke bestätigte durch emsiges Kopfnicken, daß das Gebirge Tramadi „da oben wo" sei. Auch Mücke stimmte zu, und auf seinem zur Fadigkeit dressierten Gesicht lag kein Schimmer der Tatsache, daß er von der Existenz eines indischen Gebirges Tramadi bis jetzt keine Ahnung gehabt hatte.

„Gott, mein seliger Mann — so angesehen ist er gewesen in Indien." Tillys Erinnerungen waren zuverlässig, aber nicht besonders gut geordnet. Das kam zutage bei ihren Schilderungen, deren Sprüngen nicht immer ganz leicht zu folgen war. „Bis Ceylon bin ich einmal mitgefahren und dann umgekehrt. Bei der Arbeit hat er mich eben nicht brauchen können. Und was für 'ne Arbeit! Wissen Sie, was die Ursache zu seinem Tod war? In einen erloschenen Vulkan ist er gefallen. In Indien. Nicht so ganz hinein natürlich, aber ein Stück weit. Davon hat er sich nie mehr erholt. Ja, ich bitte Sie, fallen Sie mal in einen Vulkan, wenn er auch nicht mehr brennt. Er war so kurzsichtig, mein Mann. Ich hab' ihm immer gesagt — noch in Ceylon hab ich's ihm zugerufen bei der Abfahrt: „Geh nicht so nah an die Vulkane ran, Friedel, du weißt, du siehst nicht gut..." Aber was hilft's. Petroleumquellen hat sie dort gehabt, die Herzogin. Ja, man sagt, daß ihr Vater, der Herzog von Punderband, viel verloren hat. Die einen meinen, durch das elektrische Licht; die andern meinen, weil er immer in Monte Carlo so hoch gespielt hat."

„Der Herzog von Punderband" — Mücke nickte mit einem leisen Kennerlächeln — „man spricht heute noch im Kasino von seinem waghalsigen Spiel. Er hatte dabei immer einen französischen Roman auf den Knien. Wenn eine Serie kam, las er. Auch hat er beim Taubenschießen in Nizza dreimal den ersten Preis bekommen."

„Ja, der. Und als er tot war, ist sie nach Indien gereist. Und hat selbst nach dem Rechten gesehen, bei den Petroleumquellen. Gott, wenn man denkt, nicht wahr — eine Herzogin und Petroleum! Das hat mein seliger Mann auch schon immer gesagt. Und drum hat er so zu ihr gehalten. Das heißt, die war in Birma, die Quelle. Und dort ist auch der Rubin gefunden worden, ja. Bei Mogok. Und sie hat ihn meinem Mann geschenkt, die Herzogin. Und hat dazu geschrieben. Der Brief hat sich im Nachlaß nicht gefunden. Aber eine Brieftasche ist ihm auch damals in den Vulkan gefallen. Da wird er wohl drin gewesen sein, der Brief. Kenner haben mir gesagt, er ist Tausende wert, der Stein. Und nun so auf einmal weg... Man weiß ja nicht, für was die Herzogin meinem Mann den Rubin geschenkt hat. Mein Gott, ein Mann, der so lange von seiner Frau getrennt ist, nicht wahr..."

Ein verständnisvolles Beifallsgemurmel durchlief den Kreis der Herren. Man fand es in der Ordnung, daß der selige Herr Schuch und die Herzogin ... vielleicht ...; und daß die Herzogin und Herr Schuch ... ziemlich sicher ... Und man empfand es angenehm, daß Tilly sich in der Sache auf einen so großdenkenden Standpunkt stellte. Es war ja möglich, daß, wenn es nicht gerade eine Herzogin von Punderband gewesen wäre, sondern eine Frau Smith aus Manchester ... Aber man hatte da nicht mit Hypothesen zu arbeiten. Man stand vor den schlichten und schönen Tatsachen: Herr Schuch war mit einer Herzogin befreundet. Ehe er in einen Vulkan fiel. Die Herzogin hatte ihm einen wertvollen Rubin geschenkt. Tilly ignorierte vornehm die Freundschaft und erbte den Rubin, als Herr Schuch in den Vulkan gefallen war. Nun war aber der Rubin weg. Und Tilly war eine sehr schöne Witwe ...

Das waren so ungefähr die Gedanken, die den Herren Reubke, Mücke und Schwammerl in gleicher Folge und Stärke Hirn und Herz bewegten.

Auch Erich und Bergemann dachten diese Gedanken. Bei diesen beiden aber hatten die Erwägungen eine ganz leicht fröhlich-ironische Färbung; und ihre Blicke wanderten vergnügt forschend über die Gesichter der drei teilnahmsvoll dreinschauenden Kavaliere.

„Gounod ist mir stellenweise noch lieber als Wagner," sagte Grabusch und nahm seine dicken Hände vom Klavier.

Das war zuviel für Elisabeth Hunneberg. Erst hatte der Rubin, der gar nicht einmal vorhanden war, ihr alle Aufmerksamkeit der Herren entzogen und mit dem Glanz seiner Abwesenheit auf Tilly Schuch gelenkt. Und jetzt hörte sie aus Grabuschs Bemerkung auch noch eine Spitze gegen den verklärten Schöpfer ihrer Rollen, gegen den — nicht Urheber wollte sie denken, aber immerhin — Verbündeten ihrer Triumphe.

„Guten Abend!" sagte sie kühl, und als ob sie an einer Galerie von Pagoden entlang streife, rauschte sie an den Anwesenden vorüber. Gefolgt von Hobsen, der ärgerlich erwog, ob alle diese Erregungen, die er nicht begriff, ihrer Stimme schaden möchten, die er doch gekräftigt nach Amsterdam zu liefern hatte.

Grabusch sah ihr verblüfft nach. Er hatte Wagner nur erwähnt, um ihn als Brücke zu benutzen. Die war nun unter ihm gebrochen.

Der Amtsgerichtsrat war nicht gern allein, wenn er sich ärgerte, das hatten früher schon seine Referendare mit Mißvergnügen bemerkt. So faßte er den in seiner Nähe stehenden Schwammerl am Arm und zog ihn mit nach der Türe.

„Gehen wir noch etwas ums Promenadendeck. Das ist gut für Ihren Schnupfen!"

Schwammerl, der das eigentlich nicht vorhatte, setzte sein Steirerhütel auf und folgte willig. Er ließ sich überhaupt gern lenken.

„Sehen S', Herr Rat," sagte er, den etwas heftigen Spaziergang mit dem alten Herrn beginnend, „wann andere einen Schnupfen haben — so haben s' halt den Schnupfen. Aber wenn meine Schleimhäut' in der Nasen gereizt sind — also, bitte, das ist eine Katastrophe! Ich bin doch nämlich ..."

„Man sieht nichts mehr von Barcelona," sagte der Rat, einen kleinen Augenblick stehenbleibend.

„Nein. Nix. Wie wegg'wischt. Das hat man so bei der Nacht, ja. Mein Beruf nämlich, sehn S', Herr Rat, der braucht die Nasen. Akkurat wie ein Jagdhund, verstehn S'. Ich hab eine sehr gute Anstellung in einer Parfümeriefabrik, ja. Eigentlich bin ich ein Chemiker — aber ein Examen hab ich nit g'macht. Brauch's auch nit, denn ich hab meine Nasen. Die wird bezahlt, verstehn S'. Also — die raffiniertesten Gerüch'n der Konkurrenz, ich riech's raus, was drin is. Und was die Stärke anlangt von unsre Fabrikate — ich halt so a Flascherl ans linke Nasenloch und sag bloß: „Noch mehr Heliotrop zugeben — oder a wenig Reseda noch — oder so!“ Und allemal schlagen wir die Konkurrenz. Bloß mit der Nasen. Und nu auf einmal krieg ich — was? Einen Schnupfen! Ich!! Einen chronischen, verstehn S' — der Arzt sagt, das sind die schlimmeren, sagt er, die chronischen. So einen hab ich. Nu hab ich ja, Gott sei Dank, meine Nasen versichert, natürlich. Denn meine Nasen ist mein Kapital, nit wahr? So was assekuriert man doch, nit wahr? Wenn ein' andern sein Haus abbrennt oder seine Fabrik, das ist so, wie wenn ich — den Schnupfen hab, nit wahr?“

„Von Malaga fahren wir direkt nach Granada?“ fragte Grabusch.

„Ja, i glaub. Malaga is nit sehr unterhaltlich, denk ich. Aber Granada — da soll so ein altes Schloß sein, ja. Malaga is bloß der Wein. Aber da, verstehn S', Herr Rat, da muß ich sehr vorsichtig sein, sehr. Bei einem chronischen Schnupfen, sagt der Arzt, is der Wein schlimm, sagt er. Und ich hab einen chronischen. Jetzt hat mich also die Versicherungsgesellschaft auf die Reisen geschickt. Denn, sagt sie sich, wenn ich in Wien bleib, so vergeht er nit, der chronische. Aber das Meer — o ja, das Meer! Wissen S', kein Staub und so. Haben S' schon mal beobachtet, Herr Rat, wenn Sie auf der Kärntnerstraßen sich die Nasen putzen und dann Ihr Nastüchel beobachten tun — also bitte, und jetzt betrachten S's mal auf'm Wasser, wann Sie sich bedient haben, das Nastüchel, bitte. Also überhaupt nit zu merken, daß Sie sich g'schneuzt haben.“

„Majestätisch ist sie, diese Wagnersängerin,“ sagte Grabusch, „fast möchte man sagen junonisch. Und bei der Seekrankheit hat sie sich auch nicht schlecht benommen. Nur schlecht ausgesehn. Haben Sie eine Ahnung, wer — hm — wer der Vater dieses Fritzchens war?“

„Nein, daß i nit wüßt. Aber sehen S', Herr Rat, daß ich Ihne sag: nu war das ganz gut mit dem Schnupfen. Da mußt mich der Deifel reiten, daß ich mich so a wenig ... wie sag ich schon — a wenig verlieb, ja. Ich weiß zwar noch nit recht, in welche von den zwei Damen — aber in eine, is scho richtig. Und also sehn S', Herr Rat, das kost nu wieder die Versicherung a Stangen Gold. Denn verlieben — also verlieben, das is bei meiner Konstitution direkt a Malör für meine Nasen ... von wegen — die Sach is nämlich die ...“

„Ich habe sie als Brunhilde gehört,“ sagte Grabusch. „Das Hoi—o—to—ho — machen Sie ihr das mal nach!“

Schwammerl äußerte sich dahin, daß er das nicht vorhabe. Aber dann war er gleich wieder bei seinem Schnupfen und seinen Herzenszuständen.

Und so spazierten die beiden, der Amtsgerichtsrat und der Wiener mit der hochversicherten Nase, noch eine Stunde und länger um das Promenaden-

deck herum. Jeder ohne recht zu hören, was der andre sagte und fragte; jeder erfreut, daß ein atmender, redender, fühlender Mensch, dessen Körperwärme im Arm zu spüren war, neben ihm ging.

In den Luken der Kabinen war Licht um Licht erloschen. Eine Fracht schlafender, träumender Menschen trug die „Astarte" durch das friedlich geglättete Balearische Meer.

In Kabine Nummer 17 auf dem Promenadendeck aber lag ein junger Mann mit geschlossenen Augen auf dem Rücken. Durch die Luke, die der Leichtsinnige offen gelassen, fingerte ihm der spanische Mond silbern um das trotzige Kinn und den weichen, gutmütigen Mund, über dem ein Schatten, das englisch geschnittene Bärtchen, lag.

Und der junge Mann träumte, daß er in der Arena einem Stier gegenüberstehe, der gute Lust bezeige, ihn auf die lyraförmigen Hörner zu nehmen.

Und jetzt mußte auch so etwas geschehen sein. Aber — seltsam, weh hatte es gar nicht getan. Und neben ihm kniete eine barmherzige Schwester oder nein — kniete eine Madonna aus Padua. Die war eigens aus S. Giustina gekommen, sagte sie. Und rasch nahm sie den Heiligenschein aus ihren dunkelgewellten Haaren und hing ihn an den Kleiderhaken. Und sie kniete nieder bei ihm und verband ihm die Wunde, die gar nicht weh tat. Und Grübchen hatte sie in ihren hübschen, festen, behutsamen Händen. Und — sieh mal an — einen wunderschönen Rubin hatte die Madonna am Finger, und sie sagte, den habe ihr eine Herzogin geschenkt ... Jetzt gab sie ihm Arznei — die schmeckte gar nicht bitter, schmeckte wie Türkenblut ... Er lag aber nicht mehr in der Arena — ei, nein, er lag in einem sauberen Bett auf einem weißen Schiff ... und durch die Luke sah der Stier herein, gar nicht bös, sondern vergnügt und freundlich, und hatte den runden goldenen Mond mitten zwischen den lyraförmigen Hörnern ... Aber neben ihm, ganz dicht — seine Hand fühlte die ihre — saß die Madonna aus S. Giustina in Padua und sagte, seine Mutter brauche sich gar nicht zu ängstigen, wirklich gar nicht ...

Eine Fracht schlafender, träumender Menschen trug die „Astarte" in mondheller Frühlingsnacht durch das Balearische Meer.

Viertes Kapitel

Hänschen sang wundervoll an diesem frühen Morgen, der die „Astarte" langsam, ganz ins Gold der Frühe getaucht, in den Hafen von Malaga trug.

„Morjen!" sagte Mücke gönnerhaft. Er kam im orangefarbenen, weiß verschnürten Pijama aus dem Bad und erinnerte Erich an die ekelhaft süßen Vanillestengel, die seine Jugend so gerne auf den Juxplätzen — drei für einen Groschen — erstanden hatte.

Und im Weiterschreiten äußerte Herr Mücke: „Ein doller Vogel! Egal vergnügt. Und weshalb? Weil er in einem schuhlangen Käfig sitzt, während alles um ihn rum tut, was es will."

Ob das nun ein Monolog war oder eine für den Hörer bestimmte philosophische Betrachtung, erfuhr Erich nicht, da Arthur Mücke bereits auf seinen geräuschlosen Bastschuhen in seine Kabine verschwunden war.

Auf der Treppe zum Promenadendeck begegnete Erich Hilde, die mit einem freundlichen Morgengruß rasch vorüberhuschen wollte. Er aber sprach sie an.

„Wir fahren schon ein, Fräulein?“

„Wir werfen gleich Anker, Herr Assessor.“

„Um Gottes willen, lassen Sie den Assessor! Der ist schon daheim im lieben Deutschland nicht viel, aber nun gar auf dem Wege zur Alhambra! Kommen Sie auch mit an Land?“

„Das geht doch nicht. Es bleiben ja einige von meinen Damen an Bord. Ein paar von den ungarischen Herrschaften. Und vielleicht auch Frau Tiegs. Ich soll gerade in ihrem Auftrag den Kapitän fragen, ob die spanische Eisenbahn Malaga—Granada zuverlässig sei.“

Erich sah den Schalk in Hildes hübschen, dunklen Augen blitzen. Und ihm fiel ein, daß sie es war, die heute nacht in seiner Kabine den Heiligenschein wie einen Hut abgenommen und an den Haken gehängt hatte. Was es doch für respektlose Träume gab! Er hätte ihr gern das wunderliche Abenteuer seines Schlafes erzählt, aber er fand doch, daß Ort und Stunde nicht besonders gut dazu gewählt waren. Um so weniger, als Beppo, der Barbier, jetzt gerade die Treppe heraufstürzte, der Mücke rasieren sollte. Und ein paar Ungarn kamen lärmend aus ihren Kabinen.

„Aber Sie freuen sich doch auch auf den Hafen ...?“ fragte Erich und nickte freundlich im Weitergehen.

„Nicht so sehr.“

Sie war schon verschwunden, als er, mitten unter den Ungarn, die Antwort hörte. Warum freut sie sich nicht? dachte er. Sie ist jung, hat offene Augen, sieht ein schönes Stück Welt ... Vielleicht weil wir an Land gehen, und sie ...? Weil ich an Land gehe ...? Er mußte selbst lachen über die blöde Vorstellung. Aber knüpfte doch wieder an: wenn er so, wie er so oft mit Anny nach Wannsee gefahren war, um im Schwedischen Pavillon zu Abend zu essen, oder nach Rheinsberg, ihr vom Alten Fritzen zu erzählen ... wenn er so mit der kleinen Heiligen von S. Giustina hätte nach der Alhambra fahren können ... Donnerwetter, ja, die Alhambra! Er hatte gestern noch rasch allerlei Historisches darüber nachgelesen und auch einen Plan studiert. Und jetzt fegten ihm so Namen und Zahlen im Hirn herum: Mohammed I. und Karl V. und die Naßriden und die Abencerragen. Aber es war keine rechte Ordnung in die Sachen zu bringen. Man müßte eben als Kulturmensch, wohl vorbereitet und studiert, die „rote Feste“ besteigen; er aber hatte sich von einem Abend zum andern Morgen entschlossen. Oder eigentlich hatte die Herrin des unter Hypotheken langsam einstürzenden „Eugenienhofs“ ihn zu der zerfallenen Prunkburg der längst aus Spanien und der Welt entflohenen maurischen Kalifen gescheucht.

Der Morgen war herrlich. In der Spitze des Schiffes traf er Bergemann, der, das Glas in der Hand, interessevoll die Einfahrt beobachtete.

Drei braune Matrosen und ein flinker, nacktfüßiger Schiffsjunge rollten das starke Tau auf, das wie eine riesige Schlange, glatt und wie mit gebändigtem Eigenleben, durch ihre rauhen, festen Hände lief. Da unten, im breiten Schiffsboot schaukelnd, führten zwei Ruderer den Kopf dieser Schlange hinüber

nach dem Kai; und als scharfer grauer Strich schleifte das Tau im grünlichen Hafengewässer nach. Die Ankerketten, von Mannschaften in blauen Kitteln bedient, ließen ihre gewaltigen Eisenglieder über die Zahnräder rasseln. Der erste Offizier, die weiße Kappe im Nacken, steht ganz vorn in der Spitze und leitet alles mit Worten und Winken. Ein paar italienische Kommandos von oben. „Ferma!"

An der Kaimauer zwischen den roten Fässern kommt Bewegung in eine Gruppe ziemlich zerlumpter Burschen. Zwei werfen ihre Zigarettenstummel weg und springen an den Steinrand. Die Matrosen aus dem Boot reichen das Tauende hinauf, das am eisernen Haken verstaut wird. Das Schiff gleitet leise, langsam, ohne Dampf. Die Maschinen arbeiten nicht mehr. Der Kai schiebt sich näher und näher. Die breite graue Masse der Kathedrale von Malaga, über dem grünen Gürtel von Bäumen, das Häusergewirr beherrschend, scheint wie ein riesiger Feind drohend heranzurücken.

Ein leiser Ruck, das Bild steht. Die kahle Mole blendet mit ihren weißen Quadern von links herüber. Dahinter liegen Schornsteine, Fabriken. Ein Wäldchen schließt sich an, schattenversprechende Bäume in all dem Weiß, vielleicht ein Park. Die Stadt liegt in der Morgensonne unter den abschließenden, schöngeschwungenen Bergen. Alte Befestigungen scheinen ihre trotzigen grauen Mauern vorschieben zu wollen aus dem Gewirr der weißen und rosafarbenen Häuschen. Auf dem kahlen Rücken des nahen Hügels ein paar Pinienschirme, unbewegt, wie spielerisch eingesteckt.

Nur wenige Dampfer liegen im Hafen. Alt, müde, grau, vom Morgen unberührt. Auf einer kleinen weißen Lustjacht aber regt sich die Neugier. Ein paar geringe Barken schaukeln am Kai. Oben ziehen nickende Maulesel bedächtig die hochrädrigen Karren, die seitlich mit seltsamen hohen Stöcken besteckt sind.

Ein paar Zigeunerinnen in Lumpen, aber Gold in den Ohren, strecken bettelnd nach dem Schiff die hagern braunen Arme aus. Eine hält einen Säugling an der Brust. Ein Mädel von ein paar Jahren springt vergnügt zwischen zwei Pudeln herum. In ihrem Holztellerchen klappern ein paar Kupfermünzen. Würdig, steif, teilnahmlos stehen zwei Gendarmen am Steg. Die tellerartigen, hinten aufgeklappten Lackhüte spiegeln in der Sonne. Das gelbe Riemenzeug des Tornisters glänzt.

(Fortsetzung folgt.)

Vorposten bei Lagarde

Aus meiner Kriegszeit

Text und Zeichnungen von Arthur Grimm

Krieg ist schrecklich, und die Verheerung und Verwüstung, die er der Landschaft einprägt, bieten ein Bild des Jammers und des Elends. Trotzdem sind diese Eindrücke für einen Maler, der, wie jeder andre, bewaffnet seine Pflicht erfüllt, von großer Bedeutung. Mit neuen Augen nimmt man all das auf, was man bisher nie gesehen und wovon man sich gar keine Vorstellung machen konnte. Der Nimbus des Krieges legt etwas Großartiges in die Natur. Was man sieht, erlebt man zugleich. Die stärksten dieser Eindrücke habe ich, wo es Zeit und Umstände zuließen, skizziert, und oft war auch große Gefahr damit verbunden.

In dem zerschossenen B..., westlich von B..., saß ich noch keine halbe Stunde auf einem Ziehbrunnen, um zu zeichnen, als feindliche Granaten mich zum Aufbruch mahnten. Kaum hatte ich meinen braven Fuchs bestiegen, um davonzugaloppieren, da krachte es auch schon einige Meter hinter mir, und bis die nächste Lage kam, befand ich mich bei meiner Kolonne am Dorfausgang in Sicherheit. Wir sammelten uns hinter dem Dorfe unter Zwetschgen- und Mirabellenbäumen. Rechts von uns lag eine Kompagnie Pioniere. Wir verblieben hier den ganzen Nachmittag. Die Sonne schien heiß, und tiefer Friede lag über dem brennenden Dorfe und im Schatten

der Obstbäume. Drüben bei den Pionieren spielten drei Offiziere Skat an einem weißgedeckten Tischchen, und unsre Leute versahen sich reichlich mit Mirabellen. In den angrenzenden Gärten verrichteten einige ihre Bedürfnisse, und Feldwebel D... stand mit andern außerhalb dieses Lagers. Er führte sein Glas an die Augen, um über die Häuser hinwegzusehen, was am jenseitigen Waldrand, wo Infanterie im Gefecht lag, vor sich ging. Er war von behäbige Mann kam zu Fall, während die andern zurücksausten. All dies spielte sich in einer Sekunde ab. Ich sprang, wie ich gerade war, hinüber. Er war unverletzt. Aber zehn Meter neben uns stand eine Scheune in Flammen, indessen der Feldwebel noch seinen Säbel beschimpfte.

Wir zogen uns in einen Wald zurück, wo wir einige Tage liegen blieben. Dort erfuhren wir, daß drei Pioniere durch ein Schrapnell getötet und vier

Vorposten bei Cuaville

sentimentalen Gefühlen getragen und stellte tiefbewegt Betrachtungen über den Ausgang des Gefechts an. Das tat er gerne, wenn er in Sicherheit war und Zeit dazu hatte. Ich konnte dies von meinem Blumengärtchen aus, wo ich gerade saß, beobachten. Plötzlich ein fürchterliches hohles Krachen. Wie vom Blitz getroffen machte die Gruppe kehrt, um zurückzueilen. Da verwickelten sich die Beine des Feldwebels, welche gerade eben in den elegantesten Schwung versetzt waren, mit dem Degen, und der verwundet worden waren. So wechselten heitere und ernste Erlebnisse nebeneinander ab. Am Rand des Waldes standen vier 21-Zentimeter-Mörser. Es wurde auf Dörfer, welche sechs bis neun Kilometer entfernt lagen, geschossen. Jeder Soldat freute sich, daß diese gewaltigen Geschosse alle gegen Frankreich geschleudert wurden, wo sie große Verheerungen anrichten mußten, was wir aus den Meldungen, die zurückkamen, wohl annehmen konnten. Bei jedem Schuß bebte der Boden, und die Bäume

Gefecht bei Raon-l'Etape

schwankten. Tag und Nacht wurde geschossen. Die Ohren summten, und man bekam Kopfschmerzen von der Erschütterung. Als die Nacht anbrach, bereiteten wir unser Strohlager. Die Schüsse fielen vereinzelter, und als der Mond durch die Zweige schien, trat tiefe Stille ein. Nur die umstehenden Pferde kauten und stampften. Man unterhielt sich noch und rauchte eine Zigarette. Nach einer Stunde lag alles im tiefen Schlaf, nur die Wachtposten schritten auf der Straße gleichmäßig auf und ab.

Mitten in der Nacht, es war um ein Uhr, wurden wir durch Schüsse der schweren Batterie geweckt. Ganze Batterien Feldartillerie schossen, dazwischen gab die schwere Artillerie Salven ab, und das Infanteriefeuer nahm man nur als Geprassel wahr. Fern, näher und ganz nahe, überall ein betäubender Donner. Immer stärker wurde das Rollen. Ich setzte mich auf, schnallte langsam um. Es ist ein Durchbruchsversuch der Franzosen. Die Nacht war hell, und ein grausiges Gefühl trat an die Stelle des Schlafes. Dazu arbeitete die Phantasie, und das Herz schlug schneller. Ich fragte den Assistenzarzt, der mit mir das Lager teilte und immer

Verwundete in der Kirche zu Fontenay

noch auf dem Stroh lag, wie es ihm zumute sei. Er war davon überzeugt, daß die Franzosen niemals durchbrechen und wir ruhig schlafen könnten. Trotz der Ruhe meines Nachbars sattelte ich im Hintergrunde langsam mein Pferd und ließ die Wagenpferde anspannen. Es wurde noch heftiger gefeuert, und eine halbe Stunde darauf schwieg die Artillerie ganz, und man vernahm das Geknatter der Infanterie, welches nach einer weiteren halben Stunde auch erlosch. Es hatte sich nichts ereignet, als daß der Sanitätswagen nach vorn geholt wurde. Der Angriff war zu unserm Vorteil abgewiesen, und die nächtliche Stille trat wieder ein.

Die folgende Nacht brachte uns zu einem erneuten Durchbruchsversuch ein schweres Gewitter und drei Stunden lang strömenden Regen. Es wetteiferten die Batterien mit dem natürlichen Donner und Blitz — ein doppelt gefährliches, aber wunderbares Schauspiel. Tags darauf wurden wir in die Kaserne der Chasseurs à pied einquartiert, wo wir uns trockenlegen und ausruhen konnten. Die französischen Kasernen waren erst im Bau begriffen, sind aber sehr geräumig und praktisch angelegt.

Halt bei St. Clement in Frankreich

Die französischen Reservisten hatten all ihre Zivilkleider liegen lassen, dazwischen lagen Briefe, Hefte, Exerzier- und scharfe Patronen, Schuhzeug haufenweise auf den Gängen. Dies wurde alles auf den Hof geschafft, auf Haufen gesetzt und angezündet. Daneben spielte täglich unsre Regimentskapelle, und die Feldküchen waren in voller Tätigkeit. Die Mannschaft hatte Appell, Exerzieren und wurde zum Bad geführt. Im Städtchen haben die Bayern eine Bierbrauerei in Betrieb gesetzt, und abends gab's bei uns Bier, das aus Kochgeschirren getrunken wurde, während die Post und Liebesgaben verteilt wurden. Latrinen wurden angelegt, Stallungen hergerichtet und in den Mannschaftsstuben, wo überall noch die französischen Bezeichnungen angeschlagen waren, deutsche Ordnung eingeführt.

Ich fand im Walde hinter der Kaserne, den zu betreten verboten war, einen toten französischen Offizier, der schon acht Tage lag. Wir schnallten ihm die Sporen ab und beerdigten ihn, indem wir eine Zigarette nach der andern rauchten.

Angriff auf ein Dorf in Französisch-Lothringen

Bald zogen wir wieder durch französische Dörfer, über Felder und durch zerschossene Wälder.

Bazien nach der Besetzung

Die Bayern in St. Clement

Volksernährung und Krieg

Von

Professor H. Boruttau

Auf die Verproviantierung der Kämpfenden wurde schon von den kriegführenden Kulturvölkern des Altertums größte Aufmerksamkeit verwendet. Wir erfahren von den Geschichtschreibern, daß die Heere der Griechen Viehherden mitführten, um mit Fleisch versehen zu sein, wo sie in Feindesland kein Vieh auftreiben konnten. Im übrigen wurde es stets als besonders schwerer Mangel erwähnt, wenn irgendwo nur Fleischnahrung zu Gebote stand und das Hauptnahrungsmittel fehlte, das Getreide, welches, wie vielfach noch jetzt bei den Mittelmeervölkern der Mais, geschrotet als Brei (Polenta) genossen, aber auch gemahlen und zu Brot gebacken wurde: schon bei den Römern wurden Handmühlen, wie sie bei Ausgrabungen vielfach erhalten gefunden wurden, beim Heere mitgenommen; eigentliche, auf Wagen fahrbare Feldmühlen erfand 1580 Pompeo Targone, Ingenieur des Marchese Ambrogio Spinola. Einen großen Teil ihrer militärischen Überlegenheit dankten die Römer ihrer Heeresverpflegungskunst, vor allem der Organisation des Requisitions- und des Marketenderwesens. Es ist bekannt, welche Rolle das letztere in den Kriegen des Mittelalters, bei den Landsknechttruppen und im Dreißigjährigen Kriege gespielt hat. Und doch, wie gewaltig, gleich der Entwicklung der Kriegswaffen und der Heerführung, der Weg von den bunten Bildern des Lagerlebens alter Zeit, vom bunten Feldlager mit offenen Feuern und darüber brodelnden Kesseln bis zur Präzisionseinrichtung des heutigen Trains, zur deutschen Feldküche, die als „Gulaschkanone“ im gegenwärtigen Feldzuge ihre Popularität der Leistungsfähigkeit verdankt, mit der sie dafür sorgt, daß eine Voraussetzung siegreichen Angriffs, die Versorgung mit warmer Speise und Getränk, von Ausnahmen abgesehn, unsern wackern Kämpfern nicht fehlt!

Und wieviel schwieriger sind die Aufgaben der Heeresernährung gegen frühere Zeiten geworden, bei den im Felde befindlichen Millionenheeren der Gegenwart! Ihnen konnten nur Kulturfortschritte gerecht werden, die einesteils durch eine wissenschaftlich gegründete Landwirtschaft und Viehhaltung, anderseits durch die Transportmittel und die Organisation des modernen Weltverkehrs dafür gesorgt haben, daß in den Kulturstaaten kaum mehr etwas von den schrecklichen Folgen zu verspüren ist, mit denen in früheren Zeiten Witterungseinflüsse, Mißernten ganze Völker auch in Friedenszeiten bedrohten — Zeiten, in denen große Kriege ohne Hungersnot und Volksseuchen in ihrem Gefolge gar nicht denkbar waren. Transportwesen und Weltverkehr haben schon in den Kriegen der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das Ihrige für die Vermeidung oder wenigstens für die Milderung der Störung der

Feinmehl unter dem Mikroskop. Man sieht nur Stärkekörner mit vereinzelten ganz feinen Kleientrümmern

Vollkornmehl (hergestellt nach dem Verfahren von K. Klopfer, Dresden) unter dem Mikroskop. Außer Stärkekammern reichlich kleine Kleienfetzen, deren Kleberzellen deutlich freigelegt und der Verdauung gut zugänglich sind

Ernährung der Zivilbevölkerung getan. — Der überaus schamlos unternommene und großsprecherisch der Welt angekündigte Versuch unsrer jetzigen Gegner, uns Deutsche durch Absperrung von der Zufuhr des Auslandes auszuhungern, kann schon jetzt als mißglückt und unmöglich angesehn werden. Wenn noch vor zwanzig Jahren die Möglichkeit, daß Deutschland mit seiner rasch angewachsenen Bevölkerung, von der ein immer größerer Anteil in der enorm aufblühenden Industrie beschäftigt ist, „sich selbst ernähren könne", nur bedingungsweise und bei weitgehender Reformierung der Bodenausnützung zugegeben wurde, so ist heutzutage diese Möglichkeit der Wirklichkeit so nahegerückt, daß in diesem Kriege, selbst wenn ein hermetischer Abschluß vom Auslande gelungen wäre, keine Hungersnot zu befürchten stände. Was wir haben und selbst produzieren, reicht zur Volksernährung, wenn man sich noch nicht einmal Einschränkungen, sondern nur kleinen Verschiebungen unterwirft. Daß die heimische Viehzucht zur Versorgung mit tierischen Nahrungsmitteln hinreicht, haben die letzten Jahre der Einfuhrverbote gezeigt. An Getreide ist in den letzten Jahren so viel geerntet worden, daß ein Überschuß von Roggen ins Ausland ausgeführt werden konnte, während allerdings Weizen eingeführt wurde. Die Kartoffelernte war so groß, daß davon kaum ein Drittel für Speisezwecke verbraucht wurde, die Stärkefabrikation und Spiritusbrennerei noch kein Zehntel in Anspruch nahmen, die Hälfte des ganzen Ertrags als Viehfutter zu Gebote stand; zu letzterem Zwecke wurden außerdem die bei der Ausmahlung des Getreides abfallende Kleie, eingeführte Gerste (zur Bierbereitung diente meist die einheimische), endlich Abfälle der Rübenzuckerindustrie benützt. Diese letztere hat allerdings den Gehalt der Runkelrübe immer besser ausgenützt und so große Bodenflächen dem Rübenbau geopfert, daß schon vor dem Kriege das Angebot an Zucker die Nachfrage des allmählich auch konkur=

Kommißbrotmehl unter dem Mikroskop. Die Kleie ist zu verhältnismäßig groben Fetzen zermahlen, in welchen die eiweißreichen „Kleberzellen" großenteils in Zellstoff eingehüllt und der Verdauung schwer zugänglich sind

Fleischverbrauch (in Kilogramm und pro Kopf) im Jahre 1912 bei den europäischen Völkern)

rierenden Auslandes zu übersteigen drohte. Es ist deshalb jetzt mehrfach empfohlen worden, durch Mehrverbrauch unsres selbstproduzierten Zuckers in Mehlspeisen, Obstmus und so weiter eine Ersparnis von kostspieligeren Nährstoffen, vor allem tierischen Fetten, zu ermöglichen.

Es kann auch keine Frage sein, daß mit dem Zug nach den Städten und der Industrialisierung der Bevölkerung Deutschlands der Anteil des Fleisches an der Nahrung immer größer geworden ist, heutzutage eine Größe erreicht hat, welche für die Gesund- und Kräftigerhaltung durchaus nicht nötig, ja vielfach eher schädlich ist und an der beklagten Fleischteuerung mehr schuld ist als alle Ausfuhrverbote und Preissteigerungen der Futtermittel. Beistehende Zusammenstellung des gegenwärtigen Fleischverbrauchs in verschiedenen Ländern Europas in Kilogramm pro Kopf der Bevölkerung und Jahr nach neulich von Rubner gegebenen Ziffern zeigt augenfällig, daß wir jetzt selbst das klassische Fleischesserland, das perfide Albion, merklich, alle andern Länder weit übertreffen! Und noch vor 14 Jahren verzehrten wir pro Kopf nur soviel Fleisch wie gegenwärtig England, im Jahre 1892 soviel wie heute Frankreich, 1873 wie heute Österreich-Ungarn verzehrt. 1840 war der durchschnittliche Fleischverbrauch Deutschlands der gleiche wie heute derjenige Rußlands, und 1816 betrug er nicht viel mehr als heute in Italien, nämlich 13,6 Kilo pro Kopf und Jahr! Und es geht bei jenem Brauch, der nur Sonntags und dem einen oder andern Mittag in der Woche Fleisch auf den Tisch bringt, recht gut, vorausgesetzt, daß im übrigen die Nahrung an Gesamtmenge und Zusammensetzung den Erfordernissen des Körpers entspricht: der wesentliche Nährstoff des Fleisches ist Eiweiß, und an Nahrungseiweiß steuern auch heute noch bei uns die Milch und die Molkereiprodukte mehr zum Ganzen bei als das gesamte Fleisch von Schlachttieren und Geflügel. Da ferner die pflanzlichen Nahrungsmittel ausnahmslos, wenn auch in verschiedenem Verhältnis, Eiweiß enthalten, welches bei geeigneter Zusammenstellung der Kost durchaus vollwertig ist, so kann denjenigen, die bisher ohne große Fleischportionen nicht leben zu können vermeinten, aus bestem Gewissen angeraten werden, sie herabzumindern oder an einigen Wochentagen, vor allem abends, durch rein pflanzliche Kost zu ersetzen. Ohne die zweckwidrige Über-

Schweizer Zeltlager (mit Feldkessel) im 14. Jahrhundert
(Nach Diebolds Zurichener Chronik aus Jähns' Geschichte des Kriegswesens)

treibung des reinen Vegetariertums mitzumachen, wird man so der Gesundheit nützen und zur Haushaltung in der Kriegszeit beitragen.

Anderseits kann auch mit den pflanzlichen Nahrungsmitteln besser hausgehalten werden. Die Lahmlegung des Bierexports, der Minderverbrauch an diesem leider zu beliebten Getränk der Deutschen, jetzt, wo es so vielen im Felde stehenden Männern unzugänglich ist, werden uns vom Gerstenimport unabhängig machen. Da wir für unsre immer mehr um sich greifende Gewohnheit, nur Weißbrot zu essen, zu wenig Weizen, aber zu viel Roggen haben, ist nicht nur von autoritativer Seite auf die Vorzüge des Schwarzbrotes hingewiesen worden, sondern es hat neuestens der Staat verordnet, daß fürs Weißbrot dem Weizenmehl Roggen und fürs Schwarzbrot (womöglich auch Weißbrot) dem Roggenmehl Kartoffelmehl zugesetzt werden muß. Der letztgenannten, verschieden beurteilten Verordnung liegt der an sich richtige Gedanke zugrunde, daß die Kartoffel mehr als bisher zur menschlichen Ernährung herangezogen werden soll. Es kann das auch recht gut geschehn, ohne daß die Viehfütterung darunter zu leiden braucht, da bei der bisherigen Verwendungsweise schätzungsweise ein Fünftel unsrer Kartoffelernte der Fäulnis anheimfiel! Durch geeignete Trocknungsvorrichtungen ließe sich das ersparen und verwerten.

Sehr wichtig ist eine weitere Verordnung, welche die stärkere Ausmahlung des Brotgetreides vorschreibt. In neuerer Zeit ist die Müllerei dahin gelangt, vorwiegend feines weißes Mehl zu erzeugen, welches nur die innersten, fast ausschließlich aus Stärke bestehenden Teile des Getreidekorns darstellt und nur etwa 70 vom Hundert seines Gewichts ausmacht. Die übrigen 30 Prozent bleiben beim Sieben als Kleie zurück, die als Viehfutter dient, aber mit den Randschichten des Kornes gerade besonders wertvolle Stoffe enthält, nämlich das meiste, in den sogenannten Kleberzellen enthaltene Eiweiß und die unentbehrlichen Nährsalze. Auf ihren Mangel im Brote und den Backwaren des Städters hat man sogar mancherlei Gesundheitsstörungen, Zahnverderbnis und so weiter zurückgeführt. Bei stärkerem Ausmahlen des Getreides gelangen sie in das Mehl, das dann dunkler, gröber, aber gehaltreicher ist. Bei dem stark ausgemahlenen

Kommißbrotmehl und gar bei dem Pumpernickel und Schrotbrot, welches die gesamte Kleie in groben Fetzen enthält, sind nun aber die Kleberzellen so in Holzstoff, der zwar durch mechanischen Reiz die Darmbewegung anregt und verstopfungswidrig wirkt, aber völlig unverdaulich ist, eingehüllt, daß sie von den Verdauungssäften nur schwer angegriffen werden können und ihr wertvoller Inhalt großenteils den Darm wieder verlassen muß, ohne in die Säfte aufgenommen zu werden und zur Ernährung beizutragen Durch ein neues Mahlverfahren hat sich eine bessere Zerkleinerung und die Herstellung eines wirklichen „Vollkornbrotes" ermöglichen lassen, dessen Verbreitung zur Ökonomie der Ernährung in Kriegs- wie in Friedenszeiten sehr zu wünschen wäre.

Außer diesen wichtigen Ergebnissen der Mitarbeit der Wissenschaft, Volkswirtschaft und Technik an der ausreichenden Ernährung im Kriege kann jeder das Seine beitragen zur Sparsamkeit und Einschränkung, ohne sich mehr zu entziehen als vielleicht die Genüsse gewisser Leckereien, die durch Behinderung der Einfuhr im Kriege nun einmal fehlen werden, wie Bananen und tropische Früchte, und die auch der Genußmensch gern entbehren wird, da sie vom grimmen Feinde stammen, wie der russische Kaviar. Auch können Hausfrauen und Gastwirte dazu beitragen, vor allem durch Vermeidung der Verschwendung, die bisher überall getrieben wurde: hat doch Rubner gezeigt, daß selbst von der Nahrung der Zuchthausgefangenen 3 bis 13, ja von einer andern Speise 10 bis 30 vom Hundert ungegessen zurückblieb — bei wohlhabenden Leuten ist es nach ihm keine Seltenheit, daß 20 bis 25 Prozent auf dem Teller zurückbleiben. Dazu trägt das Übermaß von Saucen — sagen wir lieber deutsch „Tunken" — besonders in der norddeutschen Küche, vor allem aber die verschwenderische Verwendung von Speisefetten sehr bei, von denen nachgewiesenermaßen Unmengen mit den Küchenspülwässern in die Kanäle abfließen. Wir könnten hier noch gar manches erwähnen, vom Blut der Schlachttiere, dessen jetzt vielfach die Nährmittelindustrie sich annimmt, bis zum überflüssigen Naschen der Kinder: jedenfalls kann auf vielerlei Wegen mitgearbeitet werden an dem Ziele der ausreichenden Ernährung von Heer und Volk im Kriege, dessen Erreichung den endgültigen Sieg, den wir Deutsche erringen werden und müssen, nur um so glänzender und vollkommener gestalten wird!

Hohe Liebe

Von Peter Dochnahl

Auf deinem Scheitel ruht ein Strahl von Gold,
Wie wir dem Abendrot entgegenschreiten,
Als ob die Sonne voller Ehrfurcht wollt'
Mit hellem Glorienscheine dich umbreiten.

Komm, laß auf unserm Weg ins Land hinaus
Die Hände treu uns ineinander fügen;
Von deinen Händen geht ein Segen aus,
Wie wenn sie tausend Gnaden in sich trügen.

Schon hüllen sich die weiten Täler sacht
In dunkle Schleier, und die Schatten ragen;
Bald senkt sich auch auf unsern Weg die Nacht,
Wo alles schweigt und nur die Herzen schlagen.

Gebet der Mohammedaner in der Hauptmoschee zu Schiras um den Sieg der türkischen Waffen

Das Bild zeigt deutlich die Stellung der Priester beim Gebet. Vor den Teppichen stehen die Pantoffeln, da bekanntlich der Mohammedaner seine Andacht barfüßig verrichtet

Die Wahrheit über Indien*

Von

A. Raman Pillai (Travancore, Indien)

„Wer im Glashaus sitzt, soll nicht mit Steinen werfen.“ Dieses Sprichworts sollte die gegenwärtige englische Regierung eingedenk sein. Unbestritten ist das britische Reich sehr ausgedehnt, aber Umfang ist nicht immer Größe.

Das britische Reich ist nicht frei von jener Schwäche, die so manches Reich schon auf den Weg zum Verfall drängte — jener Schwäche, die eine künstlich herbeigeführte Vereinigung fremder Nationalitäten bedeutet.

Ein Reich wird durch drei Bindemittel zusammengekittet: „Rassengemeinschaft, Religionsgemeinschaft und Interessengemeinschaft.“ Ob diese drei Bindemittel im britischen Reich nebeneinander bestehen, ist eine wichtige Frage, wenn wir daran gehen wollen, England zu betrachten und einzuschätzen.

* Wir freuen uns, unsern Lesern Ausführungen über die Lage Indiens von einem vornehmen Indier selbst vorlegen zu können. Herr Raman Pillai, der Verfasser dieses Aufsatzes, gehört einer der ersten Hindufamilien an. Er studierte sowohl in Indien als auch in England, machte auch längere Studienreisen durch Deutschland und schaffte sich auf diese Art eine vorurteilslose Meinung an, die ihn zu der Erkenntnis führte, wie sehr das geknechtete indische Volk unter der englischen Verwaltung leidet. D. Red.

Das britische Reich umfaßt neben Großbritannien vier große Gebietsgruppen, hauptsächlich oder doch zum größten Teil von Engländern oder Untertanen der Krone bevölkert, und das fünfte große Gebiet, ebenfalls unter englischer Oberhoheit und regiert von englischen Beamten, aber von fremden Rassen bevölkert. Britisch-Nordamerika, die westindischen Inseln, die südafrikanischen Besitzungen und die australische Gruppe stellen die ersten vier dar, das fünfte große Gebiet ist Indien.

Von diesen fünf Gruppen werden die ersten vier dem Mutterlande stets treu bleiben, da die drei erwähnten, zur Konstituierung eines Staates notwendigen Bindemittel vorhanden sind, sofern nicht das Mutterland den Anspruch erhebt, diese Kolonien als Eigentum zu behandeln, als eine Einrichtung, geschaffen für diejenigen Engländer, welche zu Hause bleiben. Unter solchen Umständen werden die Kolonien dazu getrieben, zu rebellieren und wie die amerikanischen Kolonien ihre Unabhängigkeit zu erklären. Das Verhältnis Indiens zum britischen Reich ist jedoch ein ganz andres.

Wenn andre ausgedehnte Gebiete durch Eroberung oder Kolonisation unter Englands Botmäßigkeit gekommen sind, so ist doch Indien weder durch den einen, noch durch den andern dieser Umstände in diese Lage versetzt, sondern unter dem Vorwand des Händelsverkehrs. Die anarchistischen Zustände, in die Indien nach dem Verfall des Mogulreiches geriet, die verräterische Politik der Briten, die die Rasseleidenschaften zwischen den verschiedenen indischen Nationalitäten aufzustacheln verstanden, ihre Intrigen zwischen den indischen Fürsten, die sie, einen gegen den andern, ausspielten — das alles hat dazu beigetragen, daß England seinen Endzweck und sein Ziel schnell erreichte. Heute wird Indien von den Briten ausgebeutet und dabei geringer geachtet als ein erobertes Land; es wird durch sie regiert und verwaltet zum Wohl aller Engländer im ganzen Reiche, die die lauten Klagen der 325 Millionen indischer Einwohner überhören. Wenn man die Vorteile und Nachteile, die die britische Regierung für Indien im Gefolge hat, gegeneinander abwägt, so kommt man ohne weiteres zu dem Schluß, daß die Wohltaten ein Nichts bedeuten gegenüber den mannigfachen und schweren Bedrängnissen.

Das jährliche Durchschnittseinkommen eines Inders beträgt nur Rs. 27 oder 36 Mark. Von dieser Summe hat er dem Staat eine Steuer von 2 Mark zu entrichten. Zwei Mark im Jahr erscheint uns nicht als hohe Steuer, doch ist sie, wenn man in Betracht zieht, daß ein Mensch zwölf Monate von 36 Mark leben soll, schier unerschwinglich. Dieses schwer aufgebrachte Geld wird dazu verwandt, in Großbritannien den Hang zu Luxus und Wohlleben zu befriedigen. Abgesehen von den ungeheuren Steuerbeträgen, die ausgeführt werden, müssen die Kapitalien Indiens, unter plausibeln Vorwänden, dazu dienen, England mit Mitteln zur Aufrechterhaltung der Reichsverwaltung zu versehen.

Wenn je die Briten in irgendeinem Weltteil einen Krieg geführt, so wurde ein verhältnismäßig großer Teil der Kosten, wenn nicht alle, auf Indiens Schultern gewälzt.

Als Indien von den Hindus und moslemitischen Fürsten regiert wurde, gab es keine Staatsschuldeninstitution im Lande, obgleich von jenen Privatanleihen bei ihren Banken gemacht wurden. Bei modernen europäischen Nationen häufen sich Schulden auf Schulden, um die Mittel für Eroberungen flüssig zu machen und die maritime und die militärische Stellung unter den Rivalen zu behaupten. Indien braucht keine Eroberungen; aus diesem Grunde muß es sich jeder Vergrößerung der ohnehin schon stark angeschwollenen Schuldenlast enthalten; im Gegensatz hierzu zögert die Regierung in England gegebenenfalls nicht, ungeheure Anleihen aufzunehmen.

Die Mehrzahl der indischen Staatsanleihepapiere, einschließlich der sämtlichen Sterlinganleihen, sind in den Händen der Europäer. Die Zinsen, die von den Indern aufgebracht werden, wachsen jährlich zu Millionen an und werden von Fremden eingezogen. In jedem Lande liegt die Verwaltung der Nationalschulden in den Händen der Landeskinder, und Fremde haben keinen Teil daran. Die Lords Morley und Crewe haben den indischen Staatskassenbeständen Millionen entzogen und sie in verschwenderischer Freigebigkeit gegen Sicherheit oder ohne solche den Londoner Kapitalisten zur Ver-

fügung gestellt, auf Kosten der indischen Steuerzahler.

So sieht, kurz gesagt, das finanzielle Gedeihen Indiens unter britischer Regierung aus. Ist es ein Wunder, daß das Volk an Seuchen, Hungersnot und andrem Elend zugrunde geht? Gerade wie eine Pflanze, der der Saft durch Parasiten entzogen wird!

Zwischen Regenten und Regierten sollte Interessengemeinschaft herrschen; in Indien ist das nicht der Fall, und so kann die fremde Regierung nur Nachteil bringen.

Auch aus deutschen Zeitungsberichten geht hervor, daß durch Einfluß der englischen Regierung in Indien Eisenbahnen, gute Straßen, Telegraphenlinien gebaut werden. Man könnte diese Berichterstatter vor die Frage stellen, ob sie zufrieden sein würden mit einer luxuriösen Sommerresidenz mit allen modernen Einrichtungen, ohne wenigstens Brot und Kartoffeln für ihre Leibesnahrung zu haben? So liegen die Verhältnisse bei dem indischen Volk. Die Einführung der Eisenbahnen und so weiter ist nur dem Fortschritt der Weltkultur und dem Zeitfortschritt zu verdanken. In Ländern, wo Britannien keinen Einfluß hat, finden wir diese Neuerungen gleichfalls; sollten wir glauben, daß sie die Wirkungen allein der britischen Kultur seien? Englands Trachten geht stets nach neuen Eisenbahnlinien, Telegraphenlinien und drahtlosen Telegraphenstationen. Sie sind zurzeit in Indien wichtiger für englische Interessen als für diejenigen des Landes. Sie verschaffen den englischen Kapitalisten neue Gelegenheiten zur Ausdehnung ihres Handels und zum Gelderwerb. Während in Nordindien alle Vorbedingungen für Hungersnöte vorliegen, haben wir doch in diesem Jahre zwölf Millionen Pfund Sterling zum Eisenbahnbau bewilligt. Britische Kapitalisten und industrielle Interessen verlangen nach einer großen Eisenbahnvorlage, und diese Kreise machen bei dem indischen Staatssekretär ihren Einfluß für ihre Finanzpolitik geltend. Geldbewilligung für Unterrichtszwecke und für sanitäre Einrichtungen müssen zurückstehen in Anbetracht der übermäßig hohen Forderungen für Eisenbahnen und für militärische Zwecke. Die kulturellen Bedürfnisse, welche nicht dazu beitragen, die Börsen der englischen Kapitalisten zu füllen, werden stets übersehen.

Alle hohen Ämter werden beinahe ausschließlich den Weißen reserviert, denn von 1200 solcher Ämter werden nicht mehr als 100 den Söhnen der indischen Erde zugeteilt. Für Lord Curzon, ein früherer Vizekönig von Indien, war Indien ein Land, in dem die Engländer für alle Zeiten das Monopol der Macht hatten, und das zu regieren sie als heilige Pflicht ansahen. Des Inders einziges Geschäft war, sich regieren zu lassen, und er machte sich eines Frevels schuldig, wenn er nach etwas andrem strebte. In Lord Curzons Zukunftsplänen war kein Platz für die gebildeten Klassen Indiens, er schob sie beiseite aus Mißstimmung darüber, daß sie von den ihm mit großer Pracht veranstalteten Krönungsfeierlichkeiten ferngeblieben waren. Es ist stets das Ziel der Briten in Indien gewesen, die Einigkeit und Solidarität der verschiedenen Nationalitäten zu stören und in kluger Weise den Sinn für auseinandergehende Interessen zwischen Hindus und Mohammedanern wach zu erhalten. Die Wirkungen, als eine Folge der daraus entstandenen selbstmörderischen Politik, hat man erst in elfter Stunde erkannt. Das ganze Land geriet in Empörung, und die allgemeine Unzufriedenheit nahm hier und da anarchistische Form an.

*

Ist nun eine Revolution in Indien möglich? Ich, der ich mit vielen Kreisen des indischen Volkes in Berührung gekommen bin, habe wie jeder — mag er der gemäßigten oder extremen oder einer anarchistischen Partei angehören — nur den einen heißen Wunsch, frei zu sein von dem Joch einer fremden Regierung.

Alle vorher erwähnten, verschiedenen Verbindungen haben als Zweck und Ziel die Förderung einer nationalen Bewegung.

Sir John Seely, der berühmte Historiker, sagt so richtig: „Wenn in Indien eine nationale Bewegung beginnt, wenn auch nur eine schwache Empfindung für eine gemeinsame Nationalität zu verspüren ist, wenn der lebhafte Wunsch, die Fremden zu vertreiben, erwacht, dann erst wird eine Nation geschaffen, die sich schämt, den Fremden in der Erhaltung ihrer Herrschaft beizustehen — von diesem Tage an wird unser Reich aufhören zu existieren."

Ein nationales Empfinden hat bereits Wurzel gefaßt. Daß es wächst, ist schon

durch Englands auf die Türkei angewandte Politik verspürt worden, und wenn die Zeitungsberichte wahr sind, daß England um die Hilfe Japans zur Unterdrückung einer bevorstehenden Revolution in Indien nachgesucht hat, würde das wieder einer von jenen groben Fehlern sein, der der Liste seiner Mißgriffe in der Geschichte anzureihen wäre.

Die Bevölkerung Indiens besteht aus Hindus; und Hinduismus hat so viel wahre Lebenskraft, daß er mehr als einmal schweren Angriffen widerstanden hat. Die Mohammedaner in Indien sind ein versöhnliches Volk geworden, das sich verpflichtet hält, nun Hand in Hand mit den Hindus zu gehen als eine geeinte indische Nation. Sofern die Japaner, welche der mongolischen Rasse angehören und buddhistischer Religion sind, kämen, um unter einem arischen Volk, das in Religionsfragen so empfindlich ist, Frieden zu diktieren und eine Revolution niederzuschlagen, würde das einen Schrecken hervorrufen, der die Erhebung des ganzen Volkes, vom Bauern bis zum Fürsten, zur Folge hätte, die dann in geschlossener Front dem Feinde gegenübertreten. Im Jahre 1857 war die Meuterei der indischen Truppen eine durch gewisse militärische Übelstände hervorgerufene Bewegung, die das Volk mit Gleichmut aufnahm, aber in dem Augenblick, in dem sich eine Revolution, durch nationale Bewegung veranlaßt, unter dem Volk ausbreitet und schließlich die Armee erfaßt, dann wird es England zur Gewißheit werden, daß Indien seinen Händen entgleitet. Japans Einmischung in indische Angelegenheiten wird den Indern zeigen, daß England mißtrauisch geworden ist.

Die englische Regierung in Indien ist nur so lange möglich, wie sie getragen ist von dem Vertrauen der indischen Fürsten.

Erfahrene unparteiische britische Staatsmänner haben verschiedentlich die Tüchtigkeit und Fähigkeit der indischen Beamten hervorgehoben. Jeder unparteiische Beobachter von Menschen und Dingen wird, wenn er Indien bereist, Leute kennen lernen, die — in welchem Beruf sie auch tätig seien — ob als Rechtsanwälte, Richter, Exekutivbeamte, Professoren — talentierter sind als die meisten Engländer in Indien. Trotz alledem aber ist die Begünstigung der weißen Farbe Grundsatz der britischen Regierung in Indien. Indische Beamte müssen unter Männern dienen, die nicht wert sind, jenen die Schuhe zu putzen. Daß ihnen das Recht verweigert wird, hohe Stellungen auszufüllen, nur weil sie einer unterworfenen Rasse angehören, demütigt sie in solchem Maße, daß ein Gefühl des tiefsten Grolles jeden gebildeten Inder beherrscht. Auch in andern Teilen des britischen Reiches erfahren die Untertanen die gleiche Behandlung, obwohl sie zu derselben Rasse gehören wie die Weißen, obwohl sie Beweise hoher geistiger Entwicklung gegeben haben, wenn auch verkümmert und unterdrückt durch Jahrhunderte fremder Herrschaft und Tyrannei. Alle diese Übelstände haben in Indien eine tief eingewurzelte Abneigung gegen die Engländer im Lande erzeugt. Die Siege Japans über eine europäische Macht, das Erwachen Chinas, die verständlichen Forderungen Persiens, Ägyptens und der Türkei, alles das hat das indische Volk in seinem Streben nach Freiheit ermutigt.

Obgleich Indien nach außen hin ruhig erscheint in dem Sinne, daß in diesem Augenblick keine besonders intensive politische Agitation zu erkennen ist, hat es sich der Ansteckung nicht entziehen können. Es dürstet nach dem Trunk aus dem Becher der Freiheit. Diese Darstellung der Zustände in Indien wird den Leser in den Stand setzen, sich ein wahres Bild von der Lage und den Verhältnissen in diesem Lande zu machen. Indien wird und muß frei werden!

Kundgebungen für den Heiligen Krieg in den Straßen Mekkas

An die deutschen Frauen*

Von Rudolf Presber

Ernst und Krieg! — So hat denn Ruhe
Dieser Unfug — Gott sei Dank!
Welsche Moden, Stöckelschuhe
In den Winkel, in den Schrank!
Fort die Röcke, die bizarren!
Schlichtheit herrsch' im deutschen Haus;
Den Pariser Kleidernarren
Treibt den blöden Dünkel aus!

Bald an Weichsel, Maas und Schelde
Waschen wir Verrat und Schmach.
Eure Männer sind im Felde,
Eure Buben folgen nach.
Bis, geschmückt mit Lorbeerreisern,
Ziehn sie froh als Sieger ein —
Frauen, unsre Zeit ist eisern,
Und sie will getragen sein!

Um den Gott der Schlacht zu loben
Und zu flehn um seinen Schutz,
Braucht es keiner seidnen Roben,
Braucht es keinen Reiherstutz!
Weg vom Arm die falschen Gluten
Steingezierten Prunkmetalls —
Frauen, eure Brüder bluten;
Nehmt die Perlen von dem Hals!

Wunsch und Hoffnung folgt dem Schwarme
Unterm rauschenden Panier;
Und das rote Kreuz am Arme
Sei die schönste Frauenzier!
Fechten, Siegen, Überwinden
Soll der Mann gestählten Leibs;
Heilen, lindern und verbinden
Heißt der heil'ge Krieg des Weibs!

* Aus „Der Tag des Deutschen", Kriegsgedichte von Rudolf Presber (Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt).

Die Oberin

Eine Erzählung aus unsern Tagen von

Dora Duncker

Der Oberstabsarzt hatte von der letzten Station antelephoniert. Wirklich war noch ein Bett in dem überfüllten Reservelazarett frei. So konnte er den dringenden Wunsch des jungen Offiziers erfüllen und ihn zur Pflege in die frühere Garnisonstadt seines Vaters bringen.

Zeit wurde es, daß der Junge zur Ruhe kam. Schwerer Verwundete als den Leutnant von Mathies hatte er in die Heimat zurückgebracht, aber keinen innerlich so Zerstoßenen und Zerbrochenen, keinen, der im Verhältnis zu seinen nicht lebensgefährlichen Wunden zeitweise in so heftigem Fieber lag.

Es war Nacht geworden, als der Transportwagen vor dem kleinen, villenartigen Hause hielt, das abseits von der Straße in einem weiten, baumreichen Garten lag. Vorsichtig wurde die Tragbahre aus dem Wagen gehoben. Der junge Offizier lag mit geschlossenen Augen, bewußtlos oder im Schlaf. Der verbundene Arm war quer über der Brust gebettet.

„Vorsicht beim Tragen, Jungens. Daß mir keiner stolpert!" Der alte, dunkle Garten ist kein Ballsaal." Kaum daß er ausgesprochen, kam ihnen die Oberin mit zwei Schwestern aus dem Hause entgegen. Alle drei trugen sie Windlichter, die den Weg genügend erhellten. Die Oberin warf einen raschen Blick auf den Verwundeten. Dann hieß sie die beiden Schwestern der Bahre voranleuchten. Sie selbst hielt sich mit dem Oberstabsarzt zur Seite und ließ sich ein Bild der Verwundung geben.

„Arm- und Schenkelschuß. Der Knochen ist glücklicherweise nur gestreift. Weit mehr beunruhigen mich die schweren, mit Delirien verbundenen Fieberzustände."

Der Sprechende hielt plötzlich inne und blickte die schöngewachsene stattliche Frau mit den hellen, klugen Augen und der wundervollen blonden Haarfülle, die die schwarze Schwesternhaube nur zum kleinsten Teile verhüllen konnte, wohlgefällig an.

„Sie sehen gut aus, Fräulein Allmers — Verzeihung, Frau Oberin — die Luft in unsrer Stadt scheint Ihnen besser zu bekommen als die Berliner."

„Ich habe nutzbringende Arbeit hier," sagte sie schlicht, „und das bleibt schließlich immer die Hauptsache. Insbesondere in dieser schweren Zeit."

Der Oberstabsarzt nickte beistimmend. Dann fragte er: „Wie haben Sie es nur möglich gemacht, mir noch ein Bett zur Verfügung zu halten? Nach Ihrem letzten Bericht war auch das letzte belegt." Sie waren an der kleinen Treppe angelangt, die zu dem Hause aufwärts führte.

„Ich werde Ihnen gleich zeigen, Herr Oberstabsarzt, wie leicht es sich machen ließ."

Sie öffnete die Tür zu einem großen luftigen Zimmer, an das eine weinüberwachsene Gartenterrasse schloß.

„Ihr eignes Zimmer, Fräulein Allmers — Frau Oberin — ja, das —!"

Sie schnitt ihm mit einer kurzen Handbewegung jede weitere Rede ab.

„Sind noch besondere Anweisungen nötig?"

„Nein, liebe Frau Oberin, nur Ruhe und abermals Ruhe und frische, gute Luft. Halten Sie die Terrassentüren geöffnet; die Nacht ist mild. Die Verbände sind auf der letzten Station erneut worden und können bis morgen abend liegen bleiben. Ich muß binnen zwölf Stunden wieder an die Grenze zurück. Mein Assistent weiß Bescheid. Im übrigen braucht man Ihnen keine weitläufigen Verordnungen zu geben. Sie sind die geborene Pflegerin. Wären Sie Frau und Mutter, ich diagnostizierte auf mindestens ein Dutzend Gören, die Sie mit Ihrer glücklichen Hand durch schwere Krankheiten gebracht."

Er schüttelte ihr kräftig die Hand und bemerkte es im Halblicht des Zimmers nicht, daß bei seiner letzten Bemerkung ein schmerzliches Zucken über ihr Gesicht gegangen war.

— —

Lisbeth Allmers hatte noch einen letzten Gang durch die Krankensäle gemacht. Dann kam sie zurück und setzte sich an das Bett des jungen Offiziers.

Dabei fiel ihr ein, daß der Oberstabsarzt in der Eile vergessen hatte, ihr den Namen des Verwundeten zu nennen. Nun, der Assistent würde Bescheid wissen.

Eine Weile blieb sie an dem Bett sitzen und bewachte den Schlaf des Kranken.

Aufmerksam blickte sie in das schmale Gesicht, auf die offene Stirn, in die ein Büschel des dichten dunkelblonden Haares gefallen war. Um den noch ganz weichen, jugendlichen Mund lag, ein eigentümlicher Kontrast, ein Zug herber Bitterkeit. Hatten die Schrecken des Krieges ihn eingegraben oder hatte dieser junge Mensch ihn schon mit hinausgetragen ins Feld?

Nachdem Lisbeth Allmers sich eine Weile in die seltsamen Gegensätze dieses jungen Gesichtes vertieft hatte, schreckte sie plötzlich auf. Dann beugte sie sich zaghaft näher über den Schlafenden. Nein, es war kein Irrtum! Diesen selben Zug hatte sie schon einmal in einem Männerantlitz gesehen; mehr als zwei Jahrzehnte lag es zurück. Keine Kriegsschrecken hatten ihn eingemeißelt, kein Schicksal, sondern harte Selbstbestimmung, hart gegen sich, härter vielleicht gegen andre, mit dem Endziel: Karriere um jeden Preis!

Sie fuhr mit der Hand unruhig über das blonde Schläfenhaar, in das sich schon ein paar graue Fäden gestohlen hatten. Was sollte das? Fort damit! Dies war keine Zeit für Gespenster. In diesem ehernen Tanz mit seinem blutigen Eisentritt hatten leidvolle Erinnerungen keinen Raum und sollten keinen haben. Jede Stunde, die jetzt gelebt wurde, brauchte den ganzen Menschen.

Sie setzte sich an ihren kleinen Arbeitstisch, um einen Brief an ihre Schwester zu schreiben. Es mochte ihr wirtschaftlich nicht zum besten gehen mit dem immer kränkelnden Mann und den vier kleinen Kindern. Dennoch, sie hatte es gut getroffen: den Mann, den sie liebte, und Kinder, liebe, herzige Geschöpfe!

Ein Heim, ein Kind! Etwas zum Lieben, zum Umsorgen, was gäbe sie darum! Vom Bett her kam ein lauter stöhnender Laut. Als sie sich umwandte, sah sie den Verwundeten halbaufgerichtet sitzen. Seine Augen brannten im Fieber. Der gesunde Arm bewegte sich leidenschaftlich auf und ab, als ob er etwas bedrohen oder nach etwas schlagen wollte.

Er sieht den Feind vor sich; er glaubt sich mitten in der Schlacht!

Sie trat zu ihm und versuchte es, beruhigend auf ihn einzusprechen, aber er hörte und sah sie nicht. Immer wilder und wilder wurden seine Phantasien. Die Hand hoch erhoben, schrie er laut:

„Laß den Vater — o Gott, du quälst ihn ja — fort mit dem unsinnigen Kleid — fort doch — Vater kann den Modetram nicht sehen und die Steine und Perlen nicht. Siehst du nicht, daß er weint! — Ha, ha, ich weiß! — Schöntun willst du

mit dem faden Kerl — pfui über dich! — Sieh doch Vaters Augen — treu und blau — deine sind schwarz und grausam — nein — ich will nicht, nein — ich bin nicht dein Ewald — Vater? Oh, der ist längst nicht mehr dein Ewald — ich bleibe beim Vater. — Immer, immer! — Mein armer, lieber Vater! — Die Schlacht, ja — hussa, vorwärts! — Wir treiben sie aus ihrem Verhau — oho, sie sollen uns kennen lernen — die Mordbrenner — die Sperrforts — Verdun — rot, alles rot — eine Wolke — Staub — Flammen — Höllenhunde! — Warum meinen Vater —? Er wollte nicht mehr leben — o mein Gott, warum meinen Vater?"

Der junge Offizier brach in wildes, verzweifeltes Schluchzen aus. Langsam wich der Paroxysmus. Er wimmerte leise vor sich hin. „So — so schrecklich sollte der Krieg nicht sein!" Still liefen ihm die Tränen die schmalen Wangen herab.

Die Oberin trocknete die schweißbedeckte Stirn des Kranken; sie gab ihm von der eisgekühlten Limonade zu trinken, fuhr ihm mit der weichen und gütigen Hand lind über das volle Haar.

Er seufzte tief auf, wie befreit von dem fürchterlich lastenden Bann einer hirnverzehrenden Angst. Nach und nach fiel er in einen unruhigen Schlaf zurück.

Ruhelos schritt die Oberin im Zimmer auf und ab, hinaus auf die Terrasse, die in tiefem Dunkel lag. Das Blut in ihren Schläfen klopfte, ihre Hände waren eiskalt. Wie mit Hämmern schlug der Name gegen ihr Herz, den der Kranke gerufen. Ewald! Ruhe, Ruhe! Denken, klar denken, sich nicht von Phantastereien übermannen lassen. Es war möglich, aber nicht gewiß, daß Ewald von Mathies' Sohn hinter ihr im matterleuchteten Zimmer lag. Wund, fiebernd, in herzzerreißendem Schmerz den Tod des Vaters beklagend. War Ewald vor Verdun gefallen? Ein General, ein Truppenführer? Und man sollte es nicht erfahren haben? Andre vielleicht, sie nicht. Was hörte, was las sie denn von Einzelheiten während der Arbeit, die sie tagsüber vom frühen Morgen bis in die Nacht in Atem hielt?

Oder war der Tod des Vaters Fieberphantasie, Fieberphantasie wie das andre, was den jungen Offizier hetzte und quälte? Konnte es Wahrheit sein, daß Vater und Sohn vor der dunkeläugigen Frau geflohen waren, die auch ihr Verhängnis gewesen, das tiefe Grab, in das Ewald und sie ihre Liebe versenkt hatten! Waren ihr Reichtum, ihre vornehme Geburt, die Ewald so unerläßlich für seine Karriere gehalten, der Abgrund geworden, der sein und seines Kindes Glück unbarmherzig verschlungen hatte?

Ein Schauer ging über sie. War es plötzlich so kalt geworden oder überlief es sie nur so eisig bei dem Gedanken, daß Leben, drei Leben vielleicht, um ein Phantom geopfert waren?

Sie schloß die Tür und trat an das Lager des Kranken zurück. Unbeweglich stand sie und verglich Zug um Zug seines Gesichtes mit dem Antlitz, das ihr einst das liebste auf der Welt gewesen, und das nun, wenn zutraf, was zutreffen konnte, in Feindesland den letzten Schlaf schlief. Eine Träne verdunkelte ihr das Auge. Rasch wischte sie darüber fort. Sie wollte den Blick klar behalten für die Ernte, die aus der schmerzgedüngten Saat aufgegangen war. — — —

Der Morgen brach an, wie alle Morgen dieser gesegneten Septembertage, in lichtem Goldglanz. Lisbeth stieß das Fenster der kleinen Kammer vollends auf, in der sie ein paar Stunden Ruhe gesucht hatte. Auf dem Rasen schwebten zarte Nebelstreifen. Über den Wipfeln der alten Baumkronen, die in tiefem Braunrot ihres Herbstkleides standen, leuchtete die junge Sonne. Um das Grün des Rasens schimmerten lockend späte Rosen, bunte Astern, Rabatten voll gelber, tiefroter und lila Dahlien. Licht und Frieden! Und draußen tobte noch immer der mörderische, nicht endenwollende Kampf!

Die Oberin trat in die Tür. Der junge Offizier schlief ruhig. Sie nahm ihr Bad, kleidete sich frisch an und ging durch die Krankensäle. Die Oberschwester erstattete befriedigenden Bericht.

„Ich komme mit dem Assistenzarzt zurück, Schwester Adelheid. Schicken Sie mir, bitte, das Frühstück für meinen Kranken."

In eben dem Augenblick, in dem sie in ihr Zimmer trat, erwachte der junge Offizier. Einen Augenblick sah er unruhig in die fremde Umgebung. Dann fiel sein Blick auf die stattliche, schöne Gestalt und das wundervolle Blondhaar der Frau, um die die Sonne eine Gloriole wob.

Verwirrt, betroffen, in ungläubigem Staunen starrte er sie an; dann legte er den Kopf müde in die Kissen zurück.

„Wie fühlen Sie sich?" fragte die Oberin, zu ihm tretend.

„Müde und zerschlagen. Wo bin ich eigentlich?" gab er widerwillig und gereizt zurück. „Weit vom Kriegsschauplatz?"

Lisbeth kannte den Ton. Ach, wie gut kannte sie ihn, den immer anklingenden, wenn nicht alles nach der Schnur gehen wollte!

„Nicht allzuweit, Herr Leutnant. Ich erzähle Ihnen alles, wenn Sie gefrühstückt haben."

„Ich will zurück, sobald als möglich. Nach — Verdun. Ist die Schlacht noch im Gange?"

Lisbeth nickte mechanisch. Bei dem Wort Verdun war sie zusammengezuckt, eine brennende Frage auf den Lippen. Da trat die Schwester mit dem Frühstück ein. Er aß und trank mit leidlichem Appetit. Dazwischen sah er unruhig im Zimmer um. Die schöne blonde Frau war verschwunden.

„Die Frau Oberin ist in den Garten gegangen. Sie pflückt jeden Morgen selbst die Sträuße für unsre Verwundeten." Er fragte, ob die Frau Oberin schon lange hier sei.

„Nein, sie ist erst nach Ausbruch des Krieges von Berlin gekommen und hat das Reservelazarett hier eingerichtet."

Der junge Offizier blickte mit zusammengezogenen Brauen vor sich hin und suchte angestrengt nach einer Ideenverbindung. Dann stieß er das Frühstücksbrett mit der gesunden Hand von sich und verlangte ungeduldig nach seiner Brieftasche. Die Schwester sah sich im Zimmer um. Auf dem Stuhl am Fenster lag die Tasche neben seinem feldgrauen Helm.

„Sie können gehen, Schwester." Dann rief er sie noch einmal zurück. „Wo bin ich eigentlich?"

„Im Reservelazarett in . . ." und sie nannte die Garnisonstadt, in der sein Vater drei Jahre lang Regimentskommandeur gewesen war, in der er selbst die einzig glückliche Zeit seines Lebens allein mit dem Vater verbracht.

Also hatte ihm der Oberstabsarzt seinen Wunsch erfüllt!

„Es ist gut, Schwester!" Hastig klappte er die Brieftasche auf. Neben einem Brief seines Vaters steckte das Bildchen eines schönen, jungen blonden Mädchens. Es zeigte ein paar Blutspritzer auf dem schlichten weißen Kleid. Das Herzblut seines Vaters! Er hatte das Bild auf der Brust getragen, als der tödliche Schuß ihn getroffen hatte. Aber Ewald hatte es auf dem Schlachtfeld nicht zum erstenmal gesehen. In einer dunklen Stunde war's gewesen, einer der dunkelsten ihres gequälten Lebens, da hatte ihm der Vater das kleine Bild gezeigt.

„Sieh es dir gut an, mein Junge, das liebe Geschöpf, ich habe viel an ihm gesündigt, die gerechte Strafe ist nicht ausgeblieben. Wenn sie dir einmal im Leben begegnen sollte, mach's wieder gut, soweit es möglich ist."

Ewald hielt das kleine Bild nachdenklich in der Hand. Sollte es solche Zufälle geben? Sollte die Frau, die er sonnenumstrahlt in der Tür gesehen — wirklich?

Er schüttelte den Kopf. Und doch liefen Fäden zwischen ihnen, die nicht ganz Zufall zu sein brauchten. Er hatte den Wunsch ausgesprochen, in die einstige Garnisonstadt des Vaters gebracht zu werden. Konnte die blonde Frau nicht der gleiche Wunsch bewogen haben, gerade hier ein Lazarett zu übernehmen?

Über die Terrasse kam es mit leichtem Schritt. Ewald schob Bild und Brieftasche zwischen die Kissen.

Die Oberin kam zurück, im Arm einen Wald von Blumen. Sie legte ihm den größten und schönsten Strauß auf die Bettdecke. Er hielt ihre Hand fest und sah ihr aus großen klaren Augen ins Gesicht. Sie senkte die Augen vor diesem Blick, der tief, wie der eines andern, in ihre Seele dringen zu wollen schien.

Dann ließ er ihre Hand und zog das kleine Bild aus den Kissen. „Kennen Sie das?" fragte er leise, mit unendlicher Zartheit. „Mein Vater trug es in seiner Todesstunde auf der Brust."

Sie hielt es lange in bebenden Händen. Wie stürzende Fluten gingen die Erinnerungen über sie hin.

„Ewald! Ewald!" Sie rief es im Ton nie zu vergessender, alles verzeihender Liebe. Dann weinten sie gemeinsam um einen geliebten Toten.

— —

Ewald von Mathies saß in der weinumsponnenen Laube am letzten Ende des Parkes. Er trug den Arm noch in der Binde, er ging noch leicht gestützt am Stock, aber in acht Tagen hatte der Arzt versprochen, in acht Tagen durfte er wieder zu seinem Regiment zurück. Seine Augen leuchteten, sein Herz stürmte. Die Fahne rief. Der Feind mußte bezwungen, der Vater gerächt werden.

Da kam Lisbeth Allmers den schmalen Gang zwischen buntbeerigem Buschwerk hinauf. Sie setzte sich zu ihm in die warme Herbstsonne, die durch die Sparren der alten Laube drang. Er küßte ihre Hand und behielt sie dann liebevoll in der seinen.

„In acht Tagen! In acht Tagen!" jauchzte er. „Kein trauriges Gesicht! Ich komme wieder. Ich fühl's, ich komme wieder — mit den Siegern!"

Sie fuhr ihm sacht mit der Hand über das volle Haar und schloß ihre Angst tief ein in den letzten Winkel ihrer Seele; sie durfte seine Zuversicht nicht trüben.

Er lehnte den Kopf an ihre Schulter. Sie umfaßte ihn sanft mit ihrem gütigen mütterlichen Arm. Er fühlte, es war der rechte Augenblick, ihr zu sagen, was ihm schon längst auf den Lippen brannte.

„Als ich da drüben lag, weißt du noch, da erzählte ich dir von jener dunklen Stunde, in der der Vater mir zuerst dein Bild gezeigt. Nur eines sagte ich dir nicht, was ich dir heute sagen will."

Ewald dämpfte die Stimme zum Flüsterton. „Wäre sie deine Mutter geworden, du wärest weicher gebettet gewesen, mein Sohn," so sprach der Vater und küßte dein Bild." —

Lange blieben sie stumm. Kirchenstill war's, nur das fallende Laub raschelte zu ihren Füßen.

„Du warst ihm treu, du hast ihm immer Wort gehalten. Löse sein prophetisches ein, über sein Grab hinaus!"

Lisbeth antwortete nicht gleich. Wie ein Strom, der durch Sonnenhellen und Felsendunkel geht, zog das Leben, das sie mit Ewald gelebt, an ihr vorüber. Je länger sie darauf blickte, je klarer und zuversichtlicher wurde ihr Blick. Die Schatten, die das Felsendunkel geschaffen, schwanden, die Sonnenhelle wuchs und blieb, ihr Auge leuchtete.

„Ewald!" rief sie, und ihr zärtlich starker Ruf umfaßte mit gleicher Liebe den Lebenden und den Toten. „Er hatte recht, und er soll recht behalten. Ewald, mein Kind, mein Sohn!"

Der junge Offizier hielt die blonde mütterliche Frau, wie man das neugewonnene Leben hält, mit grenzenlos dankbarer Freude.

„Mutter, ach Mutter! Ja dann —"

So leise er sprach, es klang doch ein Ton jauchzender Zuversicht durch seine Worte. Zuversicht auf eine Zeit des Friedens nach hartem Kampf und teuer erkauftem Sieg, Zuversicht auf eine gesegnete Zukunft, da der blutgetränkte Boden neue Frucht trug und die Heimat Deutschlands Söhnen wieder Heimat war, aus deren Mutterschoß kein verbrecherischer Feindesruf sie fortschreckte.

Ein Brief

Von

Helene von Mühlau

Ein schlanker Junge, die Brust noch schmal,
Die Augen verträumt, die Wangen fahl,
Das war ihr Junge von achtzehn Jahren;
Ganz fremd noch dem Leben, ganz unerfahren,
Den Kopf voll Weisheit, die Haltung müd,
Wie einer, der schwer schon am Leben zieht.
„Schon jetzt ein Gelehrter!" sagten die Leute.
Sie sagten's seit Jahren! Und heute — heute ...
Heut kam ein Brief an die Mutter an,
Den schrieb nicht ihr Junge, den schrieb ein Mann.
„Ich grüße dich, Mutter, aus der Ferne,
Ich grüße dich aus der Husarenkaserne.
Sie haben mich hier gleich angenommen,
Ich hab' einen grüngelben Rock bekommen.
Pack fort meine Bücher, sei wohlgemut,
Ich bin jetzt Soldat, und es geht mir gut!
Ich bitte dich, Mutter, gräme dich nicht!
Ich bitte dich, Mutter, weine nicht!
Wir ziehen mit Gott in diesen Krieg,
Wir kommen mit Gott zu Ruhm und Sieg.
Ich bin gesund, wie ich's niemals war,
Es grüßt dich dein Magdeburger Husar."

Die Yser mit Nieuport von der Seeseite aus. Nach einem vor Ausbruch des Krieges hergestellten Gemälde von O. Lynck
Heute ist diese liebliche Flußlandschaft durch die erbitterten Kämpfe der letzten Monate zu einem der blutigsten Schlachtfelder der Weltgeschichte geworden

Beginn der Bauarbeiten

Wie ein Schützengraben entsteht

Von

Oberingenieur Siegfried Hartmann

Auf dem Kamme einer langgestreckten leichten Bodenwelle liegt in dünner Schützenlinie unsre Infanterie. Seit dem frühen Morgen befeuern sie die Rothosen, die drüben am Waldrande in etwa 600 Meter Entfernung liegen. Weiter vorzugehen liegt nicht in der Absicht der Leitung, es genügt, wenn die Stellung gehalten wird. Jetzt tritt eine kleine Feuerpause ein, man ist beiderseits des Geknalles etwas müde. Spaten heraus! kommt das Kommando. Die damit ausgerüsteten Leute der Kompagnie wälzen sich auf die Seite und schnallen die kleinen, jetzt so wichtigen Werkzeuge ab, während ihre Kameraden langsam weiterfeuern. Im Liegen scharren sie neben sich eine flache Mulde, die schließlich tief genug wird, um den Mann der Sicht des Feindes zu entziehen, dann rollt er sich hinein und gräbt für seinen Nebenmann von da aus ein weiteres, tieferes Loch, in dem man schon knien kann, ohne vorzuschauen, da geht die Arbeit rascher und bequemer. Schließlich werden die Löcher zu einem Graben verbunden, der allerdings an vielen Stellen durch stehengebliebene Erdstücke unterbrochen wird, den sogenannten Schulterwehren, die den doppelten Zweck haben, die Schützen gegen feindliches Feuer von der Seite her zu schützen und die Wirksamkeit einer etwa genau im Graben platzenden Granate zu beschränken.

Als die Dämmerung hereinbricht, sind die einzelnen Gräben schon teilweise mannstief geworden. Die Schützen können jetzt bequem in ihnen stehen und über den Rand mit aufgelegtem Gewehr schießen. Das bedeutet eine wesentliche Besserung der Feuerwirkung, das Gewehr läßt sich besser laden, das Ziel

ruhiger und sicherer erfassen. Gleichzeitig ist auch ein erhöhter Schutz gegen das feindliche Feuer erreicht. Die Truppe bietet nur noch kleine, immer wieder verschwindende Kopfziele, die langhingestreckten Leiber der Soldaten sind in die Erde verschwunden. — Kaum ist es finster geworden, werden einige Patrouillen vorgeschickt; sie schleichen sich so weit wie nur möglich an den Feind, um einen Überfall rechtzeitig zu vermelden. Gleichzeitig werden von weiter hinten die großen Spaten und Hacken herbeigeschafft, welche die Kompagnien auf ihren Gepäckwagen mit sich führen. Jetzt geht es rascher vorwärts. Die Gräben werden säuberlich ausgestochen, die Sohle bekommt eine Stufe zum Auftritt für die Schützen, die ausgehobene Erde wird feindwärts zu einer ganz flachen Böschung geglättet und in ihrem Aussehen der Umgebung angepaßt. Dort, wo der Graben eine grüne Wiese durchschneidet, werden Grasstücke abgestochen, die Böschung damit belegt, damit sich ja nicht etwa der künstliche Schutzwall scharf und deutlich für den Feind abhebt.

Herstellung des Unterstandes für die Mannschaft

Plötzlich blitzt drüben ein Scheinwerfer auf und übergießt unsre schaufelnden Leute mit heller Lichtflut, und gleichzeitig pfeifen die Geschosse wieder herüber. Alles wirft sich nieder und verharrt regungslos am Boden. In einem fertigen Teil des Grabens war inzwischen schon ein Maschinengewehr eingebaut. Das nimmt jetzt den leuchtenden Störenfried unter Feuer. Nach einiger Zeit scheint er getroffen, wenigstens erlischt er.

Die erste Anlage eines Deckungsbaues für schwere Batterien an einer rückwärtigen, zu nachhaltiger Verteidigung eingerichteten Stellung

Die Arbeit kann nun weitergehen.

Die in Reserve gehaltenen Truppenteile hinter der Front sind inzwischen auch fleißig gewesen. Sie haben in einem benachbarten Dorfe dicke und dünne Hölzer und Bretter gesammelt und zurechtgeschnitten, die, nach vorn gebracht, zur Verstärkung und Versteifung des Grabens verwendet werden. Weiter vorwärts werden streckenweise an passender Stelle flache Mulden ausgehoben, die sich feindwärts zu allmählich bis auf ein Meter etwa vertiefen. In diese rammt man eine Unmasse von kleineren, oben zugespitzten Pfählen, eine Tätigkeit, die der Feind natürlich hört und durch lebhaftes Feuer zu stören sucht, dem mancher fleißige Arbeiter leider auch zum Opfer fällt. Inzwischen sind große Rollen von Stacheldrähten herangeschafft worden, die über die Pfähle mit Hilfe einiger sachkundiger Pioniere kreuz und quer gespannt werden. Reicht der Draht nicht, dann sucht man sich durch Einflechten mit zähen frischen Ästen zwischen die Pfähle zu helfen.

Der Geschoßraum

Einige wagemutige Leute ermitteln unterdessen möglichst unter Benutzung eines langen Fadens oder Bandmaßes genau die Entfernungen im Gelände und schlagen an passender Stelle kleine Schildchen ein, die feindwärts zu mit einem kleinen, unauffälligen Büschel Gras und dergleichen maskiert werden, auf ihrer Rückseite, unsern Reihen zugewendet, aber deutlich die Inschriften „400 Meter", „500 Meter" und so weiter

Bekleidung der Batteriedeckung mit der fertigen Anlage

tragen. Gleichzeitig versuchen diese Leute Gebüsche und dergleichen, die den Feind der Sicht entziehen, nach Möglichkeit zu entfernen, eine natürlich sehr heikle und gefährliche Arbeit, weil sie ohne Geräusch nicht gut durchzuführen ist.

Eben noch fand man Zeit, in einigen solid eingebauten Erdhöhlen im Schützengraben die Munitionsvorräte für den kommenden Tag zu verstauen, da bricht die Morgendämmerung an. Die Patrouillen sind bis auf eine, die wohl dem Feind zum Opfer fiel, wieder herein, die Mannschaften, die die Nacht so wacker gearbeitet haben, hüllen sich in ihre warmen Mäntel und suchen im Graben sitzend und liegend etwas Schlaf zu finden, nur einige halten, das Gewehr im Anschlag an die Brustwehr des Grabens gelehnt, Wache.

Aber noch ist das Werk erst halb fertig. Die erste Nachtarbeit galt, wie das für den Krieger selbstverständlich, ausschließlich dem militärischen Ausbau, der Verstärkung der Verteidigungskraft, der Verbesserung der eignen Feuerwirkung. Jetzt wird an die Gesundheit, die Sicherung der Verbindungen und schließlich an die Bequemlichkeit gedacht.

Schon während des Tages beginnt man damit, die einzelnen Schützengräben, die keineswegs in einer geraden Linie verlaufen, sondern sich dem Gelände abschnittweise anpassen, durch tiefeingeschnittene Laufgräben zu verbinden. Die Schulterwehren werden im Halbkreis umgangen. Nach rückwärts sticht man breitere Gräben aus, die im Zickzack verlaufen, um der Sicht und dem Feuer des Feindes entzogen zu sein. In angemessener Entfernung kommt nun in rechts und links abzweigenden Seitengräben das erste gesundheitstechnische Werk: die Abortanlage. Noch etwas weiter rückwärts geht man an den Ausbau der unterirdischen Wohnungen, die man bei Stellungen, die voraussichtlich lange Zeit verteidigt werden sollen, zweckmäßig nicht in die Schützengräben selbst einbaut, weil sie dort dem feindlichen Feuer mehr ausgesetzt sind und die Leute nicht die Ruhe finden, die für die Erhaltung ihrer Wehrkraft verschafft werden muß. Jetzt beginnt der eigentliche Maulwurfsbau. Die Unterstände sollen sicheren Schutz gegen Feuer jeder Art, auch Haubitzgranaten von oben, bieten. Man läßt deshalb eine entsprechend dicke Erddecke stehen oder verstärkt sie mit Sandsäcken, aufgelegten Rasenschichten und so weiter. Was in der Umgebung an Material gefunden wird, eiserne Träger, dicke Baumstämme, alles muß heran, um den Bau zu sichern. Auch macht man den Unterstandsgraben durch Schaffung von Auftritten als zweiten Schützengraben brauchbar. Ist so für das Nötigste gesorgt, dann kommen Entwässerungsrinnen, Anlagen von Sickerwassergruben und dergleichen an die Reihe, damit bei starkem Regen die Anlage nicht „ersäuft“; die Böden der Unterstandshöhlen werden mit Holzrösten versehen, Bänke, Pritschen gezimmert, ein Verbandsraum geschaffen, kurz und gut, es geschieht Tag für Tag und Nacht für Nacht alles, um den Aufenthalt so erträglich wie nur eben möglich zu machen, wobei natürlich aber stets der militärische Zweck streng im Auge behalten werden muß.

Trennung

Du gingest, und ich ließ es gern,
Damit ich mich nur nicht gewöhne.
Ich bin so froh, daß jemand fern,
Nach dem ich mich ein bißchen sehne.

Das Denken an dein fernes Ziel
Und deine guten schönen Briefe —
Es ist ein wenig Wellenspiel
Auf einer unermess'nen Tiefe

Frida Schanz

Vom Kriegsschauplatz unsrer Bundesgenossen

Ein halbes Jahr Weltkrieg

Von **Ernst Klein**, Sonderberichterstatter im k. k. Kriegspressequartier

Kriegspressequartier, 12. Januar.

An den Tagen, da diese Zeilen erscheinen, werden es genau sechs Monate sein, daß der Weltkrieg, der große Krieg begonnen hat. Am 28. Juli, abends um 6 Uhr, überreichte der deutsche Gesandte in Belgrad — der österreichisch-ungarische hatte die serbische Hauptstadt am 25. Juli nach Ablauf des Ultimatums bereits verlassen — der serbischen Regierung die Kriegserklärung Österreich-Ungarns. Drei Tage darauf richtete Deutschland, das sich getreu dem Worte seines Kaisers „in schimmernder Wehr" an die Seite seines Bundesgenossen stellte, sein stolzes Ultimatum an Rußland, und am folgenden Tage, als sich die Verlogenheit des Zaren offenbarte, erklärte es dem Riesenreiche den Krieg. Das war am 1. August; am 3. erfolgte die Kriegserklärung an Frankreich; am 4. die Englands an Deutschland; am 5. die Österreich-Ungarns an Rußland. Am 6. fühlten Serbien und am 12. Montenegro sich bemüßigt, dem Deutschen Reiche den Fehdehandschuh hinzuwerfen; am 13. erklärten England und Frankreich den Krieg an Österreich-Ungarn, und als letzter kam am 18. der gelbe Räuber in Nippon und stellte sein famoses Raubultimatum betreffs Kiautschau an Deutschland. Damit war der Ring des Bluts geschlossen.

Inzwischen waren aber bereits die ersten großen Schläge gefallen. Noch in der Nacht vom 28. auf den 29. Juli bombardierten die Österreicher die Festungswerke von Belgrad; am 7. August erstürmte General Emmich mit seinen Hannoveranern Lüttich und riß damit das Einmarschtor zu Belgien auf. Am 10. wurde das 7. französische Armeekorps, das im Elsaß eingebrochen war, bei Mülhausen geschlagen; tags darauf erfochten die Deutschen den großen Sieg bei Lagarde. Am 20. folgte die Schlacht bei Metz, in der die Franzosen gleichfalls große Verluste erlitten, und die Besetzung Brüssels; drei Tage später die Siege bei Longwy und bei Neufchâteau und am 27. die Niederlage der acht französischen Armeekorps zwischen Sambre und Maas, der sich tags darauf der Sieg über die Engländer bei St. Quentin anschloß. Inzwischen waren die Heere Österreich-Ungarns gleichfalls nicht müßig gewesen. Die Balkanarmee eroberte am 14. August Schabatz und übersetzte bei Lescovac die Drina, wobei die sich hier stellenden Serben empfindlich geschlagen wurden. Im Norden brachen die Armeen Dankl und Auffenberg in Rußland ein, die erstere siegte hintereinander am 24. bei Trampol, am 26. bei Krasnik und am 28. bei Niedcewice Dusa; die letztere erfocht einen großen Sieg in den dreitägigen Schlachten bei Zamosc und Tomaszow. Und ein paar Tage später vernichtete Hindenburg die beiden in Ostpreußen eingebrochenen Armeen Samsonow und Rennenkampf bei Ortelsburg und bei Tannenberg.

So hatten die ersten vier Wochen den Waffen Deutschlands und Österreich-Ungarns nur Sieg um Sieg, ihren Feinden nur Niederlage um Niederlage gebracht, und es sah aus, als würden wir zu Weihnachten den Frieden in Paris und in Petersburg diktieren können. Aber da kam der Kampf mit einem Male zum Stehen; auf dem westlichen Kriegsschauplatze gelang es Joffre, dessen eminente Begabung von den Deutschen rückhaltlos anerkannt wird, im Verein mit dieser „Armee von Unteroffizieren", die England nach dem Kontinent schickte, sich endlich festzubeißen, wenn ihm auch sein eigener Versuch zur Offensive vollständig mißlang. In Galizien kam die russische Offensive mit einer ungeahnt großen Übermacht

ins Rollen, vor der die österreichisch-ungarische Armee Schritt um Schritt auswich, und auf dem Balkan verteidigten sich die Serben gegen unsern Angriff mit einem für beide Teile wechselnden Kriegsglück. Dann kam im Oktober Hindenburgs kühner Vormarsch auf Warschau, dem die russische Offensive gegen Schlesien und Posen folgte. An der Mauer, die der russischen Heeresflut die vereinigten deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen entgegenstellten, brach diese Gefahr für Deutschland zusammen. Und damit auch die Hoffnungen der Franzosen und Engländer, die so lange auf diese Offensive Rußlands gewartet hatten und die nun einsehen mußten, daß ihnen vom Zarenreiche nie und nimmer Hilfe werden könnte. Im Gegenteil, der moskowitische Bär muß nun selbst auf Leben und Tod sich seines Pelzes wehren. Zwar hält er noch immer seine Pranken auf Mittel- und Ostgalizien, aber als er sie nach Krakau ausstrecken wollte, bekam er bei Limanowa einen fürchterlichen Hieb darauf, und in seinem eignen Polen zieht sich der Ring der Deutschen, Österreicher und Ungarn immer enger um Warschau.

Das sind die Ergebnisse des ersten Halbjahres in diesem größten aller Kriege, die die Welt je gesehen hat. Wägen wir die Ergebnisse ab, so kommen wir zum folgenden Schluß. Den serbischen Kriegsschauplatz können wir von vornherein ausscheiden; ob König Peter mit seinem Gefolge von Mördern und Verschwörern ein paar Monate früher oder später bestraft wird, ist für den endgültigen Ausgang des Weltkriegs gleichgültig, die Entscheidung fällt auf dem polnisch-galizischen Kriegsschauplatz, auch nicht auf dem französischen.

In dieser Erkenntnis gipfelt das Ergebnis dieser ersten sechs Monate. Es bedeutet ein völliges Umstoßen des ursprünglichen Kriegsplanes. Anfänglich bestand er darin, daß die österreichisch-ungarische Armee die russische Übermacht so lange aufhalten sollte, bis es der deutschen gelungen wäre, die vereinigten Franzosen, Engländer und Belgier niederzuwerfen. Dann wollte Deutschland seine gesamte Kraft gegen Rußland wenden und im Verein mit Österreich-Ungarn dieses besiegen. Um ein taktisches Bild zu nehmen, dachten sich unsre Generalstäbe die Sache so: Wenn die Heere unsrer Gegner, die Russen, Franzosen, Engländer und Belgier als die eine Front, unsre Armeen als die gegenüberstehende Front annimmt, so sollte Österreich-Ungarn als die festhaltende Gruppe den von Rußland gebildeten Flügel der Russen so lange binden, bis es der von Deutschland gebildeten umfassenden Gruppe gelang, den aus Franzosen, Engländern und Belgiern sich zusammensetzenden Flügel der Feinde zu schlagen. Leider war es nicht möglich, diesen ebenso einfachen als genialen Plan durchzuführen. Dieser Krieg, der aus jeder Erdscholle eine Festung macht, verleiht dem Verteidiger ein kaum wettzumachendes Übergewicht gegen den Angreifer; die ungeheure Ausdehnung der Fronten zwingt diesen zu frontalen Angriffen und Durchbruchsversuchen, die schreckliche Blutopfer kosten — aus diesen beiden Gründen kamen die Deutschen trotz ihrer anfänglichen Erfolge, trotz ihres Elans, trotz ihres Heldenmuts über eine gewisse Linie nicht hinaus und müssen sich nun von hier ab jeden Zoll Boden mühsam erringen —, mit einem Wort, die auf dem westlichen Kriegsschauplatz eingesetzte Umfassung trug zwar auf der ganzen Front den Krieg siegreich in Feindesland, aber der letzte, der entscheidende Erfolg hätte noch zu lange Zeit auf sich warten lassen müssen.

Inzwischen hatte Österreich-Ungarns Heer seine undankbare Aufgabe trotz der erdrückenden Übermacht Rußlands gelöst. Durch seine kühnen Offensivstöße gegen Lublin und Cholm sowie durch seinen unerschütterlichen Widerstand in Galizien gelang es ihm, die russische Hauptmacht derart auf sich zu ziehen, daß die Russen nur mit verhältnismäßig geringen Kräften gegen Deutschland vorgehen konnten. Erst als sie ihre letzten Reservoire leerten, als sie die sibirischen und turkestanischen Korps heranbrachten, mußten die Deutschen an eine ausgiebige Verstärkung der Armee Hindenburgs denken, dessen Genie die ihm bis jetzt entgegengetretenen Massen stets in Trümmer zerschlagen hatte. Daraus ergibt sich die Verschiebung des anfänglichen Kriegsplanes von selbst. Aus ihren auf dem westlichen Kriegsschauplatz einmal eroberten Stellungen bekommen die Franzosen und Engländer die Deutschen nie wieder heraus; die Lücken, die durch die Abgabe von Truppen nach Russisch-Polen vielleicht da und dort in der deutschen Front entstanden sind, werden sie, die

über Reserven wie keine ihrer Gegner verfügen, jederzeit in vollwertiger Weise ausfüllen. Hat doch der Sprecher der Entente, Lord Kitchener, erst vor einigen Tagen im englischen Oberhause selbst zugestanden, daß die Deutschen, obwohl sie so viele Truppen nach Osten abgezogen hätten, stark genug geblieben sind, alle ihre Stellungen gegen die Angriffe der Verbündeten zu behaupten. Es ist also völlig ausgeschlossen, daß hier ein Rückschlag eintreten könne und der Krieg etwa gar auf deutsches Gebiet hinübergetragen wird. Und wenn er die drei Jahre dauert, die England sich großmäulig vorgenommen hat, er bleibt auf Feindesboden.

Bosniaken der österreichisch-ungarischen Armee in einem serbischen Bahnhofsgebäude

Und wie steht es nun mit Rußland? Ich habe die ganze Front von der Bzura bis an die Karpathen aus eigner Anschauung gesehen und habe mir von diesen Exkursionen die feste Überzeugung mitgebracht, daß wir, Deutschland und Österreich-Ungarn, mit der russischen Übermacht zu einem für uns siegreichen Ende kommen werden. Gut, die Russen haben heute noch einen großen Teil Galiziens besetzt und stürmen immer von neuem an den Wall der Karpathen an. Aber das können sie nur, weil wir den größten Teil unsrer Armee mit der deutschen zusammen in Russisch-Polen zum Angriff auf die Weichsellinie verschicken. Vergleicht nur einmal die Verlustziffern der Russen und die unsrigen! Auf anderthalb Millionen schätzten Anfang Dezember die Franzosen selbst die Verluste ihrer Bundesgenossen. Seitdem sind vier Wochen verflossen, die den Russen aufs neue ungeheure Wunden beigebracht haben. An 700 000 Mann befinden sich allein in den Gefangenenlagern Deutschlands, Österreichs und Ungarns! Nicht ein Drittel machen unsre Verluste aus! Und was haben die Russen an Artillerie verloren,

die doch zu Beginn ihre Hauptstärke war. An Maschinengewehren, an Trains! Woher sollen sie, die als einzige Verbindung mit der neutralen Welt nur die transsibirische Bahn haben, diese Verluste ersetzen?

Die russische Armee ist heute lange nicht mehr das, was sie zu Anfang war: der Ersatz an Menschen reicht an die Güte der ersten Linien nicht heran, wird immer schlechter; der Ersatz an Material ist so gut wie ausgeschlossen. Rußland hat seine Kraft, seine ganze ungeheure Kraft mit einem Schlag auf Österreich-Ungarn geworfen, mit dem Resultat, daß dieses ungeschwächt und unerschüttert wie je heute dasteht, daß die russische Kraft dagegen deutliche Spuren des Erlahmens zeigt. — Wer weiß, in welch kurzer Zeit vielleicht Warschau fällt. Laßt nur den besten Bundesgenossen der Russen, den Regen, aufhören, der jede Bewegung der angreifenden deutschen und österreichisch-ungarischen Armeen unmöglich macht, dann wird die große Bresche in die Weichsellinie geschlagen. Rußland selbst rechnet bereits mit dieser Tatsache. Und ist diese ungemein starke Defensivstellung einmal zertrümmert, dann können sich die russischen Heere in Galizien nicht mehr halten — dann rollt auch hier der Krieg ganz in Feindesland hinüber.

Vielleicht wird das bereits das Ergebnis des zweiten Halbjahres sein.

Das tägliche Militärkonzert im belagerten Przemysl

Die britischen Befehlshaber

Von

F. Baumann

Man behauptet, daß Lord Kitchener seit langem den Wunsch gehegt habe, Kriegsminister zu werden, um im englischen Kriegsministerium einmal gehörig aufräumen zu können. Der große Völkerkrieg hat ihn an die Spitze der Armee gebracht, aber wir konnten noch nicht erfahren, ob er mit seinem bekannten eisernen Besen den — nach seiner Ansicht — Augiasstall ausgekehrt hat. Zu verwundern wäre es nicht, denn Kitchener kennt keine Rücksicht. Er ist immer als „das Gehirn der ägyptischen Armee" bezeichnet worden, und seine Fähigkeiten als Organisator sind bekannt. Ob er jedoch als Kriegsminister das ihm unterstehende Söldnerheer auf die ägyptische Höhe bringen kann, ist zunächst nicht zu übersehen und darf zweifelhaft erscheinen. In Ägypten besteht die allgemeine Wehrpflicht, aber Krämer-Söldlinge? Auch in Indien hat Kitchener als in Commander in Chief die dortigen Truppen reorganisiert und wohl ausgebildet. Lord Kitchener gehört zu den Leuten, die es bereits in jungen Jahren zu hohen Stellungen gebracht haben. Wie dem kürzlich verstorbenen Lord Roberts ist ihm schon bei Lebzeiten ein Denkmal auf dem „Maidân" in Kalkutta errichtet worden. Seinen Hauptruhm hat er sich durch seinen Feldzug nach dem Sudan und dessen Wiedereroberung erworben. Kitchener ist unverheiratet und ein ausgesprochener Frauenfeind. Als er mit uns vor zwei Jahren nach Ägypten fuhr, ersuchte er den Kapitän des Dampfers, doch alle Damen aus seiner Nähe fernzuhalten.

Feldmarschall Herzog von Connaught, dessen Gemahlin die Tochter des Prinzen Friedrich Karl von Preußen ist; jetzt Generalgouverneur von Kanada

Auf dem Bilde des im Hauptquartier des Generals French in Frankreich einer Lungenentzündung erlegenen Lords Roberts sehen wir, daß er an erster Stelle seiner Ordensreihe ein einfaches Kreuz trug, das bronzene Viktoriakreuz, das an Bedeutung unserm Eisernen Kreuz entspricht. Lord Roberts oder „Bobs Bahadur", wie er nach seinen indischen Kämpfen populär genannt wurde, erwarb sich die von allen englischen Offizieren und Soldaten so geschätzte und be-

gehrte Auszeichnung am 2. Januar 1858, als es ihm gelang, die seiner Truppe schon entrissene Fahne durch eine kühne Tat wieder zu erobern. Lord Roberts, dessen Sohn sich im Burenkrieg bei Colenso auch das Viktoriakreuz erwarb, aber bald darauf fiel, erregte große Aufmerksamkeit durch seine am 23. November 1908 im Oberhause gehaltene Rede über „die deutsche Gefahr". Lord Roberts warf damals seinen militärischen Kameraden vor, daß sie offenbar ihre wohlbegründeten Überzeugungen, denen sie noch vor einigen Jahren starken Ausdruck gegeben, vergessen hätten und so weit gekommen wären, auf den Soldatentyp ihr Vertrauen zu setzen, von dem sie damals in maßlosen Ausdrücken behaupteten, er sei im Kriege gänzlich untauglich. Wegen seines hohen Alters war Roberts zu Beginn des Krieges von einer aktiven Beteiligung ausgeschaltet.

Feldmarschall Lord Roberts †
Graf von Kandahar und Pretoria

Der Kriegsminister Lord Kitchener
von Khartum

Der Oberbefehlshaber der englischen Expeditionsarmee, General Sir John Denton Pinkstone French, hatte im Burenkriege große Erfolge zu verzeichnen, jedoch bei St. Quentin das Vertrauen, das Lord Kitchener in ihn setzt, nicht gerechtfertigt. Seine Lorbeeren, die er sich bei Kimberley, Bloemfontein und Pretoria gepflückt hat, sind ihm von den deutschen Truppen auf französischem Boden arg zerzaust worden. Wie Kitchener einst in der Schlacht bei Omdurman seine Kavallerie einer List der Derwische zum Opfer fallen ließ, so ging Frenchs Kavallerie bei St. Quentin in die deutsche Stacheldraht- und Maschinengewehrfalle. General French, der übrigens früher auch vier Jahre in der englischen Marine gedient, gilt als ein ausgesprochener Kavallerieoffizier.

In der Familie des Herzogs von Connaught wird man den Ausbruch des Krieges mit sehr gemischten Gefühlen aufgenommen haben, weil der englische Feldmarschall, der heute Generalgouverneur von Kanada ist, eine deutsche Prinzessin, die am 25. Juli 1860 geborene Tochter des

Prinzen Friedrich Karl von Preußen – unseres „roten Prinzen" — Luise zur Gemahlin hat. Der Ehe sind ein Sohn und zwei Töchter entsprossen. Der Herzog, der einzig überlebende Bruder König Eduards VII., war vor seinem Amtsantritt in Kanada Kommandeur der irischen Truppen. In Kanada läßt der Herzog sich es angelegen sein, Maßregeln zur Bekämpfung der Schwindsucht zu ergreifen.

Der Name des Generals Baden-Powell ist mit der Pfadfinderbewegung eng verknüpft, weil er der Vater dieses Gedankens war. Sein Werk über die „Boy-Scouts" hat eine weite Verbreitung gefunden. General Baden-Powell hat gegen die Zulus, Kaffern

Admiral Lord Charles Beresford,
der Oberkommandierende der englischen Seemacht

General John French,
der Oberbefehlshaber der gesamt. engl. Armee

General Baden-Powell,
der Leiter der engl. Pfadfinder-Bewegung

und Buren gekämpft und sich bei der Verteidigung von Mafeking hervorgetan.

„Well done, Condor!“, signalisierte Sir Beauchamp Seymour nach der Beschießung Alexandriens dem damaligen Befehlshaber dieses Kanonenbootes und heutigen Oberkommandanten der britischen Flotte Lord Charles Beresford. Seit jenem Tage, der die Macht Arabi-Paschas brach, ist Beresford von Stufe zu Stufe gestiegen und eine der populärsten Persönlichkeiten in England geworden. Bekannt ist seine sprichwörtlich gewordene Offenheit. Als Admiral Sir Arthur Wilson der Nachfolger Sir John Fishers als erster Seelord wurde, sagte er zu Wilson: „Sir Arthur, nehmen Sie meinen Rat und entledigen Sie sich Fishers und meiner, denn solange wir drei der Flotte angehören, gibt's immer Krieg zwischen uns.“ Viel belacht wurde auch sein Telegramm an König Eduard, das eine Absage auf eine Einladung enthielt und lautete: „Bedaure, nicht kommen zu können. Lüge folgt brieflich!“ (Sorry can't come. Lie follows by post.)

Warum ward Japan unser Feind?

Von Dr. Paul Ostwald

Die deutsche Macht im fernen Ostasien ist, wie vorauszusehen war, dem Massenansturm der gelben Rasse erlegen. Das vorläufige Schicksal Kiautschaus ist besiegelt, und wir müssen es als etwas Unabänderliches in der gegenwärtigen Lage hinnehmen, daß diese Musterstätte deutscher Kultur sich in den Händen der Japaner befindet. Daß wir diesen Verlust niemand anders zu verdanken haben als England, darüber noch weiter ein Wort zu verlieren, wäre ebenso überflüssig wie eine Antwort auf die Frage nach dem Urheber dieses Weltkrieges. Japan gibt es ja auch selbst zu, indem es als Grund für sein so unerhört freches Ultimatum das englisch-japanische Bündnis anführt. Auch die Aufhebung der deutschen Zeitungen am 16. September 1914 entschuldigen die Japaner, wie mir kürzlich vom bisherigen Herausgeber der „Deutschen Japanpost“ mitgeteilt wurde, mit dem Wunsche Englands.

So ist ohne Zweifel auch hier England der Urheber alles Bösen, und wer die japanischen Presseäußerungen und die Stimmung im japanischen Volke während der letzten zwei Jahrzehnte beobachtet hatte, den konnte die Stellungnahme dieses ostasiatischen Inselreiches nicht wundernehmen. Wenn auch die Japaner Deutschland ungeheuer viel verdanken, wenn auch gerade unser Vaterland in uneigennützigster Weise dem aufstrebenden Japan in militärischer, wissenschaftlicher und technischer Beziehung ganz bedeutende Dienste geleistet hat,* so hat das doch nicht zu einer engeren Verknüpfung beider Staaten geführt. Wir haben selbst zum Teil daran schuld, und zwar insofern, als wir 1895 Rußlands Expansionspläne am Stillen Ozean unterstützten und damit, wie Bismarck es ausdrückte, „auf lebhafte Sympathien, die in Japan für Deutschland bestanden haben, verzichteten“. Ferner versäumten wir auch hier in Japan wie überall im Ausland, den englischen Lügenberichten energisch entgegenzutreten. Vor allem im Heimatlande wurden diese Hetzereien und Lügereien Englands zu gering angeschlagen und ihre Wirkung verkannt. Die falsche Politik von 1895 wäre vielleicht doch wieder etwas mehr in Vergessenheit geraten, wenn nicht die Engländer aus diesem Ärger gegen Deutschland für sich dauernd Kapital geschlagen hätten. So wurde England Japans Freund, so wurde Deutschland Japans Feind. Was England über uns berichtete und zu melden wußte, das wurde eben kritiklos geglaubt, und die Lügen, die es seit 1895 über uns in Japan verbreitete,

* Vgl. hierüber meine ausführliche Arbeit: Deutschland und Japan im „Größeren Deutschland“, Nr. 15, 1914.

geben an Frechheit denen nichts nach, mit denen es seit dem Kriegsausbruch die gesamte Welt zu belügen sucht.

Es wäre nun aber doch ganz irrig, annehmen zu wollen, daß Japan aus lauter Begeisterung und Liebe für England die Waffen gegen uns erhoben hat. Japan verfolgt in Ostasien seine eignen Interessen. Auch wenn England sich noch so sehr berief auf das englisch-japanische Bündnis, so hätte es Japan doch nicht zwingen können, die Neutralität zu brechen, wenigstens bei der Lage der Dinge, wie sie vor dem 20. August gegeben war und wie sie wohl auch geblieben wäre. Nur bei einem Einfall unsrer Streitkräfte in britisches Gebiet war für Japan der Bündnisfall gegeben, und diesen Standpunkt vertreten denn auch noch am 7. und 8. August viele japanische Zeitungen. So hätte Japan neutral bleiben können, wenn es gewollt hätte, denn daß unsre schwachen Kräfte die englischen Besitzungen angreifen würden, war nicht zu erwarten. Aber der europäische Krieg war eine Gelegenheit, um auf Kosten Deutschlands und vor allem Englands großjapanische Ziele mit Aussicht auf Erfolg verfolgen zu können. Sind die Stützpunkte deutscher Macht im Stillen Ozean nicht mehr vorhanden, dann braucht Japan nicht mehr die deutsche Konkurrenz im Handel zu befürchten. Die Deutschen sind Japan zu unbequeme Gegner in wirtschaftlicher Beziehung sowohl mit dem Einfluß ihrer Industrie in China wie mit ihrem Handel in Ostasien.

Dann aber soll England die Dienste, die ihm Japan jetzt leistet, für die Dauer gründlich bezahlen. Nicht England hat den größten Vorteil vom Bündnis, wie es beim Abschlusse am 30. Januar 1902 erhoffte, sondern Japan. Es hat seine Dominions, Australien, Kanada und Britisch-Kolumbien, den Japanern öffnen müssen. Damit aber gewinnen die Japaner die Auswanderungsmöglichkeiten, die sie für eine überragende Herrschaft im Stillen Ozean schon immer erstrebten. Daß sie bisher vergeblich sich darum bemühten, das zeigt, wie ungern die Engländer eine Überschwemmung ihrer Kolonien durch die gelbe Rasse sehen. Die „Times“ und andre Blätter Englands sprechen sich noch im April 1914 gegen die Wünsche der Japaner aus. So untergräbt England mit diesen Zugeständnissen seine eigne Machtstellung im Stillen Ozean, die Wut gegen uns macht es blind, ganz abgesehen davon, daß in diesem Vorgehen noch ein Verrat der weißen Rasse liegt.

In memoriam omnium

Von Richard Schaukal

Und immer wieder lautet es: Gefallen!
Man zählt nicht mehr, man sucht in langen Listen
nach den bekannten Namen, die in Fristen
sich wirklich finden, so, als gält' es allen.

Nicht Walkürn seh' ich reiten nach Walhallen,
die Banner hör' ich nicht, die Sieger hißten,
auf Schanzen flattern: Toten und Vermißten
folgt meine Wehmut mit der Wolken Wallen.

Ihr Tapfern, Blühenden, ihr Lieben, Jungen,
was für ein Wüten hat die Welt bewältigt,
daß ohne Rast die grause Sense klingt!

Die schuld an diesem Greul, vertausendfältigt
laß sie die Qual erleiden, Gott, umschlungen
von jedem Nerv, der mit dem Würger ringt!

Ein Lesghier, Ureinwohner im östlichen Kaukasus

Nach einem Gemälde von Max Tilke

(Zu dem nachfolgenden Artikel: „Quer durch den Kaukasus“)

Eine Arba (Ochsenkarren) in Tiflis

Quer durch den Kaukasus*

Von

Lydia Bagdasarianz

Mit neun Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen von Max Tilke

Es gibt wohl kaum ein Gebirge in Europa, das, kühn und herrlich, großartig und voll überraschender Mannigfaltigkeit, in seiner Gesamtheit dem Reisenden einen so gewaltigen Anblick gewährt als der Kaukasus. Majestätisch schön leuchten seine Gebilde, wild zerklüftet, in wunderbarem Farbenspiel schimmernd, ragen seine schneebedeckten Gipfel in den blauen Himmel hinein oder verschwinden langsam, gleichsam erdrückt von der Last der gigantischen Wolken, im Chaos aufsteigender Nebelmassen.

Eine Fülle ungeahnter Schönheiten begrüßt unser Auge, wenn wir von Wladikawkas, die Tore des Kaukasus genannt, über die Grusinische Heerstraße nach Tiflis fahren. Nicht per Eisenbahn — das Gerassel der Züge würde bestimmt den Zorn der mächtigen Berggeister erregen — nein, im Auto oder, den Göttern noch wohlgefälliger, in der alten, langsamen Postkutsche, mit dem Räuberhauptmann — so sieht der wilde Kutscher in der schwarzen Burka aus — als redseligen Wegweiser unsrer Fahrt.

Schon einige Meilen nach Wladikawkas hebt sich allmählich der Boden des Tales. Immer höher steigen die aufgetürmten Kalksteinmauern, immer jäher und schauerlicher werden die Abgründe der tiefen Schluchten, bis sich beide Ufer schließlich zum altberühmten Engpaß des Darial vereinen. Zwischen zerrissenen Felsblöcken, unter weit überhängenden Granitarmen und nackten Schieferspitzen zischt und braust hier der Terek. Er peitscht sein schwarzes Wasser gegen die Trümmer der Berge, daß es hoch aufschäumt und mit wilder Gewalt alles mit sich reißt,

---

* Dieser Aufsatz, der eine Fahrt durch den Kaukasus von Wladikawkas nach Tiflis auf der alten Grusinischen Heerstraße beschreibt, wird unsre Leser um so mehr interessieren, als alle Augen mit Spannung auf die blutigen Ereignisse gerichtet sind, die sich zurzeit in jenen Gegenden abspielen. Die Schriftl.

Persische Schwefelbäder in Tiflis

als gelte es, die Erde in ihren Fugen zu rühren und an ihrem Untergange Orgien zu feiern.

Da wird es uns plötzlich im kleinen Gefährt gar unheimlich zumute. Ein falscher Griff des Chauffeurs, und wir liegen tief unten im gärenden Grab, ein Stoß der Erde und die gigantischen Arme der Berge stürzen herab und zermalmen uns ganz.

Als Mittelpunkt der Kette, alle Berge überragend, steigt in eisiger Pracht der vielbesungene und sagengeheiligte Kasbek vor uns auf. Seine weißen Gipfel, im Sonnenglanz wie Diamanten schimmernd, und die großen Eisfelder seiner Gletscher und Firnen haben ihm beim Volke den Namen „Weißer Berg“ oder „Christusberg“ gegeben. An seinem Fuße, von Lawinenstürmen stark heimgesucht, liegen die zerfallenen Holzhütten des Dorfes Kasbek. Sie bilden einen eigentümlichen Kontrast zu dem prunkhaften Hotel an der Straße, das den Reisenden mit modernem Komfort und europäischer Eleganz überschüttet und ihn bei Wein, Forellen und schönem Lammfleisch vergessen läßt, daß er sich im Kaukasus befindet — „der Wiege der Menschheit“, der Heimat der mächtigen Adler und gewaltiger Tiere (Steinbock); im Lande wilder Völkerstämme, deren übermenschlicher Haß und blutgieriger Rachedurst Europas edle Gefühle verletzen und verscheuchen.

Doch nur kurze Zeit vergißt man solches. Schon im nächsten Augenblick ertönt ein Schimpfen und Toben, das uns über das ungezähmte Temperament dieser Bergbewohner kaum im Zweifel lassen kann. Es ist der alte Bergführer der Gegend — ein unheimlicher Geselle, wenn er böse wird —, der sich hartnäckig weigert, zwei Touristen zu den Gletschern des Kasbek zu geleiten, weil sie, seiner Meinung nach, zu viele Waffen — so nennt er die Kletterutensilien — mit sich schleppen, und nicht eher ruht, als bis die jungen Leute die Hälfte ihrer Rüstung niederlegen.

Mit Gudaur erreichen wir die höchste Station der Route. Große Schneemassen, losgebrochene Granitblöcke und kleines Steingeröll versperren uns anfangs den Weg, dann aber geht es in unzähligen Windungen, hart an die steile Felswand gedrückt, deren düstere Höhlen von prähistorischen Felsenbewohnern und längstvergessenen Anachoreten erzählen, über schroffe Abhänge und schauerliche Schluchten hinweg, in das Tal der Aragua. Hier blüht und grünt in üppiger Fülle, was oben kahl und furchtbar war, und waldige Höhen, liebliche Täler an rauschenden Bergflüssen und fruchtbare Felder verwandeln die Gegend in ein kleines Paradies.

(Zu dem Artikel: „Quer durch den Kaukasus")

Brücke in Daghestan

Nach einer Radierung von Max Tilke

Im Nebental der Aragua, da, wo kühne Aule (Bergdorf) wie angeklebt an die steile Wand die grauen Felsen der Berge krönen, wohnen die gefürchteten Chewßuren. Sie behaupten, von den alten Kreuzfahrern abzustammen, und tragen noch heute ein schweres Panzerhemd mit dem Kreuz am Rücken unter ihrer gewöhnlichen Kleidung. Schlank und kräftig gebaut, lernen sie schon in der frühesten Jugend das Schwert schwingen und sind Meister im Führen des Sazeruliringes (Daumenring), dessen scharf gezackte Kante selten das Gesicht und fast nie die Nasenspitze eines echten Chewßuren verschont hat.

Teppichbasar in Tiflis (Zeichnung)

Von Passanaur ab, einem kleinen Walddörfchen der Heerstraße, wird das Tal allmählich wieder öde und sonnenverbrannt. Wir befinden uns im Süden, das merken wir bald an der kaum erträglichen Hitze, trotz der späten Nachmittagsstunde. Kurz vor Tiflis, schon in der Nacht, erreichen wir Mzchet, die alte,

einst so blühende Königsstadt von Georgien. Zwar ist von ihrer früheren Herrlichkeit wenig mehr zu sehen, denn die häufigen Perserüberfälle im fünften und sechsten Jahrhundert haben fast alles zerstört, doch bieten die große Kathedrale, von Erdbeben durchrüttelt, aber noch gut erhalten, mit dem Krönungsstuhl der alten Könige und den „unvergänglichen" Reliquien der heiligen Nina, Gründerin der Kirche und erste Bekennerin des christlichen Glaubens in Grusien, sowie einige zeitverwüstete Ruinen und Klöster dem Besucher manches Interessante an architektonischem Reichtum.

Tatar aus dem Zentral-Kaukasus (Gemälde)

Wir nähern uns Tiflis. Aus der Nacht dringen lange winselnde Töne, begleitet von merkwürdigem Krächzen und Girren, an unser Ohr. Wir schauen auf — und ein Zug der berühmten kaukasischen Arbas zieht langsam, gequält an uns vorüber, der Karren mit bunten Kelims verdeckt und gezogen von schwerfälligen, plumpen Büffeln, deren große Augen wie grüne Feuerkugeln im Schein der Autolaterne funkeln.

Das ist der Orient, denken wir und können es kaum erwarten, die Hauptstadt des Landes zu begrüßen. Wie wächst aber unser Erstaunen, wenn wir, in der

Alte Brücke über die Kura (Tiflis) mit persischer Moschee

Droschke sitzend, plötzlich durch hellerleuchtete Straßen, in denen elegante Menschenmengen sich bewegen, an Opernhaus, Theatern und buntschillernden Kinos, an feinen Equipagen und breiten Alleen vorbei zu unserm Hotel fahren. Wie, wir glaubten nach Asien zu kommen, wo doch Kamele durch die engen Gassen ziehen und ungeschlachte Fuhrwerke uns den Weg versperren, wo halbwilde Menschen mit Messern und scharfem Kinjal aufeinander losgehen und nackte Kinder vor den zerfallenen Hütten spielen, und statt dessen sind wir in Tiflis, einer modernen Stadt, die an Eleganz und Kultur unsern Großstädten keineswegs nachsteht! Ja, wo ist denn der Orient? rufen wir aus. Gibt es denn keinen Orient mehr?

Doch, ein kleiner Gang durch verwickelte Gäßchen, an zerfallenen Winkeln vorüber, in den typenreichen Stadtteil des alten Tiflis, belehrt uns bald eines andern. Hier herrscht noch ein Leben und Treiben echt asiatischer Art. Am Meidan, dem Hauptplatze der Gegend, finden wir die berühmten Schwefelbäder, deren heißsprudelndes Wasser der Stadt auch den Namen gegeben hat, denn Tiflis oder Tpilissi heißt nichts weiter als „heißes Wasser".

Jezide des türkischen Kaukasus (Gemälde)

Gleich daneben, an der kleinen, wackeligen Brücke, erhebt sich die grüne Moschee und öffnen sich die Höfe und Hallen der Teppichhändler und Seidenverkäufer. Über die Brücke gelangt man hinauf zur alten Perserfestung Nari-Kala, die hoch oben auf dem vorspringenden Felsgrat die Stadt überwacht. Ihr zur Seite, alle Hügel der Umgegend überragend, steht der Davidsberg, Liebling des Volkes. Seine düsteren Abhänge erleuchten allabendlich funkelnde Lichter, und die emsige Drahtseilbahn führt den ermatteten Städter aus der Hitze des Tages hinauf in die kühlende Nacht.

Und wunderbar schön ist's da oben. Hoch über uns wölbt sich Grusiens erhabener Sternenhimmel, während tief unten im Tal Tiflis, gebadet vom mächtigen Kur, mit seinen Palästen, Kuppeln und unterirdischen Saklis (Erdhütten) sich langsam verliert in der Ferne — ein Flammenmeer im Glanz seiner strahlenden Lichter — ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht im lodernden Feuerspiel seiner Nächte.

Um das Feuer des Biwaks ...

Von Leo Heller

Um das Feuer des Biwaks
Lagern Preuße, Bayer, Sachs.
Lauter Bursche, jung und rot.
Unter ihnen hockt der Tod.

Singt der Preuß die Wacht am Rhein,
Fällt der Bayer jauchzend ein,
Kennt der Sachs kein Schweiggebot.
Und mit ihnen singt der Tod.

Wo ein guter Wein gedeiht,
Tut ein jeder gern Bescheid.
„Brüder, eins in Glück und Not!"
Und mit ihnen trinkt der Tod.

Morgengrau. Trompetenschall.
Sturmschritt! Richtung: Festungswall!
„Brüder, eins in Glück und Not!"
Und mit ihnen stürmt der Tod.

Nachtgesang. Von Paul Zech

Nun rücken Finsternisse
Die Welt ins Ungewisse,
Bis daß sie fremd und blind.
Wir treten an die Scheiben:
Wer weiß, wohin wir treiben,
Wer weiß nun, wer wir sind?

Wildfremd ist das Geschehen.
Es streift uns wie ein Wehen
Und hastet fern dahin.
Und die, die wir noch gestern
Brüder genannt und Schwestern,
Sind Schatten ohne Sinn.

Von allen nun verloren,
Gehn wir mit wachen Ohren
Ganz leise in uns ein.
Erst wenn sich Träume regen,
Dann werden wir gesegnet
Und ganz im Lichte sein.

Kriegskontributionen. Von Dr. M. Merich

Der Krieg muß den Krieg ernähren." Dieses Wort ist so alt, daß schon Cato, wie der römische Geschichtschreiber Livius berichtet, den Lapidarsatz: Bellum se ipse alet, der Krieg ernährt sich selbst, ausgesprochen hat. Und auch vor Cato war das Wort wenigstens in der Praxis sicher bekannt.

Schiller läßt den ersten Jäger in Wallensteins Lager (XI. Szene) sagen:

Sie wollten erst von zwölftausend hören.
Die, sagt er, die kann ich nicht ernähren;
Aber ich will sechzigtausend erwerben,
Die, weiß ich, werden nicht Hungers sterben.

Die Soldaten zu ernähren, war nicht immer Sorge der Kriegführenden; sie überließen es den Soldaten selbst, sich um ihre Nahrung zu bekümmern, ein Verfahren, das fast immer zu ungunsten der in Verpflegungssachen auf sich selbst angewiesenen Armee ausschlug. Diese Erfahrung hat sich, wie vielleicht kein anderer vor ihm, Wallenstein zunutze gemacht, der sein Hauptaugenmerk darauf richtete, seinen Soldaten Löhnung und Essen zu verschaffen.

Einfach war das allerdings nicht, denn die Erhaltung einer Armee, wenn sie auch im Verhältnis zu unsern heutigen Riesenheeren nicht sehr bedeutend war, verschlang immerhin sehr erhebliche Summen. Nicht umsonst hatte der Kondottiere Gian Jacopo Trivulzio dem König Ludwig XII., als dieser anfragte, was an Mitteln für die Eroberung von Mailand nötig sei, geantwortet: „Tre cose, Sire, ci bisognano preparare: danari, danari e poi danari!" (Drei Dinge sind es, die wir vorbereiten müssen, Sire: Geld, Geld und nochmals Geld!)

Montecuccoli hat sich dieses Wort zu eigen gemacht, und Wallenstein war bemüht, diese Worte in die Praxis umzusetzen. Dieser Mann, der nicht weniger Geschäftsmann und Spekulant als Feldherr gewesen ist, hat die Geldbeschaffung im Kriege zu einem großartigen System ausgebaut, das nach ihm sogar benannt und als Wallensteinsches Kontributionssystem zu geschichtlicher Bedeutung gelangt ist.

Wallenstein hat die Kontributionen, die früher offene Räubereien waren, zu einer Einrichtung systematischer Erpressung gemacht. Die andern Heerführer hatten bisher mit zügelloser Gewalt genommen, Wallenstein nahm nicht weniger, aber seine Verteilung der Auflagen ging nach bestimmten Regeln vor sich; allerdings für die ausgesogenen Städte war das Resultat am Ende das gleiche. Immerhin war die Prozedur schmerzloser als die alte, die anfangs ja auch der Friedländer angewendet hatte. Gleich zu Beginn seiner großen militärischen Laufbahn, am 30. April 1619, nahm er in Olmütz 90 000 Reichstaler einfach aus der Reichskasse weg, nachdem er den sich widersetzenden Oberstwachtmeister niedergestochen hatte. Vielleicht behagte ihm diese Gewaltanwendung nicht, deshalb entschloß er sich, die Sache gewissermaßen gesetzlich zu regeln, indem er von da ab sogenannte Ordonanzien erließ.

Diese Ordonanzien hatten für ihn und seine Truppen den Vorteil, daß nach ihrer Bestimmung immer bares Geld hergegeben werden mußte, während man sich bisher vielfach mit bloßer Naturalverpflegung der Truppen begnügt hatte. Die Herbeischaffung des Geldes war nun Aufgabe der Obrigkeiten, und es ging dabei wesentlich unblutiger zu, als wenn die Soldateska sich ihre Verpflegung gewaltsam zusammensuchen mußte. Allerdings dehnte Wallenstein seine Ordonanzien von Fall zu Fall, man darf wohl sagen, in den meisten Fällen auch auf Beistellung von Brot, Futtermitteln für die Pferde und Getränke für die Herren Offiziere aus; doch blieb man wenigstens bei der Form, wenn

es ging. Leider scherten sich die Unterbefehlshaber nicht um den Inhalt der Ordonanzien und forderten für sich meist allerlei Nebenabgaben. Und die Söldner nahmen es auch nicht sehr genau, wenn es anging, etwas allzu nachdrücklich zu erbitten. Besonders wenn Wallenstein oder einer seiner Generale nicht gerade dabei waren, trat das alte Räubersystem wieder hervor.

Die Auflage einer Kriegssteuer wurde zu einer ständigen Einrichtung, die je nachdem, ob sie vom eignen Landesherrn oder vom Feinde auferlegt wurde, in der Höhe und in der Art der Eintreibung verschieden sich gestaltete. Auch die Ursachen einer Kriegskontribution waren sehr verschieden. Wallenstein ließ sich zum Beispiel von Städten Ablösungssummen dafür zahlen, daß er sein Heer nicht hineinverlegte. Die Städte zahlten gerne runde Summen, um sich die brave Soldateska vom Halse zu halten. So wurde von Nürnberg im Jahre 1625 eine Abstandsumme von 100 000 Gulden erhoben, im Jahre 1627 mußten 60 000 Gulden, im Jahre 1628 100 000 Gulden und vom 1. Juni 1629 bis zum 28. Februar 1630 180 000 Gulden gezahlt werden, damit die liebe Soldateska vor den Mauern der guten Stadt Nürnberg bliebe.

Diese Summen sollten eigentlich zu einer Vermehrung bestimmter Regimenter dienen, aber Wallenstein steckte den größten Teil in die eigne Tasche oder verwendete das Geld zu andern Zwecken. Die auferlegten Kontributionen wurden mit aller Strenge eingetrieben, die Stadtsäckel bis auf den Grund geleert. Man konnte damals keinen Unterschied sehen zwischen Freund und Feind: zahlen mußte deshalb der eine wie der andre. Der Freund zahlte, damit die Armee ihn schütze, der Feind, weil er sich widersetzt hatte.

Nach Wallenstein war es Napoleon I., der mit der größten Rücksichtslosigkeit die Bedürfnisse seiner großen Heeresmacht meistens aus fremden Taschen zu bestreiten wußte.

Wo er hinkam, war seine erste Sorge, möglichst viel Geld zu ergattern, wobei seine Truppen sich bekanntlich eine Plünderungsfreiheit nahmen, die an die alte Schwedenzeit erinnerte. Ein bekanntes Kinderliedchen geht:

Reiter, reit her,
Der Stall ist leer,
Napoleon ist 'kommen,
Hat alles mitg'nommen,
Hat Fenster eing'schlagen,
Hat 's Blei davontragen,
Hat Kugeln draus 'gossen,
Hat alles erschossen.

Ebenso hausten die besoldeten Truppen, während Napoleon selbst auf dem Wege der Verordnungen, der „Ordonanzien", sich nicht nur allen Geldes bemächtigte, sondern die Staaten sich auf lange Zeit tributpflichtig machte.

Auch hier mögen einige Zahlen sprechen. Als Napoleon am 28. Mai 1800 den Frieden zu Florenz schloß, mußte Neapel ein französisches Expeditionskorps, das nach Ägypten bestimmt war, entsprechend einem geheimen Vertragsartikel verpflegen, das heißt für diesen Zweck monatlich eine halbe Million Franken bezahlen.

Als Napoleon Kaiser geworden war, stiegen seine Ansprüche, die er bereits als erster Konsul geltend zu machen verstanden hatte. Die Kontributionen mehrten sich, sowohl was ihre Zahl als auch die Höhe der Zahlungen betrifft. Am 19. Oktober 1803 verpflichtete sich Spanien zu einer jährlichen Zahlung von 72 Millionen. Portugal wurde gleichfalls finanziell außerordentlich stark in Anspruch genommen.

Die Summen, die Napoleon an Kontributionen zusammenbrachte, erreichten eine schwindelnde Höhe. Allerdings blieb nichts davon übrig, denn die Aufwendungen für die fast ständig im Kriege befindliche Armee verschlang auch Riesenbeträge. Man kann wenigstens nicht sagen, daß sich Napoleon aus den Kriegskontributionen persönlich stark bereichert hätte. Eine Entschuldigung für seine schamlosen Forderungen ist das aber nicht, denn es ist schließlich gleich, ob die erpreßten Summen für die Befriedigung einer maßlos gesteigerten Genußsucht oder eines ungeheuerlichen Ehrgeizes und einer ungezügelten Herrschsucht dienen.

Unter den Staaten, die besonders unter den Kontributionen zu leiden hatten, ist Preußen wiederholt sehr schmerzvoll in Anspruch genommen worden; auch die andern deutschen Länder — Bundesgenossen oder Feinde — wurden nicht geschont, ebenso mußte

Österreich wiederholt schwere Summen zahlen. Im Preßburger Friedensvertrag vom 26. Dezember 1805 wurde ebenfalls ein merkwürdigerweise geheimer Artikel aufgenommen, nach dem sich Österreich verpflichtete, die von der am 28. November ausgeschriebenen Kriegssteuer von 100 Millionen Franken noch restlichen 40 Millionen zu erlegen.

Bloß für den Umstand, daß Hamburg die beiden Irenführer Napper-Tandy und Blackwell infolge der Drohungen Rußlands an England ausgeliefert hatte, mußte diese Stadt als „Sühne" viereinhalb Millionen an Napoleon zahlen; irgendein Anlaß zu Geldforderungen wurde übrigens immer gefunden.

Wie Preußen von Napoleon ausgesogen wurde, ist aus der Geschichte bekannt. Ungeheuer waren die Kriegslasten, die diesem Lande von den Franzosen aufgebürdet worden sind. Nach der Niederlage von Jena und Auerstädt wurden Preußen zu den 100 Millionen Talern, die es schon hatte aufbringen müssen, weitere 150 Millionen Taler auferlegt, eine Riesensumme, die später auf 140 Millionen Franken herabgesetzt worden ist.

Nicht eingerechnet in diese Zahlen sind die ungeheuren Erpressungen, die in Form von Requisitionen begangen worden sind. Allerdings sollte vieles bar bezahlt werden, aber man blieb schuldig, was man konnte, wenn man es überhaupt der Mühe wert fand, ein Anerkenntnis über erhaltene Lebensmittel, Pferde, Futter und so weiter zu geben. Man fühlte sich Herr in deutschen Landen und nahm, was man nicht freiwillig darbot. Die Franzosen gaben in dieser Beziehung den Russen nichts nach, deren Vorgehen noch von der Zeit Friedrichs des Großen besonders in Küstrin in schaudervoller Erinnerung stand.

So gewaltig auch die Kriege der Wallensteinschen Epoche und der Napoleonischen Zeit den Geschichtsleser anmuten, sie sind verschwindend im Verhältnis zu dem gewaltigen Brande, der jetzt in Europa freventlich entzündet worden ist und dessen Riesenfeuer seine Funken bis nach den Küsten Afrikas und Chinas wirft, ja weit bis in die entlegenen Inseln Polynesiens. Die Zahl der Streitkräfte, die gegen Deutschland aufgeboten sind, übertreffen alle Riesenheere früherer Zeiten, und die Mittel, die dazu aufgewendet werden müssen, entsprechen an Höhe diesen ungeheuren Armeen.

Das Recht, Kontributionen zu erheben, ist rechtlich gewährleistet, und auch die Bestimmungen der Haager Friedenskommissionen stehen diesem Recht nicht entgegen. Doch ist es sehr die Frage, ob unsre Gegner sich jemals in dieser Hinsicht an bestimmte Vorschriften gebunden gefühlt hätten. Nach den Erfahrungen, die der Krieg gebracht hat, muß das mit einem sehr bestimmten Nein beantwortet werden.

Jedenfalls wurden die für einen Krieg vorgesehenen völkerrechtlichen Bestimmungen in keiner Weise innegehalten. Wie schon der Krieg durch Frankreich mit einem bewußten Bruch des Völkerrechtes begann, so vergeht kein Tag, an dem sich unsre Gegner nicht die ungeheuerlichsten Völkerrechtsbrüche zuschulden kommen lassen. Die ganze Art der Kriegführung ist eine dermaßen barbarische von seiten der Feinde Deutschlands, daß mit Bestimmtheit anzunehmen ist, daß auch in der Frage der Kontributionen die Feinde die alte Wallensteinsche und die Napoleonische Methode in Anwendung gebracht hätten. Man braucht nur auf den tückischen Franktireurkrieg, den Frankreich in Belgien organisiert hat, hinzuweisen, auf die Verwüstungen, die sich die Russen zuschulden kommen ließen, auf die Dumdumkugeln, die man gefunden hat, und noch viele andre Scheußlichkeiten mehr, um sich einen Begriff zu machen, wessen man sich hätte zu versehen gehabt, wenn es unsern Gegnern gelungen wäre, die Oberhand zu gewinnen. Daß dies nicht der Fall war, danken wir Gott und unsern braven Truppen, danken wir der Einigkeit der Deutschen, die sich wieder als ein unüberwindliches Bollwerk gezeigt hat.

Auch Deutschland als Sieger hat von seinem Rechte, Kontributionen aufzuerlegen, Gebrauch gemacht. Aber es hat niemals Requisitionen mit Kontributionen verwechselt. Was an Lebensmitteln, an Material, an Pferdefutter gebraucht wurde, das wurde auch bezahlt und nicht schlecht bezahlt. Wenn eine Stadt aber in heimtückischer Weise die Truppen überfällt, wenn die Stadtbehörden es nicht verhindern, daß die Bewohner aus

dem Hinterhalt auf die Soldaten, sogar auf Verwundete und Ärzte schießen, kochendes Wasser und siedendes Öl aus den Fenstern gießen, ja wenn es sich herausstellt, daß die Behörden an diesen Niederträchtigkeiten organisatorisch, ja selbst aktiv beteiligt sind, dann haben sie für den angerichteten Schaden aufzukommen. Und wenn, wie in Belgien das der Fall war, und auch in Frankreich und an der russischen Grenze, das Eigentum harmloser Deutscher oder Österreicher in roher Zerstörungswut vernichtet wurde, so haben die Länder, denen die Barbaren angehören, Ersatz zu leisten, und es ist nicht nur das Recht, es ist die Pflicht der einmarschierenden Sieger, für diesen Schaden Kontributionen aufzuerlegen.

Man hat daher auch genau zu unterscheiden zwischen Requisitionen, das sind Armeeerfordernisse, die im Feindesland beschafft werden müssen, jedoch bezahlt werden; jenen Kriegskontributionen, die einfach eine Kriegssteuer für Heeresbedürfnisse bedeuten und auch das eigne Land betreffen, und den Kontributionen, die als Strafe, richtiger als Schadenersatz von den okkupierten Städten und Ländern eingehoben werden. Und nur die Brutalität unsrer Gegner macht diese letztern in steigendem Maße erforderlich: der materielle Schaden, den wir erleiden, wird vergütet werden müssen; der moralische Schaden, mit dem die Feinde aber aus diesem Kriege herausgehen werden, er wird als Schandmal noch lange an ihnen haften.

Auf Vorposten

Nach einem Gemälde von A. Roloff

Bilder von den Kriegsschauplätzen

Verein. Photo-Bureaus, Amsterdam

Die Königin Wilhelmine von Holland spricht mit einem Funkentelegraphisten

Erbeutete russische Munitionswagen werden von deutschen Soldaten auf ihren brauchbaren Inhalt geprüft

Zum Bombardement der englischen Küste: Der zerschossene Speisesaal des Grand Hotel in Scarborough

Eines der größten französischen Belagerungsgeschütze, das unsern deutschen 42-Zentimeter-Brummern gleichkommen soll (?)

Unsre drei Kriegs-kameraden

Vitus Hitzler war bayrischer Reservist, hatte aber während eines Gefechtes in den Vogesen sich derart mit den Feinden beschäftigt, daß diese alles versuchten, den mit Messer und Fäusten kämpfenden Bavarois in ihre Hände zu bekommen. Dies gelang ihnen nun allerdings nicht, denn ob auch der Vitl schon zu Boden gerissen war, er stach mit seinem „Knicka" derart um sich und gebrauchte seine Gebirglerfäuste mit solcher Wucht, daß die feindliche Meute immer wieder erschrocken zurückwich. „Warts, ös Sakra!" spie Vitl Gift und Galle, weil ein französischer Gewehrkolben etwas unsanft sein rechtes Auge getroffen und sogar Vitls Prachtexemplar von einer bayrischen Nase zerschmettert hatte. „Warts, ös Luda — enk kimm i!" und obwohl sich die Bayern bereits überall zurückzogen, stürzte Vitus wütend den vor ihm fliehenden Rothosen nach. Diesmal aber waren ihrer zu viele, und sie hätten den allzu Waghalsigen wirklich lebendig erwischt, wenn nicht der Aigner-Wastl, Vitls Schul- und Kriegskamerad, schnell zu Hilfe gekommen wäre. Zwei Messer, vier Fäuste und ebenso viele Stiefelabsätze sowie die Zähne des treuen Schäferhundes Tyras aber schafften nun mit vereinten Kräften Luft. Und dann kamen auch wieder Kameraden, mischten sich mit kräftigen Hieben unter die Feinde und zwangen diese zu eiligem Rückzug. „Ah, dör Höllsakra!" lachte Vitl seinen Freund Wastl an, und das zottige Fell des ebenfalls kampfbegeistert glühenden Tyras streichelnd, meinte er fortfahrend: „Guat, daß ihr zwoa komma seids — denn dösmal hat's anständi g'flitzt — d' Nas'n ist scho flöt'n ganga!" — „Macht nix, Vitl, denni hat's mehr als a oanzige Nas'n kost't, aba grad recht — warum müaßn s' grad immer mit uns Boaern anbandln, wann ma unsa Ruah hab'n möcht'n!" Lachend wandten sich die drei unzertrennlichen Kriegsgefährten nach diesen Worten um und suchten nach ihrem Truppenteil. Doch der war nicht zu finden, das Kleeblatt war im Kampfe allzuweit davon abgekommen, und so trat denn Vitl rasch entschlossen auf den Chef einer sich ebenfalls zurückziehenden Kompagnie zu mit der Meldung: „Herr Oberleitnant, wir find'n die Unsan nimma, dürf ma uns net do glei anschliaßn?" Der also Gefragte ließ seine Blicke auf den Landsmann und von diesem auf seine beiden arg mitgenommenen Begleiter fallen und meinte dann lachend: „Ja, aber ihr g'hört doch alle drei ins Lazarett!" — „I wo!" mischte sich nun auch Wastl ein. „Z'weng dö paar Dall'n — dös wär sauba!" – „Gelt, Freund, da hätt da Kini bald koane Soldat'n nimmer, wenn ma dösweg'n d'Raaferei glei satt kriagat!" ließ sich Vitus wieder vernehmen, und der Führer der Landwehrkompagnie lachte: „Gut verbinden lassen — ich kann solche Leut wie euch schon gebrauchen!" Wir Landwehrleute sollten bald erfahren, daß wir in dem sonderbaren Kleeblatte sehr gute und zu allem gebrauchbare Kameraden erhalten hatten. Es war gegen Abend desselben Tages, als unsre Kompagnie Befehl erhielt, in Richtung Coincourt, Parroy Vorposten auszustellen. Die Mannschaft war von den häufigen Scharmützeln der letzten Tage vollständig ermüdet, und so meinte unser Alter, es sollten einmal die Köche, Metzger, der Kompagnieschreiber und alle sonstigen etwas mehr ausgerasteten Leute für die Nacht Posten beziehen. Alle taten dem Alten gern diesen Gefallen, und er wußte, verlassen konnte er sich auch auf seine

Drückeberger, wie er diese Kommandierten oft scherzhaft nannte. Der Kompagniefeldwebel übernahm die Vorpostenausstellung. Da, kaum waren wir abmarschiert, zeigte es sich, daß unser mehr waren, als ursprünglich vorgesehen wurden. Der Hitzler-Vitus und sein Freund Aigner hatten sich samt ihrem Tyras dem Vorpostentrupp freiwillig angeschlossen. Alles Zureden des Feldwebels nützte nichts, die drei wollten dabei sein, im Falle es etwas gäbe, und sie fänden auch draußen ein Plätzchen, um auszurasten, vielleicht sogar zum Schlafen, während ihr Tyras schon die nötige Wachsamkeit pflegen würde. — Also ließ man das Kleeblatt nicht nur mitziehen, sondern der Feldwebel wies mich sogar mit ihnen auf einen besondere Umsicht erfordernden Posten. „Wie gesagt — gebt ja recht Obacht — ihr seid an zu besonderer Vorsicht empfohlener Stelle, und ich hoffe, daß ich mich auf euch verlassen kann. Für rechtzeitige Ablösung werde ich schon Sorge tragen!"

Mit diesen Worten hieß uns der Vorgesetzte in der angewiesenen Richtung gegen den Wald von Parroy vorrücken.

Der Befehl war nach meinem und meiner Begleiter Geschmack, und Vitus Hitzler bekundete seine Genugtuung mit den Worten: „Feit nix, Herr Feldwebl — aba das mit der Oblöserei laß'n S' nur sei — i und meine Kamerad'n halt'ns scho die ganz Nacht durch aus!"

Der Feldwebel ließ uns auf dieses hin ziehen. Als wir den hochgelegenen Waldrand erreicht hatten, streichelte Wastl seinen Hund und flüsterte dem aufmerksam die Ohren spitzenden Tier einige Worte zu. Sogleich stob dieser fort, in den Wald hinein. Nach zirka zehn Minuten kam er wieder zurück und legte sich ruhig zu seinem im Grase liegenden Herrn. — „Im Holz is sauber!" meinte dieser gelassen, und als ich trotzdem mein Bedenken bekundete, fuhr der Kamerad fort: „Nix, Freund, da drin is sauba, sonst legat sich mein Tyras net so ruahi doher! — Auf den dürf ma uns verlaß'n. Gelt, Vitl!" Der Gefragte bejahte, und ich gab mich erstaunt damit zufrieden.

Wortlos lagen wir drei nebeneinander im Grase und spähten in das nächtige Dunkel, als plötzlich der Hund vor seinen Herrn hinkroch. „Brav, Tyrasl — hob di scho — also los, zoag uns 'n Weg!" lispelte dieser dem Tier zu, und letzteres schlich sich geduckt, langsam durch die Felder, während ich und die Kameraden, auf dem Bauche liegend, nachkrochen.

Unsern eigenartigen Führer nicht aus den Augen lassend, war ich auf die kommenden Dinge gespannt. Tyras setzte auf einmal eilig den Hang hinunter und kam nach einiger Zeit schweifwedelnd wieder. „Paßt auf — da drunt ist epp's B'sonders los!" erklärte Kamerad Aigner das sonderbare Verhalten seines Hundes, und entschlossen gingen wir nach kurzer Beratung der Sache auf den Grund. Wir mochten zirka dreihundert Meter zurückgelegt haben, als wir an einem Feldwege anlangten. Tyras sprang denselben eine kurze Strecke entlang, kehrte wieder zurück und legte sich still zu seinem zwischen Ackerfurchen versteckten Herrn. Kopfschüttelnd beobachtete ich dies alles, als plötzlich am Wege vor uns eine sich langsam nähernde dunkle Masse auftauchte.

„Herrgott, Feinde!" rief ich, aber rasch legte sich Aigners Hand auf meinen Mund. — „Abwarten, wieviel ihrer sind — geschossen darf nicht werden!" — Ich hatte die Gedanken meiner Kameraden erraten. Indes kam die dunkle Masse näher. „Requiriertes Vieh!" flüsterten sich meine Freunde zu. „Falls i a Zoacha gib, springt jeder auf sein Mann zua — wenn's z'viel san, bleib'n ma lieg'n und laß'n s' vorbei!" raunt Hitzler. Da waren die Fleischrequisiteure auch schon bei uns angekommen. Ahnungslos zogen sie vorüber. „Sechse san's ohne die fünf Treiba!" — „Dös geht, Vitl!" — „Also los — ös zwoa glei vorn hin und mit Tyras hint — aba grad zuahaun. Verstanden!" Ich hatte verstanden, und mit ein paar Sätzen standen wir im nächsten Augenblicke mitten drin in der Kolonne. Zu meiner eignen Schande muß ich gestehen, daß das, was sich nun blitzschnell vor meinen Augen abspielte, mich derart verblüffte, daß ich keinen Handstreich vollziehen konnte und die Feinde mich ruhig hätten niederschlagen können, wenn nicht die beiden Gebirgler und deren Begleiter Tyras ihre Aufgabe aus dem Effeff verstanden haben würden.

Ehe ich mich also versah, hatte Tyras den ersten Franzmann an der Kehle gefaßt und zu Boden gerissen, ebenso einen zweiten und dritten. Wastl und Vitus

ließen ihre Gewehrkolben auf die Köpfe der fassungslos dastehenden Franzmänner niederschmettern und griffen, als diese sich endlich zur Gegenwehr anschickten, in die Stiefel nach ihren Messern. — Kaum drei Minuten waren verstrichen, da lagen sechs der Feinde tot oder schwer verwundet am Boden, und die übrigen hatten, ihre requirierten Rinder im Stiche lassend, das Weite gesucht. Erst die aus dem Felde erschallenden Schüsse weckten mich aus der Erstarrung. „Hölldeixl — Freunderl, du hast zweni zuagriffa, und iatzt alarmiert dö entwischte Gesellschaft ihre Kameraden!" meinte Hitzler gutmütig. „Ös zwoa treibts dö Viecha schnell zruck zur Kompagnie — i paß der weil mit 'm Tyras auf, was nachkimmt!" befahl Aigner.

Das Zurücktreiben ging aber nicht so einfach. Die Tiere erwiesen sich als erschreckt, störrisch, und erst nachdem sie an den um ihre Hälse hängenden Stricken zusammengekoppelt waren, und Tyras seine ihm vortrefflich eignen Treiberdienste eine Zeitlang hergegeben hatte, gelang es, in eiligem Tempo unserm Quartierorte Geistkirchen zuzustreben.

Als Tyras eine hübsche Strecke Dienste geleistet hatte, sagte mein Begleiter zu ihm: „Suach 's Herrle!" und freudig winselnd kehrte das Tier um und rannte in der entgegengesetzten Richtung zurück. Wir kamen mit den erbeuteten Tieren wohlbehalten in unserm Quartierort an, und mein Kamerad Hitzler weckte alsogleich den Verpflegsoffizier, der sich ob des Fanges sehr erfreut zeigte. Während man noch erzählte, wie die Beute den Franzmännern abgejagt wurde, kam Tyras eiligen Laufes daher und drängte sich an Wastls Freund, den Hitzler-Vitus. „Na laß schaug'n, was los is, Tyrasl!" streichelte dieser, und der Hund ließ ein verständnisvolles Bellen ertönen, als Vitus ihm ein im Halsband untergebrachtes Blatt Papier abnahm. — „Vitl — schnell alarmiern lass'n — der Feind ruckt gegen unser Quartier zua vor. Zirka zwei Batlon is er stark," las der Empfänger diese Botschaft laut vor, und sofort begab sich der erstaunte Verpflegsoffizier zum Ortskommandanten, um ihm diese unter nicht alltäglichen Umständen erstattete Meldung eines Vorpostens zu übergeben.

Sofort rückten die zur Verfügung stehenden Mannschaften ab und erwarteten den ankommenden Feind in gesicherter Stellung. Der geplante nächtliche Überfall wurde glänzend abgewehrt, und dazu hatten Aigner und sein Tyras nicht das wenigste beigetragen.

Wenige Tage nach diesem Vorfall erfuhren unsre neugewonnenen Kameraden den Aufenthalt ihres Truppenteils wieder und nahmen deshalb von uns Abschied. Da zeigte es sich denn, wie lieb alle das treffliche Kleeblatt hatten.

Jeder einzelne unsrer Kompagnie drückte den scheidenden Gebirgssöhnen die Hände, und viele Augen blickten — man lache nicht — auch dem scheidenden treuen Tyras schmerzlich nach. G. H.

Kleine Weisheiten für große Kinder

Von Heinrich Lichtenbaum

Maulwurf und Eule

Eine Nachteule fand eine Brille und bot sie dem Maulwurf zum Kauf an.

„Kein übles Instrument," versetzte der Maulwurf mit Kennermiene, „aber die Fassung gefällt mir nicht."

*

Eigennützige Anerkennung

„Die Bienen verdienen die größte Achtung," sagte der Bär zur Spinne, „denn sie geben ihr Bestes her."

„Warum schonst du dann nicht die Schafe, die das nämliche tun?" fragte die Spinne.

„Die Schafe?" erwiderte der Bär empört. „Was fange ich denn mit ihrer Wolle an?"

*

Darum

„Nichts schützt vor der Habgier der Menschen," klagte die Zwiebel; sogar mein scharfer Saft macht mich ihnen begehrenswert."

„Ach so," sprach die Wanze erleuchtet, „jetzt weiß ich, warum die Menschen so eifrig nach mir jagen."

Unser Kreuzer „Karlsruhe“ versenkt einen englischen Frachtdampfer im Atlantischen Ozean durch Öffnen der Bodenventile. Nach einer Originalzeichnung von Paul Direng

Klar zum Gefecht!

Der Durchbruch der „Nürnberg" zum Geschwader des Grafen v. Spee

(Mitgeteilt von Maxim Hauschild)

Mit anbrechendem Morgen fuhren wir am 31. August in den Hafen von Honolulu ein. Die guten Großstaatsbürger rissen erstaunt die Augen auf, als sie unser kleines, schmuckes Kriegsfahrzeug hereindampfen sahen. Auch sie waren auf funkentelegraphischem Wege genau davon unterrichtet, daß es draußen auf dem Ozean ganz in der Nähe der glücklichen Inselbewohner für deutsche Kriegs- und Handelsschiffe nicht recht geheuer sei. Da waren vor allem der australische Panzerkreuzer „Australia" und der englische Torpedobootzerstörer „Marego", die uns gar zu gern mal einen eisernen Morgengruß gesandt hätten.

Leider hatten wir aber diesen Herrschaften mit ihren schwerfälligen Kähnen einen dicken Strich durch die Rechnung gemacht, indem wir, die volle Geschwindigkeit unsres kleinen wackeren Kreuzers ausnützend, kreuz und quer durch den Ozean sausten, bis wir außer Sicht kamen. Dabei hatten wir später noch die günstige Gelegenheit, zwei respektablen englischen Handelsschiffen, nach Übernahme der Mannschaft, ein seliges Ende durch ein paar wohlgezielte Schüsse zu bereiten. Die braven britischen Kapitäne fluchten nicht schlecht, als sie auf einem alten chilenischen Kohlendampfer, der unsre Route kreuzte, unfreiwilligen Aufenthalt nehmen mußten.

Es war ihnen das Fahrwasser als unbedingt sicher gefunkt worden. Die Anwesenheit der großen australischen und englischen Kriegsschiffe boten ihnen eine scheinbare Garantie gegen „kleine Belästigungen" durch deutsche Kreuzer; sie meinten, so weit würden deutsche Schiffskommandanten die Verwegenheit doch nicht treiben, trotzdem sie schon kitzlige Stückchen der „Karlsruhe" erfahren hatten.

In großer Eile wurden nun die Vorbereitungen zur Einnahme von Kohlen und Proviant getroffen.

Alles war in bester Stimmung und voller ehrlicher Begeisterung, die noch erhöht wurde, als es anfing, an Bord unsres Schiffes von seiten unsrer Landsleute geradezu Liebesgaben zu regnen.

Aber auch die Herren und Damen der amerikanischen Kolonie wetteiferten darin, uns kleine Gefälligkeiten und Gaben für die Mannschaft zukommen zu lassen.

Der Höhepunkt der Begeisterung wurde aber erreicht, als sich bei uns vierzehn Freiwillige und Reservisten der deutschen Kolonie meldeten, welche bisher durch den englischen Reservistenfang auf dem Meere keine Möglichkeit hatten, in die Heimat zu gelangen, um an dem Kampf fürs Vaterland teilzunehmen.

Unser Schiffsarzt untersuchte die Kriegsfreiwilligen, die zu ihrer größten Freude alle als tauglich befunden und den Registern einverleibt wurden.

Durch einige zufällig in unsre Hände gelangte Nummern der deutschen Valparaisoer Zeitung erfuhren wir, daß es doch nicht so schlimm um Deutschland steht, wie sonst die englischen und englandfreundlichen Zeitungen prahlerisch berichteten.

Zwar hatte keiner von uns in Wahrheit an diese deutschfeindlichen Märchen geglaubt, es war uns aber doch eine freudige Genugtuung, daß sich die Wahrheit auch im lateinischen Amerika langsam Bahn brach.

Wir hätten laut Völkerrecht und Seegesetz noch bis zum andern Morgen 7 Uhr Zeit gehabt, den Hafen zu verlassen, aber da wir in fieberhafter Eile und in unglaublich kurzer Zeit Unmengen von Proviant und Kohlen übernommen hatten, kam der Befehl, uns gegen Abend

zur Abfahrt bereitzuhalten, zum größten Schmerze der deutschen Kolonie, die uns noch gerne längere Zeit als Gäste dabehalten hätte. Aber die Pflicht rief ...

Unser Kommandant, Kapitän von Schönberg, wußte schon, was er tat, das wurde uns einige Stunden später klar.

Punkt 9 Uhr 20 Minuten glitt unsre brave „Nürnberg" im Dunkel der Nacht zum Hafen hinaus, begleitet von den brausenden Abschiedsrufen unsrer Landsleute und den begeistert gesungenen Strophen der „Wacht am Rhein", in welche die anwesende Menge hingerissen mit einstimmte.

Der letzte, welcher unser Schiff verließ, war der Konsul Rodick, dem unser Kapitän vor versammelter Mannschaft die stolzen Worte mit auf den Weg gab: „Die „Nürnberg" mag unser Grab werden, aber wir werden uns niemals ergeben!"

Diese Worte, welche wohl jedem von uns aus dem Herzen gesprochen waren, erschütterten den Konsul tief, er konnte unserm furchtlosen Führer nur noch wortlos die Hand drücken, ehe er von Bord ging.

Ob er wohl jemals unsre „Nürnberg" wieder betreten wird — wer weiß? Aber wenn wir nicht wiederkehren, dann wehte bis zum letzten Augenblicke stolz die deutsche Kriegsflagge und hat sicher so manchen Feind mit hinunter auf den Grund gezogen.

Mit gänzlich abgeblendeten Lichtern und „klar zum Gefecht" glitten wir wie ein Gespensterschiff in die dunkle Nacht hinaus, um den „sogenannten" Beherrschern des Meeres tüchtig zum Tanze eins aufzuspielen.

In die langsam verklingenden lieben deutschen Weisen klang noch leis herüber: Lieb Vaterland, magst ruhig sein! Dazwischen mischte sich ein dreifaches donnerndes Hurra, welches uns die Besatzung des im Hafen liegenden amerikanischen Kreuzers „South Dakota" nachsandte.

So glitten wir zum Hafen hinaus. Wohin?! Das wußte niemand. Aber wir alle waren davon überzeugt, es ging zu einer Todes- oder Siegesfahrt.

Alles war „klar zum Gefecht!" Vorbereitet zu einem eventuellen Kampf mit einem übermächtigen Gegner.

Trotz des Ernstes der Situation sah man nur freudig erregte, erwartungsvolle, frohe Gesichter, keine Spur von Todesfurcht!

Endlich erfuhren wir auch, um was es sich handelte; so allein konnten wir keinen Kampf mit einem Geschwader aufnehmen, wir mußten vielmehr versuchen, auf jeden Fall durchzubrechen, um uns mit den auch in diesen Gewässern befindlichen großen deutschen Kreuzern, ich glaube, es sollten „Scharnhorst" und „Gneisenau" in der Nähe sein, zu vereinigen.

Einige Stunden fiebernder Ungeduld und steter Kampfbereitschaft vergingen, als am Horizont eine ziemlich klare, dunkle Silhouette und einige Lichter auftauchten, denen sich noch bald, immer näher kommend, andre Schiffe zugesellten, deren Scheinwerfer im Dunkel der Nacht über der Wasserfläche hin und her huschten.

Freudige Erregung ergriff uns alle: da hatten wir ja das ganze feindliche Geschwader, jetzt hieß es: durch! oder ...?

Mit voller Kraft, aber selbstverständlich immer noch ohne daß ein Lichtschimmer von uns ausging, so sausten wir gespensterhaft geradezu dem feindlichen Geschwader entgegen. Jeder Mann stand mit gespannten Nerven an seinem Platz, die Bedienungsmannschaft an ihren Geschützen.

Schon in ziemlicher Nähe, wurden wir immer noch nicht bemerkt. Endlich wurde es drüben lebendig, der total überraschte Feind hatte uns jetzt bemerkt.

In sausender Fahrt ging es weiter! Durch ... durch ... Hurra!

Die verschlafenen Herren Engländer, die uns keinesfalls so früh erwarteten, hatten kaum Zeit zu manövrieren und sich vor allem zu orientieren, da waren wir schon vorbei!

Ohne einen einzigen Schuß passieren wir die feindlichen Linien, und hinaus geht es in den ... offenen Ozean!

Endlich knallen einige Schüsse hinter uns her, die wir lachend akzeptieren, denn wir sind in sicherer Entfernung, und ehe der Feind Zeit findet, sich einzuschießen, schon lang außer Sichtweite!

Der Mond geht strahlend auf wie in einem Märchen von Tausendundeiner Nacht, unirdisch, poetisch, aber wir haben keine Zeit dazu, weiter geht es in sausender Fahrt unsern Waffenbrüdern zur See entgegen, und leise klingt uns noch der Abschiedsgesang ins Ohr: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!"

Krieg und Briefmarkensammler

Von Dr. Kamnitzer

Österreichische Kriegsmarke mit Jahreszahl 1914, die zugunsten des Roten Kreuzes 7 statt 5 Heller kostet

Ungarische Kriegsmarke mit 2 Heller Aufschlag. Überdruck: Kriegsfürsorge Witwen und Waisen 2 Fillér

Aus allem Übel immer noch etwas Gutes herauszufinden, ist das Zeichen einer glücklich veranlagten Natur. In diesem Sinne sind es die Markensammler alle. Trotz der Furchtbarkeit eines bisher unerhörten Kriegs bringt er den Markensammlern Anregungen, deren er sich freut. Bieten sie ihm doch eine willkommene Abwechslung, der er sich gern hingibt.

Aus der Fülle der bisher bekannt gewordenen Änderungen auf dem Gebiete der Philatelie seien hier solche herausgegriffen, die von allgemeinem Interesse sein dürften.

Daß die Marken von Belgien verschwunden sind, weiß ein jedes Kind. An ihre Stelle sind die Marken des Deutschen Reiches getreten zu 3, 5, 10, 20 Pfennig. Sie führen als Kennzeichen den schwarzen Überdruck: Belgien, 3, 5, 10, 25 Centimes. Sinnentsprechend gibt es die Postkarten zu 5 und 10 Pfennig mit demselben Aufdruck, den die gleichen Markenwerte tragen.

Schon weniger bekannt dürfte sein, daß die Türkei mit als erstes Zeichen, sich von allem Ausländischen freizumachen, die fremden Postämter innerhalb ihrer Grenzen schloß. Anläßlich der Aufhebung wurde eine Sonderausgabe geschaffen mit einem zweizeiligen türkischen Aufdruck in arabischen Lettern, dessen Übersetzung lautet: Aufhebung der Kapitulationen.

In besonderem Maße bedient sich die Wohltätigkeit der postalischen Ausgaben, um Geldmittel für ihren Zweck flüssig zu machen. Was die Menge dieser Ausgaben anlangt, marschiert unser Bundesgenosse Österreich-Ungarn voran.

Es verausgabte zugunsten des Roten Kreuzes zwei Marken zu 5 und 10 Heller Nennwert mit dem Bildnis des Kaisers und der Jahreszahl 1914. Die Marken werden mit einem Aufschlag von 2 Hellern verkauft, der dem Roten Kreuz zufällt.

Die neuen türkischen Marken. Überdruck in arabischen Buchstaben: Aufhebung der Kapitulationen

Zur Unterstützung von Witwen und Waisen Kriegsgefallener überdruckt Ungarn seine Serie von 1 bis 25 Fillér. Der Überdruck heißt in der Übertragung: Kriegsfürsorge. Witwen und Waisen 2 Fillér — und ist für alle Marken rot, für die rote 10-Fillér-Marke grün.

Monakos Rote-Kreuz-Marke

Zwei bosnische Marken, die ebenfalls zu wohltätigen Zwecken mit 7 und 12 anstatt mit 5 und 10 Hellern verkauft werden

Eine Parallele bilden die 5- und 10-Heller-Wertstufen der Landschaftsausgabe Bosnien von 1906. Zwischen zwei primitiven Zieraten wurde die Jahreszahl 1914 und darunter 7 beziehungsweise 12 Heller in roter Farbe aufgedruckt. Diesen offiziellen Ausgaben hat Deutschland zwei halboffizielle Karten gegenüberzustellen, halboffiziell insofern, als die Karten von der Leitung des Roten Kreuzes herausgegeben werden, aber zum Verkauf an den Postschaltern zugelassen sind. Die Rote-Kreuz-Karte des Deutschen Reichs trägt auf der Vorderseite die Inschrift: „Deutsche Kriegskarte 1914", ein rotes Kreuz und die Worte: „Auf Befehl S. M. des Kaisers zugunsten des Roten Kreuzes." Die Rückseite zeigt das Brustbild des Kaisers und die Worte: „Ich kenne keine Parteien mehr, kenne nur noch Deutsche. Coblenz, 26. 8. 14. Gez. Wilhelm I. R."

Bayerische Rote-Kreuz-Karte

Rote-Kreuz-Marke in Marokko

Russische Marke mit deutschem Poststempel

Französische Rote-Kreuz-Marke

Neben dieser Karte erschien eine Rote-Kreuz-Karte für Bayern. Auch sie trägt den Aufdruck: „Kriegskarte 1914", ein rotes Kreuz mit der Überschrift: „Zugunsten des Roten Kreuzes", die Rückseite trägt das Bildnis König Ludwigs III. und als Unterschrift die Worte: „Viel Feind', viel Ehr'".

Die neuen belgischen Marken

Beide Karten werden mit 15 Pfennig verkauft, von denen 10 Pfennig dem

Roten Kreuz zugeführt werden.

Zur Vervollständigung sei hier eingefügt, daß auch Österreich eine „Kriegskarte“ hat, wenn auch keine „wohltätige“. Es ist die bekannte Jubiläumskarte 1908 mit dem Kniebild des greisen Kaisers Franz. Zu der Veranschaulichung ihres heutigen Zweckes trägt sie auf der Vorderseite eine stilisierte Kaiserkrone mit der Unterschrift: Viribus unitis.

Belgische Marke mit deutschem Poststempel

Zum Schluß und als Unika seien hier je eine belgische und eine russische Marke gebracht, die deutsche Abstempelung zeigen.

Die Marken der Kriegsjahre 1914/15 werden einst hohen Wert erhalten.

Sammler dürfen daher nicht zögern mit der Bestellung.

Galizier. Von Leo Heller

Teplitz-Schönau, im Januar.

Die Lokalblätter meldeten die Ankunft von nahezu zweitausend galizischen Flüchtlingen. Schon vorher hatten tüchtige, werkfreudige und opferwillige Menschen Vorsorge getroffen, daß die Ankömmlinge alles vorfanden, was zur Befriedigung ihrer ersten Wünsche am nötigsten war. Die Regierung zahlt 70 Heller pro Kopf. Das ist viel, um einen Menschen vor dem Hunger zu bewahren, aber wenig, um ihm ein Heim zu bereiten und ihn mit Kleidung und Einrichtungsstücken zu versehen. Und von den Galiziern hieß es, daß sie auf der Flucht vor den Russen wenig mehr als ihr nacktes Leben gerettet hätten. Es galt also nicht nur, dieses oder jenes zu tun, um das Elend der Vertriebenen und heimatlos Gewordenen zu lindern, es mußte alles getan werden, um den Ärmsten der Armen tatkräftig zu helfen. Darum wurden Sammlungen eingeleitet, und es war tatsächlich staunenswert, mit welchem bedeutenden Erfolg sie schlossen. Da waren ganze Berge von Männeranzügen und Frauenkleidern geschenkt worden, eine unermeßliche Anzahl von Wäschestücken, Matratzen, Schuhen, zahlreiche Möbel. Aus einem Korb mit Strümpfen, Kragen und Krawatten wurde ein einwandfreies Damenmieder hervorgeholt . . .

Draußen in den Dörfern, die um Teplitz herumliegen, waren die Galizier untergebracht worden. In leerstehenden Fabrikräumen, zumeist aber in Gasthäusern, in denen sich ein Tanzsaal befand. In langen Trupps hatten die Polen in die dreizehn Stationen, die man ihnen als Aufenthaltsort angewiesen hatte, ihren Einzug gehalten.

Ich bin an einem Freitag in das Polenlager Wistritz, einem Dörfchen in der Nähe des klimatischen Kurortes Eichwald, hinausgefahren. Ein Junge hatte mir den Weg zum Gasthaus „Zum Kronprinz Rudolf“ gewiesen. „Dort sind die Juden!“ hatte er gesagt, „die nur Eier essen wollen und die so komische Locken über die Ohren hängen haben!“

In dem großen Saal, der schon im Halbdunkel eines vorgerückten Herbstnachmittags lag, gab es ein ruheloses Hinundher. Männer-, Frauen- und Kinderstimmen klangen durcheinander. Man nahm keinerlei Rücksicht auf den Eintretenden. Die Männer, im Kaftan und den breitkrempigen Hut auf dem Kopf, wanderten, die Hände auf dem Rücken, in dem Raum auf und ab, die Frauen standen in Gruppen und redeten unter heftigen Handbewegungen aufeinander ein, und die Kinder hingen an den Röcken der Mütter. An der einen Längswand des Saales

standen ein paar Kinderbetten, das ganze Mobiliar des weiten Raumes.

Ich stand in diesem Gewirr von Stimmen und schallenden Schritten, die von „Halbasien" ausgingen, ich sah diese seltsamen Menschen vor mir, von denen man sonst so gern mit einem verächtlichen Lächeln spricht, ich sah den feststehenden Typus des polnischen Juden in mehr als hundert Typen vor mir: das verkörperte Leiden, die verkörperte Ohnmacht gegen alles, was raub- und mordgierig auf sie eindringt.

„Tate, Tate!" rief ein blondhaariges Mädel, indem es auf einen schlankgewachsenen Mann mit schwarzem Vollbart zulief und seine Knie umschlang. Und der „Tate" bückte sich und hob das Kind zärtlich zu sich empor und sah es mit seinen großen, dunklen Augen, deren Wehmut aus einem blassen und zarten Gesicht hervorsprach, traurig an.

Halbasien?

Diese Männer, die an mir vorübergingen, tragen alle lange Bärte und haben alle die gleichen bleichen Gesichter und die gleichen tiefen Augen voll Schwermut, wie der junge Mann, der sein Kind zu sich emporgehoben und liebkost hatte. Es sind viele hohe Gestalten unter ihnen, die freilich gebeugt sind, als ob sie eine schwere Last trügen. Der Kaftan schlottert um ihre Glieder. Als Kopfbedeckung dient ihnen zumeist ein schwarzes Seidenkäppchen, auf dem der breitrandige Plüschhut oder eine Persianermütze sitzt. Die Füße und ein Teil der Beine stecken in hohen Schaftstiefeln. Diese Tracht wird von den Greisen, von den Männern und Jünglingen und von den Knaben getragen. Wie possierlich nahm sich der galizische Dreikäsehoch aus, der mit großem Stolz seinen Kaftan trug und unter dessen Hut sich die werdenden „Pajes" neckisch hervorringelten.

Typen aus Galizien

Frauen und Mädchen unterscheiden sich vor allem durch den schroffen Gegensatz, der sich in ihrem Äußern kundtut. Während es unter den Mädchen ausgesprochene Schönheiten gibt, ausdrucksvolle und zugleich liebliche Gesichter und Gestalten, die trotz der dürftigen und kaum auf kokette Wirkung berechneten Kleidung, voll Anmut und Biegsamkeit erscheinen, sind die meisten der Frauen von unangenehmer Häßlichkeit. Man erblickt Frauen, die man

für fünfzig und sechzig Jahre halten könnte, die aber in Wirklichkeit das dreißigste Lebensjahr kaum überschritten haben. Es scheint, als ob diese Wesen mit dem Augenblick, in dem ihr zumeist reiches Haupthaar der Schere zum Opfer gefallen ist (es entspricht einer uralten Sitte, daß den polnischen Jüdinnen am Tage der Trauung das Haar abgeschnitten wird; von da ab tragen sie Perücken, die zumeist aus ihrem früheren Haar hergestellt sind), all ihren Reiz, das Schwebende ihres Ganges und die Zierlichkeit ihrer Bewegungen verloren hätten. Im Kreise der Frauen bemerkte ich eine, die im Verhältnis zu den übrigen noch ziemlich jung aussah. Es war eine Witwe von 35 Jahren, die bereits einen einundzwanzigjährigen Sohn ihr eigen nannte. Sie hatte als Mädchen von 13 Jahren einen fünfzigjährigen Mann geheiratet und ihm trotz des Altersunterschiedes acht Kinder geschenkt. Ein richtiger Kindersegen scheint bei den Galiziern übrigens erst bei der Zahl „acht" zu beginnen. Ich hörte, daß man von einem Ehepaare, dem nur fünf Kinder zuerkannt worden waren, mit einem gewissen Ton der Verachtung spricht ...

Ich hatte schon eine geraume Weile im Saal verbracht, als man meiner Anwesenheit Beachtung schenkte. Herr Leib Nuchem Baruch, ehemaliger Schuhwarenhändler aus Ustrzyki, hatte mich im Vorüberwandern ein paarmal fest ins Auge gefaßt, seine zuerst eiligen Schritte waren immer langsamer und langsamer geworden, bis er endlich vor mir stehen blieb.

„A scheiner Tog heit!" begann er.

Obschon der Tag nichts weniger als schön war, wollte ich Herrn Leib Nuchem Baruch nicht gleich, nachdem wir miteinander Bekanntschaft geschlossen hatten, widersprechen. Also nickte ich mit dem Kopf. Baruch faßte dieses Zeichen der Zustimmung von seiner sympathischesten Seite auf.

„A scheines Leben," sagte er und wies mit dem Zeigefinger auf die bewegliche Menge seiner Landsleute. „Wos hat der Gott unsrer Väter mit uns ongericht'!" Und nun wurde Leib Nuchem Baruch immer vertraulicher und vertraulicher, und weil die andern sahen, auf welch gutem Fuß Herr Baruch und ich miteinander standen, kamen sie einer nach dem andern herbei, und bald hatte sich um uns ein dichter Kreis gebildet.

Auf diese Weise machte ich die nähere Bekanntschaft der Herren Calet Baumwollspinner, Lazar Gewürtz, Sacher Nachtigaall, Mendl Borgenicht, Berl Geldzeiler, Hersch Tannenbaum und Leiser Holzmann, sämtlich aus Ustrzyki. Viele von ihnen sprachen in einer Sprache, die mir trotz aller Anstrengung nicht verständlich war, aber einige hatten im Lauf ihres Lebens bildende Geschäftsreisen nach Lemberg, Przemysl und Wien unternommen und sich im Verkehr mit Geschäftsfreunden eine umfassende Kenntnis der deutschen Sprache angeeignet. Ich bedurfte also keines Dolmetschers, als mir Leib Nuchem Baruch, Hersch Tannenbaum und Leiser Holzmann von ihren Erlebnissen berichteten. Herr Baruch hatte sich gerade von Wien einen Posten Schuhwaren um „zwatausend Gülden" schicken lassen, da waren die Kosaken in Ustrzyki eingeritten. Es dauerte nicht lang, da ging die Klingel an seiner Geschäftstüre und zwei Kosakenoffiziere betraten den Laden und forderten die Vorlage einiger Stiefel.

„Wos kost'n die?" fragte der ane Offizier und hat auf ein Poor scheine Kolblederschuh gezeigt. „Acht Gülden, Eier Gnaden, Herr Offizier," hob ich gesagt. Und der andre zeigte auf ein Poor prima Damenstiefelchen: „Was kost'n die?" „Sechs Gülden, Eier Gnaden, Herr Offizier," hob ich gesagt. Hob'n die beiden Geld a'f 'n Tisch geworfen und wie ich hinsah, wor'n es 25 und 20 Kopeken. Ich ruf: „Se hab'n sich geirrt, Eier Gnaden, meine Herren Offiziere, die Stiefel kost'n zusammen vierzehn Gülden!" Da lachen die beiden nur, packen die Stiefel zusammen und der ane sagt: „Jud, du kannst froh sein, daß du überhaupt russisches Geld zu sehn kriegst!" Und fort war'n se."

Leiser Holzmann ist der einzige Friseur in Ustrzyki gewesen. Er ist ein jüngerer Mann, trägt weder Kaftan noch „Pajes", sondern einen modernen Anzug. Wenn er von seinen Mitbürgern, die noch treu an uralten Gewohnheiten hängen, spricht, dann kann er einen gewissen ironischen Ton nicht unterdrücken. Er erzählt mit Stolz, daß er in der Stadt der einzige ist, der am „Schabbes" im Zylinder in die Synagoge geht.

„Da Sie der einzige Friseur am Ort sind, müssen Sie doch eine Menge Geld verdienen, Herr Holzmann," frage ich ihn.

„Eine Meng' Geld? Ich bitte Sie, in ein'm Ort, wo alle Juden lange Bärt trag'n! Wir haben 4000 Einwohner in Ustrzyki. Davon sind 1500 Juden mit lange Bärt. Und frisieren läßt sich auch keiner. Schaun Se se doch nur an!"

Der arme, modern denkende Holzmann hat recht. Es mag wirklich nicht zu den einträglichsten Geschäften gehören, in Ustrzyki Verschönerungsrat zu sein.

Zu guter Letzt zieht mich Herr Hersch Tannenbaum beiseite: „Glaub'n Se dem Holzmann nicht," flüstert er, „Holzmann is 'n Aufschneider! A Meng' Geld hat 'r. Früh'r war ich der Friseur! Da ist der Holzmann gekomm' und hat sich etabliert. Grad gegenüber von der Post in Ustrzyki. Da bin ich zum Rabbiner gegangen und hab' mich beschwert. Aber der Rabbiner hat mir gesagt — Gott, was for ein kluger Mensch is das, unser Rabbiner —, ich soll mich mit Hit'n und Pelzsachen etablieren. 20000 Gülden hab' ich verdient, aber alles is in Ustrzyki geblieb'n. Bei mir hab' ich nicht mehr als 200 Gülden und wir sind nein Personen mit meiner Frau zusammen . . ."

Dann drängten mich meine Freunde Baruch, Holzmann und Tannenbaum in einen geräumigen Nebensaal, der besser geheizt war als der Tanzsaal, und in dem sich demzufolge das häusliche Leben der Flüchtlinge emsiger entfalten konnte. Ich mußte die Vorstellung der Frauen Hentsche Loja Baruch, Este Sime Holzmann, Frania Tannenbaum und einer geradezu erschreckenden Unzahl von Kindern entgegennehmen.

Wiewohl ungeheure Mengen von Eßwaren im Flüchtlingslager abgegeben worden waren, hatte keiner die Speisen berührt. Die Polen hatten sich in den ersten Tagen mit dem Genuß von Eiern, Semmeln und Brot begnügt; auf die Brotscheiben war eine dicke Lage von Zwiebeln und Knoblauch gelegt worden. Aber heute, am ersten Sabbateingang, den sie im Lager verbrachten, sollte es anders werden. Frau Hentsche Loja Baruch hatte auf dem Markt in Teplitz ein Huhn um 80 Kreuzer gekauft, das sie nun kunstgerecht und unter der allgemeinen Aufmerksamkeit der Jugend von Ustrzyki zerlegte, und Frau Este Sime Holzmann stand vergnüglich lächelnd vor einem Spiritus-kochapparate, in dem sie „Kluskerlü", eine Mehlspeise vom Aussehen kleiner Erbsen, kochte.

Mittlerweile hatte man auf den Tischen Lichter angezündet, die Sabbatlichter. Da die vorhandenen Leuchter nicht hinreichten, um in ihnen alle Kerzen aufzustellen, hatten einige Mädchen in ihren Händen Kot von der Straße hereingebracht, den sie zu Klümpchen formten, in die dann die Kerzen gesteckt wurden . . .

Laut erhob der Vorbeter seine Stimme, und die Alten, die um den Tisch herumsaßen, und die Jüngeren, die hinter ihnen standen, und die Weiber und Kinder, die wieder hinter den jüngeren Männern standen, murmelten die Gebete mit. Und die sitzenden Greise erhoben sich und neigten sich gegen Osten, und die Frauen bedeckten mit den gespreizten Fingern ihre Augen. Die Stimmen schwollen an und ab und die Leiber bewegten sich. Und der junge Mann, der sein Kind zu sich emporgehoben hatte, betete sich in einen ekstatischen Zustand hinein. Seine blassen Wangen hatten sich längst mit einem glühenden Rot gefärbt, sein Beten war immer mehr zum Gesang geworden und den Namen Gottes schrie er laut hinaus . . .

„Gott muß es sich auch so gefallen lassen," raunte mir der alte Hersch Tannenbaum zu.

„Was hilft's, man muß es mitmachen," flüsterte Leiser Holzmann,

„Gott sei gelobt und gepriesen!" äußerte sich Leib Nuchem Baruch.

Und draußen vor dem Lager der galizischen Flüchtlinge leuchtete der erste Stern am Himmel der kommenden Sabbatnacht . . .

Phot. A. Grohs

Unser Kronprinz als Heerführer
(Neueste, bisher unveröffentlichte Aufnahme vom Kriegsschauplatz)

Kriegschronik

Der Weltkrieg 1914

VIII

Stuttgart, 5. Februar 1915.

Casca il mondo! — Die Welt stürzt ein — rief im Jahre 1866 ein römischer Kardinal, als er den Sieg der Preußen bei Königgrätz erfuhr. Er hat richtig vorausgesehen, welch' gewaltige Umwälzungen das Ereignis jenes 3. Juli zur Folge haben müßte. Wie anders würde die Karte Europas, würde das Antlitz der Welt aussehen, wenn Preußen im Krieg gegen Österreich unterlegen wäre! — Soeben haben wir wieder ein Welteinsturzdatum erlebt: es ist der 4. Februar, an dem die deutsche Reichsregierung die Blockade Englands den Verbündeten, den neutralen und den feindlichen Mächten bekannt machte.*) Nicht die Folgen entscheiden über die Bedeutsamkeit dieses Schritts; die Tatsache, daß er getan wurde, ist an sich schon weltgeschichtlich.

Vor mehr als hundert Jahren hat Schiller es dem Briten vorgeworfen, daß er das Reich der freien Amphitrite sperren wolle wie sein eigen Haus. Hundert Jahre lang hat England diesen Anspruch auf die Alleinherrschaft über die Weltmeere, die allmählich zur wirklichen Weltherrschaft hätte werden müssen und sollen, behauptet und immer mehr befestigt; jetzt, da es zum Vernichtungsschlag gegen Deutschland ausholte, hat es seine Seeherrschaft in Form einer brutal durchgeführten Seepolizei ausgeübt, keine Bestimmung des Völkerrechts, keine internationale Abmachung achtend, wenn sie mit seinen

* Es braucht hier kaum noch besonders wiederholt zu werden, daß es sich nicht um eine Blockade im streng technischen Sinn des internationalen Seekriegsrechts handelt. Die deutsche Ankündigung, welche die Gewässer um England als Gebiet der Kriegführung erklärt, kann trotzdem wegen ihrer tatsächlichen Bedeutung und Wirkung kurzweg als Blockade-Erklärung bezeichnet werden.

Eine interessante Photographie, die den Untergang des englischen Großkampfschiffes „Audacious“ darstellt. Das Bild wurde von einem Rettungsboot der „Olympic“ aus aufgenommen

Kriegschronik

Eine Straße in dem hart umstrittenen Nieuport

Das Bild ist während eines Bombardements aufgenommen und zeigt deutlich den Rauch der krepierten Granaten

Zwecken und Interessen in Widerspruch stand, bei jedem unsrer Schritte aber, der ihm Gefahr und Schaden brachte, laut jammernd über Völkerrechtsverletzung und Unmenschlichkeit. Wenn nichts andres, so mußte diese Heuchelei uns mit Abscheu und Wut erfüllen. Der Einzelne darf, ja soll diese Empfindungen hegen, sie entflammen, neben der Liebe zum bedrohten Vaterland, am mächtigsten den Soldaten im Feld, daß er die schweren Wochen des Wartens im Schützengraben standhaft durchhält und dann mit ungeschwächter Angriffslust dem Feind zum offenen Kampf entgegenstürmt; und nicht minder unsre Seeleute, vom Admiral bis zum Heizer, so daß die jüngste Flotte der Welt den Kampf gegen die älteste und größte mit lachendem Gleichmut, lebensfroh und todeskühn, aufnimmt. Abscheu und Wut mögen auch wir daheim über jene Heuchelei empfinden und uns von ihnen bestärken lassen in der Überzeugung, daß das heuchlerische Inselvolk von dem angemaßten Platz herabgestoßen werden muß, und in dem festen Willen, auszuhalten, bis dies Ziel erreicht ist.

Auf die Regierenden aber — das hat Bismarck immer wieder betont — dürfen solche leidenschaftlichen Regungen keine Gewalt ausüben, wenn sie handelnd vor die Welt treten. Für sie kommt nur das tatsächliche Interesse des Staates in Betracht; sie müssen mit der kühlen Beobachtung des Schachspielers jeden Zug des Gegners darauf abschätzen, was für eine Schwäche in dessen Position er etwa verrät und wie er zu beantworten sei, damit der Gegenzug gleichzeitig den andern schädige und die eigne Macht vermehre. Die Denkschrift, die die Reichsregierung zugleich mit der Erklärung der Blockade gegen England veröffentlicht, ist ein Zeugnis solch klaren, kühlen Sinns. Sie faßt all die Verletzungen der Regeln des Völkerrechts, deren sich England bisher in seinem gegen uns geführten Handelskrieg schuldig gemacht hat, in großen Zügen knapp zusammen; sie zeigt, wie unter diesen Verletzungen die neutralen Mächte ebensosehr, zum Teil noch empfindlicher als wir, zu leiden haben; sie erinnert daran, daß die Neutralen dem ihnen auf diese Weise von England zugefügten Schaden gegenüber sich mit theoretischen Protesten begnügt haben, also „tatsächlich Lebensinteressen von Kriegführenden" — auf ihre Lebensinteressen berufen sich ja die Engländer fortwährend — „als hinreichende Entschuldigungen für jede Art von Kriegführung gelten lassen". Und dann folgert die Erklärung knapp und bestimmt: „Solche Lebensinteressen muß nunmehr auch Deutschland für sich anrufen." „Wie

Kriegschronik

England das Gebiet zwischen Schottland und Norwegen als Kriegsschauplatz bezeichnet hat, so bezeichnet Deutschland die Gewässer rings um Großbritannien und Irland mit Einschluß des gesamten englischen Kanals als Kriegsschauplatz und wird mit allen ihm zu Gebot stehenden Kriegsmitteln der feindlichen Schiffahrt daselbst entgegentreten. Zu diesem Zwecke wird es vom 18. Februar 1915 ab jedes feindliche Kauffahrteischiff, das sich auf den Kriegsschauplatz begibt, zu zerstören suchen." Und nach einer freundschaftlichen Warnung an die Neutralen schließt das Dokument: „Die deutsche Regierung ... darf erwarten, daß die neutralen Mächte die Lebensinteressen Deutschlands nicht weniger als die Englands berücksichtigen und dazu beitragen werden, ihre Angehörigen und deren Eigentum vom Kriegsschauplatz fernzuhalten. Dies darf um so mehr erwartet werden, als den neutralen Mächten auch daran liegen muß, den gegenwärtigen sehr verheerenden Krieg sobald als möglich beendigt zu sehen."

Die Adresse, an die sich diese letzten Sätze ganz besonders richten, schimmert ziemlich leicht erkennbar zwischen den Zeilen hindurch; man wird sie auch im Weißen Haus in Washington ohne große Mühe entziffern können. Während Industrie und Handel der Vereinigten Staaten im allgemeinen sehr schwer unter dem Weltkrieg leiden und krisenhaften Zuständen entgegengehen, erfahren die paar Zweige, die man als Kriegsindustrie bezeichnen kann, einen ungeheuren, vielhundertprozentigen Aufschwung ihres Exports. Ohne die Munitionslieferungen aus den Vereinigten Staaten würden die Feuerwaffen unsrer Feinde bald aus Mangel an Material zu schweigen anfangen. Damit wäre eine wichtige Vorbedingung für den Frieden geschaffen, für dessen baldige Rückkehr der gottesfürchtige Herr Wilson ja in ganz Amerika einen Bettag veranstalten ließ. Es gibt recht viele Bürger der Vereinigten Staaten — überwiegend sind sie allerdings deutscher oder irischer Abkunft —, die da meinen, dem lieben Gott könnte es ein wenig sonderbar vorkommen, Leute in der Kirche um Frieden beten zu sehn, die nach der Kirche

Die Explosion einer französischen Granate in Dixmuiden

Kriegschronik

Geld dafür einstecken, daß sie eine recht lange Fortdauer des Kriegs ermöglichen. Dieselben Bürger meinen ferner, wie mit der Frömmigkeit, scheine es auch mit der Neutralität nicht recht in Einklang zu stehen, wenn man der einen Partei Kriegsgeräte verkaufe, während es der andern faktisch unmöglich sei, auch ihrerseits diese Ware von den gleichen Lieferanten zu beziehen. Was die Frömmigkeit betrifft, so hält es vielleicht Herr Wilson, dessen ernsthaftem Gemüt die Ironie wohl kaum liegt, ganz aufrichtig mit dem ironisch gemeinten Wort Voltaires: Avec le ciel il est des accommodements; und was die Neutralität betrifft, so sagt er: „Die Hauptsache ist, daß wir verkaufen. Was? Das kommt erst in zweiter Linie; und: an wen? in dritter. Wenn uns auch die Deutschen etwas abkaufen, kann es uns nur recht sein; wenn ihnen aber der Weg zu unserm Laden gesperrt ist, so ist das ihr persönliches Pech." Die Deutsch-Amerikaner und Iren fanden diese Darlegungen so wenig nach ihrem Geschmack, daß sie eine Liga „zur Wahrung der Neutralität" ins Leben gerufen haben, die eine recht beachtenswerte Organisation darstellt und an deren Dasein Herr Wilson schmerzlich erinnert werden wird, wenn er sich zum zweitenmal um die Präsidentschaft bewirbt. Die deutsche Regierung aber entnahm, soweit dies noch nötig war, der Argumentation des Präsidenten die Anregung, durchgehend gleiche Bedingungen für die europäische Kundschaft des amerikanischen Stahltrusts herzustellen, indem sie erklärte, nun auch ihrerseits dem Dreiverband die Straße zum Waffenladen Charley Schwabs nach Kräften verlegen zu wollen.

Aber das war doch nur einer von vielen Gründen. Es gilt nicht nur fernere Kriegszufuhr aus Amerika fernzuhalten, es gilt auch die großen englischen Truppentransporte nach Frankreich möglichst zu verhindern; es gilt, den englischen Handel ins Herz zu treffen, wie England den unsern treffen wollte, und nicht zuletzt gilt es, dem unbestechlichen Gerichtshof der Tatsächlichkeit den Anspruch Englands auf Meerbeherrschung und Weltherrschaft zur gründlichen Nachprüfung vorzulegen und damit den Wahn zu zerstören, als sei diese britische Weltherrschaft ein Schicksalsverhängnis oder ein Naturgesetz, dem sich die Völker der Erde für alle Zeit ergeben und widerspruchslos zu fügen hätten. Das Reich der freien Amphitrite zu sperren wie sein eigen Haus, dafür hielt sich bis heute der Brite durch göttlichen Auftrag berufen; und nun -- die Welt stürzt ein! -- kommt einer, der laut und feierlich sich für befähigt und gesonnen erklärt, ihn, den Briten, in sein eignes Haus einzusperren. Darin liegt die weltgeschichtliche Bedeutung der Blockadeerklärung gegen England. In den vierzehn Tagen Frist, die Deutschland seinen Feinden (die Blockade wird natürlich auch auf die französische Küste einwirken) und den Neutralen gelassen hat, kann sich noch viel ereignen. Wir müssen durchaus darauf gefaßt sein, daß nun endlich die englische Flotte in ihrer ganzen Stärke aus ihrem Versteck hervorbricht und sich mit ihrer ungeheuren Übermacht auf unsre Flotte stürzt; daß sie uns, wie teuer sie auch selbst — daran ist nicht zu zweifeln — einen Sieg bezahlen muß, doch die tatsächliche Ausübung der Blockade unmöglich machen kann; oder daß irgend welche ganz neue überraschende Ereignisse die aufs äußerste hindrängende Krise in völlig unerwarteter Weise beeinflussen. Es wäre darum ein gefährliches Ding, hier irgendeine Prophezeiung oder Zukunftshoffnung niederschreiben zu wollen, die, bis sie dem Leser dieser Zeilen gedruckt vorliegt, schon überholt und widerlegt sein könnte. Wie es aber auch komme — der Tag, an dem eine Macht des europäischen Kontinents es wagen durfte, die Blockade gegen England zu erklären, wird ein weltgeschichtliches Datum bleiben.

Immerhin brauchen wir nicht zu verschweigen, was uns hoffen läßt, daß mit diesem Datum sich nicht die Erinnerung an einen heroischen Mißerfolg, sondern an eine segensreich fortwirkende Befreiungstat verknüpfen wird. Da ist zunächst der Geist, der in unsrer Flotte herrscht, der Geist wagemutiger, kampffroher Jugend, der sich in den Schicksalen und Abenteuern unsrer Kreuzer in fernen Weltmeeren sein eignes Heldenlied sang. Wie ein glückverheißendes Zeichen kam uns da die Nachricht — wenige Stunden

vor dem Bekanntwerden der Blockade-verhängung —, daß „S.M.S. Ayesha" ihre Besatzung wohlbehalten auf türki-schem Gebiet gelandet habe. „S.M.S. Ayesha" — das ist ja der kleine Schoner, auf dem die vierzig Mann Landungs-

Patrouillenkampf im überschwemmten Ysergebiet. Nach einer Bleistiftzeichnung von A. Reich

truppen der „Emden" von der Kokosinſel Keeling entkamen und auf dem ſie ſeit dem 9. November, alſo faſt ein Vierteljahr lang, unter unſäglichen Mühen und Beſchwerden, aber in unbeſiegbarer Zuverſicht in den tropiſchen Meeren kreuzten, ja ſogar noch kleine Kaperſtücke ausführten, bis ſie, nicht bemerkt vom Feind, die enge Straße von Perim durchfahren hatten und in Sicht eines franzöſiſchen Panzerkreuzers bei Hodeida am Roten Meer an Land gehen konnten, ſtürmiſch begrüßt von den dortigen türkiſchen Soldaten. Iſt es nicht, als hätte ein Talisman ſie gefeit und unſichtbar gemacht für die lauernden Schiffe der Feinde? Längſt ſchienen die Rauchſäulen der Dampfſchiffe die Romantik von den Meeren verſcheucht zu haben; aber wo Heldenſinn und Jugendmut ſind, da iſt ſie die Dritte im Bunde und geleitet die kleine Heldenſchar der „Ayeſha" auf dem ſonnenheißen Meer, in dem die Märchen von Tauſendundeiner Nacht noch einmal wach werden, an allen Gefahren vorbei in den ſicheren Hafen. — Und aus dem Seegefecht, das in den winterlichen Fluten der Nordſee am 24. Januar ſtattfand, wird uns erzählt: „Während Sprengſtücke der zu kurz gefallenen Granaten das Deck der „Moltke" beſäten, ließ der Kommandant durch das Netz von Sprachrohren und Telephonen ſeine Leute von jedem Erfolg des Gefechts wiſſen. Ein unbeſchäftigter Matroſe greift in der Freude über eine Nachricht zur Violine. Während es aus den Türmen des Schiffs kracht und von drüben heiße Eiſengrüße ziſchende Waſſerſäulen

Bei unſern Feinden: Der König von England und Lord Kitchener beſichtigen ein Schottenregiment

Die in der Nähe von Compiègne vollkommen vernichtete englische L-Batterie: Der letzte Schuß der drei Überlebenden der königlichen Feldartillerie

Kriegschronik

hochwerfen, spielt er zum Schlachtentanz auf: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall!" Der Nächste singt mit. Von Lippe zu Lippe hallt durch die Munitionskammern und Geschütztürme, durch alle grauen, kahlen Gänge der schwimmenden Burg von Stahl unser feierlich ernster und doch kampffreudig froher Schlachtengesang. Ohne Rast aber tun die Fäuste weiter ihre rauhe, treue Arbeit für Kaiser und Vaterland."

So dürfen wir dem Geist vertrauen, der unsre Flotte beseelt, aber nicht minder der Kampftüchtigkeit dieser Waffe selbst und der bei allem Mut behutsam abwägenden Vorsicht ihrer Leiter. Diese wissen, was es heißen will, der größten Seemacht der Welt die Blockade ansagen, und so haben sie denn, ehe sie diese Herausforderung zum Entscheidungskampf ergehen ließen, die Bereitschaft und Schlagfertigkeit unsrer Schiffe und unsrer Luftflotte, der beiden Waffen, die sich gegen Englands Brust richten, noch einmal gründlich erprobt. Immer näher und empfindlicher ließen sie unsre Unterseeboote der Insel auf den Leib rücken. Am 15. Januar tauchten U-Boote vor Dover auf, am 22. versenkte U 19 den englischen Dampfer „Durham" im Kanal; und nachdem schon am 24. der Personen- und Frachtverkehr auf der Linie Hoek van Holland—Harwich eingestellt worden war — ein deutliches Zeichen für die wachsende Nervosität der Handelsschiffahrt —, folgte am 30. Januar ein Hauptschlag. Herr v. Tirpitz hatte schon vor Wochen ein Gespräch mit einem amerikanischen Berichterstatter benutzt, um den Engländern anzukündigen, daß wir die von ihnen geplante Aushungerungstaktik mit einem Unterseebootkrieg gegen ihren Handel erwidern könnten. Nun sollte die Drohung zur Tat werden: am 30. morgens wurden in den französischen Gewässern, bei Cap d'Antifer (nördlich von Le Havre), der große Dampfer „Tako Maru", der unter anderm 97 000 gefrorene Hämmel an Bord hatte, und ein kleineres Handelsschiff „Ikaria" versenkt, wenige Stunden darauf in der Irischen See drei weitere Dampfer: „Ben Cruachen" auf der Höhe von Fleetwood, „Linda Blanche" und „Gilcoan Garston" bei Liverpool. Diese drei Schiffe versenkte das schon früher bewährte U 21; welches unsrer Boote die Arbeit bei Cap d'Antifer verrichtete, ist noch nicht bekanntgegeben worden.

Natürlich folgte diesen Taten ein gewaltiger Ausbruch jener sittlichen Ent-

Erstürmte französische Wolfsgruben. Tiefe, mit spitzen Pfählen versehene und hinter Stacheldraht versteckte Erdlöcher, die den feindlichen Ansturm aufhalten sollen

Kriegschronik

rüstung, die unsre Feinde so trefflich zu mimen verstehen und zu der ihr eignes Verhalten sie in so hohem Maß berechtigt. Die französische Admiralität hatte schon in einem wutschnaubenden Erlaß die Mannschaften der deutschen Unterseeboote „aus der Liste der Menschheit gestrichen", weil sie angeblich die friedliche

Verfolgung einer französischen Dragoner-Abteilung durch bayerische schwere Reiter
Nach einer Originalzeichnung von Albin Tippmann

Kriegschronik

Uffholz bei Sennheim

Besatzung der Handelsschiffe ungewarnt in den nassen Tod gestürzt hätten, dann machte sie aber — ein Anfall von Wahrheitsliebe, der rühmend erwähnt sei — die Streichung wieder rückgängig, denn es ließ sich nicht leugnen, daß die deutschen Barbaren alles getan haben, um Menschenopfer zu vermeiden. Wie die Opfer der „Emden" und „Karlsruhe", so haben auch die der U 21 die Freundlichkeit und Schonung, mit der die deutschen Seeleute sie behandelten, dankbar und rühmend anerkannt; und die englische Presse erteilte ihnen denn auch wieder in der bekannten idiotischen Redeweise das Zeugnis, daß sie sich „durchaus sportsmäßig" benommen hätten. Aber neben dieser Anerkennung der Einzelnen geht natürlich die wildeste Entrüstung über das deutsche Verfahren im Ganzen einher. Den Feind dadurch mürbe machen, daß man ihm den Handel abgräbt, den friedlichen Teil der Bevölkerung mit Aushungerung bedrohn — solche Art der Kriegführung ist doch von der sittlichen Weltordnung ausschließlich für die englische Nation vorbehalten! Jedes andre Volk, das den Spieß umdreht, handelt unfair und gottlos, ja unsportsmäßig. — Neben diesen tiefgründigen ethischen Betrachtungen beschäftigte noch eine andre Frage das Denken der Insulaner und der Franzosen: wie waren die deutschen U-Boote in den westlichen Teil des Ärmelkanals und in die Irische See gekommen? Die meisten meinten: nicht durch die Straße von Calais, sondern um die Nordküste von Schottland herum. Dann aber war die Fahrtleistung dieser Tauchboote etwas ganz Neues, Unerhörtes; und es blieb nur der Trost, daß die Deutschen nur ganz wenig Führer und Matrosen von solcher Kühnheit und Ausdauer und nur ganz wenig U-Boote mit solchem Aktionsradius haben könnten. Über diese beiden Punkte ist man nun zwar in Deutschland andrer Ansicht, wir gönnen aber unsern Feinden diesen Trost.

Kriegschronik

Sturm des 2. bayerischen Infanterieregiments auf Lihons. Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann

Kriegschronik

Feldwache I in Steinbach

Nordwesten in See gegangen. Am 24. früh wurde nun eine überlegene feindliche Flotte, bestehend aus 5 Schlachtkreuzern, mehreren kleinen Kreuzern und 26 Torpedobootszerstörern gesichtet. Das deutsche Geschwader wendete langsam, um das englische sich nachzuziehen, wieder den heimischen Gewässern zu. Die Engländer folgten, und bald war das Gefecht in vollem Gang. Nach dreieinhalb Stunden, nachdem leider der „Blücher" in Grund

Ähnlich wie einem früheren U-Bootvorstoß — vielleicht ist diese Ähnlichkeit nicht ganz bedeutungslos — war auch dem vom 30. Januar eine Aktion unserer Flotte vorausgegangen. Am 23. Januar waren die deutschen Panzerkreuzer „Seydlitz", „Derfflinger", „Moltke" und der viel ältere und kleinere, auch konstruktiv unvollkommene „Blücher", begleitet von vier kleinen Kreuzern und zwei Torpedobootsflottillen, vom heimischen Hafen in der Richtung nach

Posten bei Steinbach

Sennheim

Sennheim nach der Beschießung: Thanner Tor

geschossen worden war, brach der Feind es ab, angeblich um nicht bei weiterer Verfolgung in deutsche Minenfelder und an deutsche U-Boote heranzugeraten. Die Engländer kehrten nach Hause zurück, behaupteten, gesiegt zu haben, „wie sie wollten", und ihre Presse, die nicht leugnen konnte, daß dieser Sieg doch eigentlich wieder nur wie bei den Falklandsinseln durch die Übermacht entschieden worden sei, stellte den Satz auf, das sei eben die den Kampf ab nicht wegen der Nähe deutscher Minen und Unterseeboote, von der gar nicht die Rede sein konnte, sondern weil sie eben kampfunfähig geworden war. So grotesk es klingt, daß die Admiralität es überhaupt versuchen kann, den Untergang eines Schlachtkreuzers zu leugnen — im Amtsbereich des Herrn Churchill ist das nichts so Besonderes. Den Untergang der „Audacious", der schon vor Monaten erfolgte, der von einem indiskreten ameri-

Eine mißlungene Kriegslist der Russen

Dieses Floß haben die Russen mit vierzehn angekleideten Strohpuppen und einer imitierten Kanone in der Dämmerung den Memelfluß bei Ragnit hinuntergleiten lassen. Aber ihre Absicht, die deutschen Batterien zum Feuern zu verleiten, um dadurch deren Stellung und Stärke zu erfahren, wurde von uns rechtzeitig erkannt

Genialität der englischen Führung, im rechten Augenblicke mit einer Übermacht zur Stelle zu sein. Es hat sich jedoch herausgestellt, daß der Sieg diesmal nicht bei der größeren Zahl war. Außer dem „Blücher", der nach der ganzen Sachlage dem Untergang geweiht war, wurde keines der deutschen Schiffe ernstlich beschädigt, während einer der großen englischen Kreuzer in Grund geschossen, zwei andre so schwer getroffen wurden, daß ihre Reparatur Monate in Anspruch nehmen wird. Und die englische Flotte brach kanischen Dampfer aus beobachtet und sogar photographisch festgehalten wurde, hat die Admiralität immer noch nicht zugestanden. Sie hat aber damit überall in der Welt, wo man auf das Recht, selbst nachzudenken und zu prüfen, noch nicht verzichtet hat, ihre Berichterstattung gründlich in Mißkredit gebracht.

Diesem Seegefecht, dessen Ausgang völlig ungeeignet erscheint, den Nimbus der englischen Flottenherrlichkeit neu aufstrahlen zu machen, war ein paar Tage früher ein Angriff der Deutschen voraus-

gegangen, der eine ähnliche, aber wohl noch tiefergreifende Panik erregte als der Flottenvorstoß vom 17. Dezember: in der Nacht vom 19. auf den 20. Januar erschien ein Geschwader von Luftschiffen und Flugzeugen an der Ostküste von England, nördlich von London. Yarmouth, Sandringham — mit einem Schloß des Königs, der nur ein paar Stunden früher von dort nach London abgereist war —,

Volltreffer einer deutschen Granate in eine russische Batterie. Nach einer Originalzeichnung von E. Godbersen

Kriegschronik

Phot. A. Grohs, Berlin

Deutsche Feldtelefunkenstation in Rußland

Kings Lynn, Sherringham und Cromer wurden überflogen, und wenn aus einem der Orte die Luftflotte beschossen wurde, so ließ sie es an sofortiger bündiger Antwort nicht fehlen. Achtzig Bomben wurden so geworfen, und nicht weniger als zweihundert Verwundete sind nachher gezählt worden. Der moralische Eindruck aber war sicher noch schwerer wiegend als der Verlust an Menschenleben und Materialschaden: der Eindruck, daß England aufgehört hat, den Gefahren des Krieges gegenüber Insel zu sein und daß es für einen Feind nicht einmal der schwierigen Truppentransporte und -landungen bedarf, um die Kriegsschrecken in das bisher so selbstsichere Land zu tragen. Von der starken Erschütterung, die das englische Phlegma durch die Angriffe unsrer Luft- und Unterseeflotte erlitt, legt nichts so beredtes Zeugnis ab wie ein in Deutschland bekannt gewordener Geheimerlaß der Admiralität an die Handelsflotte, daß ihre Schiffe in den von Deutschland bedrohten Gewässern nicht mehr die englische Flagge zeigen, sondern unter fremder Flagge segeln sollten. Damit ist eigentlich offiziell auf das seebeherrschende Prestige des Union-Jack verzichtet — und in wie jämmerlicher Form! Ob die Engländer selbst das Segeln unter falscher Flagge als sportsmäßig empfinden mögen?

Wolfsgruben auf dem serbischen Kriegsschauplatz

Der Krieg zu Lande hat in den letzten Wochen kein Ereignis gebracht, das so anschaulich und packend die welthistorische Bedeutung des großen Völkerringens enthüllte wie die deutsche Blockadeerklärung gegen England. Aber auch er hat doch wieder, man möchte sagen, ein dramatischeres Tempo angenommen — ein Erfolg des Joffreschen Offensivplanes, nur daß dieser Erfolg bisher seine Spitze gegen die Franzosen und Engländer, nicht gegen die Deutschen richtet. Als hätte die glückliche Abwehr jener Vorstöße der Verbündeten in unserm Heere den freudigen Angriffsgeist nur erst wieder entfacht (das war natürlich in Wahrheit nicht notwendig!), so wagten die Deutschen am 12. Januar den mächtigen Ansturm, der den Franzosen ihre auf das nördliche Aisneufer vorgeschobenen Stellungen bei Soissons kosten und sie auch hier ganz auf das linke, das französische Ufer der sozusagen zum Grenzfluß! gewordenen Aisne zurückdrängen sollte. Daß dieser drei Tage dauernde Kampf kurzweg als Schlacht bei Soissons bezeichnet werden kann, läßt schon erkennen, daß ihm,

Kilophot, Wien

Absuchen des Schlachtfeldes bei Limanowa

Kriegschronik

an den ungeheuren Maßstäben des Weltkriegs gemessen, eine mehr örtliche Bedeutung zukommt. Eine befestigte 400-Kilometer-Front läßt sich eben nicht von einer Stelle aus aufrollen, und jener Stammtischstratege wird wohl noch mehr als einmal den übrigens erfreulich nach Selbstironie klingenden Seufzer ausstoßen müssen: „Was hilft mich die Front, wenn sie nicht aufgerollt ist?" Aber neben Lakonismus verzichtet und ein paar Tage nach der Schlacht auf die kurzen Berichte eine ausführliche, sehr eindrucksvolle Schilderung der dreitägigen Kämpfe folgen lassen. Das anschauliche Bild von dem Verlauf der Schlacht, das wir hier empfangen, ist auch darum so besonders erhebend, weil es die zwei Elemente aller erfolgreichen Kriegführung: die Tapferkeit und Zähigkeit der Soldaten

Leopold Graf Berchtold, legte sein Amt als österreichisch-ungarischer Minister des Auswärtigen nieder

Baron Stefan Burian, der neue Minister des Auswärtigen in Österreich-Ungarn

der beschränkt örtlichen hat die Schlacht von Soissons eine sehr hohe moralische Bedeutung. Sie hat gezeigt, daß in der monatelangen Schützengrabenexistenz der deutsche Kampfesmut und -schwung nicht eingerostet ist, daß er vielmehr unter dem äußern Druck des Stilliegens nur stärker geworden ist und sogleich mit wahrhaft elementarer Wucht hervorbricht, wenn man ihm nur einen Spalt öffnet. In durchaus berechtigtem Stolze hat das Große Hauptquartier diesmal auf seinen gewohnten und die Tüchtigkeit der Führer, in schöner Gleichwertigkeit zeigt. Noch auf dem Schlachtfeld verlieh der Kaiser, der während der Kämpfe bei seinen Truppen weilte, den verantwortlichen Führern, General v. Lochow und Generalleutnant Wichura, hohe Ordensauszeichnungen. Die Franzosen erlitten ungeheure Verluste: an Menschenleben gegen 5000 Tote, mehr als 5000 Gefangene, an Kriegsmaterial 18 schwere, 17 leichte Geschütze, ferner Revolverkanonen, zahlreiche Maschinenge-

Gefecht zwischen einem deutschen und einem englischen Panzerzug im Überschwemmungsgebiet bei Dixmuiden

Nach einer Zeichnung von Max Fiedler

wehre und soweiter. Man sieht auch daraus, daß das, was in dem riesigen Zusammenhang des heutigen Kriegs wie eine lokale Episode erscheint, in jedem früheren als eine gewaltige Schlacht gegolten hätte. — Eine andre Probe deutscher Tapferkeit und Schlagkraft lieferten zehn Tage später sächsische Regimenter auf dem historischen einen bombensichern Unterschlupf bietenden Höhle von Creute bestanden. Fünf Offiziere, 1100 Mann, acht Maschinengewehre, ein Scheinwerfer und ein großes Pionierdepot fielen in die Hände der Deutschen. — Unter nicht so starken, aber doch empfindlichen, besonders durch die regelmäßige Wiederholung empfindlichen

Aus der heiligen Stadt der Mohammedaner: Tausende von Gläubigen beten vor der Kaaba in Mekka um den Sieg ihrer Waffen

Boden der Hochebene von Craonne, wo am 6. und 7. März 1814 Franzosen und Russen erbittert gekämpft hatten. Unter dem Oberbefehl des Generals d'Elsa nahmen die Sachsen am 25. und 26. Januar beim Gehöft Hurtebise in unwiderstehlichem Anstürmen die französischen Stellungen, die aus drei Reihen Schützengräben, einem starken Erdwerk und der

Verlusten haben die Verbündeten im nördlichen Teil der großen Kampffront zu leiden, wo in unglaublich erbittertem und verbissenem Ringen Offensive und Defensive auf beiden Seiten sich die Wage halten — bisher mit dem für uns als Erfolg, für die Feinde als Fehlschlag zu buchenden Ergebnis, daß es nicht gelingt, die deutschen Truppen oben an der Küste oder vom

Meer her zu umgehen oder unsre Front nach Osten zurückzudrängen. Erkennbarer wird der positive Gewinn auf unsrer Seite im Elsaß gekennzeichnet durch das immer wiederholte Zurückdrängen der von Thann her vorflutenden Franzosen und durch die Einnahme wichtiger, talbeherrschender Stellungen, wie des Hirzsteins und des Hartmannsweiler Kopfs. Aber auch in den Argonnen kommen wir, wenn auch langsam, so doch stetig vorwärts; von der Überlegenheit unsrer Truppen sprechen noch deutlicher als der Geländegewinn die Verluste, die sie dem Feind beibringen: bis zum 30. Januar hatte ihn der Argonnenwald an Toten, Verwundeten und Gefangenen 36 000 Mann gekostet, ganz abgesehen von dem von den Unsern erbeuteten Kriegsgerät.

*

Den Gang der Kämpfe im Osten bestimmt immer noch das Ringen genialer Feldherrnkunst auf unsrer Seite mit den beiden Hauptfaktoren der russischen Stärke: der zahlenmäßigen Überlegenheit ihrer Truppen und den Schwierigkeiten der Bodenverhältnisse in Polen. Nicht der „General Winter“, der bei energischem Auftreten den Deutschen mehr Vorteile gebracht haben würde als den Russen, sondern der Schmutz hat sich als der treueste Helfer für das russische Heer in Polen erwiesen.

Die Ausbildung von Kriegsfreiwilligen auf dem Platz vor dem Kriegsministerium in Stambul

Phot. Presse-Bureau, Leipzig

Kriegschronik

Trotzdem schiebt Hindenburg den Hauptteil seines Heeres immer näher an Warschau heran, und die unglückliche Stadt nimmt durch die Paniken, die das häufige Erscheinen deutscher Luftschiffe immer hervorruft, durch Nahrungsmangel und Krankheiten die Schrecken einer Belagerung schon vorweg. Bei den Kämpfen, die südwestlich von Warschau, bei Bolimow, Gumin und so weiter stattfinden, haben die Deutschen in den ersten fünf Februartagen etwa 6000 Gefangene gemacht; die fortwährend sich erneuernden Angriffe der Russen werden hier, wie in den Grenzgebieten von Ostpreußen, wo sie immer wieder Einfälle versuchen, in heißen, für den Feind meist sehr verlustreichen Kämpfen — oft Nachtgefechten — abgewiesen. Weiter südlich kämpfen mit nicht geringerem Erfolg jetzt deutsche und österreichisch-ungarische Truppen in enger Gemeinschaft und schöner Bundesbrüderschaft. Wo die Russen sich nach Bezwingung der Karpathenpässe in Nordungarn einzudrängen begonnen hatten, da sind sie jetzt überall wieder über die Paßhöhen nach Galizien zurückgeworfen worden, und auch in Galizien selbst beginnen sie sich unsicher zu fühlen. Ein endgültiges Vordringen der Verbündeten an dieser Stelle wird für den Fortgang der Kämpfe in Polen so hohe strategische Bedeutung haben, wie die jetzt aussichtsreich begonnene Vertreibung der Russen aus der Bukowina, wo sie schon bis in die südlichsten Winkel gelangt waren, politisch wichtig ist wegen des Eindrucks in Rumänien.

*

Auch unser dritter Verbündeter, die Türkei, konnte in diesem Zeitraum einige schöne Erfolge verzeichnen, als bedeutsamsten den Sieg über die Engländer bei Korna in Mesopotamien, der den Feind den Verlust von 1000 Mann und eines Hilfskanonenboots kostete. Im Kaukasus machten sie trotz schweren Unbilden des Winterwetters weitere Fortschritte. Langsam, ihren Weg aufs sorgfältigste sichernd, rücken sie weiter gegen Ägypten vor, wo die Stimmung der eingeborenen Bevölkerung im Lande selbst und das bedrohliche Verhalten der Beduinenstämme im Süden und Westen die Lage für die Engländer ziemlich beunruhigend macht. Auch das übrige Afrika bereitet den Engländern

Freiwillige Moslemen am Bahnhof in Adrianopel vor der Beförderung zur Front

Phot. Presse-Bureau, Leipzig

Die deutschfreundlichen Kundgebungen in Jerusalem vor der deutschen Palästinabank

Kriegschronik

Das theatralische London: Verlesung der Kriegserklärung an die Türkei auf den Stufen der Börse

zurzeit nicht viel Freude; selbst wenn der Burenaufstand endgültig unterdrückt werden sollte, wird er auf viele Jahre eine neue tiefe Entfremdung in den Herzen zurücklassen. Und in Deutschost- wie in Deutschsüdwestafrika haben sie sich schon im Herbst je eine vollwichtige Niederlage geholt, deren Einzelheiten erst jetzt bekannt geworden sind: bei Tanga (Ost), wo am 3. bis 5. November 8000 Engländer im Kampf gegen 2000 Deutsche 3000 Mann und viel Kriegsmaterial verloren; bei Sandfontein (Südwest), wo am 25. September drei englische Schwadronen vernichtet, 15 Offiziere und 200 Mann gefangengenommen wurden.

Solch entschiedene Siege der Deutschen stellen hoffentlich wenigstens nach der einen Seite das Ansehen des weißen Mannes wieder her, das bei den Negern durch die Tatsache des Kriegs zwischen den zwei weißen Herrenvölkern und durch die Art, wie die Engländer den Krieg gegen die Weißen führen, auf das schwerste erschüttert worden ist. Es dringen jetzt immer mehr Nachrichten zu uns, in wie unmenschlicher Weise die Engländer mit der Freiheit und dem Eigentum friedlicher Kolonisten und Missionare umspringen. Am Tag der endgültigen Abrechnung mit England werden auch diese Posten hoffentlich beglichen werden!

Der berittene Feldpostbote
Noch schnell einen Gruß an die Heimat!

Herausgeber: Dr. Rudolf Presber in Berlin-Grunewald. — Für die Redaktion verantwortlich: Hugo Wagner in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Zuschriften nur an die Adresse der Redaktion, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 99, erbeten.

Sieg! (Am Karlstor in [illegible]en

Nach [illegible] Aquarell von Eduard [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Sieg! (Am Karlstor in München)

Nach einem Aquarell von Eduard Cucuel

Arena
Oktav-Ausgabe von Über Land und Meer

Der Rubin der Herzogin

Roman

von **Rudolf Presber**

(Fortsetzung)

Das dahinten," sagte Kloppenbusch, an die Herren herantretend, „das ist der Camino del Palo." Er zeigte dabei auf die angenehme Rundung eines Hügels zur Linken und war sehr stolz auf diese Wissenschaft, die er beim hastig genommenen Frühstück eben von einem Steward bezogen hatte. Er war schon ganz gerüstet für die Landung, mit Tasche und Feldstecher behangen und einem Lodenmantel über dem Arm. Da die beiden Herren schweigend in das Stadtbild versunken blieben, hielt er allgemeine Betrachtungen für angebracht. „Wenn man so denkt," sagte er und nickte ernst vor sich hin, „da ist man zum Beispiel krank. Oder man war krank. Und der Arzt sagt: „Herr Kloppenbusch," sagt er, „trinken Sie Malaga!" Und man trinkt Malaga. Die Flasche zu drei Mark fünfzig. Aber eine Ahnung, wo das Dings liegt, wo das Zeug wächst, hat man nicht. Und dann spielt man in einer Wohltätigkeitslotterie, wo's sonst bloß Regulatoren zu gewinnen gibt und Musikalbums mit kaputten Federn und Vasen, die umfallen, wenn man sie bloß ansieht — und bums! gewinnt man ein Billett und — ist in Malaga. Man sieht mit einemmal, wo der Wein wächst, die Flasche zu drei Mark fünfzig. Also — wenn so was nicht wunderbar ist und gewissermaßen das Dasein einer höheren Macht beweist, die man „Fügung" nennen könnte — oder so . . ."

Herr Kloppenbusch verbreitete sich dann noch über die weitere Wirksamkeit dieser Macht, die man Fügung nennen konnte; erzählte, daß es zum Beispiel sein Onkel selig niemals geglaubt hätte, daß er, Kloppenbusch, der bei ihm Lehrling war und das Baumwollenfach lernte, einmal Granada besuchen würde. Denn eine bestimmte lilafarbene Baumwolle, die viel zu Strümpfen verstrickt wurde, hieß Granadawolle. So erhielt Herr Kloppenbusch als Jüngling durch den Onkel, dessen Bildung bis nach Spanien

reichte, die erste Belehrung darüber, daß Granada eine wundervolle Stadt sei mit einem Schloß aus der Zeit der Mauren. Diese aber hätten, wie alles Heidentum in der Welt, was der Onkel mit Genugtuung konstatierte, dem Christentum weichen müssen; und der letzte Maurenkönig sei unter Zurücklassung großer Kostbarkeiten ... Kostbarkeiten! Dabei fiel Herrn Kloppenbusch ein, daß der Ring, der Ring der Frau Schuch, immer noch nicht gefunden sei.

„Denken Sie nur," sagte er, und die Erinnerungen an Granada, den Onkel und die Sarazenen versanken vor der Wirklichkeit, „denken Sie nur, der Kapitän bleibt an Bord. Wegen der Untersuchung. Sein Teckel liegt ganz oben auf dem Brückendeck in der Sonne. Der Funkentelegraphist sagt, das tut der Prinz von Indien immer, wenn sein Herr besonders schlechter Laune ist. Ich denke mir: der Kapitän wird das Gepäck der Reisenden durchsuchen lassen, wenn alle am Land sind."

„Der Passagiere?" Erich streifte Kloppenbusch mit einem merkwürdigen Blick. „Das wäre denn doch ..."

Kloppenbusch fühlte sich von der eigenen Vermutung stark angeregt und war erfreut, endlich wenigstens einen der Herren in so etwas wie einen Dialog verwickelt zu haben. Seine Ansprüche an die Antworten der andern waren bescheiden, wenn er nur einhaken und weiterreden konnte. „Ich bitte Sie, was soll er tun, der Kapitän? Daß Frau Schuch den Ring noch besaß, als sie nach der Stiermetzgerei an Bord kam, ist durch Zeugen festgestellt."

„Man irrt sich da leicht."

„Aber nicht drei Leute zugleich. Es kommt also, da ein Verlust ausgeschlossen scheint — sie haben ihr die Kabine um und um gewendet — nur ein Bediensteter in Betracht oder ein Passagier. Ein Bediensteter? ... Wer? Hm, die kleine hübsche Stewardeß — wie heißt sie doch ..."

„Giustina," sagte Erich, wie aus einem Traum aufsehend, verbesserte sich aber sofort: „Hilde Pauly ..." Und eifrig fügte er hinzu: „Ich glaube wenigstens, so hört' ich's vom Kapitän."

Bergemann ließ seine klugen Augen auf dem Antlitz des Sprechers ruhen. Erich fühlte es; fühlte auch, daß ihm Blut in die Wangen stieg, und daß seine Ohren heiß wurden. Das ärgerte ihn. Und so fuhr er Kloppenbusch ziemlich heftig an: „Sie werden doch nicht auf den unsinnigen Einfall kommen, daß dieses todanständige Mädel einen Ring ..."

Kloppenbusch wich zurück. „Ich — wieso ich? Aber nein. Meiner Ansicht nach kann das Mädel seine Siebensachen genau so ruhig durchsuchen lassen wie Sie, Herr Assessor ..."

„Wie ich —? Natürlich." Erich hatte die Vision einer Anzahl grünseidener Sockenpaare, zwischen denen ein weißes Lederkästchen ... Er sah den Kapitän, ungewohnten Ernst im glattrasierten Gesicht, das ein ganz klein wenig an eine gescheite Dogge erinnern konnte, aus den Kabinen treten, das Etui auf der breiten, flachen Hand. Und die Offiziere, Stewards, Köche, Schiffsjungen umdrängten ihn. Ganz vorn aber stand ein junges Mädel im enganschließenden dunklen Kleid der Stewardessen, eine silberne Marguerite unter dem hübschgeschwungenen Kinn. Ihre braunen Augen, weit aufgerissen vor Schreck, schienen zu sagen: „Das ist doch nicht möglich —

der Assessor?" ... Die Frühsonne über Malaga machte aber doch schon sehr warm.

„Haben Sie schon gepackt, Sanitätsrat? Es sind ja nur zwei Tage, die wir von Bord bleiben, aber ..."

„In aller Herrgottsfrühe hab' ich ein bißchen was zusammengerafft in meine kleine Ledertasche. Ist übrigens noch Platz, Herr Erich, wollen Sie Ihr Nachthemd und Ihre Toilettensachen dazupacken ...?"

„Danke, nein. Ich denke, die Temperaturen wechseln hier rasch. Ich will doch lieber den Handkoffer mitnehmen mit einem wärmeren Anzug für den Abend."

Erich entfernte sich mit eiligen Schritten. Bergemann sah ihm ein wenig befremdet nach. Sein junger Freund schien ihm etwas nervös heute. Sollte doch die Wunde wieder ein bißchen zu schmerzen beginnen? Oder ...

Kloppenbusch hatte keinen aufmerksamen Zuhörer für seinen Bericht, daß Fräulein Viktoria von Öltzendorff den Kapitän um den Rest seiner Laune gebracht habe durch ihr dringliches Verlangen, daß die vermißten Gegenstände in der Reihenfolge der Entdeckung ihres Verlustes gesucht werden müßten: das heißt, daß man erst ihres Bruders goldene Stockkrücke und dann erst den Rubinring der Frau Schuch herbeizuschaffen verpflichtet sei. Sie hatte sich dabei auf die Gepflogenheiten der englischen Polizei auf Malta und in Ägypten berufen und die Geschichte der Mumie eines Pharao begonnen, die eines Nachts aus dem Museum in Giseh entwendet wurde. Am Abend vorher aber war einem Herrn aus Liverpool im Hotel des Pyramides sein Kodak gestohlen worden. Und die englische Polizei hatte mit der den Engländern eigenen Korrektheit sich keinen Augenblick um die Mumie der ägyptischen Majestät gekümmert, bevor sie dem Landsmann aus Liverpool seinen Kodak, allerdings in zertrümmertem Zustand, wieder übergeben hatte.

Bergemann hatte instinktiv gut daran getan, dieser mit Beispielen belegten Hymne auf die Polizei der von Viktoria von Öltzendorff sehr geschätzten Engländer in der Erzählung Kloppenbuschs keine Beachtung zu schenken. Denn als er eine halbe Stunde später mit Erich und den beiden Öltzendorffs — es hatte sich gerade so gemacht — in einem Wagen zur Bahn fuhr, würzte Viktoria von Öltzendorff die reichlich staubige Durchquerung Malagas mit dieser selben Geschichte, der sie ein sehr instruktives Beispiel nach den Erzählungen eines Obersten aus Britisch-Indien folgen ließ.

In dem durch Reinlichkeit nicht ausgezeichneten Durchgangswagen erster Klasse, den Mister Hobsen für die deutsche Gesellschaft belegt hatte, entwickelte sich fröhliches Leben. Die Schönheit des Frühlingsmorgens, die Aussicht, Granada zu sehen, bei einigen auch die Gewißheit, sechsunddreißig Stunden bestimmt nicht seekrank werden zu können, hatten günstigen Einfluß auf die Laune. Grabusch vergaß sogar, daß sein Kabinengenosse Zwingenberg diese Nacht schrecklicher geschnarcht als die Nächte vorher und am Morgen sich schon wieder mit seiner, Grabuschs, Seife gewaschen hatte. Auch daß er unterm Arm Fritzchens, des lieben Jungen, wieder Schwammerls Geschenk, das Segelschiff, entdeckte, konnte ihm den schönen Morgen nicht verderben, der ihm Elisabeth Hunneberg gegenüber, die in ihrem hellblau

gemusterten Foulardkleid alle Verehrer junonischer Formen durchaus zufriedenstellen mußte, den Platz am Fenster angewiesen.

Tilly Schuch schien in der frohen und von ihrer Umgebung kühn genährten Zuversicht, daß in ihrer Abwesenheit der Kapitän mit aller Geistesschärfe den Ring persönlich suchen werde, das schreckliche Erlebnis im muntern Gespräch vergessen zu wollen. Schwammerl imitierte die Abfahrtsgeräusche auf einem Zug der Brennerbahn. Neubke zeigte Photographien von jenem bewegten Vormittag herum, der ihm die seekranken Opfer wehrlos vor seine unbarmherzige Kamera ausgeliefert hatte. Dadurch, daß er mehrmals dieselben Platten benützt hatte, erhielten viele Figuren etwas Transparentes, Okkultes, Vierdimensionales. Es war entschieden sehr lustig zu sehen, wie auf einem Stuhl mit acht Beinen ein seltsamer Körper lag, der oben zwei Köpfe zeigte, das leidensmüde Haupt Kloppenbuschs und den auch im Schmerz schönen Kopf der Frau Tiegs; und es war gewiß kein gewöhnliches Amateurbild, wenn auf einem andern dieser wertvollen Blätter der Schiffsarzt Lux, gefolgt vom Teckel Peterle, mitten in den Bauch des in einen karierten Schal gewickelten Rentiers Zwingenberg hin einmarschierte.

Ölzendorff empörte sich über die schlechten spanischen Postverbindungen, die ihm hier in Malaga Nummern der Kreuzzeitung ausgeliefert, die zehn Tage zurücklagen und außerdem so abscheulich zu riechen schienen, daß er sie auf dringenden Wunsch seiner Schwester Viktoria gleich als sich der Zug in Bewegung setzte, aus dem Fenster werfen mußte. Es stellte sich allerdings bald heraus, daß es nicht die Journale gewesen, die diesen Mißduft verbreitet, sondern daß vielmehr das ganze Coupé an sich und aus sich heraus so übel roch. Was Fritzchen, den lieben Jungen, der es auch merkte, zu einer so drastischen und für einen allerdings nicht Mitreisenden verletzenden Vermutung veranlaßte, daß ihm seine Mutter, die große Wagnersängerin, mit einer großen Geste, aber doch lachend, den Mund zuhielt.

Erichs Gedanken waren nicht recht bei den Fahrtgenossen. Er machte wohl hin und wieder seine kleinen Beobachtungen, aber im wesentlichen flogen seine Gedanken doch immer zu der fatalen Ringangelegenheit zurück. Da oben in der großen gelbledernen Reisetasche, die er sich noch rasch in Genua gekauft, lag nun zwischen den Socken der Rubinring. Daß man eventuell in seinem Portemonnaie auch die überall längst ungültigen griechischen Silbermünzen noch finden konnte, die er beim Ankauf dieses Gepäckstückes herausbekommen hatte, konnte den Verdacht kaum mindern. Freilich, Bergemann würde bezeugen ... Was denn? Bergemann hatte den Vater gut gekannt; ihn aber kannte er erst ein paar Tage; hatte ihn in Büssigheim rasch seine Entschlüsse, in der Bahn häufig seine Stimmungen wechseln sehen. Und warum hatte er Bergemann nicht den Ring schon vorher gezeigt, wenn er ihn ehrlich besaß? Übrigens ... Bergemann schien ihm der einzige, der diese Fahrt in richtiger Weise genoß. Schweigend und ein glückliches Lächeln um den Mund, nur zuweilen im Reisebuch nachprüfend, sah er hinaus in die Gegend.

Mein Gott — Gegend! Schließlich war man doch in Spanien. Erich ärgerte sich, daß er über der dummen Geschichte den Reiz der wechselnden Bilder so wenig genoß. Er gab sich Mühe zu sehen, statt zu denken. Links

und rechts die Felder im Sonnenschein, wie gelbe und grüne Teppiche über die Hügel geworfen, deren kahler Buckel da und dort eigensinnig die fruchtbaren Decken durchbrach. Von breiten Hütten überschattet, standen die Bauern breitbeinig im Feld und schnitten das Korn. Im Mai! Glückliches Land, das zweimal ernten kann! Jetzt trat das Gebirge heran. Kahl und runzlig, wie die Rücken abgetriebener Maulesel, die Felsen. Rechts und links Katteen, immerzu Katteen, riesige Katteen. Einmal ein paar hübsche Granatbäume, darunter pflügende Stiere. Jetzt ging's an einem ausgetrockneten Flußbett entlang. Kahl und trostlos lag die riesige Rinne mit ihren trockenen Steinbuckeln im Tal.

„Also man meint, man is in den Dolomiten," sagte Schwammerl; und diese herzliche Heimaterinnerung gab ihm Veranlassung, etwas näher an Tilly Schuch heranzurücken, die nicht allzu viel Platz hatte, da auf der andern Seite Kreuzwendedich von Reubke vielleicht dichter als nötig an sie herangerückt war. Dieser Kavalier freute sich besonders der Kurven in den Tunnels, die ihm erlaubten, seine Ellbogen, in denen er ein feines Gefühl besaß, die Molligkeit des Armes der Nachbarin genießen zu lassen.

Tunnels gab es genug. Otto Häfele und seine junge Frau waren mit der Strecke sehr zufrieden. Sie saßen im andern Abteil mit Scupinsky und Selma, die für Granada einen riesigen purpurroten Hut mit ebensolchen Federn gewählt hatte, der bei einem Stiergefecht bedeutende Gefahren hätte heraufbeschwören müssen. Ihre Erzählungen aus der Wiener Gesellschaft — die, wenn man ihren Andeutungen glaubte, in ihr allmählich einen Ersatz für die Fürstin Metternich-Sandor fand — ergötzten den neben ihr sitzenden Grabusch wenig. Diesen hatte ein Mißgeschick gleich nach Beginn der Fahrt von Elisabeth Hunneberg getrennt, mit der er gerne, den üblen Eindruck seiner letzten musikalischen Gespräche zu verwischen, über den „Tristan" gesprochen hätte.

Scupinsky hatte sich Mücke gerade gegenüber placiert und spießte den Gent, der heute blasser war wie je und emsiger als sonst sein spiegelblankes Monokel putzte, mit seinen stechenden Augen, während er seltsam zerrissene Unterhaltungen mit dem widerwillig Antwortenden führte.

„Sie lassen, wenn ich fragen darf, in Nizza arbeiten, Herr Mücke?"

„Ja. Ist es erlaubt, das Fenster ein wenig zu öffnen?"

„Gewiß. Hm. Die Schneider in Nizza sind sehr teuer, ich kenne die Preise. Sie haben diesen hübschen Flanellanzug erst vor der Reise anfertigen lassen?"

„Allerdings. Er sieht teurer aus, als ..."

„Gedenken Sie ihn noch oft zu tragen?"

Der Kerl will doch keine alten Sachen kaufen, dachte Grabusch in seiner Ecke.

„Das hängt davon ab," gab Mücke mit einem gewissen Trotz zurück. Und Grabusch, der vergebens seine Gedanken auf den „Tristan" zu konzentrieren suchte, dachte, von w a s das wohl abhängen möge.

„Wie lange fahren wir eigentlich noch bis Amsterdam?"

„I glaub, so Stücker zehn, zwölf Tage —" Es war Selma, die ihn belehrte, da sonst niemand sich mit dem Kalender befassen zu wollen schien.

„Das ist ja noch ein ganzes Leben, was da vor uns liegt bis zur Trennung.“ Scupinskys Lächeln, mit dem er das zu Mücke hinübersprach, war ohne Lieblichkeit. Grabusch dachte, was man wohl mit einem Leben von zehn Tagen viel anfangen könnte. Immerhin, solches Leben allein in Gesellschaft des Edlen von Scupinsky zu verbringen, mußte nicht angenehm sein.

Dann kam wieder ein Tunnel, und Grabusch hörte deutlich das leise schmatzende Geräusch, das bei plötzlichen Verdunkelungen auf der Strecke stets aus der Richtung des Ehepaars Häfele lautbar zu werden pflegte.

Als der Zug den Tunnel verließ, hatte sich Mücke erhoben und stand im Korridor, in dem sich Kloppenbusch über die Sitte des Spaniers, auf den Boden zu spucken, mißbilligend äußerte. „Und dabei,“ sagte er, „haben die Leute gar nicht mal hier ihre Plätze. Sie fahren zweiter, gehen hier durch die erste und spucken auf den Boden.“

An einer kleinen Station waren große Frühstückskasten für die Passagiere hereingereicht worden. Appetitlich aufgemacht, ein wenig Huhn, ein Kotelett, ein paar Scheiben Wurst, Orangen, zierliche Viertelliterfläschchen mit rotem und weißem Wein. Die Stimmung wurde immer vergnügter. Besonders als Schwammerl, rasch aus dem Coupé springend, überaus schmierigen, dunkeläugigen Kindern, die da mit herrlichen Blütenwedeln den Zug entlang liefen, ihre duftende Ware für ein paar kleine Silberlinge abgekauft hatte und nun mit zierlichen Verbeugungen allen Damen Bukette überreichte, indem er übermütige Begleitworte sprach: „Also, bitt schön — im allerhöchsten Auftrag Seiner apostolischen Majestät des Königs von Spanien — bitt schön, zum Willkommen in seinem Land ... Die Sarazenen lassen Gnädigste recht schön grüßen und täten sich freuen, bitte, wann Gnädigste morgen die Alhambra persönlich beehren wollten ...“

Und da Reubke nicht zurückbleiben mochte an Unterhaltsamkeit, so griff er seinen Regenschirm aus dem Netz, nahm ihn wie eine Mandoline in den Arm und sang mit ganz hübscher Stimme eine Romanze aus lauter unsinnig zusammengestellten Worten, die ihm spanisch vorkam: „Annis — Torero — Trabucos — Excusado — Señora — Pantalones — Revisador de billetes ...“

In einem Halbabteil saß Zwingenberg mit dem Ehepaar Tiegs, das sich doch noch zur Fahrt entschlossen hatte, nachdem der Kapitän beruhigende Versicherungen über das spanische Eisenbahnmaterial abgegeben hatte. Zwingenberg unterhielt die Herrschaften mit seinen Befürchtungen, daß es in Granada kein Pilsner geben werde, an das er abends sehr gewöhnt sei. Dann kam er auf seine Köchin zu Hause in Lichterfelde zu sprechen, die ein Juwel genannt werden müsse. Sie verlange zwar zweimal in der Woche Ausgang und tanze dann trotz ihres Umfangs und Alters bis zum Saalschluß in Halensee, aber sie koche wundervoll und fertige zum Exempel ein Hühnerfrikassee, dem sie Kalbshirn und gehackte Morcheln beimenge ... Adolf Zwingenberg mußte sich das Wasser vom Munde wischen in Erinnerung an diese Genüsse, von denen er die schweigend und in beleidigter Majestät zuhörende Frau Tiegs unterhielt, während der Zug an kahlen Felsen vorüberfuhr und dann wieder an Felsen mit Kletterrosen und wilden Oleander-

büschen; während aus der silbrigen Ferne deutlicher ein großer kahler Bergkoloß vortrat, in dessen Mulden es weiß, schneeig aufglänzte; während an kleinen Stationen schreiende, lachende Kinder Körbchen mit frischen Kirschen und schrecklich runde Kuchen mit Zuckerguß durch die Gitter am Perron streckten.

Dicht vor Granada zog sich plötzlich ein Gewitter zusammen. Der Regen prasselte, als wollte er die Erde ersäufen. Blitze zuckten ins Land, als sollten alle Felder verbrannt werden. Und der Donner rollte, als ob ein himmlischer Eilzug von hundert Achsen über die trotzig geballten Wolken fahre ... Dann schnitt plötzlich die Sonne messerscharf die Wolken auseinander, deren graue Fetzen rasch zur Seite flogen. Es war wieder heller, schöner Sommertag. Aber von Hecken und Bäumen und aus den fruchtbaren Feldern, die sich jetzt mit ihrer sturmgeduckten Frucht dicht aneinander drängten, blitzte und funkelte es.

Jetzt wird gleich jemand sagen: „wie tausend Diamanten," dachte Grabusch und ärgerte sich schon im voraus.

Und richtig, Selma mit ihrer Krähstimme verkündete ihre Entdeckung: „Also — akkurat als wenn jemand hunderttausend Diamanten da hineing'worfen hätt'."

Grabusch hätte sie auch gern da hineingeworfen.

Im Nebenabteil aber saß Erich, hörte die Poesie der Signora di Venticinque und fröstelte über den Rücken. Nun mußte sie gleich auch „Rubinen" sagen. Aber sie sagte es nicht.

Fast ohne Vorbereitung im Landschaftsbild gingen die Felder in die Stadt über. Ehe man recht sah, daß man einfuhr, war man auf einem kleinstädtischen Bahnhof, dessen stolze Inschrift „Granada" nicht recht passen wollte zu der Dürftigkeit des Baus und seiner Umgebung. Hobsen, der — die andern Herrschaften nicht im Platz zu beengen — die Fahrt in einem bescheidenen, aber sonst leeren Abteil zweiter Klasse mit Agnes Hennerich zurückgelegt hatte und sehr angeregt auf den Perron sprang, hatte telegraphisch für Wagen gesorgt, und man fuhr alsbald über das recht holprige Pflaster wenig imponierender Straßen, an denen einstöckige Häuser sich und ihr Visavis zu langweilen schienen. Auf ein paar hochgegitterten Balkonen standen traurige Blumentöpfe. Hochrädrige Karren, drei, vier oder fünf Maultiere voreinander gespannt, schoben sich mühsam über die glitschigen Steine.

„Wenn ich hörte, wir wären irrtümlich statt in Granada in Neu-Böpplingen oder Niederbuchenbach ausgestiegen, würde es mich auch nicht sehr verwundern," meinte Bergemann und versuchte sich neben Erich so im Wagen zu placieren, daß ihn das aus dem Sitzkissen das Seegras durchdringende Holzstück weniger bei jedem Ruck und Stoß genierte.

Erich schwieg. Ihm war unbehaglich zumut. Er konnte die Vorstellung nicht loswerden, daß jetzt der Kapitän die Kabinen durchsuchen ließ. Und dazwischen fiel ihm immer wieder ein, daß auch Hilde in den Verdacht kommen könnte ... Zum Donnerwetter, was ging ihn Hilde an! ... Wenn er nun aus Granada den Ring als Muster ohne Wert an seine Mutter schickte? Oder an der Alhambra in den Graben würfe ... einen Graben

mußte die Alhambra doch haben ... Bloß in dieser Gesellschaft, die man nie los wurde, der man keinen Tritt geben konnte ...

„Pardon, das ist mein Fuß," sagte Bergemann und zog, die Nase rümpfend, sein rechtes Bein zurück.

Erich entschuldigte sich. Er sei in Gedanken. Das Bild Granadas verwirre ihn.

„Na," sagte Bergemann lächelnd, „bis zu dieser Straßenecke war nicht allzuviel zum Verwirren. Aber jetzt, scheint mir, biegen wir in elegantere Geschäftsstraßen ein. Ei ja — ich nehme Neu-Böpplingen und Niederbuchenbach zurück. Es könnte Mailand sein, so um die Galerie herum, oder Neapel. Freilich nicht gleich die Via Roma — aber ganz hübsche Läden."

„Viele Juweliere sind hier," bemerkte Erich.

„Ja," lachte Bergemann vergnügt, „da könnte einer der drei Kavaliere, die mottenhaft um das blonde Licht des Köpfchens der Frau Tilly Schuch flattern, sich beliebt machen; könnte der Dame einen Ersatz für den Rubin der Herzogin kaufen. Die Erinnerungen, die sich an das Original knüpfen, gibt sie, glaub' ich, billig. Aber ich habe so meine Ahnung, als ob diese drei Kavaliere mit ihren Finanzen nicht so gut in Ordnung sind wie — trotz der Juweleneinkäufe — diese hübsche, aber — unter uns — ein bißchen törichte Witwe."

Erich kämpfte mit sich. Sein Blick irrte, ohne recht zu sehen, die Häuser entlang. „Sanitätsrat!" begann er.

Bergemann legte ihm die Hand auf den Arm. „Sehn Sie die hübschen Blumen, die das schwarze Mädel dort trägt. Aber — nicht „Sanitätsrat". Wenn ich „Sanitätsrat" höre, sehe ich Grabkreuze mit Sprüchen darauf. Sagen Sie zu mir Bergemann, und ich will zu Ihnen Erich sagen. Da bleibt immer noch die Distanz des Alters gewahrt, die wirklich nicht mein Verdienst ist."

„Herzlich gern. Also — lieber Bergemann, hören Sie. In meinem Koffer ... Oder, nein: in Büssigheim, im Abtzimmer ... Oder, nein, so: in der Tauentzienstraße in Berlin ..."

„Um Gottes willen, das wird eine lange Geschichte, Erich, wenn sie schon im ersten Kapitel dreimal den Schauplatz wechselt — vergessen Sie nicht. Aber sehen Sie erst mal — das ist ja herrlich, einfach herrlich!"

Sie bogen auf breiter Fahrstraße in einen wundervollen Park ein. Links und rechts hohe Laubbäume, vom Regen gewaschen, mit glänzenden Blättern. Ein leichter Wind warf noch Tropfen von den Ästen auf den moosigen Boden. Das köstliche Aroma einer reichen, getränkten Pflanzenwelt strömte würzig über sie hin. Alles atmete Frische und Leben nach dem Gewitter; und die warme Sonne, die sich schon zum Untergang neigte, warf, die üppigen grünen Schirme durchbrechend, goldne und violette Lichter hinein.

Die Pferde zogen eine Weile schwer bergan, bogen kurz ab und standen.

„Ist das die Alhambra?" Kloppenbusch stand in seinem Wagen auf und rief es sehr aufgeregt.

Hobsen, der im ersten Wagen gesessen hatte — mit Elisabeth Hunneberg, Grabusch, Agnes und Fritzchen, dem lieben Jungen — machte hier, neben einer Regenpfütze stehend, zwei Kellner mit englisch phlegmatischen Gesichtern hinter sich, die Honneurs.

„Nein, die Alhambra ist das nicht. Aber das Hotel Alhambra Palace, in dem wir ... Bitte, hier herein, meine Damen ...! Ach, Sie bewundern schon die Souvenirs, die Sie morgen kaufen werden.“ Und sich an den Hoteldirektor wendend, sagte er in einem etwas amerikanischen Englisch: „These are for the party for whom I ordered the rooms. I ask perhaps, to give the ladies rooms in the first story, the gentlemen can help themselves.“

Die Ankömmlinge kamen aus dem Staunen nicht heraus. Das war allerdings nicht der herkömmliche Typus eines erstklassigen Hotels. Man sah zwar sofort, daß hier nichts fehlte an Komfort, Bedienung, Behaglichkeit. Aber die Bedürfnisse des modernen Kulturmenschen waren gewissermaßen eingebaut in alte maurische Architektur. Die internationale Gegenwart war versteckt in die vergangene Herrlichkeit der Sarazenen. Gewölbbogen, auf schlanken Säulen ruhend, Hufeisenbogen aus roten Steinen über den Eingängen in die Säle. Überall der Fries farbiger Arabesken, die ihre Linien und Bänder seltsam und doch zu regelmäßig wiederkehrenden Figuren verschlangen. Orientalische Teppiche in köstlichen Farben über die Steinböden verstreut. An Ketten niederhängende Ampeln aus getriebenem Kupfer. Und zwischen all dem Alten, Orientalischen, das an längst vergangene Zeiten mahnte, an heiße südliche Länder, an kühle Moscheen, an gemauerte Bäder, an Tausendundeine Nacht und ihre Phantasien, Karawanen und Fabelschlösser — die hellen, leichten englischen Korbmöbel.

Verwirrt, staunend, schweigend gingen Bergemann und Erich hinter einem würdig auf lautlosen Sohlen voranschreitenden Kellner über kühle Gänge, breite Treppen nach ihren nebeneinander liegenden Zimmern im zweiten Stock. Aus einem unbestimmten Gefühl heraus trug Erich seinen Koffer selbst. Auch als ihn der Kellner an der Zimmertür nehmen wollte, ihn auf den Bock zu stellen, dankte Erich.

Bergemann lachte: „Sie führen wohl Schätze mit oder Ihre Memoiren?“

„Vielleicht ein wenig von beidem.“

Erich war allein. Er sah sich im Zimmer um. Reizend! Maurisch gemusterter Mosaikboden, grüne Türen, von steinernen Rundbogen überdacht. Von dem kleinen Balkon ein Blick hinunter auf eine gezackte Festungsmauer, die das Hotel von der Straße trennte. Drüben ein kleines Gärtchen mit roten Blumen in viel frischgewachsenem glänzendem Grün. Eine hohe Palme drin mit trocknen Blättern, drüber ansteigend wie ein herrlicher, lebendiger Wall die alten hochstämmigen Laubbäume des Parks. Von einer dunklen Baumgruppe rechts hob sich ein riesiges weißes Kreuz ab, das mit seinen leuchtenden Marmorarmen das grüne Heer der nachdrängenden Stämme am Vordringen gegen die Straße zu hindern schien.

„Herrlich, was?“ Erich sagte es zu dem Sanitätsrat, den er eben auf den kleinen Balkon nebenan treten sah.

Bergemann nickte: „Vielversprechend für morgen. Und das Kreuz fehlt natürlich auch nicht, das mich erinnern soll: „Du bist nur ein durch Poesie gemaßregelter deutscher Doktor!“

Hobsen, der sich immer mehr als Arrangeur der Landtouren fühlte, kam, um Erich zu fragen, ob es ihm recht sei, daß in einer halben Stunde ge-

meinsam soupiert werde. Auch Bergemann stimmte von seinem Balkon aus zu.

„Es hält ja schwer," seufzte Hobsen, „die Herrschaften alle zusammenzuhalten. Ziegenhüten in der Campagna ist leichter — pardon! Die Damen besichtigen bereits unten — Sie haben das hübsche Geschäft links von der Halle bemerkt? — spanische Mantillen und Waffen und Bilderrahmen im Alhambrastil. Herr Kloppenbusch ist noch mal in die Stadt, Ansichtskarten zu kaufen; er vermutet, daß die im Hotel zu teuer sind. Das Ehepaar Häfele wünscht auf dem Zimmer zu speisen. Aber erst, wenn der Mond aufgegangen ist — so hab' ich's dem Kellner ins Spanische übersetzen müssen. Die Kellner sind hier an manches gewöhnt, in Granada. Übrigens, ihr Zimmermädchen ist eine Schweizerin. Ich habe unsere Diva auf demselben Korridor untergebracht, da Fritzchen, der liebe Junge, oft Wünsche hat, die er nur deutsch ausdrücken kann. Sonst kommen sie überall mit Englisch durch. Auch Fräulein Agnes Hennerich spricht nur wenige Worte Englisch ..." Mister Hobsen verschwieg, daß Fräulein Agnes diese wenigen Worte von ihm gelernt hatte, daß diese Worte sich aber nicht gerade zum Verkehr mit Hotelangestellten eigneten, überhaupt behutsam und ökonomisch verwendet werden mußten.

Nach dem Souper, das die Gesellschaft, angeregt von der schönen Fahrt und den Erwartungen auf die Wunder des morgigen Tages, an kleinen Tischen eingenommen hatte, zogen sich die Damen, von der Reise und den neuen Eindrücken ermüdet, in ihre Zimmer zurück.

Über Mücke schien eine seltsame, fast zappelige Lustigkeit gekommen. „Bitte einen Augenblick, meine Herren," sagte er, „ich gedenke heute abend auf der Terrasse des Hotels eine Champagnerbowle zu trinken und würde mich freuen, die Herren als meine Gäste ..."

Mücke konnte nicht zu Ende reden, da Kloppenbusch ihn unterbrach, um zu versichern, daß der gütige Gastgeber bestimmt auf ihn zählen könne. Auch Reubke und Schwammerl, die nicht mehr auf den erhofften Mondscheinspaziergang mit Tilly Schuch rechnen konnten, nahmen dankend an. Hobsen entschuldigte sich mit Vorbereitungen für den morgigen Tag, der ihm ernste Führerpflichten auferlege. Grabusch, dem Elisabeth Hunneberg bei Tisch mitgeteilt, den Tristan liebe sie nicht sehr, dankte knurrig und kurz. Zwingenberg aber ermahnte, den Sekt nicht zu kühl zu nehmen, weil sonst leicht häßliche Magenverstimmungen die Folge seien. Woraus zu entnehmen war, daß auch er das kleine Fest durch seine Anwesenheit zu verschönen gesonnen war.

Erich und Bergemann, beide etwas überrascht durch die Gastfreundschaft des jungen Herrn, dankten höflich, schützten Müdigkeit vor und gingen, sich verabschiedend, nach dem Ausgang.

Im Vestibül trafen sie Herrn Häfele. Allein. Was eine große Seltenheit war. Er schien beherrscht von einem frohen Gedanken und war zu Mitteilungen aufgelegt.

„Also das Annale, meine liebe Frau, die schläft nämlich a wenig. Ja. Wir tun nachher erscht soupiere. Aber ich hab' eine feine Überraschung fürs Annale. Wisse Sie, da herübe" — er fuhr mit der Hand großartig ins Dunkel — „da ischt ein Zigeunerstadtteil. Ja. Also die Leut tun Geige spiele —

's ischt wundervoll. Steht im Reisehandbuch. Also jetzt fahr i g'schwind nüber und engaschier mir so e paar von dene Zigeunersleut. Ja. Und wann wir nachher soupiere — 's Annale und ich — also dann fange die Zigeunersleut unte an Geige zu spiele. Was — das ischt fein ausdacht?" In der Vorfreude diese herrliche Überraschung auskostend, rieb sich Otto Häfele heftig die knochigen Hände.

Der Portier meldete, daß der befohlene Wagen für den Herrn bereitstehe; und Otto Häfele fuhr, den spanischen Kutscher in schwäbischer Herzlichkeit zur Eile ermunternd, froher Gefühle voll, zu den Zigeunern von Granada.

Bergemann wollte gerade zu Erich eine anerkennende Bemerkung über die opferfreudige Verliebtheit dieses jungen Ehemanns machen, als seine Aufmerksamkeit von einer seltsamen Gruppe angezogen wurde. Dicht neben ihm hatte Mücke sich vor Scupinsky und Selma hingestellt, die beide anscheinend nicht erbaut waren, diesen Jüngling so dicht vor sich zu sehen. Was begreiflich schien, da Herr Arthur Mücke offenbar schon bei Tisch dem dunklen spanischen Wein mehr, als für seine Konstitution gut war, zugesprochen hatte.

„Also — Herr Baron," sagte Mücke, mit der blassen Hand sein Kinn reibend, zu Scupinsky; und es war nicht zu überhören, daß die feierliche Titulierung einen leichten ironischen Unterton hatte, „ich gebe heute abend ein kleines Herrenbowlchen. Auf der Terrasse. Granada unter uns. Nur Herren, wie gesagt. Sie werden sich wohl nicht von der liebwerten Frau Gemahlin trennen wollen . . .?"

„Nein!" sagte Scupinsky scharf. Kam das von der Beleuchtung oder war sein Gesicht wirklich so gelb? „Ich möchte mit meiner Frau noch nach der Stadt in ein Café gehen."

„In ein Café —!? Schade —" Mücke feixte, „schade, da komme ich also um die Möglichkeit, Sie zu bewirten. Sie wird mir bedauerlicherweise wohl nicht mehr oft geboten."

„Ich glaube das auch." Eine leise Drohung grollte in Scupinskys Vermutung. „Und jetzt lassen Sie uns vielleicht vorbei."

„Ungern — wirklich ungern! Sie glauben nicht, wie ich Ihren Gatten bewundere, gnädige Frau. Er hat wohl keinen aufrichtigeren Bewunderer — und Kenner! — auf dem Schiff und hier in Granada. Ich habe nie einen Menschen ruhiger — und glücklicher spielen sehen. Vielleicht den Lord Punderband ausgenommen. Ich werde dieses ritterliche Bild, glaub' ich, vor meinen Augen haben, wenn ich sie einmal schließe — die Augen."

„Was ja wohl heut nacht der Fall ist?"

Erich und Bergemann, die beiden unfreiwilligen Zeugen dieser wunderlichen Szene, begriffen den lauernden Ton in Scupinskys Frage so wenig wie die fast provozierend durchbrechende Ironie in Mückes Rede. Es war doch klar, daß Mücke heut nacht auch mal schlafengehen würde; wozu also die Frage. Und wenn man seinen jetzigen Zustand betrachtete und des weiteren in Erwägung zog, daß ihn die Champagnerbowle noch erwartete, so war sogar für sein Wohlbefinden und für die Nachtruhe der Zimmernachbarn zu wünschen, daß dieser Zeitpunkt nicht allzu fern liegen möge. Das waren die über-

einstimmenden Erwägungen, die Bergemann und Erich, ohne sich durch Worte zu verständigen, anstellten, als nun Herr von Scupinsky mit einer höflichen Bewegung, die aber doch die dahinter lauernde Kraft verriet, Herrn Arthur Mücke ein wenig zur Seite schob, um für Selma Platz zu machen. Er folgte dann der rasch Vorausgehenden, indem er über die Achsel sprach: „Es erübrigt mir also nur, Ihnen gute Nacht zu wünschen!"

Mücke lachte kurz und ungezogen hinter den beiden her. Dann zündete er sich eine Zigarette an und schlenderte, die Hände in den Hosentaschen, nach der Terrasse.

„Werden Sie aus dem Menschen klug?" Erich richtete die Frage an Bergemann.

„Nein. Zuweilen scheint er mir nur ein dummer Gent, ein verbummelter Fatzke, der auf Reisen — wie viele bei uns zu Hause — seine traurige innere Disziplinlosigkeit durch übertriebene Moden, betonte Manieren, unterstrichene Formen ersetzt. Das Detail der Form muß ja so oft über die Leere des Inhalts täuschen. Aber dann wieder — wie eben jetzt ... da klingt doch etwas Zersprungenes mit, etwas Besseres, das in Scherben ging ... eine gewisse Verachtung des Lebens, die doch nicht ganz aus der Überzeugung der eigenen Wertlosigkeit entspringen kann. Denn schließlich ... wenn dieser Herr von Scupinsky einer von den Heißblütigen wäre — wie ich's einmal in meiner Jugend war — hätte die Sache bös enden können ... Der junge Dandy wollte ihn doch offenbar verletzen, den sogenannten Baron, der mir ja freilich auch nicht zum Küssen sympathisch ist."

„Und nun gar die Frau! Wo er die wohl aufgelesen hat? Aus einem Budapester Damenorchester oder ..." Die Vermutungen über die Herkunft der Dame Selma, die Erich jetzt aussprach, waren mannigfach, aber alle wenig schmeichelhaft für die Signora di Venticinque.

Und während sie bergab durch den mäßig erleuchteten Park der Stadt Granada zu gingen, sprach Erich freimütiger, wohl nicht ganz unbeeinflußt von dem genossenen spanischen Wein und der anheimelnden Dunkelheit des Weges, auch über die andern Damen des Schiffes. Elisabeth Hunneberg war ihm zu gewaltig. Er zitierte Heine: „Diese kolossalen Massen — kolossaler Weiblichkeit ..." Tilly Schuch hielt er für ein bildschönes Bählamm. Viktoria von Öltzendorff — nun die war schon im neutralen Alter. Frau Anna Häfele — dem Gatten gefiel sie. Habeat! Frau Tiegs — er meine immer, man müsse sie auf einen imitierten Marmorsockel stellen in einer alten „guten Stube", oder ihre Büste auf den Ofen. Und wenn sie dann, halb Göttin, halb Modell, da oben stünde — er, nein wirklich, er bekäme keine Pygmaliongelüste. Überhaupt, wenn er sich eigentlich überlege, was so sein Typ sei ...

Aber da waren sie in der Stadt.

Aus einer kleinen Schenke lockte Musik. Und sie gingen hinein.

... Auf der Terrasse des Hotels Alhambra Palace ging es derweil hoch her. Blitzblanke Sterne standen am Himmel, in den dort zur Linken die Sierra Nevada scharfe Linien riß. Unten aber leuchtete in unzähligen Lichtern Granada. Und es war, als ob Himmel und Erde illuminiert hätten für das feuchte Fest, das aus unbekanntem Anlaß der junge Herr Arthur Mücke seinen Fahrtgenossen von der „Astarte" gab.

Kloppenbusch, der links vom Gastgeber in einem der breiten Korbstühle, ein mit maurischen Ornamenten benähtes Kissen im Rücken, Platz genommen hatte, war voller Bewunderung über die Zubereitung dieser Bowle. Nur Pommery goß dieser Verschwender in das umfangreiche Kristallgefäß. Nur Pommery, von dem die Flasche, wie das Studium der Weinkarte vorhin ergeben, hier mit dem hübschen Preis von zweiundzwanzig Peseten notierte. Und die Pfirsiche zerschnitt er nicht, schälte sie auch nicht. Das war Kloppenbusch angenehm, denn er erinnerte sich der Pfirsichbowle bei seiner Base Kathinka in Mecklenburg, die solche Früchte umständlich über dem Bowlengefäß ihrer Schale entäußerte, wobei ihr reichlich der edle Saft über die Hände lief, mit denen die Fleißige viel Hausarbeiten zu verrichten pflegte ... Nein, Mücke, dieser Allerweltskünstler, stach nur mit einer silbernen Gabel in die köstlich reife Frucht und warf sie dann sorglos in das Meer von schäumendem Champagner. Auch diese leichte und sorglose Bewegung hätte ihm Base Kathinka aus Mecklenburg, die gern bei allen Lebensgenüssen die Preise nannte, nicht nachgemacht.

„Prost alsdann — Spanien soll leben!" Schwammerl wollte sich den ersten Toast nicht nehmen lassen. Er sprach lieber kurz als gar nicht.

Aber Mücke wehrte höflich lächelnd: „Erst — Sie gestatten — meine werten Gäste! Sie leben — Hurra — hurra — hurra!"

So trank man erst mit Mücke auf die Gäste, dann mit Schwammerl auf Spanien und ließ auf Reubkes Vorschlag sofort die Gesundheit des geschätzten Gastgebers folgen.

Mücke füllte die Gläser aufs neue und goß Champagner in die Bowle nach. Sein Gesicht blieb eisern, als er höflich und mit dem leicht näselnden Ton, den er sich für offizielle Momente angequält hatte, sagte: „Ich werde von dem sehr freundlichen Wunsch nicht allzu lange mehr Gebrauch machen. Aber — es war mir eine Freude, ein Stück des Weges, meines Lebensweges, mit Ihnen, meine Herren, zu fahren!"

„Sie hätten Pastor werden sollen," lobte Zwingenberg, dem jede gehobene Rede sehr imponierte. „Hab' ich nicht recht: Pastor."

„Ich hätte vielleicht überhaupt irgend etwas werden sollen," lächelte Mücke und nahm sein Einglas ab. Dies tat er immer, wenn er besser sehen wollte.

Kloppenbusch angelte aus seinem Glas schwimmende Pfirsichfasern und bemerkte tiefsinnig: „Das mit dem Pfarrerwerden ist nämlich gar nicht so leicht. Ich hab' das auch mal zu einem gesagt, der in der Eisenbahn mit mir nach Lüneburg fuhr. Da erwiderte mir der Herr: Das wäre nicht gut gegangen, lieber Mann, daß ich Pfarrer werde. Ich bin nämlich Jude."

„Paulus war auch ein Jude," sagte Reubke großartig. Er fand das Gespräch sehr gebildet, und das freute ihn.

„Aber i bitt Ihne," Schwammerl brachte Gemütlichkeit in die Unterhaltung, die in ein Religionsgespräch auszuarten drohte, „warum muß denn überhaupt jeder partout etwas „werden"? Also, bitte, einer is ein Mensch, nit wahr, und is ein Staatsbürger, nit wahr ... und wann er a Göld hat, so is das denn ganz genug. Er liest seine Zeitung morgens, er besucht seine Freunde, die wo auch die Zeitung gelesen haben, nit wahr, und bespricht das, was sie in der Zeitung nit gelesen haben. Und dann geht er essen, nit

wahr, und schlaft a wenig. Und dann schaut er, wie's der Poldi geht — was seine Freundin is, i denk mir so. Ein Theater dann des Abends — oder ein Konzert, nit wahr; so is das ganz ein ausgefüllter Tag. Ein runder Tag. Wann er nämlich a Göld hat."

Dieses abwechslungsreiche Programm schien allgemeine Zustimmung zu finden.

„Geld regiert die Welt," nickte Zwingenberg, der gute Sprüche bei einer Pfirsichbowle liebte, die Weisheit seiner Gedanken zusammenfassend. „Aber das wissen auch alle gescheiten Leute. Ich hab' zum Beispiel eine Köchin, eine vorzügliche Köchin daheim, die spielt immerzu in der Lotterie. Immer so Dreimarklose. Ihren ganzen Lohn verspielt die blöde Person."

„Hat sie schon einmal gewonnen?"

„Gewonnen? Gott sei Dank — nein. Niemals. Denn ich fürchte, wenn sie gewinnt, kocht sie nicht mehr. Wenigstens mir nicht mehr. Sie hat da so einen älteren Bäckerburschen an der Hand — mit dem tanzt sie immer in Halensee —, der möcht' sich gern mit ihrem Gesparten selbständig machen. Aber sie spart nichts, sondern spielt Lotterie. Denn, sagt sie, dabei kann sie mit einem Schlage mehr gewinnen, als wenn sie zehn Jahre ihren Lohn zusammenkratzt und in Lumpen geht. Der Himmel bewahr' mich vor dem Schlag!"

Zwingenberg, der diese Erzählung selbst für eine der längsten und zusammenhängendsten seines Lebens hielt, belohnte sich durch einen kräftigen Schluck. Die Herren waren so höflich, auf seine Köchin zu trinken.

„Holla —! wir wollen ein Lied singen," schlug Kloppenbusch, vom Einfall begeistert, vor.

„Gut," lobte Zwingenberg, „aber eins, von dem wir alle den Text kennen, was? Denn sonst singt die Hälfte wieder bloß: „La — la — la — la" und das gibt dann im Leben kein Lied!"

Die Stärke und die Güte der Champagnerbowle blieb bei der Auswahl des Liedes nicht ohne Einfluß. Kloppenbusch schlug vor: „In einem kühlen Grunde." Dieses wurde als zu traurig abgelehnt. Reubke empfahl: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben —?" Dieses Lied war Schwammerl leider ganz unbekannt. In Wien sang man's nicht, meinte er. Mücke wollte „Gaudeamus igitur" gesungen wissen — aber Kloppenbusch meldete bescheiden an, daß ihm der Text der „lateinischen Volkslieder" nicht gegenwärtig sei. Dahingegen schien ihm „Ännchen von Tharau" ein sehr schönes und sangbares Lied. Hier verwirrte Zwingenberg die Erwägungen wieder durch den Hinweis, daß es doch auch Lieder geben müsse, die auf Granada Bezug hätten. Schwammerl leugnete das und empfahl zum Ersatz: „'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien." Mücke aber meldete als Resultat seines Nachdenkens an, daß er allerdings ein Lied kenne, das hierherpasse, und dies sei: „Fern im Süd das schöne Spanien . . ."

„Fern im Süd —?" Schwammerl dachte logischer, als seine allmählich verglasenden Augen das vermuten ließen, „i bitt Sie — also: wir sind doch mitten drinnen in Spanien!"

Nachdem auch die „Wacht am Rhein" und ein von Kloppenbusch vorgeschlagenes Lied „Wo die Mutter mich geboren . . .", das niemand sonst

kannte, abgelehnt worden, einigte man sich auf: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten ..." Doch als gerade die Lorelei ihr goldenes Haar mit goldenem Kamme kämmte, erschien ein sehr distinguierter Kellner und bat höflich, das Kämmen und Singen zu unterlassen, da eine englische Lady, die vorn heraus schlafe, bereits geklingelt und um Ruhe ersucht habe.

Reubke, der schon stark angeheitert war, wollte sich erheben, um sich sofort persönlich zu dieser Lady zu begeben. Er versprach sich von diesem Besuch eine gründliche Belehrung der widerborstigen Dame über den Wert deutscher Volkslieder. Kloppenbusch, der neben ihm saß, drückte ihn aber in den Korbstuhl zurück und belehrte ihn, daß er morgen früh der Lady sicherlich willkommen sein werde. Reubke schwur, daß aufgeschoben nicht aufgehoben sei, und trank schließlich auf das werte Wohl der Lady sein eben gefülltes Glas aus.

Zwingenberg fand es unlogisch, daß dieses Land, in dem man nicht singen dürfe, gerade irgendwo „das Land des Weins und der Gesänge" genannt wurde, was Schwammerl wieder veranlaßte, die Dichter im allgemeinen großer Lügenhaftigkeit zu zeihen. Er habe mal auf dem Semmering einen rotnasigen Herrn kennen gelernt, der da oben mit seinem Verhältnis in Freuden gelebt habe, und dieser rotnasige Herr habe alle Weihnachten einen Band Gedichte erscheinen lassen, in dem immerzu das größte Malheur passiert sei. Entweder sei jemand drin gestorben oder untreu geworden oder habe aus Eifersucht einen Freund vergiften wollen — und so. Und von all dem Gelogenen habe er auf dem Semmering in der ersten Etage mit seiner Freundin gewohnt und Spazierfahrten gemacht und viel Erdbeerbowle getrunken.

Hier äußerte Reubke den Wunsch, auch auf den Semmering zu fahren. Sofort. Die Alhambra könne ihm gestohlen werden. Er wolle auf den Semmering. Und zwar auch mit einer Freundin. Und zwar mit Tilly Schuch.

„Sein S' so gut," lachte Schwammerl, „die wird grad so mit Ihna laufen!"

Da erhob sich Kreuzwendedich von Reubke in seiner ganzen Länge, hielt sich fest am Tisch, weil ihm die Terrasse plötzlich das Deck der „Astarte" und das Meer unter diesem Schiff unruhig zu sein schien, und tat mit einigen Stockungen, die wohl mit der Kühnheit seines Gedankens zu erklären waren, den Vorschlag: „Also, meine Herren — meine Herren ... Ich weiß, Sie wollen — wollen die schöne blonde Frau Tilly... Schach — Schoch — ach nein — Schuch — Schuch auch... heiraten. Weiß ich ..."

Kloppenbusch und Zwingenberg protestierten. Aber Reubke duldete keinen Widerspruch.

„Ich hab' das Wort — hab' ich. Ja. Also — alle können wir sie — nicht heiraten. Nein. Und einer kann — kann die andern nicht mit — mit — heiraten. Nein, kann er nicht. Also — weil wir uns doch lieb haben — haben ... und uns nicht totschießen wollen — nein ... wollen wir um sie losen. Losen wollen wir! Hab ich recht ...?" Entzückt von seinem eignen Vorschlag ergriff er Kloppenbuschs Glas, das Mücke eben gefüllt hatte, und leerte es auf einen Zug. Dann ließ er sich in den Sessel fallen und bemerkte nur

noch, daß die Nacht wohl sehr stürmisch werden würde. Eine Mutmaßung, für die eigentlich kein Anlaß vorlag, da kein Lüftchen sich regte und die Sterne vom wolkenlosen Himmel vergnügt auf Granada herabblickten. Schwammerl dachte, daß das eine sehr seltsame Rede war, und daß es eigentlich Kloppenbuschs Glas gewesen sei, das der Redner ausgetrunken; und daß er viel darum gäbe, wenn er jetzt so viel Spanisch könne, einen Kellner zu fragen, wie man auf dem kürzesten Wege hier in sein Bett komme. Kloppenbusch klopfte mit seinem Kofferschlüssel ans Glas und meldete an, daß er bei der von Herrn von Reubke vorgeschlagenen Lotterie ausscheide. Aus Anstand. Denn er habe die Eigenschaft, immer zu gewinnen. Worauf ihm Zwingenberg empfahl, sofort nach Lichterfelde zu fahren und seine Köchin zu heiraten. Nein, Kloppenbusch wollte Zwingenbergs Köchin nicht heiraten. Und wenn er eine Köchin hätte heiraten wollen, so wäre dies schon vor vier Jahren geschehen, als seine Mutter selig eine bildhübsche Polin engagiert habe. Aber die bildhübsche Polin habe Ungeziefer gehabt und sei deshalb entlassen worden, eh' er sie heiraten konnte. Und er billige deshalb die preußische Polenpolitik. Aber auch Tilly Schuch, die sicher kein Ungeziefer habe, wollte er nicht gewinnen. Denn er sei nun so alt ohne Frau geworden ... vierundfünfzig Jahre, und morgen sei sein Geburtstag. Es könnte aber auch nächste Woche sein. Aber sein Geburtstag sei es jedenfalls, das wisse er ganz genau.

Zwingenberg wünschte auf das Wohl des Geburtstagskindes zu trinken. Und da er zu Kloppenbusch nicht hinüberreichen konnte, küßte er Schwammerl mitten auf den Mund und bot ihm Grabuschs Bett in der Kabine an für den Fall, daß er müde sei.

Schwammerl aber war nicht nur müde, sondern schlief schon. Kloppenbusch hatte in der Eingangstür, die zur Terrasse führte, einen unheimlichen Herrn bemerkt und verkündete, dort stehe Scupinsky. Sogar zweimal stehe er dort. Und es sei nicht schön, den Mann nicht einzuladen, obschon er auch ein Pole sei und ein Landsmann von der Köchin mit dem Ungeziefer.

Mücke hatte sich erhoben. Auch er sah Scupinsky, der aus der Ferne zu dem Tisch herüberspähte. Aber nur einen Augenblick, visionartig sah er den Polen, dann war er verschwunden.

Mücke griff sich an die Stirn, die blaß und feucht war. Er suchte des Alkohols Herr zu werden, und seine Korrektheit bekam etwas Aufgezogenes, Pagodenhaftes, als er sagte: „Meine Herren — wir sind beim letzten Glas — unwiderruflich beim letzten! ... Eh' ich's austrinke — auf Ihr Wohl, die Sie ... die Sie weiterfahren ... möcht' ich Ihnen sagen: ich spiele nicht mehr — nie mehr. Nicht um ... nicht um Geld und nicht um ... eine Frau. Rien ne va plus, Arthur Mücke! ... Und wenn Sie morgen früh gefragt werden — nach den Geschichten, die wir uns diese Nacht erzählt haben — oder die uns diese Nacht erzählt hat ... dann denken Sie auch an diese: es war mal ein junger Dachs, der hatte ... die Spielleidenschaft, die Glücksverachtung im Blut — vielleicht im Blut ... Und da sie ihm das Kasino zusperrten ... da fuhr er in die Nachbarstadt ... in einen Privatzirkel und spielte ... spielte die Nächte durch ... verlor, gewann — gewann, verlor ... verlor mehr, als er geerbt hatte. Und als er nicht zahlen konnte und der

Vor der Schenke

Nach einem Gemälde von P. F. Messerschmitt

Wein ihm zu Kopf gestiegen war... wie heute — und sein Unglück, da beleidigte er den Gewinner... denn der, was soll ich Ihnen sagen... Sie kennen die Spieler nicht... Sie merken diese Wölfe nicht unter sich — Sie haben keine Augen für diese lüsternen Raubtiere, die schon sprungbereit warten... Ich sage Ihnen, ehe Sie in Amsterdam sind, wird dieser Pole Sie ausgeplündert haben — dieser Pole... Ihre Sache! Lassen wir ihn!... Beleidigt hat der junge Dachs das alte Raubtier — da unten in der Stadt, wo die Palmen an der Promenade stehen und die Kranken herumhusten, die nie mehr aus der Sonne da unten heimkommen nach Norden... Und da hat der alte Spieler den jungen gefordert... nicht auf blitzende Säbel — nicht auf Pistolen... o nein, auf zwei elende Holzkugeln... Roulettkugeln, wenn Sie wollen — eine weiße und eine schwarze. Eine Frau hielt lachend, die großen weißen Zähne fletschend, ihre geschlossenen Hände hin und ließ wählen... Und der junge Dachs griff die schwarze Kugel und hatte drei Wochen Zeit... Eine Woche hat er gespielt — eine Woche hat er geliebt... und eine Woche... Meine Herren — es ist Zeit, schlafen zu gehen... schlafen zu gehen!"

Mücke trank aus. Seine Hand war ruhig, und um seine Lippen lag ein eigentümliches Lächeln. Er winkte die Kellner heran.

Schwammerl mußte geführt werden. Er glaubte auf der Kärntnerstraße zu spazieren und bat den Kellner, noch für einen Akt mit ihm ins Burgtheater zu kommen, Sonnenthal zu sehen. Der sei zwar schon tot, aber für ihn spiele er noch mal. Und das Stück, das er spiele, führe den gemeinen Titel: „Ein Glas Wasser." Pfui Teufel!

Reubke riß sich mächtig zusammen. Er gab Kloppenbusch zeremoniell den Arm, als ob er eine Prinzessin zu Tisch führe, und sagte immer wieder: „Herr Kloppenbusch, Sie sind ein vollendeter Gentleman... Es ist möglich, daß Sie keinen erstklassigen Schneider haben... und daß Ihr Schuster besser sein könnte... Auch Lodenmäntel trägt man selten jetzt... aber — Herr Kloppenbusch, Sie sind ein vollendeter Gentleman!"

Kloppenbusch rührte diese Einschätzung seiner Persönlichkeit sehr. Und das mit seinem Schuster beschloß er zu ändern. Es lag vielleicht an den Filzeinlagen. In der ersten Etage angekommen, lud er Kreuzwendedich von Reubke ein, mit ihm noch eine weitere Bowle zu trinken, die er ganz aus Kognak, Benediktiner und Ananas herzustellen gedachte. Reubke lehnte die Einladung dankend ab unter Hinweis auf den Umstand, daß sie morgen, wenn ihm recht sei, eine Besichtigung vornehmen wollten. Von wem oder von was, das fiel ihm leider nicht mehr ein.

Da ging Kloppenbusch gekränkt und weinend in sein Zimmer. Und da er nach drei viertel Stunden den elektrischen Knopf nicht gefunden, wohl aber zwei Stühle, einen Handtuchhalter und eine Wasserkaraffe umgeworfen hatte, beschloß er, in Kleidern zu Bett zu gehen. Aber auch dieses mißlang ihm. So entschlief er sanft auf seiner Chaiselongue und hatte seine umgestürzte Handtasche als Kopfkissen, aus der langsam, tropfenweise das mitgeführte Zahnwasser auf die maurisch gemusterten Steinplatten lief.

Als Mücke in sein Zimmer trat, schien der Mond wundervoll hell herein. Er übergoß auch die Krokodilledertasche, in der der Revolver sich befand. Der Brief an den Kapitän war bereits seit zwei Tagen geschrieben.

Da er im Spiegel einen Bowlenflecken auf dem Hemdausschnitt bemerkte, beschloß er das Hemd zu wechseln, ehe er sich erschösse. Die Kragenknöpfe machten, wie immer, üble Arbeit. Auch einer der blinkenden Fingernägel sprang ab. Und auf den Beinen war er nicht ganz so sicher wie sonst, obschon er vorsichtiger getrunken als die andern.

Morgen früh würde sich die Kunde wie ein Lauffeuer im Hotel verbreiten. Er hätte noch fünf bis sechs Tage gut aushalten können mit seinen hundertfünfzig Franken. Die Schiffskarte war bezahlt bis Amsterdam, weil Teilstrecken bei dieser Fahrt nicht ausgegeben wurden.

Schade, wie manchem armen Teufel hätte er eine Freude machen können mit der Karte für den Rest dieser Reise! Es kam ihm angenehm zum Bewußtsein, daß er mit diesem edlen Gedanken des Bedauerns sterben werde.

Er nahm behutsam wie ein Kleinod die Waffe aus ihrem Futteral. Es war ein hübscher kleiner Revolver mit zarten Elfenbeinbacken, blank und sauber. Und die Patronen — die Patronen ... wo waren denn nur die Patronen?!

Teufel auch, jetzt hatte er wahrhaftig die Schachtel mit den Kragenknöpfen und Krawattenhaltern eingepackt, die er doch sonst so leicht vergaß, statt der Patronenschachtel!

Er konnte sich doch nicht mit einem Patentkragenknopf erschießen!

Da hatte er nun die besten Absichten, noch vor dem gestellten Termin die Ehrenangelegenheit als Kavalier zu erledigen — und nun spielte ihm das Schicksal diesen einfältigen Streich.

Aber war er denn angewiesen auf die Pistole? Dort die Schnur —? Pfui Teufel! Proletengewohnheiten! Man ist ein Kavalier oder man ist keiner — auch der Tod muß elegant gerufen werden. Aber dort der Balkon —? Das Geländer ist niedrig ... Dritter Stock ... Man wird an einen Unfall glauben — an Trunkenheit? ... Mag man —!

Mücke trat auf den Balkon. Die Straße lag weiß im Mondschein. Menschenleer. Nein, doch nicht — da lief ja ein Mann herum — wuselig, unstet wie eine Maus — und spähte nach rechts und links. War das nicht Herr Otto Häfele? Natürlich! Ach, der schaute wohl immer noch nach den gemieteten Zigeunern aus, die hier schmelzende Weisen spielen sollten für das Annale? Mücke hatte gleich widerraten, die Schufte voraus zu honorieren. Aber Otto Häfele wollte Arm in Arm mit Annale der Serenade lauschen und nichts mehr zu tun haben mit der Bezahlung, wenn sein Raffinement in Spanien Liebe und Musik gemeinsam auf einem maurisch stilisierten Balkon genoß.

Jetzt sah Mücke Herrn Häfele nicht mehr. Der hatte wohl endgültig in dieser Nacht auf die Zigeunergeigen verzichtet und widmete sich dem ihm verbliebenen Rest seines Programms.

Aber was war das da unten — auf dem kleinen Balkon in der ersten Etage? Da stand doch jemand? Ein Herr, unbewegt. Er hatte die rechte Hand auf das Geländer gestützt und ließ etwas im Mondlicht blitzen. Einen Ring. Schien sich am rötlichen Feuer des Steines zu weiden — eines zu langem Oval geschnittenen Rubins ... Des Rubins der Herzogin!

Mücke griff sich an den Kopf, biß sich auf die Lippen, kniff sich in den Arm. Alles, um sich zu vergewissern, daß er nicht träume, daß die Bowle, der er doch immerhin vorsichtiger zugesprochen als die andern, ihm keinen dummen Schabernack spiele ... Das war doch Erich Eckard!

Sohn eines unsteten Vaters, der nach einer wunderlichen, heute noch dem einzigen Sohne schleierhaften Künstlerlaufbahn in den eleganten Kurorten der Riviera vom Spiel und für das Spiel gelebt, und einer Mutter, deren deutsche Abstammung sich zuweilen in romantischen Projekten verraten, hatte Arthur Mücke lange genug an den Sammelplätzen der Eleganz, des Leichtsinns, des Glücksrittertums gelebt und mit den unruhigen Augen des Erwachsenden das Milieu bespäht, um zu wissen, daß Unredlichkeit, Gaunerei, Verbrechen sich nicht an die dürftigen Erscheinungen der Armen, Verstoßenen, Schlechtgekleideten binde. Die Falschspieler, Fälscher, Betrüger, die so hübsche Titel führten, in Paris arbeiten ließen, aus London ihre Schlipse bezogen und die sicheren Manieren der internationalen Kultur zur Schau trugen, waren ihm dutzendweis über den Weg gelaufen. In einem Hotel in Monte, in einem Café in Sestri Levante wäre ihm kaum Besonderes dabei aufgefallen, daß ein verlorener oder einer Lady gestohlener Ring plötzlich im Mondlicht funkelte am Finger eines eleganten Mannes, der behauptete, ein französischer Marquis, ein kalifornischer Minenbesitzer oder ein deutscher Assessor zu sein. Aber hier in Granada ... einer aus dieser wunderlich gemischten, aber doch — bis auf den edlen Scupinsky, den er als rücksichtslosen Spieler kannte — bürgerlich anständigen Gesellschaft — ein in korrekt preußische Ehrenhaftigkeit so geschickt maskierter, durch die Freundschaft eines alten, offenbar echten Sanitätsrates ausgezeichneter Hochstapler! ... Und noch dazu so ein Stümper im Handwerk! Denn der mondbeschienene Balkon eines Hotels mit dem Blick auf die weiße Sierra Nevada ist doch — selbst lange nach Mitternacht — nicht der geeignete Ort, sich unbeachtet seines Raubes zu freuen.

Seines Raubes—! Sollte er sich übers Geländer beugen und rufen: „Sie Dieb!“ Sollte er vielleicht sofort hinuntereilen, plötzlich an das Zimmer des „Assessors“ klopfen und dem Öffnenden kühl erklären: „Wollen Sie mir, bitte, auf der Stelle den gestohlenen Ring ausliefern — oder ziehen Sie's vor, daß ich dem Hotelpersonal läute?“

Und mitten in diesen kriminalistischen Erwägungen kam es Arthur Mücke zum Bewußtsein: es wurde von ihm verlangt, daß er handle. Daß er etwas in dieser Angelegenheit tue. Das Leben forderte heute, morgen, demnächst einen Entschluß von ihm, eine die Situation klärende Tat. Scupinsky mußte eben warten ... Nein, jetzt war noch nicht Zeit zum Schlafengehen für Arthur Mücke, jetzt nicht, und wenn er zehnmal die schwarze Kugel gezogen hatte!

Es war fast ein Zug von echter Lebenslust, der sonst seinem zur Affektation der Gleichgültigkeit erzogenen Gesicht fremd war, was jetzt seinen Mund umzuckte, sein Auge leuchten ließ. Hätte Arthur Mücke, der sonst so oft und gern in den Spiegel sah, jetzt das ehrliche Glas befragt, es hätte ihm gezeigt, daß er ein ganz hübscher Kerl sein konnte, wenn er — nicht wollte.

Mit einem frohen Trotz hatte Mücke, ins Zimmer zurücktretend, den Revolver in die Ecke geworfen. Er wollte den Rest der Nacht dem ernsten Nachdenken widmen, wie er mit einer möglichst vornehmen und kühlen Geste — immer überlegen, immer Gent — diesen heuchlerischen Hochstapler stellen und entlarven könnte. Dieses Nachdenken ließ sich am besten im Bett bewerkstelligen, da die horizontale Lage erfahrungsgemäß den Meditationen sehr förderlich ist. Aber die angenehme Kühle der frischen Kissen, die Dunkelheit, das Bewußtsein, einer guten, nützlichen Tat entgegenzugehen, und die Einwirkung der vortrefflichen Bowle vereinten die Kräfte zu dem Effekt, daß Arthur Mücke über dem Nachdenken bald einschlummerte. Er hörte eine liebliche, etwas verworrene Musik in seinen Träumen. Es waren die Nachtigallen, die wundervoll vom Hang, auf dem die Alhambra im Mondlicht lag, in die frische Mainacht ihr uraltes Liebeslied schluchzten.

... Die Nachtigallen hatten in jener Nacht wenig Glück. Auch das Ehepaar Häfele, das sonst durch seine Persönlichkeit und die Glücksumstände gewissermaßen prädestiniert gewesen wäre, sich ihres Gesanges verständnisvoll zu freuen, nahm keine Notiz von diesen Liebesliedern aus den dunkeln Büschen unter der Alhambra. Das hatte seine begreiflichen Gründe.

Otto Häfele war, nachdem der Nachtportier zum dritten Male mürrisch und spanische Flüche in seinem Herzen wälzend die Pforte hinter ihm verschlossen, noch einmal ins Freie zurückgekehrt, da er ein Geräusch gehört zu haben glaubte, das er auf das verspätete Nahen der schon reichlich entlohnten Zigeuner deutete. Und wie Otto Häfele, das Ohr in den Wind legend, so ein paar Schritte die Hotelfront entlang machte, gewahrte sein achtlos am Boden entlang gleitendes Auge etwas seltsam Funkelndes, Blitzendes. Ein Käfer konnte es nicht sein. Wie ein roter Blutstropfen lag da etwas zwischen dem niedrig geschnittenen Gebüsch am Wege.

Otto Häfele bückte sich, griff zu, hob auf — es war ein Ring. In schmales Gold gefaßt ein schöngeschliffener roter Stein.

Otto Häfele war sehr erstaunt. Vollständig erfüllt von seiner Liebe zum Annale, und immer allein mit der kaum eroberten Gefährtin durch das Schiff wandelnd, war er wohl von allen Passagieren der „Astarte" der einzige, der absolut nichts wußte von dem Verlust, den Tilly Schuch beklagte. Und daß die blonde Dame je solchen Ring besessen, war ihm, der außer dem Annale keiner Frau ins Auge, geschweige denn auf die Hände sah, ebenso unbekannt wie etwa die Tatsache, daß vor einigen Minuten ein deutscher Herr im ersten Stock des Hotels mit den leise gemurmelten Worten: „Das einfachste wird's schon sein —!" diesen Ring wie etwas Minderwertiges, Ärgerliches, Unglückbringendes mit sicherem Wurf da unten ins Gebüsch geschleudert hatte.

Otto Häfele war kein Jurist, der sich über das „Recht am Funde" spitzfindige Gedanken machte. Das Sich-Gedanken-Machen war in der Familie Häfele, die seit Generationen ihr Auskommen hatte und dem Staat in gewissen, durch Natur und Tradition bestimmten Zwischenräumen brave und auf keinerlei Neuerungen gerichtete Bürger schenkte, überhaupt nicht üblich. Spanien aber war für Otto Häfele ein sehr seltsames, fremdes, gewissermaßen feindliches Land. Wenn er vielleicht im schwäbischen Cannstatt im gleichen

Falle auf die Idee gekommen wäre, einen Schutzmann zu befragen, was er nun mit dem zufällig gefundenen Ring machen solle, so lag ihm im spanischen Granada dieses Beginnen fern. Auch war kein Schutzmann da. Ein wenig abergläubisch, wie alle Häfeles, deren einer im sechzehnten Jahrhundert sogar mal den Teufel als sechsbeinigen Bock gesehen und das in der Familienchronik sehr anschaulich und glaubhaft beschrieben hatte, fuhr es ihm durch den Sinn, daß ihn durch den Fund dieses Ringes das der Familie Häfele stets wohlgeneigte Schicksal vermutlich für die Unredlichkeit der Zigeuner, die ihn um sein gutes Geld geprellt, angemessen zu entschädigen trachte. Ein Kenner von Edelsteinen war er nicht, der Familienschmuck der Häfeles bestand meist aus etwas altmodischen Häufungen von Bernstein und Korallen.

So hielt er nun diesen ziemlich großen roten Stein für irgendeinen billigen Bergkristall, wie sie, in goldplattiertes Silber gefaßt, um die Weihnachtszeit daheim für drei oder fünf Mark in den Ramschbasaren auftauchten. Ja, wenn ihn die Erinnerung nicht täuschte, trug eine Kellnerin in Stuttgart, das rote Lieschen, an ihrer rissigen Hand, die er — natürlich vor der Bekanntschaft mit dem Annale — manchmal wohlwollend getätschelt hatte, so einen roten Stein. Was sollte er sich wegen eines solchen Fundes Scherereien mit der spanischen Polizei machen, die er nicht verstand und die ihn nicht verstand? Auch noch an dem einzigen Vormittag, den er mit dem Annale der Besichtigung der im Reisehandbuch gerühmten Alhambra widmen wollte? Das war doch wohl unnötig.

Mit dem Annale! Oh, jetzt wußte er es! Für das Annale war die bereits honorierte und schmählicherweise nicht gelieferte Serenade bestimmt. Für das enttäuschte Annale hatte ihm das der Familie Häfele stets wohlgesinnte Schicksal offenbar diesen an sich nicht wertvollen, aber durch den Fundort ganz bedeutsamen Gegenstand als kleine Erinnerungsgabe in die Hand gespielt.

Und gerade ein Schmuckstück für die Hand! Auch darin war eine sinnige Liebenswürdigkeit des gütigen Geschicks zu erblicken. Denn um Annales immer noch vom Pflanzengift leicht gerötete Hand lag Tag und Nacht sorglich der schützende Handschuh, unter dem die in Luzern verschriebene Salbe ihr Heilwunder vollzog. Für diese geduldig erlittene Unbequemlichkeit sollte das Annale nun offenbar entschädigt und belohnt werden.

Und Otto Häfele beschloß diesen Willen des Schicksals zu respektieren und ihm eine hübsche Form zu geben. Er wollte dem Annale erzählen, daß die Zigeuner doch noch gekommen seien; aber da sie nach Mitternacht nicht mehr im Freien musizieren dürften, so hätten sie ihm diesen Ring verkauft, der Glück bringe ... Das Annale hatte eine romantische Seele; und ganz abgesehen davon, daß sie ihn nun nicht ob seines Reinfalls mit den Zigeunern aufziehen konnte, mußte es ihr für den Rest der Reise und noch lange darüber hinaus Freude machen, den Glücksring eines spanischen Zigeuners am Finger zu tragen.

Selig lächelnd, als ob er nicht eine, sondern ein ganzes Dutzend der klangreichsten Serenaden genossen, schritt Otto Häfele zum vierten Male an dem Nachtportier vorbei. Höflich, wie er war, rief er noch vom Treppenabsatz dem

nur halb angekleideten Manne, der ihm nicht sonderlich wohlwollend nachsah, nach unten zu, daß er ihm eine angenehme Nacht und hübsche Träume wünsche.

*

Erich und Bergemann waren wieder die ersten auf der Terrasse, die keine Spuren des nächtlichen Gelages aufwies.

Unten lag Granada mit seinem Gewirr von Dächern, Kuppeln, Sträßchen in der hellen Morgensonne ausgebreitet. Ein frischer Luftzug fuhr erquickend vom Park her über die Höhe. Links hinter der von dunklen Palmenschirmen flankierten Villa lag breit und weiß sich abhebend vom sanftblauen Morgenhimmel, von silbrigem Duft gegürtet, der beschneite Rücken der Sierra Nevada. Aus winkligen, grauen Höfen unten krähten die Hähne. Ein paar Esel schrien ihren langen Schrei. Man konnte Frauen über die Steintreppen kommen sehen mit breiten Schüsseln. Spielende Kinder hetzten sich mit kleinen Hunden in den Hofwinkeln herum.

Wenn Hobsen nicht gar so dringlich zum Aufbruch nach der Alhambra gemahnt, hätten sich die beiden Herren noch lange nicht losgerissen von diesem Anblick. Bergemann war glänzender Laune.

„Wahrhaftig, ich bin so jung wie dieser Morgen heute,“ sagte er und legte leicht seine Hand in Erichs Arm.

Erich aber lächelte vergnügt vor sich hin. Er hatte den ärgerlichen Ring mitten in einen Strauch fallen sehen heute nacht. Da mochte er liegen ein paar Tage, Wochen, Monate, bis spielende Kinder oder ein Gärtner ihn fanden. Dann war er weit, Tilly Schuch hatte längst den ihren wieder oder auch nicht; die „Astarte“ schwamm mit andern Passagieren und andern Sorgen und Freuden vielleicht dem kahlen Felskopf des Nordkaps zu oder den pfeilschlanken Minaretten am grünen Bosporus. Ihm war, als habe er sich jetzt des Letzten entäußert, was ihn noch an Eugenie, an den dümmsten, voreiligsten Irrtum seines Lebens erinnerte. Vielleicht hatte er's töricht, wie ein Junge, getan. Hätte warten und trotzen und den rechtmäßig erworbenen fatalen Stein behalten sollen, bis er irgendeinem Mädel eine Freude damit machen konnte ...

Einem Mädel? ... Indem er's dachte, sah er Hildes feste kleine Hände mit den rosigen Grübchen ... Aber nein, es war besser so. Mochte den Zwillingsstein des Rubins der Herzogin eine Gärtnersfrau zum Stiergefecht in Granada tragen ... Weg mit ihm aus Leben und Gedanken!

Der Aufstieg war viel kürzer, als alle gedacht. Kloppenbusch hatte sich vom Bergsteigen, das er mit den Mienen eines Märtyrers begann, eine Milderung seines beträchtlichen Katers versprochen. Aber er spürte leider, auch als sie schon im Myrtenhof standen, noch immer den gräßlichen Druck im Genick, den ihm das verdammte Sicherheitsschloß seiner Handtasche, die heute nacht sein Kopfkissen gewesen, besorgt hatte. Und es heiterte ihn wenig auf, daß auch Reubke über intensives Haarweh klagte, und daß Schwammerl, blaß und bekümmert, eine Erneuerung seines Schnupfens anmeldete und die Ansicht aussprach, daß die Versicherungsgesellschaft an dieser Bowle auf der Terrasse über Granada keine reine Freude haben werde. Der

Wiener brach im Gehen kleine Zweige und Blüten ab, um den ihm so wertvollen Geruchsinn zu prüfen, kam aber zu dem traurigen Resultat, daß ihm seltsamerweise alles intensiv nach Pfirsichbowle zu duften scheine.

Nur Zwingenberg war durchaus munter. Er hatte prächtig geschlafen und machte sich nur ernste Sorgen, daß ein Rest in der Bowle zurückgeblieben sei, der entschieden zu schade für die unausstehlich hochmütigen Kellner gewesen.

Mister Hobsen war als Führer unbezahlbar. Er redete zwar zunächst alles an Elisabeth Hunneberg hin, die sich schon beim Gang durch die Vorhöfe an die „Entführung aus dem Serail", den „Wasserträger" von Cherubini und manche andre Oper erinnert fühlte; wie denn für die Diva überhaupt die Natur und die Baukunst, die Berge, Wälder und Ruinen im wesentlichen nur die Aufgabe hatten, den Dekorationen gewisser Ausstattungsopern möglichst nahe zu kommen. Aber von dem, was Hobsen mit großer Geläufigkeit erklärte, profitierten auch alle andern. Die Jahreszahlen, die er nannte, waren ja wohl mehr kühn als richtig; und die Taten und Schicksale Boabdils und andrer Maurenkönige wurden nicht immer in ihren Einzelheiten ganz klar. Aber seine Hinweise auf den Stil der Nomaden, die auch im Holz und Gips immer wieder das Flüchtige, täuschend Prunkhafte, leicht Zeltartige zu bauen und durch die Mannigfaltigkeit der Dekorationen zauberhafte Eindrücke zu erzielen strebten, wurden verstanden.

Es war Erich nicht unangenehm, daß er die Herrlichkeit des Myrtenhofs zwischen den beiden schönen Frauen, Tilly Schuch und Frau Tiegs, stehend genoß. Zwar paßte weder die junonische Bankdirektorsgattin noch die teutonisch goldblonde Witwe recht zu diesen Hallen mit den überschlanken Säulchen, zu diesen in die Wölbungen der Galerien gemeißelten Gebetssprüchen des Islam, zu diesen uralten Marmorplatten des Bodens und dem unbewegten Wasser des schmal zwischen den beschnittenen Myrtenhecken sich wie ein riesiger Smaragd hinbreitenden Teiches. Aber die beiden Frauen waren schön wie dieser Morgen und schwiegen feierlich wie diese Galerien, Alkoven und Nischen ... Und daß dort drüben an der Schmalseite unter dem mit reichen Ornamenten geschmückten Hufeisenbogen der bewegliche Hobsen den andern, die vorausgegangen waren, Aufschlüsse über die von der Außenwelt sich abkehrende Bauart des Hauses gab, störte nicht weiter, da man die Gruppe nur wie Silhouetten sah und Hobsens Wort so wenig vernahm wie die nicht sehr geistreichen Zwischenfragen Schwammerls und Kloppenbuschs.

Mücke war, immer sein Vorgehen gegen den heute nacht heimlich entlarvten Hochstapler besinnend, durch die Sala de la Barca, ohne ihre Inschriften und Nischen zu beachten, nach dem im verschwiegenen Comaresturm gelegenen Saal der Gesandten gewandert. In einer der tiefen Fensternischen, die ihm einen wundervollen Blick aus dem Dunkel des hochgekuppelten Gemaches über die im Morgenlicht strahlende Stadt gewährt, wenn er hingeschaut hätte, blieb er stehen und bohrte sein Auge nachdenklich in die in tiefem Rot und Blau dem Gipskleid der Wände eingeprägten arabischen Sprüche.

Da stand plötzlich Scupinsky neben ihm. Und die Sala de los Embajadores, die einst der stürmischen letzten Beratung Obdach gewährte, die Boabdil

mit seinen Heerführern vor der Übergabe der stolzen Feste hielt, vernahm nun die folgende Unterredung, die im höflichsten Tone geführt und doch von heimlichem Haß hörbar durchzischt war.

„Ich hätte nicht mehr zu hoffen gewagt, Herr Mücke, daß ich Sie heute noch in der Alhambra würde begrüßen können."

„Wie Sie sehen, Herr von Scupinsky, ist Ihnen das doch gelungen."

„Nach Andeutungen, die Sie gestern abend im Hotel machten, mußte ich annehmen ..."

„Ihre Annahmen müssen mir gleichgültig sein."

„Sie werden sich vielleicht der — Abmachungen erinnern, die wir damals trafen. Ehe wir — als Gentlemen, die wir doch hoffentlich beide sind ..."

„Hoffentlich — beide. Und ich erinnere mich. Aber was Gentlemen anbetrifft, mein werter Herr von Scupinsky, so dürften Ihre Erfahrungen am grünen Tisch Ihnen vielleicht die Überzeugung vermittelt haben, daß man sich in der gesellschaftlichen Einschätzung seiner Umgebung zuweilen bedauerlichen Täuschungen hingibt. Irrtümern, die dann plötzlich — wie soll ich sagen — von einer blitzartigen Erkenntnis zerstört, rektifiziert werden."

Um Scupinskys Mund zuckte es nervös. Sein unsicheres Auge flog hinüber zu dem jungen Mann, der mit interessiertem Blick zu der hohen Kuppel von Lärchenholz hinaufsah, als kenne er kein wichtigeres Geschäft in diesem Augenblick, als hinter das System der raffinierten Facettierung dieses architektonischen Kunstwerks zu kommen.

„Sie wollen damit sagen," Scupinskys Stimme gehorchte nicht ganz so sicher wie bisher seinem Willen, „daß Sie selbst ..."

„Nein. Von mir will ich damit gar nichts sagen. Ich halte es nicht für geschmackvoll, immer von mir zu sprechen. Aber über den Geschmack werde ich mich vielleicht überhaupt nicht einigen mit einem Herrn, der es für angemessen erachtet, unter den gegebenen Verhältnissen und nach dem Vorgefallenen auf demselben Schiff mit mir eine Reise anzutreten."

„Das war ein Zufall."

„Ich gestatte mir anzunehmen, daß es in Ihrem Leben, Herr von Scupinsky, sogenannte Zufälle überhaupt nicht gibt."

„Und ich gestatte mir anzunehmen, daß Sie diese Reise angetreten haben, um — hm — um den übernommenen Verpflichtungen pünktlichst nachzukommen."

„Es ist, denke ich, nicht die Gepflogenheit unter Gentlemen, Wechsel vor dem Verfalltag zu präsentieren oder nur zu erwähnen. Ich habe hier — ich meine, auf dieser Fahrt — noch so etwas wie eine Aufgabe bekommen. Eine neue Aufgabe und eine peinliche vielleicht; aber ich denke sie zu erfüllen. Wie und wann, das werden Sie ja erfahren und — dann wohl begreifen. Bis dahin scheint es mir angemessen und entspräche auch meinen persönlichen Wünschen, daß wir beide uns nicht bemühen, miteinander Konversation zu machen. Das Schiff ist groß, nicht wahr ... Die Alhambra ist, wie ich mit Vergnügen bemerke, auch nicht klein ..."

In diesem Augenblick unterbrach, als wolle er Mücke zu Hilfe kommen, ein Lärm vom Myrtenhof her das Gespräch. Die von Mücke sehr richtig angedeutete Weitläufigkeit der Alhambra hatte es gefügt, daß Fritzchen,

das die Kuppeln, Galerien und Kapitelle wenig interessierten und Boabdil gar nicht, hinter den andern im Myrtenhof zurückgeblieben war. Der liebe Junge hatte den Teich zwischen den Myrtenhecken für das geeignete Becken gehalten, um endlich das von Schwammerl geschenkte Schiff auf seine Tüchtigkeit zu erproben. Dabei hatte er sich dann wohl etwas ungeschickt benommen und war, als er kniend eben den Stapellauf vollziehen wollte, mit dem Kopf voraus in das stille grüne Wasser gefallen. Grabusch, der just als Letzter gedankenvoll durch den Hufeisenbogen in die Sala de la Barca wandeln wollte, war auf das wilde Geschrei des Jungen im Laufschritt herbeigeeilt und hatte den Zappelnden aus dem Wasser gezogen. Nicht ohne daß er selbst mit dem linken Bein, an das sich der liebe Junge zunächst klammerte, bis übers Knie ins Wasser geriet.

Elisabeth Hunneberg drohte, als sie den glücklich geretteten, triefenden Jungen vor sich sah, in Ohnmacht zu fallen. Entschloß sich dann aber, in der Erwägung, daß die Alhambra zwar mehrfach restauriert, aber keineswegs möbliert ist, darauf zu verzichten. Um ihren Schmerz irgendwie zu betätigen, ohrfeigte sie zunächst den Jungen, der darüber mit unendlichem Geschrei quittierte. Dann fuhr sie Agnes Hennerich hart an, die sich von Hobsen in einer besonders lauschigen Nische die Lobpreisungen Allahs hatte erklären lassen, anstatt die Unternehmungslust ihres sportliebenden Schützlings zu zügeln.

Fritzchen und Grabusch wurden nun, da man der Kraft der spanischen Sonne das Beste zutraute an diesem klaren und warmen Frühsommertag, eiligst nach dem Löwenhof geschafft, wo sie trocknen sollten. Agnes aber enteilte mit tränenden Augen, um aus dem Hotel für Fritzchen den hier einzig noch verfügbaren Reiseanzug zu holen. Denn für die Alhambra hatte er darauf bestanden, seinen Sonntagsanzug anzulegen, da es sich doch um Besichtigung einer „Königsburg“ handle. Auf diese kluge Äußerung des lieben Jungen war Elisabeth Hunneberg so stolz gewesen, daß sie sie bereits in der Alhambra überall herum erzählt hatte.

Es ärgerte den Amtsgerichtsrat bitter, daß er, während die andern den Saal der Schwestern besichtigten und die Bäder, neben Fritzchen auf dem Brunnenrand des Löwenhofes in der prallen Sonne hocken mußte, um seine klatschnassen Hosen zu trocknen. Er hatte sich den Gang durch die Alhambra anders gedacht und war gerade dabei, wütend die feinen, wie Elfenbein glänzenden Säulchen zu zählen, die rings um die löwengetragene Doppelschale des Hofes die Galerien von einem Kuppelpavillon zum andern leiteten, als er zu seiner Freude Elisabeth Hunneberg den Löwenhof betreten sah.

Die Diva wurde hierher einesteils durch ihre besorgte Mutterliebe zurückgeführt, andernteils durch ihre tiefe Abneigung gegen das Treppensteigen, die ihr die Besichtigung von Aussichtstürmen als eine entbehrliche Nummer jedes Vergnügungsprogrammes erscheinen ließ. Und nur die schmeichelhafte Annahme Grabuschs, daß vielleicht auch seine durch die nassen Hosen bedingte Anwesenheit im Löwenhof mit eine Veranlassung ihrer Rückkehr gewesen sein könne, traf nicht zu.

Grabusch entschuldigte sich wegen des unansehnlichen Zustandes seiner Beinkleider, aber Elisabeth Hunneberg fand, den Kopf Fritzchens liebevoll

an die geräumige Heroinenbrust drückend, das gute Wort: daß die Bildhauer, um die Schönheit des menschlichen Körpers auch in moderner Gewandung zu erweisen, die Faltenwürfe ihrer Modelle stets erst reichlich anfeuchteten. Sie wisse das von einem ehemaligen Freunde, der ein überaus herrliches Denkmal der Freiheitskriege modelliert habe, dessen Aufstellung später allerdings durch elende Intrigen mißgünstiger Kollegen verhindert worden sei.

Grabusch war erfreut, daß seine nassen Hosen die Diva an ein so schönes Kunstwerk von Freundeshand erinnerten, und fand einen, wie ihm schien, sehr eleganten Gesprächsübergang auf die letzten Maurenkämpfe, von denen dieses Burgwunder erzählte. Er erinnere sich, auch vor Jahren eine Oper „Boabdil" von Moritz Moszkowski gehört zu haben, die — musikalisch sehr interessant — die letzten Tage von Granada behandelte.

Da für Elisabeth Hunneberg nur die Opern von irgendwelcher Bedeutung waren, in denen sich eine größere Partie für sie fand, so wechselte sie den Gesprächsstoff und erzählte Grabusch die ihr von Hobsen eben mitgeteilte Mär: daß dort im Saal, aus dem sie eben gekommen, die Edelsten des Geschlechtes der Abencerragen enthauptet worden seien. Und zwar, weil einer der Ihren, Hamet — nicht Hamlet, wie sie auch zuerst verstanden habe — in jenem Parke dort über dem Alhambrahügel unter den uralten Zypressen mit Boabdils schöner Lieblingsgattin ein verliebtes Stelldichein gehabt habe und dabei erwischt worden sei.

Bei dieser Stelle der Unterhaltung gab Grabusch pantomimisch zu verstehen, daß ein Kind als Hörer anwesend sei. Das störte aber die Diva nicht; und sie kam ausführlich darauf zu sprechen, daß auch ihr einmal ein indischer Rajah, der, durch Europa reisend, sie als Isolde gehört, kniend angeboten habe, seine Lieblingsfrau zu werden. Trotz hübscher Geschenke von Perlen und Edelsteinen, die Gutes erhoffen ließen, aber nicht alle echt waren, habe sie gedankt, da ihr Indien zu heiß und ein Harem zu langweilig sei.

Worauf Grabusch, diskret die Stellung wechselnd, damit die Sonne ihr mildes Werk auch an der hinteren Partie seiner Beinkleider verrichten könnte, fein bemerkte, nicht alle Künstlerinnen dächten so vornehm. Ein Schwager von ihm zum Beispiel sei ruiniert worden durch eine Dame vom Brettl. Vollständig ruiniert. Seine Schwester aber, die bedauernswerte Gattin des Entgleisten, hätte nach reumütiger Beichte dem Betörten verziehen. Der Mann lebe jetzt, sich mühsam wieder emporarbeitend, als Agent für Blumenzwiebeln in Amsterdam; und er, Grabusch, hoffe ihn an der Landungsbrücke zu finden, wenn er nach beendeter Reise dort die „Astarte" verlasse.

Gerade war die Diva dabei, nun auch ihrerseits etwas von ihrer Verwandtschaft zu erzählen und hatte schon mit einem beachtenswerten Großonkel begonnen, der im Jahre achtundvierzig Ministerialdirektor im Herzogtum Nassau war, als der schwatzende und lachende Schwarm der Fahrtgenossen von seiner Wanderung durch Säle, Bäder, Türme und Gärten zurückkam. So daß Grabusch zu seinem Ärger wieder nichts erfuhr von den verwandtschaftlichen und persönlichen Verhältnissen dieser imposanten Frau, die er als Künstlerin schätzte, die ihm menschlich nicht gleichgültig war, und die immerhin durch ihren Vergleich seiner nassen Hosen mit den Beinkleidern

der Statuen vom Denkmal der Freiheitskriege bewiesen hatte, daß sie ihm eine gewisse Sympathie entgegenbrachte.

„Nu, und wie war die Aussicht vom Wachtturm?"

Schwammerl kam den andern zuvor mit der einschränkenden Bewunderung: „Ja, also schön is scho — das muß man sagen. Aber wissen S' — also: Wien, vom Kahlenberg aus g'schaut, is es halt nit!"

Erich aber, der, angeregt von diesen Wegen durch zierliche Galerien, duftende Gärten und schummrige Säle, hinter ihm stand, dachte so bei sich: Armes Granada, das alljährlich im Frühjahr sich von einigen Dutzend Schwammerls bewundert und taxiert sieht! Und dann fiel ihm der Ausspruch eines gescheiten Mannes ein, der mal behauptet hatte, man könne den klügsten und besten König in der Meinung der Menge herabsetzen, wenn man wohlwollend äußere: Nu ja, alles ganz schön — aber Walzer tanzt er schlecht.

„Jetzt hab' ich aber genug Alhambra," meldete Zwingenberg mit großer Bestimmtheit und sah auf die Uhr, „wann wird denn nun endlich geluncht?"

Dieses war das letzte deutsche Wort, das an diesem sonnigen Vormittag auf dem Löwenhof der Alhambra über Granada geäußert wurde.

*

Um neun Uhr abends — zwei Stunden, nachdem der Zug von Granada in den wenig sauberen Bahnhof von Malaga eingelaufen war — verließ die „Astarte" den im weiten Lichterkranz schimmernden Hafen.

Die Passagiere genossen nach der Unrast der Bahnfahrt, des Wanderns und Schauens die herrliche Ruhe des sanften Gleitens über das spiegelglatte Meer, aus dem der Glanz der Sterne wie ein feines Goldgespinst widerstrahlte.

Das Diner war eingenommen. In kleinen Gruppen stand und wandelte man auf dem Promenadendeck umher. Bloß das Ehepaar Häfele, das auch am Abendessen nicht teilgenommen, hatte sich schon zur Ruhe begeben.

Penelope aber saß, ohne die schwatzend Vorüberschreitenden eines Blickes zu würdigen, im Schein einer elektrischen Lampe, kerzengerade, wie eine Wachsfigur aus dem Panoptikum; und nur die langen Spinnenfinger zogen die blauen, grünen und violetten Fäden durch das rätselhafte Muster.

„Mir scheint," sagte Reubke, der mit Bergemann langsam auf und ab ging, „mir scheint, die Person sitzt noch von vorgestern da. Es gibt solche Leute — auch in der Kirche, im Theater auf Eckplätzen, in der Bahn, in Generalversammlungen — solche Leute, die den Eindruck machen, daß sie nie aufstehn, daß sie gar nicht aufstehen können. Daß sie so mit einer Schraube oder einem Dorn unten festgemacht sind am Stuhl, wie die dicken Bleisoldaten auf ihren Pferden. Als ob sie auch weiter gar keinen Zweck hätten, als eben zu sitzen. So bloß zum Protest gegen alles, was nicht sitzt; gegen all die dumme Unruhe, den blöden Wirrwarr, das zwecklose Gezappel des modernen Lebens. So, wissen Sie, wie die alten, weisen Könige bei Maeterlinck in der Literatur sitzen."

Bergemann sah den redenden Herrn von Rubke von der Seite an. Mit einem leisen Erstaunen. Und er dachte: Ist dieser wunderliche Jüngling jetzt unter dem Eindruck der spanischen Sternennacht plötzlich gescheit geworden,

oder verstellt er sich nur, wenn er den ganzen lieben Tag lang den harmlosen Viveur spielt?...

Grabusch hatte Mücke, der an kokettem goldenem Gäbelchen eine Zigarette rauchte, um Feuer gebeten und war dadurch mit ihm in ein höfliches Gespräch gekommen.

Plötzlich fragte Mücke, indem er mit dem langen Nagel seines kleinen Fingers die Asche von der Zigarette schnickte: „Sie sind Jurist, Herr Rat?"

„Ja. Leider."

„Würden Sie mir vielleicht eine juristische Frage beantworten?"

„Wenn ich kann — gewiß. Aber wenn es sich etwa um ausländisches Recht handelt, so..."

„Es handelt sich um Menschenrechte. Nehmen wir an, ein — aus irgendwelchem Grunde — zum Tod Verurteilter kann der Mitwelt... oder doch kann einem Nebenmenschen in wichtiger Sache zu seinem ... zu seinem Recht verhelfen, wenn seine Hinrichtung aufgeschoben wird. Ich setze nun den Fall, daß er selbst die Möglichkeit hat, den Termin dieser Hinrichtung hinauszurücken."

„Das scheint mir sehr unwahrscheinlich."

„Den Fall wollen wir in der Voraussetzung als möglich annehmen. Glauben Sie, daß seine... sagen wir seine große Wurschtigkeit den Dingen dieser Erde gegenüber, die er ja doch als wertlos und unnutzbar hinter sich läßt, stärker sein soll, oder aber sein Interesse an einer Gerechtigkeit, der ja schließlich sein liederliches Leben selbst zum Opfer gebracht wird?"

Grabusch sah den redenden Herrn Artur Mücke von der Seite an. Mit einem leisen Erstaunen. Und er dachte: Ist dieser wunderliche Jüngling jetzt unter dem Eindruck der spanischen Sternennacht plötzlich ein moralischer Philosoph geworden, oder verstellt er sich nur, wenn er den ganzen lieben Tag lang den faden Dandy spielt?...

... Kapitän Jürgens, die Mütze im Nacken, kam die Treppe von der Kommandobrücke herabgestiegen. Der erste Offizier vertrat ihn jetzt da oben. Der Lotse war eben auf einer kleinen Pinasse nach Malaga zurückgefahren.

Just bei der Treppe fand der Kapitän die schmächtige Gestalt des Kapellmeisters Balzer, der nicht mehr dirigieren durfte, an die Reling gelehnt. Nicht Passagier, nicht Angestellter, von keinem gesucht und in seiner Beschämung alle meidend, wagte sich der scheue kleine Musiker aus Nordhausen nur noch abends in der Dunkelheit aus seiner Kabine, die er, schweigsam und geduckt, mit drei Stewards teilte.

Der Kapitän stand still. „Herr Balzer!"

Der kleine Kapellmeister schrak zusammen. Er kannte die Stimme des Schiffsgewaltigen, der ihn engagiert und dann nach der ersten verunglückten Tischmusik abgesägt. Er fürchtete einen Rüffel, einen Vorwurf, einen Befehl und griff sich zusammenreißend an die Mütze.

Aber die wasserblauen Augen des Kapitäns schauten gutmütig drein.

„Sie sind nicht an Land gewesen, Herr Balzer?"

„Nein, Herr Kapitän."

„Warum nicht?"

„Ich — ich habe kein Geld dazu."

„Hm. Als Kapellmeister sind Sie … na ja, war mein Fehler vielleicht. Man soll nicht auf billige Quellen reisen. Für fünfundsiebzig Mark und Verpflegung macht's eben der Strauß und der Nikisch nicht. Tja — was ich sagen wollte — Sie sollen aber nicht übel Klavier spielen?"

„O ja, das kann ich wirklich, Herr Kapitän."

„Können Sie auch deutsche Volkslieder — auswendig?"

Ein Lächeln huschte, die Angst scheuchend, über Adam Balzers pockennarbiges Gesicht. Um ein ganz Weniges schien seine kümmerliche Figur größer zu werden, schienen die abfallenden Schultern in dem verschabten dünnen Sommermäntelchen sich zu heben, als er sagte: „Aber gewiß, Herr Kapitän!"

„So. Nun, dann — wissen Sie was, Herr Balzer, dann gehn wir zwei jetzt mal hinauf — nur wir zwei, verstehn Sie — nicht ins Musikzimmer — oben auf Bootsdeck in die sogenannte Veranda — haben Sie schon gesehen? Da steht ja auch ein Klavier — und da ist jetzt kein Mensch. Und da spielen Sie mir doch eine halbe Stunde so ein paar hübsche Volkslieder vor, was? Ist so 'ne schnurrige Liebhaberei von mir. Das heißt, aber nur wenn Sie wollen. Das ist ja kein Dienst mehr. Und … hm, ja, ich honoriere das natürlich."

„Herr … Herr Kapitän!"

Eine Welle von Glück flutete dem kleinen Kapellmeister heiß durchs Herz. Er hatte all die Tage durch die Fenster oben mit dem einsamen Klavier geliebäugelt. Hatte nur nicht gewagt einzutreten und zu spielen … Und jetzt — phantasieren über deutsche Volkslieder! Sein Heimweh ausströmen, seine Verlassenheit trösten …

„Wie alt sind Sie, Herr Balzer?"

„Zweiundzwanzig Jahre."

„Und zum ersten Male auf dem Meer?"

„Zum ersten Male — von zu Hause fort, Herr Kapitän."

„Zum erstenmal von — — kommen Sie — wir wollen musizieren!"

Adam Balzer, der kleine Kapellmeister a. D., folgte dem die begegnenden Passagiere nicht beachtenden, rasch, wie im Dienst voranschreitenden Kapitän nach der Veranda oben auf Bootsdeck. Klopfenden Herzens und mit tiefem Erstaunen. Und er dachte: ist dieser harte Seebär jetzt in der spanischen Sternennacht plötzlich weich und gütig geworden — oder verstellt er sich nur, wenn er den ganzen lieben Tag lang den gestrengen, wortkargen Vorgesetzten spielt?

… Vorn an der Spitze des Schiffs, die scheinbar fast unbewegt das weiß aufleuchtend zur Seite fliehende Meer zerschnitt, hatte Erich, der allein sein wollte, eine Frauengestalt gefunden. Wie er die blaue Wäsche der Heizer und Maschinisten, die hier von den chinesischen Wäschern zum Trocknen aufgehängt war, zur Seite bog und gebückt unter den Seilen durchschritt, sah er sie. Sie saß auf einem Bündel Taue, fuhr erschreckt auf bei seinem Nahen und wollte rasch an ihm vorbei.

Verblüfft erkannte er Hilde. Sie hatte verweinte Augen und hielt einen zerknitterten Brief in der Hand.

„Fräulein Hilde — ja, was machen Sie denn hier?"

„Pst. Verraten Sie mich, bitte, nicht — Herr Assessor. Wenn das der Obersteward erfährt ... Es ist uns nicht erlaubt. Aber ich konnte nicht anders. Einen Augenblick mußte ich für mich haben ... mußte ...“

Ihre Augen füllten sich wieder mit Tränen; aber das glückliche Lächeln ihres Mundes widersprach.

„Sie haben einen Brief bekommen?“

„Ja. In Malaga mit der letzten Post.“

„Von einer lieben Person?“ Er hätte sich ohrfeigen können, daß er so taktlos fragte. Aber er fragte.

„Von einer Schwester.“

„Von Ihrer Schwester?“ Es schien ihn zu freuen, daß es gerade die Schwester war.

„Nicht von meiner Schwester. Ich habe keine Geschwister. Nur noch eine alte Mutter. Der Brief ist von einer Schwester, einer Krankenschwester. Sie wissen ja, ich war selbst, ehe ich hier ...“

„Ach ja, richtig, ich weiß, Sie waren Krankenschwester. Und nun haben Sie eine traurige Mitteilung bekommen ...?“

„Traurig? O nein, o nein! ... Er lebt ja — er lebt!“

„Wer lebt?“ Er hätte sich anspucken können für diese dumme, heftige Neugier. Aber er fragte: „Wer lebt?“

„Er! ... O Gott, wie ich glücklich bin! ... Denken Sie nur, wenn das Gift ... wenn das schreckliche Gift ... das ich ihm doch selbst ... ich ...“

In diesem Augenblick kam der dritte Offizier auf seiner Runde nach der Spitze. Noch ehe er die letzten Kittel der Heizer, die auf der Waschleine gereiht waren, zur Seite geschoben hatte, war Hilde mit einem raschen „Guten Abend, Herr Assessor!“ verschwunden.

Erich sah ihr nach. Mit einem tiefen Erstaunen. Und er dachte: Hat sich bei diesem Mädel jetzt unter dem sternbesäten Frühlingshimmel Spaniens der Sinn verwirrt — oder hat sie wirklich eine ernste Liebesgeschichte erlebt mit Eifersucht und Untreue und Gift ...? Unsinn! Er versuchte sich aus den früheren Begegnungen ihr sicheres Wesen, ihr schelmisches Lächeln wieder zu vergegenwärtigen. Aber jetzt — die Tränen waren doch echt. Und der Brief — der Brief!

Gedankenvoll wandte sich Erich zum Gehen. Da stand er verblüfft still.

Ein leichter Wind hatte sich erhoben. Lau und angenehm. Er füllte die blauen Blusen an den Stricken; er blähte die aufgehängten Beinkleider und drückte ihre Knie breit nach vorn. Wie eine Schar von grotesken Tänzern, von kopflosen Rümpfen und knickenden, fußlosen Beinen kamen die blauen Waschanzüge der Heizer der „Astarte“ auf ihn zu. Allen voran aber, wie ein Kommandeur seiner Truppe, ein unsicher tänzelndes, zweibeiniges Gespenst. Das war Grabuschs Hose, die stolz war auf ihr ritterliches Abenteuer. Auf das Bad unterm früchteschweren Orangenbaum im stillen grünen Wasser des Myrtenhofes der Alhambra.

Fünftes Kapitel

„Du mußt dich etwas beeilen, Selma!“ mahnte Scupinsky. Er stand, schon im hellen Flanellanzug mit rindsledernen Reitgamaschen, vor dem

Spiegel in der Luxuskabine, kam sich sehr ritterlich vor und färbte seinen Spitzbart ein bißchen nach.

„Wenn du schwitzest, fließt dir wieder die Schokoladesauce ums Kinn," rügte Selma, die in zwei Koffern alles mögliche durcheinander warf, um eine in Granada gekaufte Mantilla zu finden, die sie auf dem Eselritt durch die marokkanische Stadt malerisch um die Fülle ihres Oberkörpers zu drapieren dachte. „Wann kommen wir eigentlich nach Tanger?"

„In 'ner halben Stunde werden wir ausgebootet. Der Lotse ist längst an Bord. Wir können nicht anlegen wegen der Mittagbrandung, die hier besonders heftig ist."

„Blöd mit den ewigen Brandungen! Überhaupt diese Seefahrten! Worin da schon das Vergnügen besteht? Hüte kann man keine tragen, weil sie einem der Wind kaputt fegt. Das Seewasser spritzt die Farben aus den Stoffen. Die Kleider in den Koffern werden verdrückt; und es lohnt kaum, sich zum Diner umzuziehen."

„Schließlich fahren wir ja nicht zum Vergnügen zur See." Scupinskys Stimme war ärgerlich, als er das sagte. „Deine Künste, holde Kirke, scheinen aber diesmal zu versagen. Der Überraschungstrick wird bis Amsterdam im Kasten bleiben müssen."

„Wie deine gezinkten Karten."

„Schrei nicht so!"

„Ich schrei' nicht."

„Doch, du schreist."

„Und wenn ich schon schrei' — wer soll uns denn hier hören?"

„Mindestens Fritzchen. Der dumme Bengel spielt stets im Gang zwischen den Luxuskabinen. Wenn ich den mal vertobaken könnte ohne daß er mich erkennt!"

„Pah, Fritzchen! Wer soll uns sonst hören? Du schließt ja die Fenster und die Läden am hellichten Tage, daß man fast erstickt auf dem Meer! Und da hast du mich noch aus dem festen Engagement gelockt mit der „gesunden Luft". Also — deine Bartwichse hätt' ich auch am Lande riechen können! Und sehen tut man bei den paar elektrischen Lampen auch nichts. Und übrigens, wenn diese blonde Pute nicht an Bord wäre, in deren falsche Haare diese Narren alle verschossen sind ..."

„Sie sind nicht falsch," warf Scupinsky kühl ein.

„Ha — du weißt's wieder. Du!" Selma drehte höhnisch lachend ihre Brennschere über der Spiritusflamme. Sie neigte dazu, an Geschlechtsgenossinnen zunächst mal alle Vorzüge für unecht zu halten; bis das Gegenteil erwiesen war. „Willst du mir den unbesiegbaren Don Juan vormimen? Mir! Willst mir etwa erzählen, daß du die schöne Tilly im Negligé gesehen hast? Daß die blonde Venus dich, den ungarischen Adonis ..."

„Gar nichts will ich dir erzählen. Aber du weißt so gut wie ich, daß wir sie zusammen ... in Barcelona nach dem Stierkampf, als sie ohnmächtig war ..."

„Pscht —!"

„Aha! Na also — da faßte ich hilfreich unter ihren dummen Kopf, dahin, wo, wie ich wußte, der blonde Schildpattkamm saß mit den kleinen echten Brillanten drin ..."

„Saß? Du, der sitzt heut noch drin!“ höhnte Selma.

„Weil die Haare eben echt sind — nicht, wie du immer wieder behauptet hast, falsch.“

„Ich bin natürlich wieder schuld — natürlich: ich! Ich bin vielleicht auch daran schuld, daß sich der dürre Mücke, dieser Patentochse, nicht erschießt? Mußte er doch, nicht wahr? Prompt. Weil er die schwarze Kugel gezogen hat — die eine schwarze — und die andre, Edler von Scupinsky, war doch auch schwarz!“

„Schrei nicht so!“

„Ich sprech' so laut, wie ich will, Ganz Edler von Scupinsky. Ich hab' das verflixte Geflüster satt. Ich bin schon ganz heiser von dem ewigen Flüstern.“

„So ein Blödsinn! Vom Schreien wird man heiser, aber doch nicht vom Flüstern!“

„Du vielleicht. Ich werde vom Flüstern heiser!“ Wenn das der Wahrheit entsprach, lief Scupinsky eben durchaus nicht Gefahr, heiser zu werden.

„Also ich verbiete dir, so viehisch zu brüllen... Ich verbiete...“ Scupinsky, krebsrot vor Ärger und mit geschwollenen Stirnadern, hatte Selma mit einem eisernen Griff am Handgelenk gefaßt.

Selmas Augen funkelten grün. Mit einer knapp drehenden Bewegung der rechten freien Hand führte sie die erhitzte Brennschere so ruhig, als geschähe die holde Neckerei mit einem Kaffeelöffelchen, auf Scupinskys schwarzbehaarten Handrücken. Ein kurzes Aufzischen der verbrannten Haut.

„Donnerwetter — verflucht! — Du verbrennst mich ja!“

„Was du nicht sagst!“ Die Schere lag schon wieder an den Stirnlöckchen. „Was machst du dir auch so unnütz an meinem Handgelenk zu schaffen!“

„Du bist eine Kanaille!“

„Sehr glaubhaft. Was solltest du aber, Hochgeborener, mit einer anfangen, mein Lieber, die das nicht ist? Und die Hauptsache bleibt: ich kann's gut verbergen. Hätte ich ihm nicht so sanfte Augen gemacht, wäre dieser Pilsener-Bier-Philister mit den andern heute früh nach Gibraltar hinübergefahren, um sich den kahlen Affenfelsen anzusehen und die englischen Strandkanonen und den maurischen Turm, und von den Galerien hinüberzuglotzen nach Algeciras. So aber hat er in der Schwemme festgesessen beim faden Pilsner; hat mit mir gefußelt — ich spüre seine gräßlichen schweren Wichsstiefel noch, den halben Knöchel hat er mir kaputt getreten — und du hast ihm derweil im harmlosen Sechsundsechzig fünf blaue Lappen abgenommen.“

„Vier. Das erste glatte Geschäft auf der ganzen Reise. Aber damit hat's auch geschnappt. Denn der Idiot hat's sofort überall herumerzählt.“

„Der wird's bei sich behalten!“

„Der Kapitän hat mich beiseite genommen und höflich gebeten, nicht so hoch zu spielen. Es solle eine Vergnügungsreise sein für alle, keine Verlustreise. Hinter dem scherzhaften Ton lauerte aber so etwas wie eine Drohung. Ich hab' feine Ohren für solche Sachen.“

„Hast du?!“ höhnte Selma.

(Fortsetzung folgt.)

Fürst Bismarck

Marmorbüste von Reinhold Begas

Zu Bismarcks hundertstem Geburtstag

1. April 1915

Und jedesmal, wenn dieser Tag gekommen,
Zog durch das Reich ein Festrausch und ein Singen,
Die Flammenzeichen auf den Türmen glommen,
Von allen Kirchen wogte Glockenschwingen;
Die Reden strömten hin zu deinem Lobe — —
Du aber hast in deiner Gruft gelegen
Und harrtest dort des Tags der Feuerprobe,
Und harrtest dort dem Tag der Tat entgegen.

Um deine Stirn, die eine Welt bezwungen,
Zog dann ein Traum von Wissen und Erkennen:
Bald werden andre Lieder mir gesungen,
Bald werden andre Feuerzeichen brennen!
Dann muß sich alles Letzte offenbaren,
Nichts Leeres kann vor dieser Zeit bestehen,
Dann zeigt es sich, ob sie mein Erbe wahren,
Dann will ich ihre Kraft und Treue sehen!

Es ging die Zeit — am Himmel standen Zeichen,
Ein Raunen naher Kriegesstürme schwirrte,
Es rauschten dumpf im Sachsenwald die Eichen,
Ein schwerer Reiterpallasch klang und klirrte.
Es kam der Tag — und unsere Fahnen flogen
Den Siegesweg des Kaisers und Marschalles,
Da ist ein Volk von Helden ausgezogen,
Und jubelnd sang es: Deutschland über alles!

Und einer ist, der liegt mit starren Händen,
Als bete er zum Herrn über den Sternen,
Aus seines Gruftgewölbes Marmorwänden
Um Segen für die Kämpfer in den Fernen.
Und einer ist in diesen Festestagen,
Dem träumt der Frieden um die schweren Brauen:
Herrgott, laß mich dir Dank in Demut sagen,
Stark steht mein Werk — sein Blühen konnt' ich schauen!

Karl Rosner

Bismarckworte*

Aufgezeichnet von Christa Gräfin Eickstedt, geb. v. Eisendecher
(1894—1898)

In den letzten Jahren, in denen ich das Leben im Bismarckschen Hause von Zeit zu Zeit teilen durfte (1894 bis 1898), habe ich einiges, nur leider allzu weniges, aufgeschrieben von dem, was der Fürst in meiner Gegenwart im Gespräch erwähnte, oder mir und andern erzählte. Ich übergebe diese Aufzeichnungen dem Gedächtnisbuch für den 1. April 1915, denn jeder seiner Aussprüche ist ein Körnchen Gold, was nicht verloren gehen sollte, solange es in eines Menschen Macht steht, es zu erhalten.

Ich lasse diese Aussprüche hier folgen, wie ich sie mir, gleich nach dem Zusammensein mit ihm, notierte.

*

„Als sechsjähriges Kind habe ich den Tod Napoleons erfahren; ein Arzt, Magnetiseur, der meine Mutter behandelte, brachte ihr die Kunde, sagte ein italienisches Gedicht, dessen Anfang mir unvergeßlich ist, „Egli fu" — er war. (Es ist die berühmte Ode Manzonis „Il cinque maggio" — der 5. Mai — gemeint. A. d. R.) Meine Mutter hatte ein sehr lebhaftes Interesse für Mesmerismus, Magnetismus, Mystik und so weiter, las Swedenborg, glaubte an Visionen und Erscheinungen, und wer will darüber aburteilen! Alles ist unerklärlich in seinem tiefsten Grund, das Licht, der Baum, unser eignes Leben, warum sollte es nicht Dinge geben, die der logische, kurzsichtige Menschenverstand leugnet!"

*

„Im Jahre 1865 war ich in Gastein mit dem Grafen Blome zusammen, einem Österreicher, mit dem ich über den sogenannten Gasteiner Vertrag verhandelte. Ich hörte, daß dieser geäußert habe, man könne den Charakter eines Menschen am besten beim Hasardspiel beurteilen, und daß er sich auf diese Theorie etwas zugute tue. Na wart! Dich soll das Wetter kriegen, dachte ich. Am nächsten Abend spielten wir eine Partie Quinze zusammen, und ich pointierte wie ein Unsinniger, setzte alles auf ganz unmögliche Karten und verlor in kurzer Zeit 500 bis 600 Gulden. Der Graf machte mir ernste Vorstellungen, auf die ich nur erwiderte: Ach, es kommt nur darauf an, daß der Mensch Glück hat. Am nächsten Morgen schloß er mit mir ab. Eigentlich hätte mir der Staat die 600 Gulden ersetzen müssen. Sonst habe ich im Leben nur gespielt, solange ich kein Geld hatte, später war ich zu vernünftig dazu. In Kniephof hatte ich mir gelobt, nie mehr an einem Tage zu verlieren als 10 Taler; da habe ich oft die ganze Nacht hindurch zugesehen, wie die andern um die höchsten Summen spielten, und keine Karte angerührt. Den Gewinn pflegte ich meinen Leuten und Arbeitern zu geben, bis der Inspektor um Einhalt bat."

„Ich war einmal mit Rochow von Frankfurt aus in Homburg, wo er diverse Russinnen besuchte, und ich, en attendant, 5 Taler verspielte. Es erschien darauf in einem englischen Journal ein Artikel über

* Diese Aufzeichnungen — hier in einer Auswahl mitgeteilt — rühren von einer der treuesten Freundinnen der Familie Bismarck her und bilden einen Teil des zum 1. April bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Buches „Erinnerungen an Bismarck". Aufzeichnungen von Mitarbeitern und Freunden des Fürsten, mit einem Anhang von Dokumenten und Briefen. In Verbindung mit A. v. Brauer gesammelt von Erich Marcks und K. A. v. Müller. Mit einem Bildnis und einem Brieffaksimile. (Preis 8.— M., gebunden 10.50 M.) — Das Buch bildet, wie der Leser schon aus der hier mitgeteilten Probe entnehmen wird, einen besonders wertvollen, menschlich anziehenden und geschichtlich wichtigen Beitrag zur Bismarck-Literatur.

den neuen preußischen Bundestagsgesandten, der seine Tage an der Spielbank verbringe. Der König, sehr chokiert, ließ mir dies durch den General Gerlach sagen. Ich rechtfertigte mich. Nur falls ich mit meinem österreichischen Kollegen, dem Grafen Thun, verhandeln wolle, müsse ich nach Homburg, da er dort sicherer zu treffen sei als in Frankfurt."

„Napoleon fragte mich einmal bei einer langen Konversation, die ich 1867 in den Tuilerien mit ihm hatte, ob ich ihm riete, konstitutionell zu regieren. Ich bejahte das unbedingt, sagte ihm, daß es immer ratsam sei, verantwortliche Minister zu haben. „C'est toujours une espèce de galoches en temps de pluie." Das frappierte ihn, dann riet ich ihm dringend, sich stets in engstem Rapporte mit seinen Garden zu halten. „Mit 50 000 Mann haben Sie immer das Heft in Händen, könnten eventuell sogar einen zweiten Staatsstreich machen, und die Garden werden stets Interesse daran haben, das Kaisertum zu wahren, da es ihnen unter keiner andern Regierungsform besser oder auch nur ebenso gut gehen kann." Das ging ihm alles sehr glatt herunter. Er war durchaus einsichtsvoll, aber später zu krank und zu sehr unter dem Einfluß seiner Frau. Dumm war die Kaiserin gar nicht, im Gegenteil, geistreich und höchst liebenswürdig in der Konversation, nur politisch dumm und verrannt."

*

„In Rézonville herrschte großer Hunger. Ein Ulan mit einem Teller Hammelkartoffeln und Zwiebeln ging an mir vorbei. Es roch wundervoll, aber ich konnte mich doch nicht entschließen, dem armen verhungerten Kerl etwas davon wegzunehmen. Wir hatten ja alle nichts.

Ich entsinne mich, damals an ein Gehöft gekommen zu sein, in welchem der ganze Hof von schnatterndem Federvieh erfüllt war. Drinnen lagen vierzig verwundete französische Offiziere, die von einem deutschen Doktor versorgt wurden, der sich bitterlich beklagte, nichts für seine Kranken zu essen zu haben, sich dabei aber nicht für berechtigt hielt, das ihn umschnatternde Geflügel zu schlachten. Dies geschah nun sofort auf meinen Befehl, zu seinem Entsetzen, und trug mir den gerührten Dank der französischen Offiziere ein."

*

„Am Abend des 18. August 1870 wurden mir fünf Eier gebracht, ich überlegte: fünf in drei, das geht nicht; ich habe also zwei davon heimlich gegessen und teilte dann die drei andern „redlich" mit dem Großherzog von Mecklenburg und Moltke, mit denen ich zusammen war."

*

„Es ärgert mich stets, wenn man mich schildert, als sei ich roh und hochfahrend gegen Napoleon gewesen in Donchéry. Ich war im Gegenteil so höflich, wie ich es nur je in den Tuilerien gewesen bin."

*

In bezug auf den Besuch der Königin Viktoria von England im Jahre 1888 in Charlottenburg erzählte der Fürst: Die hohe Frau behandelte mich zu Anfang meiner Audienz etwa so, wie man einen großen Hund behandelt, den man nicht kennt, und dem man allein gegenübersteht, sehr höflich, ihn aber scharf und mit einigem Mißtrauen im Auge behaltend. Das änderte sich aber mit der Zeit, und wir haben bei der langen und ernsten Unterredung uns gut verstanden. Merkwürdig, die Frau imponierte einem doch, obschon sie klein und dick war, und bei meiner Audienz eine sonderbare Art von Polkajacke auf schwarzem Taffet trug."

*

Friedrich Wilhelm IV. auf der Jagd: Bismarck sollte im Stand des Königs Seiner Majestät etwas Wichtiges vortragen, er sah, über den Rand des Papiers hinausblickend, einen kapitalen Hirsch auf den Stand zukommen, machte den König darauf aufmerksam, der nimmt die Lorgnette: „Wo?" sieht den Hirsch nicht: „Wollen Sie ihn schießen, Bismarck?" Bismarck legt an, wartet einen Moment, um den Hirsch frei zu kriegen, in demselben Augenblick schnaubt sich der König wie eine Trompete, der Hirsch weg! „Bismarck, warum schießen Sie denn nicht?" —

Daß das unmöglich war, konnte er nicht begreifen.

*

Kaiser Wilhelm der Erste an Bismarck, der bat, von einer Sache, ich glaube einer Fürstenentrevue, dispensiert zu werden: „Sie sind 18 Jahre jünger als ich und wollen das schon nicht mitmachen?"

„Majestät, das Pferd wird immer eher müde als der Reiter."

*

„Mein alter Herr war sehr schwer dazu zu bringen, ein Todesurteil zu unterschreiben. Als Hödel verurteilt wurde, unterschrieb der Kronprinz, als Regent, das Urteil, wofür mir der Kaiser auf seinem Schmerzenslager, wie ich damals glaubte, Sterbelager, noch dankte, weil es ihn selbst dieser Verantwortung enthob."

*

„Mein geliebter alter Herr war der tapferste Mensch, der mir je vorgekommen ist, völlig furchtlos, ebenso der Kaiser Friedrich. Das ist erbliche Hohenzollerneigenschaft."

*

Es war dem Fürsten ein Buch zugeschickt worden, „Frauenpolitik am preußischen Hof von 1850 bis 1890." Den Namen des Verfassers habe ich vergessen. Er sah hinein, blätterte darin und sagte: „Hier finde ich schon etwas ganz Falsches, — — der Kronprinz soll sich beim Kaiser über mich beschwert haben, auch dieser sei unzufrieden mit mir gewesen und habe gesagt: ‚Der Mann wird uns zu groß,' das hat er nie gesagt, es wurde ihm oft gesagt, und dann antwortete er nur: ‚Er bleibt doch immer mein Diener.' Eine vornehme Natur."

*

„Was die Leute sich nur alle denken bei dem „Um Rat fragen". Ich kann gar nicht raten, wo ich nicht selbst die Ausführung in der Hand habe, ein Wort, eine ungeschickte Wendung kann alles verderben in politischen Dingen, und wenn die Sache nachher daran scheitert, habe ich die Schuld. Ich werde mich freuen, Hohenlohe zu sehen, wenn er kommen will, aber ihm raten — — — je ne m'y prête pas!" (Nov. 1894.)

*

Es waren dem Fürsten von einigen Kolonialherren Photographien von Papuanegern geschickt worden. Er besah sich die Bilder und sagte zu seinem Sekretär, der sie ihm gebracht hatte: „Im Interesse der Kolonialpolitik lasse ich den Herren sagen, ich hielte es für besser, die Photographien mehr landschaftlich als zoologisch zu halten, denn menschlich ist kein Ausdruck für solche Erscheinungen."

*

Fürst Bismarck erzählte, daß unter seinen Vorfahren auch der alte Derfflinger sei; er fügte hinzu: „Ich bin stolz auf diese Bauernabstammung."

*

Es war die Rede von Napoleon dem Ersten und dessen Prestige in Frankreich. „Merkwürdigerweise sind es immer die großen Menschenschlächter, die am meisten geliebt und bewundert werden. In Schweden fehlt fast in keinem Bauernhause ein Bild Karl des Zwölften, der doch ein brutaler Abenteurer war und seinem Lande keinerlei Nutzen brachte. Gustav Adolf würde man viel eher für berechtigt halten, der populärste Held Schwedens zu sein, aber er ist es nicht."

*

„Der Krieg ist ein Mittel, um Souveräne friedlich werden zu lassen."

*

Es wurde über Pastoren, Predigten, Gottesdienst und so weiter gesprochen, der Fürst sagte: „Der Priester ist doch immer nur die Scheide und nicht die Klinge."

*

„Ein dummer Rat, klug ausgeführt, glückt oft vorzüglich, und ein kluger Rat, ungeschickt ausgeführt, verdirbt alles."

*

„Eitelkeit ist eine Säure, die mit der Zeit das edelste Metall zerfrißt. Sie macht den klügsten Menschen starblind auf beiden Augen."

*

Bismarcks Dogge Rebecka, Beckchen genannt, kratzte an die Tür, weil sie dringend hinauszukommen wünschte. Da keiner darauf achtete, stand der Fürst selber auf und klingelte nach dem Diener, der den Hund herausholen sollte, dabei sagte er lächelnd: „Beckchen hat es gut, sie hat einen pensionierten Kanzler, der für sie klingeln kann."

*

Schloß und Park Varzin

Friedrichsruh 1888

Erinnerungen eines Verwaltungsbeamten

Gelegentlich des letzten Kaisermanövers vor Wilhelm I. war ich dem Fürsten zuerst nahe gekommen. Die folgenden Aufzeichnungen datieren aber aus dem Jahre 1888, wo Lange noch sein Generalbevollmächtigter war. Es ist bezeichnend für die Individualität des alten Kanzlers, daß er es verstand, sich im letzten Jahrzehnt seines Lebens nur mit Männern von verwandten Charaktereigenschaften zu umgeben.

Lange war früher königlicher Oberförster auf der Schorfheide, wohin das Hofjagdamt Diplomaten Abschußscheine auf Hochwild zu gewähren pflegt. Dabei war es zwischen dem Grafen Herbert und Lange zu Differenzen gekommen.

„Portwein?“ hatte er gesagt, „Portwein? — Zu schwach für Männer, Korn und Brot ist Jägerkost.“

Dann hatte er noch die Büchsflinte des Grafen einer äußerst strengen Kritik unterzogen.

Und Graf Herbert hatte seinem Vater alles wiedererzählt, der nun beschloß, einen derartigen Herrn einmal unter die Lupe zu nehmen. Bald darauf wurde Lange aber Generalbevollmächtigter in Friedrichsruh und hat dort so manches Jahr der Hochspannung seiner Nerven standgehalten. Im Jahre 1887, ich war gerade mit dem Portepee aus dem Manöver zurückgekehrt, engagierte Lange mich (um die Worte des Fürsten zu gebrauchen) zum Adlatus, als der ich ein paar hübsche Zimmer im Schönauer Herrenhause bezog. Als ich am ersten Abend schlafengehen wollte, begleitete mich Treff, ein zur Disposition gestellter Reichshund, der die Eigentümlichkeit

hatte, kleinen Hunden mit den Vorderpfoten aufs Kreuz zu springen und sie sich dann so lange um die Ohren zu schlagen, bis sie verendet waren. Da Treff mich später nicht wieder aus dem Zimmer lassen wollte, schlug ich mit einem Bund Pfeifenrohre, durch die teilweise schon mein Urgroßvater geraucht hatte, nach ihm. Er biß es glatt durch.

Es war an einem naßkalten Januartage im Jahre der großen Sonnenwende, als ich dem Fürsten in Friedrichsruh zum erstenmal gegenübertrat. Er war in seiner offenen Viktoriachaise, deren Füchse der ebenso fette wie biedere Patschke lenkte, unerwartet wie immer vorgefahren und hatte die Rechte wagerecht zum flüchtigen Handschlag ausgestreckt.

„Wie geht es Ihrem Herrn Vater? Er wohnt doch in Tellow bei Teterow?“

Der Fürst hatte im Augenblick Thünen-Tellow mit seinem Schüler und Interpreten verwechselt.

„Jawohl, Durchlaucht,“ antwortete ich, „mein Vater wohnt in Zarchlin, Zarchlin bei Plau!“

Schlimmer wie mir dabei zumute war, kann es einem Kanonier auch nicht sein, wenn er nach einem falschen Griff so das Empfinden hat, als wenn das Ende der Welt nun hereinbrechen müßte. Dem Fürsten zuckte es ein paarmal nervös um die Mundwinkel. Er sah mich mit seinen sprechenden Augen ausdruckslos an — wieder dasselbe unverbindliche Handausstrecken, und der Wagen rollte dahin.

Lange sagte mir später, daß ich so gut wie erledigt gewesen wäre, wenn ich eine andre Antwort gegeben hätte. Ja, es liegt oft an einer Kleinigkeit.

Das Schlafzimmer Bismarcks in Varzin

Übrigens bekam ich bei dieser Gelegenheit auch die Instruktion, nie ungebeten an den Fürsten heranzugehen, was ich damals als eine Art Zurücksetzung empfand.

Und wenn ich der vielen Winke gedenke, die mir aus allen Ecken und Enden zukamen, wenn ich später mit dem alten Herrn zu lange am Wegrain sprach oder kurze Strecken über Feld ging, so wird mir heute noch angst und bange. Der Fürst liebte es übrigens, sich auszusprechen, und beobachtete dabei die Vorsicht, sich erst nach allen Richtungen umzusehen und dann seine Stimme bis zum Flüstern abzutönen.

Ich stand in gewissem Sinne im Untergebenenverhältnis zum Herrn X, der mich gebeten hatte, einen schrillen Pfiff als den Befehl aufzufassen, sofort zu ihm zu kommen. Dies sei seine Eigentümlichkeit.

„Ich habe auch eine Eigentümlichkeit," war meine Antwort gewesen, „wenn Sie pfeifen und ich schüttle mit dem Kopf, dann heißt das: ich komme nicht."

Darüber natürlich allerlei Unzuträglichkeiten, und die Sache kam vor den Fürsten, der mir recht gab und sagte:

„Vielleicht verlangt man noch, daß Sie sich im kupierten Terrain eine Kuhglocke umhängen!" — Um mich ihm aber später von weitem kenntlich zu machen, verschrieb ich mir sofort einen weißen Hut und war für ihn seit der Zeit kurz und bündig der Mann mit dem weißen Hut.

„Wo ist der Mann mit dem weißen Hut?"

„Haben Sie den Mann mit dem weißen Hut gesehen?"

„Suchen Sie den Mann mit dem weißen Hut."

So wurde ich seitdem von ihm festgestellt.

Einmal hat mich der weiße Hut dabei in Verlegenheit gebracht.

Exzellenz von Bronsart, die Frau des Kriegsministers, hatte ihm eine neue Kartoffelsorte geschenkt, die hinter einer

Bismarcks Studentensilhouette 1832/33

Das Arbeitszimmer Bismarcks in Varzin

Schönauer Scheune gepflanzt wurde. Und da wir uns hatten sagen lassen, daß jener Schweißfuchs, den der Fürst bei Königgrätz ritt, hinter dieser Scheune vergraben sei, wollte ich seinen Resten nachforschen. Ich hätte gar zu gern den Schädel oder wenigstens ein paar Hufe gehabt, fand aber nicht die geringste Spur mehr davon. Dabei hatte mich der Fürst, der sich das Kartoffelpflanzen ansehen wollte, gesehen und gesagt, daß sich wahrscheinlich schon andre vor mir dem Grabe mit den gleichen patriotischen Gefühlen genähert hätten.

Der Fürst hatte übrigens ein Faible für Füchse.

„Es ist geradeso wie bei den Menschen," sagte er. „Die Schimmel sind die leistungsfähigsten, aber auch die nervösesten, dann kommen die Füchse, die Schecken und die Braunen, während die Rappen zwar nach was aussehen, aber nicht sehr widerstandsfähig sind." Und als der Oberförster sich einmal einen ganz besonders wertvollen Fuchs aufzog, dem der Fürst schon lange im geheimen liebevolle Zuneigung entgegengebracht hatte, ließ er ihn sich eines schönen Tages vorführen. Frau von Merck, die gute Fee vom Sachsenwalde, übrigens die einzige Dame, welcher der Fürst die Hand küßte und die ihn sogar in seiner Todesstunde nicht verließ, sollte für das Tier schon einen hohen Preis geboten haben. Der Fuchs wird also vorgeführt, tritt vorschriftsmäßig auf, so daß man weiß, wo er hinwill, und rohrt hochmütig in die Welt hinein.

„Was kostet Sie das Tier?" — „Ja," sagte der Oberförster, „das Futter steht mir kontraktlich zu, aber an baren Auslagen für Ankaufspreis und Versicherung etwa tausend Mark."

„Dann schreiben Sie sich nur zwölfhundert Mark gut und schicken Sie das Pferd in meinen Stall."

Und der Fuchs ward von Stund an der Obhut Patschkes anvertraut.

Als das Befinden Kaiser Wilhelms zu ernsten Befürchtungen Veranlassung gab, war der Kanzler natürlich in Berlin — oder unnahbar. Ich kann behaupten, daß mir aus jener Zeit, auch aus der Spanne der hundert Tage keine eindrucksvollen Erinnerungen aus Friedrichsruh geblieben sind. Friedrichsruh blieb ernst und gemessen, man schien dort in jenen bedeutungsvollen Tagen alles ausschalten zu wollen, was geeignet erschien, den Fürsten ablenken zu können.

Desto aufrichtiger und würdiger war aber die Trauer seiner Beamten und Hintersassen.

Beim Oberförster hielt sich damals der alte Niese auf, der dem Fürsten ein Dorn im Auge war, da seine spitze Nase die Farbe der Zukunft durchglühte. Niese war cholerisch veranlagt, provozierte durch seine Erscheinung und ging dem Fürsten nie aus dem Wege, so daß ich schon glaubte, er gehöre zu dem Schweningerschen System, der Professor habe ihn also gedungen, um durch seinen Widerspruchsgeist ablenkend auf den Fürsten zu wirken.

Bei zunehmendem Monde war Niese ganz erträglich. Als er dem Fürsten bei abnehmendem aber einmal den Vorschlag machte, sich mit der Kurie zu einigen, ließ Bismarck ihn einfach stehen. Er erkundigte sich am andern Tage aber wieder nach ihm und äußerte, als man ihm sagte, Niese säße im Kruge:

„Schon wieder oder noch?"

Inzwischen ging der Sommer auf heißen Sohlen durchs Land. Die Ränder der Roggenfelder waren mit Kornblumen und Mohn umkränzt, und über den Knicks, hinter denen braunes und weißes Butterovieh schmauste, spannte sich der Himmel wie blaue Seide, und weiße Lämmerwolken zogen darüber hin.

Ich hatte gerade eine Auseinandersetzung mit einem Pendant von Herrn Niese gehabt — einer hageren, keifenden Altsitzerin, die sich merkwürdigerweise nur bei zunehmendem Monde betrank, worauf ich den Fürsten schon einmal aufmerksam gemacht hatte, der meinte, bei Frauen sei es eben anders wie bei Männern.

Plötzlich bog seine Equipage um die Ecke.

„Was hat sie wieder?"

„Ach was, Durchlaucht, das wissen Sie ja ganz gut, Sie haben mich ausgekauft, und jetzt ist solch schönes Jahr, und das geht alles in Ihre Tasche hinein. Und ich kann nicht mal mehr auf mein eignes Feld gehen. „Hei" (dabei zeigte sie auf mich) „hat mich gerade heruntergeschmissen."

„So, so, Sie wollten sich wohl ein paar Andenken mitnehmen? Im übrigen bedenken Sie aber auch die vielen schlechten Jahre, in denen wenig gewachsen war und Sie Ihre guten Zinsen bekamen."

Und dann zu mir: „Der junge Drews arbeitet ja bei uns, ihm gehört als Arbeiter seine Kraft, geradeso wie mir der Grund und Boden und der Frau ihr Abstand, den ich dafür zahlte, und das Deputat."

„Aber die Idee gefällt mir, wenn alle so denken würden, brauchten wir keine Sozialistengesetze. Konzentration der Macht — nur darauf kommt es an."

zug. — In Hamburg hatte er in diesen Tagen gesagt, es sei ihm lieb, daß er die Umwälzung wohl nicht mehr mitmachen dürfe, wo uns vielleicht die rote Fahne anstatt der Trikolore gegenüberstehen würde. Zu kurieren seien die Sozialdemokraten nicht mehr. Fische, die nicht mit dem Kopfe gegen die Strömung ständen, folgten gewöhnlich einem Fremdkörper, den das Meer ausschalten wollte,

Ansprache des Fürsten vom Balkon des Friedrichsruher Herrenhauses an die deutschen Studenten im Jahre 1888

Über Friedrichsruh war in jener Zeit noch der kleine Belagerungszustand verhängt. Da der Fürst die Sozialisten bekanntlich nicht liebte und einer seiner Tagelöhner sich einst als solcher erklärt und sogar wiederholt die Arbeit verweigert hatte, ließ Bismarck seinen ganzen Hausrat, Schweine, Gänse und Hühner auf drei Erntewagen verladen und den Helden, der auf dem ersten, eine Flasche mit daran geknüpftem rotem Taschentuch schwenkend, völlig unpatriotische Lieder sang, ins Armenhaus nach Billwärder fahren.

Gravitätisch und gesenkten Hauptes wie ein Leibpferd beschloß die Kuh den Trauer-

meistens also einem Stück Aas. Möge kommen, was da wolle; vielleicht würden die Franzosen aber doch das Bad wieder ausbaden, dann würde man wohl zur Räson kommen. Sollten sie schließlich aber einmal überhandnehmen, so müßten sie sich sowieso auf den Boden des Gegebenen stellen und sich an der Mitarbeit beteiligen, wobei sie erkennen würden, daß man von seinen Nachbarn alles andre, nur nicht Liebe zu erwarten habe.

Mit seinen Arbeitern ließ sich der Fürst nicht viel ein. Nur an Erntefesten zeigte er sich ein paar Stunden unter ihnen.

Hierüber brachte „Über Land und Meer“ übrigens schon 1888 einen illustrierten Artikel, dem ich noch einen Teil der Ansprache des Fürsten hinzufügen kann. Die Leute waren alle vor ihm beim Schönauer Herrenhause versammelt und tanzten nach Fiedel und Klarinette auf dem Rasen; jedesmal, wenn ein Paar vorbeikam, machte es ihm im Tanze einen verschrobenen Diener zu, und der Tänzer schlug mit dem linken Bein hinten aus und kreischte dabei etwa wie ein Kranich.

Als der Fürst das Wort genommen hatte, sagte er:

„Es wird so viel von unruhigen Zeiten gesprochen. Als ob wir einem Kriege entgegengingen. Ihr braucht euch deshalb nicht zu fürchten. Die Knochen unsrer Grenadiere sind im eignen Lande mehr wert wie unter fremdem Rasen. Denn die Produktion ist unbeschränkt. Solange England schleppend bleibt wie eine alte Kuh, haben wir Frieden. Hebt es aber einmal sein Haupt und schnaubt los wie ein brüllender Stier, dann haben wir den Krieg. Und so ein Krieg muß zum Siege führen, solange persönliche Treue noch den Deutschen kennzeichnet. Jene Treue, die auf Gegenseitigkeit beruht wie im Mittelalter das Lehnsrecht, die gegenseitige Treue zur Voraussetzung hatte. Wer ihn (den Frieden) aber dennoch bricht, der wird sich überzeugen, daß die Vaterlandsliebe von 1813 heutzutage Gemeingut der Nation ist, und daß derjenige, welcher die deutsche Nation angreift, sie einheitlich bewaffnet finden wird und jeden Wehrmann mit dem festen Glauben im Herzen: Gott wird mit uns sein!

Wie die Sonne dort durch die Zweige bricht, als wenn sie uns ein Wahrzeichen geben wollte, als wenn sie an diesem Festtage ...“ Dann wurde ich abgerufen.

Der Fürst schloß, als ich zurückkam, mit einem Kaiserhoch, in dem er Majestät als Förderer und Schirmherrn der landwirtschaftlichen Berufstätigkeit pries, und trank dann ein halbes Liter helles Bier einer Brauerei, zu welcher er selber Aktien hatte, auf einen Zug aus, machte ein Gesicht, als wenn er Bitterwasser zu sich genommen hätte, und sagte verächtlich: „Dividendenjauche.“

Hernach gingen wir in den Garten. Er hatte nämlich amerikanische Puten, sogenannte Bronzeputen, geschenkt bekommen, für die er in unserm Garten ein riesengroßes Vogelbauer aus Latten und Maschendraht errichten lassen wollte. Dabei hatte man aber die Rechnung ohne den Fuchs gemacht, der sich später unter dem Draht hindurchzwängte und drei der schönen Tiere umbrachte. Zufällig hatte unsre Wirtin am Tage vorher auch drei mit Kommißbrot genudelten jungen Puten standrechtlich das Todesurteil gesprochen und vollziehen lassen.

Nun hingen sie entfedert und gespult in ihrer ganzen Reinheit hinter den offenen Fenstern der Trempelwand des Herrenhauses. Da führte das Unglück den Fürsten herbei. Und ich Unglücksrabe trat ahnungslos an den Wagenschlag.

„Was ist mit den Puten geschehen?“

„Ich glaube — Durchlaucht — sie sind gerupft und vergraben.“

„Soll auch jeder anständige Kuhnhahn, bevor er gegessen wird. Übrigens was ist dort oben im Fenster?“

„Durchlaucht, ich glaube, das sind Puten.“

„Bronzeputen?“

Keine Antwort — aber mir stieg das Blut zu Kopf.

„Was ist mit Ihnen?“

„Das Wasser ist schlecht, Durchlaucht.“

„Ach so, darüber hat X auch schon geklagt. Der Brunnen (der nahe einer Senkgrube lag) muß eben gereinigt werden.“ Noch ein vielsagender Blick auf die Puten, ein vernichtender auf mich, und ohne Abschied zu nehmen fuhr er dahin.

Am Abend kam aber eine Flasche Rum von 1818, wovon Moltke ihm hundert geschenkt hatte, und die wir uns redlich teilten. Einen neuen Brunnen gab es natürlich nicht.

Ob ich noch Autogramme habe? Gott, die Bismarckautogramme wurden ja damals schon so häufig gefälscht, daß man wirklich nicht weiß, ob seine eignen echt sind.

Ein auf die Landwirtschaft bezügliches habe ich übrigens, auf dessen Echtheit ich einen leiblichen Eid ablegen kann.

Der Fürst hatte mich einmal um Weitergabe der Order: „Ich bitte den Dung am Brückenwege streuen zu lassen“ ersucht, und ich hatte, aus der Rolle fallend, geantwortet, er sei schon gestreut.

Fürst Bismarck auf der Terrasse in Friedrichsruh 1895
Neben dem Fürsten: Graf und Gräfin Rantzau, im Hintergrund Oberförster Lange

„Sie scheinen mich wohl nicht richtig verstanden zu haben?"

Dann schrieb er mit riesengroßer Schrift und Blaustift: „Ich bitte den Dung am Brückenwege streuen zu lassen," und fuhr gen Aumühle in den Sachsenwald hinein, dorthin, wo die Bille ihre scharmantesten Kurven macht.

Langsam rückte die Zeit der Treibjagden heran, und obgleich wir keine Hasen mehr schießen sollten, hatte ich einen zur Strecke gebracht und mit in die Scheune des Vorwerkes „Burgstall" genommen.

Hierher fuhr der Fürst häufig, um sich mit der Frau des alten Vogtes Sell, die, wie ich gewiß weiß, zum Schweningerschen System gehörte, zu unterhalten. Mutter Sell rieb sich immer die Hände unter der Schürze, wenn sie mit ihm sprach, und hatte sich von ihm auch einen Spruch abhören lassen, der kräftig genug sein sollte, junge Rübensaat gegen Engerlinge zu schützen. Der Spruch lautete:

Der heilige Johannes und der liebe Gott,
die zogen zum Ackern aus,
Sie ackerten mit einem goldenen Pflug,
Da ackerten sie drei Würmer aus,
Der eine war blau, der andre war gelb, der
dritte war rot,
Ich beschwöre dich im Namen des Vaters, des
Sohnes und des Heiligen Geistes.
Amen

Im Burgstall habe ich den Fürsten zum ersten und zum letzten Male erschütternd lachen hören. Die alte Sell hatte ihm das Rübenbesprechen vormachen müssen, und nachdem sie, den Spruch murmelnd, im Dreischlag um ein Saatbeet gesprungen war, hatte sie eine kurze Wünschelrute bis zum Heft in die Erde gestoßen. Als sie sich uns aus ihrer Ekstase heraus dann wieder zuwandte, begegnete sie so ernsten und verständnisvollen Blicken des Fürsten, wie sie nur übermenschliche Verstellungskunst hervorzaubern konnten. —

Um wieder auf den besagten Hasen zu kommen: den hatte ich, weil der Fürst gerade auf den Hof gefahren kam, ins Scheunenfach geworfen. Hatte aber die Rechnung ohne den Reichshund gemacht.

„Was will der Hund; er beschnuppert Sie ja in geradezu impertinenter Weise?"

Da, ein mächtiger Satz, als wenn's ums Leben ginge. Er hatte die Riewand genommen. Und nun geschah das Fürch-

terliche. Erst wurde der tote Hase noch einmal regelrecht verbellt — nein, geradezu verheult! Und nachdem die Totenklage verstummt war, kullerten Hund und Hase auf die Tenne.

Obgleich mir das Herz bis zum Halse herauf schlug, brachte ich unwillkürlich die Worte hervor:

Inter aves turdus, si quid me judice certet
Inter quadrupedes, gloria prima lepus.

„Das Wort war hier am Platze, aber die Bronzepute heißt nicht turdus!"

Dann begleitete ich den Fürsten, als wenn nichts geschehen wäre, zu seinem Wagen und wurde diesmal sogar mit Handschlag entlassen.

Daß der Fürst in Friedrichsruh häufig Besuch von einflußreichen Amerikanern hatte, ist ja bekannt, weniger bekannt dürfte es aber sein, daß er von der Möglichkeit der Durchführung des Panamaunternehmens sich nicht viel versprach, ja sogar der Ansicht war, daß der Clayton Bulwer-Vertrag, welcher besagt, daß eine Großmacht allein die Kontrolle über den Kanal nicht haben dürfe, „Angriffsseiten" aufweise, und daß England mit dem Nikaraguaprojekte weit größere Aussichten habe.

Im übrigen brachte der Fürst den Amerikanern sehr viel Vertrauen entgegen und wußte ganz gut, daß die Phantasie im monotonen Lande „toujours trop" nicht mehr in Märchenwelten mit Prinzen und Prinzessinnen hineinrankt. Anderseits bemerkte er aber auch einst, daß viele auf die Amerikaner erbittert seien, weil die amerikanische Gesellschaft die grundsätzlich nicht belohne, welche ihr keine Dienste erwiesen hätten.

1888 sah ich den Fürsten von Bismarck noch sehr häufig hoch zu Roß, mit Schlapphut und weißer Halsbinde, was nur Herren seiner Figur und Kopfbildung steht.

Zuletzt — ich war damals aus dem fernen Osten zurückgekehrt — traf ich ihn im Rollstuhl an.

Das Kraut „Muß!", um seine eignen Worte zu gebrauchen, konnte ihn nicht mehr aufrecht erhalten wie früher, als ihm des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr noch schlug. „Ich bin nun lange genug Diplomat gewesen, um mir die Diplomatenkrankheit etwas ausgiebiger gestatten zu können," ist eine seiner bezeichnendsten Äußerungen aus jener Zeit.

Vor vielen Jahren hatte er einmal seinem Bruder geschrieben: „Das Leben ist wie ein geschicktes Zahnausziehen, man denkt, das Eigentliche soll erst kommen, bis man mit Verwunderung sieht, daß es schon vorbei ist; oder ich wollte es lieber mit einem Diner vergleichen, bei dem in Ermanglung andrer Gänge das unerwartet frühe Erscheinen von Braten und Salat auf den Gesichtern der Gäste den Ausdruck der Enttäuschung hervorruft. Und nun im Rollstuhl sitzend: Nicht Euphoren wünsche ich mehr, sondern Euthanasie!"

Das war im Jahre 1898, kurz vor jenem schwarzverhangenen Tage in der Geschichte unsres Vaterlandes, an dem die Aare der Sonne gewichen waren und mit mattem Flügelschlag lautlos über die deutschen Lande strichen.

Das älteste Familienwappen
derer von Bismarck

Zwei Briefe von Johanna von Bismarck*

An Frau v. Eisendecher.

Thun, d. 23. Aug. 53.

Gestern waren es erst 8 Tage, als wir Frankfurt verließen, vorgestern 8 Tage als ich Sie zuletzt sah, meine liebe Frau von Eisendecher, — und mir scheint's schon als wären's 3 Wochen, nicht aus langer Weile, sondern weil ich sehr viel und so wunderschönes gesehen, daß es mir unmöglich ist, all' die Freuden in so kurze Zeit hineinzupassen. Ach, wie einzig ist doch dies köstliche Land, und wie gnädig ist der Herr, der unseren Weg in jeder Hinsicht ebnet, sodaß wir bis jetzt eine recht leichte Reise gehabt haben, — worüber mein Herz in Dank überströmt, weil mir vorher von allen Seiten so himmelangst gemacht wurde, daß ich wirklich mit Zittern und zagen Montag früh das Coupé bestieg; — aber, ich möchte sagen, mit jeder Stunde wurde mir freier und sorgloser zu Muth, und als das erste Nachtquartier in Freiburg glücklich überstanden, und die Sonne fröhlich und klar die Regenwolken zertheilte, sodaß der ganze Schwarzwald in seinem dunkelsten Grün sich vor uns ausbreitete, einen scharfen Kontrast gegen den hellen Himmel bildend, da schwanden auch aus meiner Seele alle Ängste und zog getrost meine Straße weiter. In Basel fand ich nicht die Freundin unserer Freundin (Mad. Koch), warf also das Briefchen an Madame Rh ... in den grünen Rhein, und besorgte mir selbst mit Hildebrandt's Hilfe (heißt's) 2 Wagen, und stellte, mit Einstimmung meiner Reisegesellschaft, den Compaß dem Berner Oberland zu, wohin wir Mittags 2 Uhr lossteuerten. Der Weg durch's Münstertal ist einzig schön, und wenn Sie einmal in die Schweiz reisen, wählen Sie, bitte, ja nicht die kürzere Straße über Solothurn, die ist nicht halb so hübsch. — Das zweite Nachtquartier nahmen wir in Bellerive, einem anmuthig gelegenen Badeort im Jura, wohin wir so früh kamen, daß wir noch einen hübschen Spaziergang, einen waldigen Berg hinauf, machen konnten, auf dessen Spitze eine kl. Kapelle steht, von der aus man eine herrliche Aussicht nach allen Seiten hin in die lieblichsten Thäler hat. Die nächsten Tage passierten wir die engsten und wildesten Felsschluchten, bis kurz vor Biel, wo wir zum ersten Mal die ganze Alpenkette, zwar fern, aber klar und zackig, schneebedeckt, erblickten, worüber Mamachen und Eugenie bis zu Thränen entzückt waren, sowohl über die Alpen, als über den tiefgrünen Bielersee, welcher schäumte und brandete wie das Meer. Mittwoch übernachteten wir in Aarberg, wo gerade Markt war und wir die Schweizer in ihrer Nationaltracht und Lustigkeit mit Jodeln und Jauchzen kennen lernten, zum Amüsement der Kinder — die übrigens von einer beispiellosen Artigkeit gewesen, sowohl im Wagen, als im Coupé. — Der vierte Tag war der schönste, weil wir den Alpen mit jeder Meile näher kamen, und die grünen Wiesen und Wälder bei der bezauberndsten Beleuchtung durchfuhren. Wir erreichten Thun recht früh, um 5½ Uhr Nachm., fanden gutes Unterkommen und eilten, nachdem wir uns eingerichtet, auf den nahen Kirchhof, wo wir den Sonnen-Untergang abwarteten, und dabei das prächtigste Alpenglühen sahen, zum stillen und lauten Entzücken der geliebten Eltern und der Eugenie, was mich stets so rührt, daß meine Freude über diese schöne Reise dreimal verdoppelt dadurch wird. Einen schwachen Nachhall der wunderschönen

---

* Zu Bismarcks hundertstem Geburtstag erscheint bei der Deutschen Verlags-Anstalt eine Sammlung von Briefen der Fürstin, herausgegeben von Professor Dr. Ed. Heyck, unter dem Titel: Johanna von Bismarck. Ein Lebensbild in Briefen. Mit acht Bildnissen, einem Faksimile und drei Stammtafeln. (Geheftet M. 4.50, vornehm gebunden M. 6.—.) — Wir bieten unsern Lesern aus dem reichen, unendlich fesselnden Werk zwei Reisebriefe der damaligen Frau v. Bismarck, die, an eine ihr besonders nahestehende treue Freundin gerichtet, einige der anziehendsten Eigenschaften der Briefschreiberin, ihre warmherzige Liebenswürdigkeit, ihren innigen Familiensinn und ihre fast leidenschaftliche Liebe zur Natur aufs schönste vereinigt zeigen.

Kirchhofsaussicht gibt Ihnen dies kleine Bildchen [der Stahlstich-Kopf des Briefbogens]. Auf der Bank sitzen wir oft, und können uns nimmer satt sehen an Felsen und Wiesen und glühenden Alpen und spiegelglattem See. — Spatziergehen kann man nur Morgens ganz früh und des Abends ganz spät, — von 11 Uhr Vorm. bis 6 Uhr Abends ist eine so glühende Hitze, daß man weder Hand noch Fuß rühren mag. Gestern ließen wir uns übersetzen in einen paradiesisch, feenhaft arrangierten Garten, hart am See — wo der Rasen so kurz und so grün und die Blumenpracht so unendlich ist, daß man's nur im Traum so ahnen kann. Jean Paul's Blüthenhöhlen fielen mir ein, überhaupt lauter Titanische Empfindungen regten sich in meinem mittelalterlichen Herzen, — Mutter meint, die Gegend von dort, von einer Bank unter einer uralten Eiche aus, gesehen, sei das verkörperte Schubert'sche Quartett, welches mich im Winter so auseinander riß — und's mag wahr sein, — wenigstens bin ich ziemlich in derselben Stimmung, wenn ich an solchen Punkten sitzen kann und schwärmen wie in frühester Jugendzeit. Die Villa und der Garten, die mich so hoch entzücken, liegen auf einer kleinen Halbinsel zwischen der Aar und dem See, ich habe einen Gedankenstrich über die Thürmchen der Villa gemacht, — [auf obigem Brief-Kopf]. Gegenüber dieser reizenden Besitzung, am andern Seeufer liegt eine zweite Villa, diese beiden gehören zwei Brüdern, und man weiß nicht, welche schöner ist, die erste ist idealer, von italienischem Charakter, (wie überhaupt der ganze Thuner See) die andere liegt aber am Fuß eines wundervollen Buchen-Berges, in deren tiefen Schatten wir heute früh promenirten.

Fürstin Johanna von Bismarck

*

Interlaken, 6. September 1853.

... Empfehlen Sie mich der Fr. Majorin Pl. und sagen Sie ihr, sie hätte

die beste Reisezeit gewählt, der August war von Anfang bis zu Ende vollkommen schön, d. 11. September auch noch, so daß wir an diesem Tage frohen Muths auf die Wengern-Alp ritten, (d. h. Vater, Tante Jeannette und ich — Hans und Charlotte Kleist-Koblenz, die 8 Tage hier waren, heute über Thun, Bern nach Vevey abreisten) wobei nichts zu wünschen übrig blieb — der Himmel, anfangs etwas trübe, ward blauer und blauer, je höher wir kamen, die Aussicht klarer und schöner von allen Seiten, brausende Lawinen begrüßten uns von ferne und mein Vater war ganz selig vor Vergnügen, — oben hatten wir das ganze riesige Kleeblatt (Jungfr. Mönch Eiger) blendend weiß, unverhüllt vor uns, Lawinen donnerten uns entgegen, so daß der Schnee hinunterstürzte, gleich einem mächtigen Wasserfall; und tief unten tobte ein Fluß, den wir nicht sehen, nur hören konnten. — Kurz, es war herrlich und wir sehr froh und dankbar für's Prachtwetter, — aber mit dem Tage hatte es ziemlich ein Ende, denn den andern Morgen früh (d. 2t.) war die ganze Welt in Wolken und Nebel versteckt, sodaß wir beim Hinunter-Reiten nichts sahen, außer ½ Stunde, wo die Sonne — freilich an der schönsten Stelle — durch die Wolken blickte und uns klar und hell ins Grindelwald-Thal schauen ließ, welches fast der hübscheste Punkt hier in der Gegend ist, und wo man Frühling- Sommer- und Winterlandschaft anmuthig und großartig vereinigt beisammen hat. — Es regnete und regnete den ganzen Tag, bergauf, bergab, und wir kehrten ziemlich niedergeschlagen nach Interlaken zurück, niedergeschlagen über die verfehlte Parthie, aber sehr voll Dank und Freude, die Unsrigen hier Alle gesund und heiter wiederzufinden. Sonnabend und Sonntag war's wieder hübsches Wetter, etwas kühl, doch regenfrei — wir gingen nach Unspunnen, welches ich so zärtlich liebe, daß ich 3 od. 4mal dort gewesen und immer gleich entzückt bin von dem stillen Frieden und der ungemeinen Frühlingsfrische, die über dieses Thal ausgegossen sind. — Gestern war fast kein Berg sichtbar, und kein einziger Sonnenstrahl, wir gingen aber nach Böningen, wo Reutern's einmal 3 —, einmal 2 Sommer-Monate zugebracht, — und mir ist dieser Nachmittag sehr lieb gewesen, ich habe die sonnenlosen Tage mitunter recht gern, da kann ich so frei um mich blicken, meine Augen fühlen sich so ungemein wohl in trüber, warmer Luft, und ich war äußerst glücklich in dem reizenden Dorf, welches hart am schönen Brienzer-See liegt, der zwar keine Schnee-Alpen in seiner Nähe hat, (weshalb Papachen sich nichts aus ihm macht) aber wundervolle hohe Berge, deren grüne Matten und kleine Sennhütten hin und wieder durch den Nebelschleier auf uns herabblicken, — geheimnisvoll und lockend, daß man gern zu ihnen hinaufgeflogen wäre, wenn man's gekonnt.

Da ist ein Stückchen Brienzer See [auf dem zweiten Briefkopf; Goldswyl], unendlich einsam, ruhig, friedlich, und die gestrige Beleuchtung gab ihm so viel Wehmuth, daß er mir erschien, wie ein schönes tiefblickendes Auge, welches sich nach einem fernen theuren Herzen sehnt; — es weinte nicht, es war kein Lenau'sches Elendfühlen, keine Beethovensche Zerrissenheit, kein veritables Unglück, — keine bitteren Thränen, — nur tiefe Wehmuth und unaussprechliche Einsamkeit, aber nicht kahl und abgestorben, verwelkt und verblüht, sondern grün, frisch, voll jugendlicher Gedanken und jugendlicher Gestalt, — etwas wie Immensee — Sie verstehen mich wohl! — Die Eltern nahmen einen Einspänner zur Heimkehr, — Tante J., Eugenie und ich setzten uns in ein Schiffchen und ließen uns auf dem spiegelglatten See in abendlicher, nebelhafter Dämmerung zurückrudern; kein Lüftchen rührte sich, Niemand sprach, man hörte nichts, als die gleichmäßigen Ruderschläge und einige Worte der Schiffer, die sich zuriefen, wohin sie steuern und lenken wollten. — Während der Fahrt fing's schon an zu regnen, später immer mehr und mehr, die ganze Nacht, heute immerzu, als wenn's nie wieder aufhören würde. — Wir hatten noch viele Parthien vor: Abendberg, Rosenlaui, Grindelwald encore une fois, — nun wird's wohl alles zu Wasser werden und wir am Ende wohl schon früher abziehen. Im Regen ist's äußerst unschön in der Schweiz . . .

Belgisches Stadttor

Nach einem Gemälde von Ernst Liebermann

Mutter hat gut vorgesorgt!

Humor im Schützengraben

Von Willy Rath

Mit acht Bleistiftskizzen von Sebastian Fiedler

Uns, die wir bisher „unausgebildet" in gewärmten Stuben hocken, kann nichts tiefer beschämen als die immer erneute, gemehrte Kunde von dem unverwüstlichen Humor, den unsre feldgrauen Volksgenossen sich nach tage- und wochenlangem, ja mondelangem Aushalten in den harten, feuchten oder bitterkalten, granatenumheulten Schützengräben wundervoll bewahrt haben. Die Beschämung aber verhindert merkwürdigerweise nicht, daß wir uns dieses sozusagen unterirdischen Humors herzhaft freuen.

Sie waren ja anfangs schwer in die Gräben hineinzubringen, die deutschen Krieger. Von verschiedenen Schauplätzen kamen die ehrenvollen Klagen unsrer und auch österreichisch-ungarischer Führer: die Leute wollten sich nicht eingraben, wollten am liebsten stets und überall attackieren. Dieser zähe „Stellungkrieg" im gräbendurchschnittenen Gelände war ja auch wieder etwas ganz Neues für unsre Zeit. Man mußte — von kubanischen und mandschurischen Episoden abgesehen — schon bis auf Friedrichs schlesische Dauerlager, Prinz Eugens Kriege oder gar bis auf Gustav Adolf und Wallenstein zurückgehen, um wenigstens ein ähnlich langwieriges Einander-Gegenüberliegen in wohlverschanzten Feldlagern wiederzufinden.

Unsre erdgrauen Kämpfer von heute haben es aber schließlich doch rasch gelernt

Abendkonzert

(und der Nachschub wird von vornherein mächtig daraufhin gedrillt), sich im Kampfe fest an Mutter Erde zu schmiegen und eifrigst sich selbst eine Grube zu graben. Im Notfall mit den Fingernägeln, sonst mit dem Spaten oder der Schippe, die neben den bedrohlicheren Waffen jetzt täglich mehr zu militärischen Ehren kommen. Für den harmloseren Teil des Landsturms ist schon der wilde Schlachtruf erfunden worden: „Schipp, schipp, hurra!"

Aber dem Spaten, der so manchem Stadtmenschen bis dahin höchstens im Wappen einer berühmten Brauerei zu Gesicht gekommen war, blieb für diesen blutigen Krieg nebenbei auch noch eine eminent friedliche Aufgabe vorbehalten. Eine Aufgabe, die vor sechs Monaten noch kein Seher, keine Seherin hätte voraussagen können. Wer hätte es auch vermuten sollen, daß mitten im grimmigsten Krieg zwischen deutschen und feindlichen Schützengräben ein seltsamer „Friede im Krieg" sich entwickeln werde? Und doch erkennen wir in diesem widerspruchsvollen Feldzugserzeugnis einen ganz natürlichen Vorgang.

Das ewig schaffende, aufbauende Leben, das sogar Gräber mit lebendigem Grün überzieht, macht nicht halt vor den Gräben voll lebendiger Menschen mit Mordgewehren. Wenn Männer mit gleichen Absichten, unter einigermaßen gleichen Lebensbedingungen, abgeschnitten von allem Zivilistendasein, einander gegenüberliegen mit der einzigen, einförmigen Pflicht, ein-

ander „abzuschießen", so muß wohl früher oder später das allgemein-menschliche Empfinden sich für solche Unterdrückung rächen. Ganz abgesehen von gewissen allgemein-animalischen Notwendigkeiten, die diesseits wie jenseits zeitweilig den Wunsch erwecken, die bergende Gruft ohne Lebensgefahr auf kurze Frist verlassen zu können. Solcherlei rein praktische Gründe, wie auch die beiderseitige Sorge um die Verpflegung, gaben den ersten Anlaß, den Spaten (oder den Gewehrkolben) über den Grabenrand emporzustrecken zum Zeichen, daß selbst mitten im wohlorganisierten Totschießen internationale Vereinbarungen höchst ratsam sind. Nachdem die mittägliche Feuerpause an unterschiedlichen Strecken der ungeheuren Gefechtsfronten einmal eingeführt war, ergab sich mancherorts noch Weiteres nach und nach von

Der kugelfeste Feldgraue

Fünfuhrtee

selbst: schriftlicher Nachrichtenwechsel, Austausch von Tabak, Schokolade und andern Lebensmitteln, gelegentlich auch persönliche Begegnungen von mehr oder weniger ritterlichem Gepräge.

Im Gegensatz zwischen diesen menschlichen Beziehungen und dem ungerührten, prompten gegenseitigen Töten außerhalb der Feuerpause liegt ein absonderlicher Humor — aber nicht einzelner Menschen, sondern der grimmigste Humor des Lebens selbst. Daher denn auch dies Phänomen noch weit unheimlicher, unfaßlicher wirkt, als der großartige Schwerthumor der germanischen Helden in Ekkehards Walthariuslied etwa, wo sie zu guter Letzt über die furchtbaren Wunden scherzten, die sie einander schlugen.

Wohl unsren Kriegern und uns, daß auch in ihnen selbst das Element des Humors, dies einzig untrügliche Kennzeichen gesunder, schicksalüberlegener Kraft, so stark zur Geltung kommt, bis ins rauhe Schützengräbendasein hinein. Da erhält schließlich jede Höhle und Grabengasse ihren Scherznamen. Ein grotesker „Komfort" wird, wo es möglich ist, im Lehmgehäuse zusammengestoppelt: ein Sessel aus einem Marquisschloß neben einem Ofen aus Konservenbüchsen — und in dem Stil weiter. Spottlieder werden geschaffen und gesungen. Allerlei Musik wird betrieben, in mehr als einem Graben sogar mittels richtiger Klaviere. Die deutschen Brüder aus verschiedenen Landschaften sticheln aufeinander ohne Arg. Mit Worten und Kriegslisten wird der Feind geneckt. Schade nur, daß man von diesen Listen nicht schon jetzt mehr erfährt und das Hübscheste noch nicht verraten darf!

Wieviel Erleichterung des Herzens der Briefwechsel mit den Daheimgebliebenen und der Empfang von Liebesgaben unsern Feldgrauen in ihren Gräben verschafft, das verfolgen wir ja alle ständig und oft mit lächelnder Mitfreude. Denn in allen Grabenbriefen beinah dringt der deutsche

Humor durch alle Widerwärtigkeiten siegreich durch.

„Ich wünschte,“ schreibt etwa ein Oberlehrer eines Berliner Mädchengymnasiums an seine Obersekunda, „Sie könnten Ihren alten Schulmeister sehen, wie er in seiner Schützengrabenvilla in Hemdsärmeln mit unendlichem Behagen an den von Ihnen gespendeten Zigarren saugt, nur von einer Sorge erfüllt, daß das Feuer seines Öfchens und seiner Zigarre nicht erlösche. Solange das der Fall ist und die feindliche Artillerie maßhält, habe ich unverwüstlich gute Laune. Wann wird man wohl wieder ein so faules Leben führen können? Ich denke oft mit Schrecken schon an spätere Aufsatzkorrekturen ...“ Und es hat gewiß typischen Wert, was man an andrer Stelle liest: „... Ein wenig habe ich mich abgehärtet und suche das Komische heraus, fasse alles möglichst von der humoristischen Seite auf ... Unend-

Die letzte Zigarre. Jeder einen Zug!

lich viel Komisches in dieser Kriegführung. So wenn ich alle zwei Tage in den Schützengraben abreise (Droschke mit Gepäckbeförderung), trinke ich zunächst im Kreise der trefflichen französischen Familie Kaffee. Dann steht die ganze Familie um den Wagen, Therese, die Zehnjährige, hat mein Mohrchen auf dem Arm, Marie, die Einundzwanzigjährige, meine Katze. Händeschütteln — au revoir, mes dames! Au revoir, monsieur! Winken! Lachend stehen meine Musketiere dabei ...“

Auch elegische Anwandlungen, gegen die der Schützengraben dem zärtlichen Männerherzen keinerlei Schutz zu bieten vermag, werden mit Humor brieflich heimatwärts abgeleitet. Zu den besten dieser Feldpostseufzer gehört der poetisch humorige — „Liebesgaben“ betitelt — des Infanterieleutnants W. M., der im verhexten Argonner Wald gewiß auch kein leichtes Tagwerk hat:

Liebeshandschuh trag' ich an den Händen,
Liebesbinden wärmen meine Lenden,
Liebesschals schling nachts ich um den Kragen,
Liebeskognak wärmt den kühlen Magen,
Liebestabak füllt die Liebespfeife,
Morgens wasch' ich mich mit Liebesseife.
Liebesschokolade ist erlabend,
Liebeskerzen leuchten mir am Abend,
Schreib' ich mit dem Liebesbleistift tiefe
Liebesgabendanksagebriefe.
Wärmt der Liebesbaschlik nachts den Schädel,
Seufz' ich: so viel Liebe und kein Mädel!

„Der Krieg ist hart, schwer und dabei auch noch gefährlich,“ schreibt ein andrer mit trockener Heiterkeit. „Mir können Sie es glauben, denn ich bin schon mal dabei gewesen ... Wir sitzen bereits zweieinhalb Meter tief in der Erde. Ganze Straßenzüge legen wir an; Bürgersteige fallen vorläufig weg. Ich wohne in der Langen Gasse Nr. 11 in der Villa „Bück dich“. Die erste Querstraße ist die Englische, zwar nur eine Sackgasse, die aber zu dem vorzüglichen englischen Hause, dem W. C., mit „über die Stange“ führt.“ Und imponierend wird verkündet: „... Seit Küstrin bin ich nicht aus den Kleidern gekommen. Vorhin konnte ich mir zum erstenmal die Pfoten waschen; daher bin ich jetzt so munter. Es geht nichts über Körperpflege. Sie Proletarier haben ja keine Ahnung von Komfort, Sie gebrauchen Seife und wissen nicht, was Sie tun. Wir Erdbewohner sind die wahren Kulturträger ...“

Die Siegesnachrichten im Depeschensaal zwischen den Fronten

Aus dem Schützengraben vor einer französischen Festung schreibt ein Leutnant: „Es ist ärztlich festgestellt, daß wir schon längst in Paris wären, wenn wir mehr Dachpappe hätten. So aber setzen wir Schwimmhäute an ...“ Der tapfere Richard Dehmel, der einundfünfzigjährige Dichter, der seine Hamburger Villa, eine Gabe seiner Verehrer zum fünfzigsten Geburtstag, als Kriegsfreiwilliger verließ, läßt sich aus einem westlichen Schützengraben launig also vernehmen: „... Sollet Ihr aber einem üppigen Mäzen begegnen, so laßt ihn unter der Bedingung leben, daß er mal ein bißchen was Reizendes herschickt, etliche Delikateßkonserven, Marmeladen, Spickaal und dergleichen ... Immerfort Tabak und Schokolade — wenn das bis Neujahr so weitergeht, dann pflastern wir schließlich den Schützengraben damit ...“

Ein Briefschreiber läßt uns dagegen ein Friedensintermezzo mitgenießen: „Gegen drei Uhr drangen von jenseits (aus dem vordersten Franzosengraben) die Töne der „Loreley“ und „In einem kühlen Grunde“ und auf unser allseitiges Bravo die Melodie von „Sah ein Knab' ein Röslein stehn“ an unser Ohr ...“ Und ein junger Berliner malt seiner Mutter ein bescheidenes Winteridyll im „Erdpalast“ mit Behagen aus: „Ich sitze hier gemütlich am Kaffeetisch, das heißt auf dem Strohteppich und balanciere meine Kaffeetasse auf den Knien. Auf das Fensterchen in unsrer regelrechten Holztür fallen die Schneeflocken, neben mir knistert der kleine Ofen, der leider bei Tage nicht rauchen darf. Wir haben uns sehr verbessert. Das reinste Schloß ...“

Humoriges in allen Schattierungen, je nach Temperament und Lage. Und die Beispiele ließen sich vertausendfachen. Ein persönliches Belauschen des Lebens und Treibens in und zwischen den Schützengräben müßte freilich den kernigen Kriegerhumor — inmitten des tödlichen Ernstes! — noch frischer, sprühender zei-

Die (jetzt verbotene) wirtschaftliche Annäherung durch Tauschhandel

gen; aber zartbesaiteten Leuten könnte zu dem Lauschen nicht unbedingt geraten werden — selbst wenn die Heeresleitung und der Granatenkurs nicht dawider wären. Der Ton im Felde und erst recht zwischen den vorgeschobenen Gräben beider Parteien kann ziemlich derb werden. Deutschen mit einem absonderlichen erbosten Massenschrei beantworteten: der Wortlaut war im französischen Wörterbuch nicht zu finden, wohl aber (von etlicher gallischen Buchstabenverkümmerung abgesehen) im Original des „Götz von Berlichingen“, an der berühmten Kraft-

Im Schlafsaal

Beispielsweise, wenn wohlverpflegte Österreicher die hungrigen Serben gegenüber mit heftigem Tellergeklapper und lautem Entzücken über ihre Leckerbissenfülle zur Verzweiflung bringen; dann antwortet natürlich von drüben eine kolossale Schimpforgie. Im Westen, so wird uns mündlich verraten, gibt es eine Schützengrabengegend, wo die Franzosen jedes laute Siegverkünden und Jubelhurra der

stelle. Ein bayerischer Offizier, der mit seinem feldrauhen Männerhumor die Wonne seiner Mannschaft ist, hat den Feinden durch einen lustigen Brief im Götzstil, mit derbem Pseudonym, die stilgerechte Antwort erteilt.

Es ist nicht anzunehmen, daß es an dieser Stelle der Fronten war, wo eine harmlosere Einmischung aus dem französischen Schützengraben unsre Leute eines Tages

verblüffte und belustigte. Ein deutscher Offizier hatte nach Erledigung des „Mittagsmahls“ laut nach dem andern Ende seines Grabens hingerufen: „Wo bleibt denn heut mein Kaffee?“ Ein paar Minuten später kam von der Gegnerseite die Frage: „Aben Sie denn nun Ihre Kaffee empfangen?!“

Über den Brief- und Nachrichtenwechsel zwischen den vordersten deutschen und feindlichen Linien, namentlich in Frankreich, ist nun allmählich so viel Glaubhaftes gemeldet worden, daß man am Bestehen einer regelrechten Verbindung zwischen bewaffneten Vertretern beider Völker nicht mehr zweifeln kann. Der Humor kommt dabei, wie gesagt, vornehmlich auf Rechnung der ganzen Situation. Drollig wirken auf uns nur manche treuherzige Wendungen in den französischen Grabenbriefen, zum Beispiel: „... Wir sehen, daß Ihr Überfluß habt. Eure Chocolat ist schmackhaft. Aber wir besitzen mehr als den Überfluß: das Nötige. Und es wird immer so sein, denn ganzes Frankreich verbunden ist, um bis am Ende zu gehen ... ein Krieg, in welchem wir nicht besonders für Interessen, aber für das Recht und die Freiheit kämpfen ... Kameraden! Bei uns sind die Kriegsapparate besonders nicht was kräftig ist, wir sondern haben die Glaube und die Vertraulichkeit, und es (das) sind die Gewehre welche alle Geschütze von Krupp nicht besiegen werden ...“

Sinn für Humor ist schon Voraussetzung für die persönliche Begegnung verfeindeter Schützen aus den zweierlei Gräben. Und diese Zusammenkünfte bedeuten wieder einen Nährboden für humoristische oder auch tragikomische Vorfälle. Persönliche Bekanntschaft dieser Art mußte wohl auch vorangehen, ehe ein braver Württemberger einem Fräulein in der Heimat eine Feldpostkarte senden konnte, die auch „einige Franzosen aus dem Schützengraben vis-à-vis“ unterzeichnet hatten. Was für ein Schicksalshumor verkörpert sich in diesen Stelldicheins zwischen den zwei waffenstarrenden Fronten von der Nordsee zu den Alpen.

Da ist es schon zu einem so regen Verkehr mit Leckerbissenaustausch, Aussprache und Händeschütteln gekommen, daß beiderseits die Befehlshaber eingreifen mußten.* Da erklärte die eine oder andre Schar Franzosen einstimmig: „Nix Krieg!“ — sie wollten heim zu Weib und Kind, es sei genug geschossen; da gaben andre verständig zu, für die Wahrheit unsrer Berichte spreche entschieden die einfache Tatsache, daß die Deutschen noch immer in Frankreich stehen. Da haben sich deutsche und französische Wehrmänner brüderlich in den Ertrag eines Kartoffelackers geteilt; die Waffen wurden in den Gräben gelassen, und als die Franzmänner mogeln wollten, wurden sie von den Unsern ganz kirmesmäßig verhauen. Nachher aber wird in all solchen Fällen genau gezielt und fleißig gefeuert! — Was für ein dämonischer Humor treibt da seine Spiele, zwischen den kargen Schützengräben ... und zwischen all dem bittern Ernst!

* Neuerdings liest man, daß deutscherseits die „feindnachbarlichen“ Annäherungen schlechterdings untersagt wurden, weil die Sache anfing, allzu felddienstwidrig gemütlich zu werden.

Kriegsgruß

Von Walther Heymann †

(Gefallen in den Kämpfen bei Soissons im Januar 1915)

Herz und Halt und Heim und Haus
— fort, hinaus!
Weg und Berg und Hang und Tal
— letztes Mal!
Lebewohl sagt es zu mir,
Als wie ich noch bei dir war.
Alles dort und alles hier,
Abschied ruft es immerdar.

Weiß nicht, wo ich morgen lieg',
Krieg ist Krieg!
Pocht dabei des Herzens Schlag
Alle Tag'.
Denkt es dein, wird's ihm zu schwer,
Wird es ihm so wunderbar.
Abschied nehm' ich immerdar.
Abschied nehm' ich nimmermehr.

Feldpost

Von

Fr. W. van Oesteren

Der Stabsarzt, ein breitschultriger Mann mit kahlem Schädel, ergrautem Schnurrbart und scharfblickenden Augen, schien ermüdet.

„Doktor, einen Sitz," wandte er sich an den Oberarzt, der gleich ihm mit aufgekrempelten Hemdärmeln stand, eine große weiße Schürze vorgebunden, die bereits vielfach rote und braune Flecken aufwies.

„Einen Sessel!" Der Oberarzt rief es in die große Halle hinein, die vordem den Klosterbrüdern als Speiseraum gedient hatte und jetzt zum Operationssaal umgewandelt worden war. Und er stützte seinen wankenden Vorgesetzten, bis dieser sich schwer auf den Sitz fallen ließ.

Der Stabsarzt saß blaß, mit geschlossenen Lidern, und holte mehrere Male tief Atem.

„Wie viele haben wir heute schon unterm Messer gehabt, Doktor?" fragte er endlich.

„Zweiundvierzig an diesem Vormittag," entgegnete der Oberarzt.

„Prost, Mahlzeit, Doktor. Davon stirbt uns ja doch ein Dutzend, und ein weiteres bleibt Krüppel. Herrlich weit haben wir's gebracht." Und dann kam es wie ein Stöhnen von den Lippen des alten Mannes. „Ich verzweifle an Gott und mir. Er und ich — wir sind ohnmächtig so vieler Menschennot gegenüber. Aber warum töten sie sich auch dummerweise, einer den andern? Ich bin müde."

Der Jüngere räusperte sich verlegen. „Wenn Sie ausruhen wollen, Herr Stabsarzt . . ."

Der andre sprang auf und fiel ihm ins Wort. „Ausruhen? Sind Sie verrückt?" sagte er polternd. „Wer hat hier Zeit dafür?"

Und festen Schrittes trat er, von seinem Helfer gefolgt, wieder an den Operationstisch heran, auf dem, bereits entkleidet, ein neuer Schwerverwundeter lag, der vor kurzem gebracht worden war.

Ein Soldat sprach den Arzt an; seine Stimme bebte, große Tränen standen in seinen Augen: „Bitte gehorsamst, ich hab' meinen Herrn Rittmeister hergebracht. Ich bin sein Bursch. Die Frau Gräfin wird . . . Bitte gehorsamst, retten Sie ihn!"

Der Stabsarzt winkte und nickte barsch abweisend, dieweil er selbst gegen ein würgendes Gefühl ankämpfte. „Schon gut. Man tut für alle, was man kann. Daß es nicht mehr ist . . ." Ein Achselzucken vollendete den Satz. Und schon beugte er sich über den mit geschlossenen Augen wie leblos Daliegenden, dem ein Geschoßsplitter den Unterleib halb aufgerissen hatte.

„Wird nicht viel zu machen sein," murmelte er verzweifelt grimmig. „Versuchen wir's," sagte er dann entschlossen, zum Oberarzt gewandt.

Dieser nickte. „Narkose?" fragte er flüsternd.

„Ja. Er bleibt ja doch unterm Messer," raunte der alte Arzt. Im selben Augenblick prallte er mit einem leisen Fluch zurück. Der Blick zweier weit geöffneter Augen hatte ihn getroffen, ein so seltsamer Blick, daß es ihm kalt den Rücken herablief. Hatte der Wunde seine Worte vernommen?

Und jetzt öffnete der Offizier seine Lippen. „Tödlich?" fragte er mit leiser Stimme, die wie ein Hauch war, aber von keinem Beben der Angst zitterte.

„Was fällt Ihnen ein?" entgegnete der Stabsarzt und lachte hölzern.

Aber als die Blicke des Wunden mit flehendem, mahnendem, befehlendem Ernst die Frage wiederholten, zuckte der alte Mann die Achseln und gestand: „Sehr möglich."

Der Rittmeister nickte. „Eine Bitte."

„Nun? Aber rasch. Sie können nicht mehr warten, und andre warten."

„Mein Bursche hat Briefe an meine — meine junge Frau. Alle sind datiert. Ich habe sie — für — für alle Fälle vor langem geschrieben. Nehmen Sie sie, lesen Sie, schicken — schicken Sie sie ihr! Sie wird Mutter in — in drei Wochen vielleicht. Und früher soll sie nicht erfahren, daß ich —" Und der Wunde sank mit leisem Stöhnen wieder in Bewußtlosigkeit zurück.

Der Stabsarzt räusperte sich geräuschvoll; denn dieses würgende Gefühl drohte ihm zu den Augen zu steigen. „Los! Keine Zeit verlieren! Andre warten!" fuhr er den Oberarzt grob an.

Und bald traten zu den Blutflecken auf den Schürzen der beiden Ärzte neue hinzu.

Der alte Mann zuckte die Achseln, als die Operation beendigt war. „Es wäre ein Wunder," murmelte er. Dann ein Wink. „Der nächste!"

Behutsam wurde der über und über verbundene Leib des Rittmeisters von dem Tische gehoben, den ein Gehilfe rasch wusch.

„Du, bleib hier, mein Sohn! Bleib bei deinem Herrn! Du mußt mir dann noch etwas geben," befahl der Stabsarzt inzwischen dem Soldaten, dessen Tränen in den Augenwinkeln nicht trocknen wollten.

Weiter und weiter die blutigen Rettungsversuche an Menschenleben. Aber nach zwei Stunden taumelte der alte Mann. „Ablösen, Doktor! Ich kann nicht mehr. Meine Willenskraft ist für heute zu Ende."

Und dann warf er sich in einem kleinen anstoßenden Zimmerchen auf eine Strohschütte und sank augenblicklich in bleiern schweren Schlaf.

Als er nach vier Stunden im Dämmerlicht erwachte, blieb er eine Weile wie betäubt liegen. Dann verspürte er Hunger und rief. Hastig schlang er einige Bissen eines lauen Mahles hinunter. Dabei fielen ihm die Worte des Reiteroffiziers ein, die Bitte dieses Todgeweihten. Er stöhnte vor Mitgefühl.

„Bringen Sie Licht herein und schicken Sie mir den Burschen von dem Rittmeister, den ich da vorhin operiert habe," befahl er.

„Bitte gehorsamst, wird der Herr leben?" fragte der Gerufene, der bald darauf eintrat.

So, so, er lebt also noch, dachte der Arzt und sagte scheltend: „Natürlich, dummer Kerl."

Aber als er das Gesicht des Soldaten sah, das in Freude aufleuchtete, bereute er seine Worte. Immerhin — sie waren gesprochen.

„Dein Herr hat mir gesagt, du sollst mir die Briefe geben, die für die Gräfin."

Der Bursche holte aus der inneren Brusttasche ein versiegeltes Päckchen hervor und überreichte es.

„Es ist gut. Du wirst wohl bei deinem Herrn wachen wollen?"

„Wenn ich darf. Ich bitte gehorsamst."

Das wird noch in dieser Nacht eine Totenwacht, dachte der Arzt. „Ja. Geh! Ich erlaube es." Und er streckte dem Soldaten die Hand hin. „Hast wohl einen guten Herrn? Bist ein treuer Kerl. Recht so."

Überraschend brannte ein Lippenpaar auf seiner Hand. „Danke gehorsamst," stammelte der Bursche dann verwirrt, machte stramm kehrt und ging.

Der alte Mann sah das Päckchen eine Weile sinnend an und überlegte. Sollte er schon öffnen? Er entschloß sich dazu.

Eine Karte und sechs Briefe, die in offenen Umschlägen staken, enthielt das Päckchen. Die Karte trug das Datum des nächsten Tages. Der Arzt las sie.

„M. L.! Eine Nachricht, die Dich nicht betrüben soll, sondern freuen, da Du jetzt nicht mehr für mein Leben zu bangen brauchst: ich bin verwundet. Arg ist es nicht, wie Du siehst; denn ich kann ja sogar schreiben. Nur werde ich wohl nicht mehr in die Front kommen, wenigstens nicht so bald. Der Arzt — übrigens ein famoser Arzt, zu dem ich volles Vertrauen habe — meint, daß ich vor zwei bis drei Monaten unbedingt nicht Dienst machen kann. Vielleicht dauert's auch länger, vielleicht bleibt das Bein überhaupt ein wenig steif, meint er. Jedenfalls bin ich für diesen Krieg ausgeschaltet, und das ist für Dich, m. L., doch eine frohe Kunde. Heute bin ich etwas schwach; das Schreiben strengt mich an. Aber alle vier Tage sollst du jetzt einen

langen Brief bekommen, bis — bis ich zu Dir komme. Wenn Du mir schreibst, bitte Briefe unter doppeltem Verschluß! Auf den äußeren Umschlag setze den Namen des Doktors, in dessen Lazarett ich bin! Es ist sicherer. Seinen Namen schreibt der Doktor Dir selbst hier auf samt Adresse und so weiter. Auf bald, m. L.! Auf bald! Innigst Dein H."

Der alte Mann schlug mit der Faust auf die rohe Holzplatte des Tisches, an dem er saß. „Und da nicht helfen können," stöhnte er verzweifelt. „Und so was nennt sich Arzt!"

Am nächsten Morgen verschied der Graf, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben.

Der Stabsarzt empfing den Burschen, der mit tränenüberströmtem Gesicht zu ihm gerannt kam, mit barschen Worten. „Heul mir hier nicht wie ein altes Weib, Kerl! Ich bin kein Herrgott. Wer sterben soll, stirbt." Und dabei hätte er selbst aufheulen mögen.

In der Mittagspause schrieb er seinen Namen auf die Feldpostkarte des Rittmeisters und gab die genaue Adresse an. Dann sandte er sie ab.

Jeden vierten Tag ging nun pünktlich ein Feldpostbrief des Verstorbenen an dessen Gattin. Der sie beförderte, las keinen. Er las auch nicht die Briefe der Gräfin, die er zahlreich erhielt. Bis auf einen. Dieser eine war der, der eine Woche nach dem letzten der sechs Schreiben eintraf, die das Vermächtnis des Toten gewesen waren. Und als der alte Stabsarzt in diesem Briefe die Worte las: „Jetzt ist er schon zehn Tage alt und sieht Dir schon ähnlich. O wenn Du doch bald, bald kämest, um ihn zu sehen!", da schloß er den Umschlag wieder und schrieb mit zitternder Hand die Worte darauf: „Adressat gefallen."

„... eine Ansicht von einem Haus im Hauptquartier, das von den englischen Schiffsgeschützen, die gute zwei Stunden von hier stehn, eingeschossen wurde. Alle paar Tage sausen die Dinger hier herein, und oft des Nachts, dann heißt es in den Keller ..."

(Zu den nachfolgenden illustrierten Feldpostbriefen von R. Reu)

Illustrierte Feldpostbriefe. Von R. Reu

„... ich habe dir eine Skizze umseitig gemacht, damit Du einen Begriff bekommst, wie wir hausen. Seit wir Berlin verlassen, haben wir unsre Sachen nicht vom Leibe bekommen. Acht Mann im Abteil. Ich liege im Gang, der von Wagen zu Wagen führt. Mein Kamerad L. benutzt jede Nacht meinen Bauch als Kopfkissen. Ich hatte um 1/23 schon ausgeschlafen ...“

„... ich finde den Krieg großartig, interessant. Es ist nicht anders als wie auf der Walze, nur daß hier geschossen wird, und das zwar scharf. Dieser Keller umseitig, in den wir flüchten, wenn nachts die Schießerei losgeht, ist unter unserm Haus. Die Treppe ist gemauert, vier Meter unter der Erde. Ich muß jetzt zum Herrn Hauptmann und selbigen abzeichnen ...“

„... Freund L. Gott sei Dank wieder auf dem Posten. Wir zogen dann ab nach dem Ort, wo wir den Keller, den Du hier siehst, bezogen, um nach 24 Stunden wieder in den Schützengraben zu gehen. Die Granatsplitter hatten mir die Taschenlaterne von der Brust gerissen, waren durch meine Handschuhe, welche am Koppel hingen, gegangen und hatten die Pulswärmer daran zerrissen — aber sonst alles heil ...“

„Lieber Schatz! Hier hast Du den Schützengraben von der Stelle, wo ich heute stehe.

Gruß R.“

Die „gute Stube" eines vornehmen Arabers

Der Araber in Hütte und Palast

Mit neun Illustrationen nach Aufnahmen des Verfassers

Von

Max Nentwich

Es dürfte kaum noch eine Völkerschaft geben, über deren Häuslichkeit und familiäres Leben so viel überflüssige Phantasie ausgegossen wurde, wie über das Haus des Orientalen.

Mehrfache Gründe waren die Veranlassung dazu.

Das Geheimnisvolle hat von jeher die Phantasie angeregt, und die absolute Abgeschlossenheit der orientalischen Wohnung tat es in noch erhöhtem Maße, als auch das eheliche Verhältnis des Moslem ein streng gehütetes Noli me tangere blieb und selbst dem besten Freunde die bei uns doch zunächst übliche Frage untersagte: „Na, wie geht es denn Ihrer Frau Gemahlin?"

Es war auch die bisweilen ins Fieberhafte gesteigerte Erzählungsfreude mancher Maler, Photographen und Schriftsteller, die den sogenannten „Harem" als einen Tummelplatz ihrer ungezügeltsten Überschwenglichkeit betrachteten. Das Mondscheingeplauder des armutsfrohen, lustigen Abu Seid von Serudsch gießt seine holden Schimmer darüber, und die Märchenstimmung aus Tausendundeiner Nacht vervollständigen das Phantasiegebilde von Gold und Silber, Seide, Duft und nackten Tänzerinnen.

Wer sich aber ohne Voreingenommenheit im Orient umgesehen hat, dem wird es leicht sein, all diese Übertreibungen auf die Basis der durchaus nicht so außergewöhnlichen Wahrheit zurückzuführen.

Gewiß, der Orient ist das Land der Sphinx. Der Orientale liebt den Zickzackpfad, das Labyrinth, den Schnörkel, den

sogar schon seine Schrift zeigt. Und dennoch findet auch dieses Ungelöste des äußeren Lebens, das nicht ganz Geklärte, Rätselhafte, das unsrer Phantasie so liebevoll entgegenkommt, seine Begründung in dem Charakter von Land und Klima, Glutsonne und Wüsteneinsamkeit. Wer je einmal den Zauber eines Sonnenunterganges in der Wüste beobachtete, bei dem die große Gottesnatur die betörendsten Farben wie in unsinniger Verschwendungssucht über den Himmel ergießt, und wer dann in den schnell einschlummernden Dämmer der Sanddünen blickte, die ihren glühenden Odem wie einen Gotteshauch über die beängstigend stille Einöde weht, den wird ein leichter Schauer überrieseln, ein Schauer, den er nie vergißt.

Etwas davon geht in Haus und Mensch über; es wird uns immer als etwas Fremdartiges erscheinen. Doch weist schließlich jedes Land solch ein fremdes Element auf, wenn auch in andrer Form.

Sonst aber vollzieht sich das Leben, selbst das hinter den verschlossenen Türen des Moslemenhauses, durchaus in den Grenzen des normalen Menschendaseins.

Wenn man genau hinsieht, kann man vielleicht sogar die Entdeckung machen, daß die absolute Abgeschlossenheit des Hauses bisweilen manches für sich hat. Das Haus des Mohammedaners soll das unantastbare Reich seines Besitzers sein, in das niemand hineinzusehen hat. Das orientalische Haus zeigt daher nach außen hin überhaupt keine Fenster, höchstens in den oberen Etagen; aber auch dann sind sie noch vergittert und vernagelt und dienen nicht dem Ausblick auf die Straße wie bei uns, der dann natürlich auch einen Einblick von der Straße nicht verhindern kann.

Die „moderne" Einrichtung im Zimmer der Hausherrin

Die Hauseinteilung muß daher Hof und Fenster im Innern des Anwesens vorsehen, was heute noch in genau derselben Form geschieht, wie es seit Homers Zeiten im Süden üblich war. Der Säulenhof, das griechische Peristylium, das vitruvianische Atrium mit dem Compluvium, jenem Ausschnitt des Daches, durch das es dem alten Römer gleichsam in die gute Stube regnete, oder wie man sonst den Zentralhof der antiken Haushaltungen nannte, wie wir ihn schon in Knosos und Pheistos gesehen und wie er als Klosterhof (später „Kreuzgang" genannt) selbst von der jungen Christenheit aufgenommen wurde — dieser offene Zentralhof bildet heute noch den Mittelpunkt des orientalischen Hauses. Mit den Mauren war er auch nach der Pyrenäenhalbinsel gekommen, wo er heute noch in zierlich kleinen Exemplaren zu sehen ist, wo er auch seinen Namen

„Patjo" erhalten hat, ein Wort, das wiederum in den Sprachgebrauch der Araber ganz Nordafrikas überging.

Wie in alten Zeiten, so sind auch für den modernen Patjo, von dem aus Türen und Fenster nach den einzelnen Gemächern führen, als unvermeidlicher Schmuck ein Brunnen und wohl auch gärtnerische Anlagen vorgesehen. Der Begüterte stattet ihn luxuriös aus, während der Arme bescheidener in seinen Ansprüchen bleibt, und in Konstantine gewährte eine neue, hochgelegene Straße den Blick von oben auf einen Hof, der kaum vier Quadratmeter Fläche eingenommen haben dürfte und sich von unten wie ein Schornstein ausgenommen haben muß.

Diwanecke im Arbeitszimmer eines vornehmen Arabers
Das große Bild in der Mitte stellt unsre kaiserliche Familie dar

Gott mag wissen, was den Propheten tief in seinem Innern bewegte, als er seinen Anhängern die Offenbarung machte, daß ein jeder von ihnen sich bis vier Frauen nehmen dürfe. Er selbst mit seinem ewig jungen Herzen ging mit gutem Beispiel voran und überschritt die Zahl sogar ganz erheblich. Es steht dem Moslem nun einmal das Recht zu, wenn nicht eben gewisse Momente ihn veranlassen, davon nur bescheidenen oder auch gar keinen Gebrauch zu machen.

Die Mohammedanerin ist seither politisch und gesellschaftlich zu einer Null erzogen. Sie kennt nichts als die Pflichten dem Manne gegenüber, dem auch ganz allein sie ihr Antlitz unverhüllt zeigen darf; sie trägt sonst stets den Schleier vor dem Gesicht. Den Gedanken der Eifersucht kennt sie gar nicht, weil Belehrungen, Lektüre, Elternhaus und die geringe Geselligkeit nie etwas Derartiges zu erkennen gaben. Sie weiß nur von häuslichen Arbeiten, von Küchensorgen und Kinderwartung.

Ist die Häuslichkeit nun von größerer Art, so ist es — rein wirtschaftlich geurteilt — von Vorteil, wenn der Hausherr mehrere Frauen sein eigen nennen kann, so daß er vielleicht fremdes Personal überhaupt nicht in sein Haus zu nehmen nötig hat. Kommt irgendwelcher Besuch, der den Türklopfer in Bewegung setzen muß (und wäre es auch der beste Bekannte), so daß der Schall durch das ganze Anwesen dringt, dann gehen die Frauen in ihre Räumlichkeiten, und wenn der Besuch ein Mann ist, warten sie, bis er sich wieder entfernt hat; ist es eine Dame, so werden sie sogleich wieder in Erscheinung treten. Das Öffnen der Tür und die Anmeldung beim Hausherrn, während deren der Gast unweigerlich draußen auf der Straße wartet, geschieht durch einen Negerjungen oder die Kinder

Das seidene, mit reichen Stickereien versehene Bett der Hausherrin, das die ganze Schmalwand des Zimmers einnimmt

literarischer Kunst weder Zeit noch Ruhe ließ. Nun gibt es auch dort solche Frauen — und andre. Die eine arbeitet, die andre wird vor Putz und Eitelkeit nie fertig! Da der Koran aber streng befiehlt, daß der Mohammedaner die Frauen gut zu behandeln hat, so kann einem Hausherrn das Privileg, das ihm der Prophet geschaffen, zu einer schweren Not werden, wenn ihm das Unglück, verliebt und blind gewesen zu sein, in wiederholten Fällen widerfährt. In ihren Ansprüchen auf Kleidung, besonders aber kosmetische Präparate und Parfüme, ist die vornehme Araberin keineswegs allzu bescheiden.

Es darf aber nicht unerwähnt bleiben, daß bezüglich der gesellschaftlich völlig bedeutungslosen Stellung der des Hausherrn, nie durch eine der Frauen.

Den Eifersuchtssorgen, die der Prophet einst besonders um seine junge Lieblingsgattin Aïscha hatte, ist der Moslem von heute durch die absolute Zurückhaltung des Weibes — einigermaßen enthoben.

So weit wäre der Mann als Hausherr wirtschaftlich und gesetzlich sehr begünstigt, wenn die Sache nicht doch noch einen kleinen Haken hätte. Auch der Mohammedaner ist bisweilen verliebt und wird dann, wie die jungen Leute hierzulande, etwas kurzsichtig, manchmal ganz blind. Es gab schon wundervolle arabische Liebesliteratur zu Zeiten, da auf unsrem Kontinente die politische Unrast zur Abklärung

Vorratskammer, der besondere Stolz der Hausfrau

Mohammedanerin sich in neuerer Zeit manches zu ändern beginnt, wie ja der ganze Islam und wohl auch andre Bekenntnisse dem Wandel der Zeiten einige Konzessionen machen müssen.

Gute Empfehlungen verschafften mir mehrfach Gelegenheit, arabische Häuslichkeiten zu besuchen und teils auch im Bilde festzuhalten.

Der Orientale grüßt, indem er die rechte Hand an Brust und Stirn legt; es wäre töricht, ihm das nachzumachen, weil die Nachahmung leicht eine Nuance von Verhöhnung bekommen kann.

Der große Empfangssaal im Schlosse des Bei von Tunis

Im Patjo wird der Gast, wenn er sonst willkommen ist, in das vornehmste Gemach geladen und dort mit Kaffee und Zigaretten bewirtet. Der Kaffee ist von der bekannten arabischen Art: aus kohlschwarz gebrannten Kaffeebohnen wird ein staubfeines Pulver gestampft, das in einem kleinen Blechkännchen mit siedendem Wasser übergossen und dann nochmals bis zum Aufstoßen auf glühender Olivenholzkohle bleibt. Samt dem

Eine typische Berberhütte im Atlasgebirge

Kaffeesatz wird dann das schwarze, dickflüssige Bräu in die Mokkatäßchen geschüttet und kann, weil es sehr stark ist, eben nur in kleinen Quantitäten geschlürft werden.

Die Innenausstattung eines derartigen Hauptzimmers zeigt als Fußboden stets Steinfliesen, mit denen auch die untere Hälfte der Wände bedeckt ist. Der sonstige Schmuck richtet sich ganz nach den Vermögensverhältnissen des Hausherrn. Neben arabischen Gebettafeln, Tages- und Koransprüchen, Bildern und so weiter fand ich in einem Hause hinter Glas und Rahmen zwei Glanzstücke für jeden Moslem, der sie besitzt: zwei heilige Gewänder von der Kaaba aus Mekka.

Die Kaaba, das höchste Heiligtum der Mohammedaner, ist eigentlich ein interesseloser Hohlbau von zehn Meter Breite, zwölf Meter Länge und fünfzehn Meter Höhe. In die Ostecke ist der berühmte schwarze Stein (ein Meteor) eingemauert, den angeblich der Erzengel Gabriel dem Abraham überreicht hat.

Die Kaaba wird alljährlich mit einem neuen Brokatvorhang umkleidet, den bisher in Friedenszeiten der Khediv von Ägypten gespendet hatte. Der alte Vorhang wird dann etwa quadratmeterweise zu fünfhundert Franken pro „heiliges Gewand aus Mekka“ an zahlungsfähige Moslems verkauft.

Im Zickzack einer algerischen Straße

Diese heiligen Gewänder bilden dann ganz besonders ehrwürdig behandelte Schmuckstücke des Hauses.

Arabische Glaskunstwerke fand ich vielfach vertreten, besonders altertümliche Glaskronen, ferner kostbare Seidenstoffe, Samtdecken, Stickereien und auch viele Photographien, die bewiesen, daß auch das Verbot der figürlichen Darstellung von Mensch und Tier nicht mehr allzu peinlich aufrechtgehalten wird.

Mit Befriedigung sah ich im Boudoir einer der „Schwestern“ des Hausherrn heimische Präparate, die im Wettbewerb mit den originalarabischen Düften standen. Die Teppiche werden nur im Winter ausgebreitet, während im heißen Sommer Strohmatten an deren Stelle treten, wenn der Fußboden nicht überhaupt frei bleibt.

Die arabische Küche bevorzugt Reis, Huhn und Hammelfleisch, ist aber mit Gemüsen und Gewürzen (besonders Pfeffer) durchaus nicht sparsam; „Kuskus“, eine scharfgewürzte Ragoutsuppe mit Hirse, eroberte sich sogar einen dauernden Platz in der französischen Küche, und von den süßen Leckereien, türkischen Honig, Loucoms, Nougat und so weiter, kennen auch wir einige.

Die Paläste hoher Würdenträger, der Beis und Fürsten stellen, wie etwa das

Bardo-Schloß zu Tunis, überhaupt eine Stadt für sich dar, die mit einer festen Mauer von der Außenwelt abgeschlossen ist. Hier repräsentieren sich alle Räumlichkeiten, Höfe, Säle und so weiter in andrer künstlerischer wie räumlicher Ausstattung. Hier sind Edelmetalle, Edelsteine und auch edles Bauwerk reichlich vertreten, und der Gesamteindruck erhält jene Eigenart, die wir mit orientalischer Pracht bezeichnen.

Diesem Luxus steht die fast unglaubliche Bedürfnislosigkeit gegenüber, die der Wüstenberber oder der Beduine in seinem einsamen Gurbi hegt. Zelt, Ziege, Kamel und das primitivste Küchengerät sind seine ganze Habe. Sind die geringen Halfastoppeln der Hammada abgegrast, dann bricht er auf und zieht weiter, irgendwohin, das Land dehnt sich endlos.

Seine Gattin, wie auch die Gattin des Kabylen, geht unverschleiert, kokettiert sogar ein wenig und macht aus der gesamten Häuslichkeit bis zu den ganz internen Verrichtungen kein Geheimnis.

So berühren sich die Extreme auch im Islam.

Wird die politische Interessengemeinschaft des Morgenlandes mit den beiden deutschen Abendländern in dem gegenwärtigen großen Kriege vielleicht auch nivellierend auf die Absonderlichkeiten des Orients wirken?

Eine Beduinenfamilie in ihrem wandernden Zelt

Altes arabisches Liebeslied

Ich sah sie ungesehen, und Schönres
sah ich nicht,
Ich sah des Mondes Aufgang in
ihrem Angesicht.

Wie sie mein Auge füllte, so füllt
es immerdar
Die Träne, bis mir völlig erschöpft
die Träne war.

Der „Peiler“

Nach Berichten Geretteter vom . . . 1914
mitgeteilt von

Maxim Hauschild

. . . wir kamen von . . . und hatten unsern englischen Freunden einen eisernen Gruß gesandt, an dessen Folgen sie heute noch denken werden.

Der eingebildete Traum von Englands Herrschaft zur See ist seit gestern abend wie eine Seifenblase zerplatzt. — Bis jetzt waren alles nur Auftakte zum großen Konzerte des Seekrieges, gestern abend spielten wir schon forte, und paßt auf, ihr Herren, bald wird euch ein gellendes Fortissimo in den Ohren klingen, daß euch Hören und Sehen vergeht!

Mit . . . geschützen werden wir euch das Defizit in eure Kontobücher schreiben.

Was deutsche Treue, deutsche Kameradschaft im Angesicht des Todes ist, das haben wir gestern erfahren. Einer für alle — alle für einen, dieser Wahlspruch ist auch bei unsern Seeleuten keine leere Phrase geblieben.

. . . Wir kamen von . . . Gegen zehn Uhr traf uns bei dichtem Nebel in der Nähe der Backbordmaschine ein furchtbarer Stoß, dem gleich darauf, ehe wir uns noch recht klar waren, was geschehen sei, ein zweiter folgte, der mit gleicher Vehemenz das ganze Schiff erzittern ließ.

Ich befand mich gerade mit R . . . in der Steuerbordmaschine, während wir noch ruhig auf unserm Posten ausharrend gespannt lauschten, was geschehen sein mag, bekamen wir schon Befehl, sofort nach oben zu kommen und an Rettung zu denken.

Nun wußten wir, was die Glocke geschlagen hatte!

Eilig, aber ohne Hast und Angst suchten wir drei nun, nachdem wir den übrigen auch bedeutet hatten, sofort heraufzukommen, den Weg nach oben ans Licht.

So einfach war das natürlich nicht, da gleich einige Sekunden nach der Erschütterung des Schiffes die elektrische Leitung versagte und wir in tiefe Dunkelheit gehüllt den Ausgang suchen mußten. Endlich fanden wir uns alle am Rand des Treppenabsatzes wieder. Nun tasteten wir uns, immer gegenseitig anrufend, bei den Panzerschotten entlang, langsam nach oben. R . . . fiel, wir hoben ihn auf, zum Glück konnte er allein weitergehen. Trotz der scheinbaren Ruhe ging dies alles in einer fast unglaublich erscheinenden kurzen Zeit vorüber. Nun ging es einige Leitern hinauf und auch wieder hinunter, da uns öfters der Weg durch die infolge des heftigen Stoßes hervorgerufene Unordnung versperrt war.

Auch war schon ganz deutlich eine leichte Senkung des Schiffes nach Backbord hinüber bemerkbar. Schwere Gegenstände kamen ins Rollen und schlugen mit lautem Krach an die gegenüberliegenden Wände an, die sich jetzt schon bedenklich schräg legten.

Der Ernst der Situation und unsre seemännische Ausbildung gab uns die genügende Kraft; nachdem wir nun noch verschiedene schrägliegende Leitern hinauf und hinunter geturnt waren, langten wir in der Kasematte an. R . . . blutete stark an dem Hinterkopf vom Aufschlagen auf den harten Metallboden in der Dunkelheit, denn all unsre im Frieden so sauber gehaltenen Linoleumläufer und so weiter sind wegen der Feuersgefahr, die bei einem Gefecht entsteht, entfernt worden.

Wir kamen oben an, eine ungeheure Menge von Kameraden, fast die gesamte Besatzung, stand ruhig wartend an den Ausgängen. Kurz und klar durchschnitten die Befehle der Offiziere den Raum.

Keine Spur von Furcht, ein ruhiger, gemessener Ernst lag in den wetter-

gebräunten, abgespannten Gesichtern. Niemand drängte nach vorn, um vielleicht früher zum rettenden Ausgang zu gelangen. Ruhig abwartend, als ginge es zu einem Spaziergang, stand jeder, bis er an die Reihe kommt.

Trotzdem wußten es alle, daß es nur eine Frage von Minuten, ja Sekunden sei, in welcher Zeit unser Schiff in den Wellen versinken und all den darauf Befindlichen ein nasses Grab bereiten würde. Jedem einzelnen war klar, daß nur ein ganz geringer Bruchteil hinausgelangen und den Weg zur Rettung finden würde, doch hielt sie die eiserne Disziplin und Kameradschaft davon ab, hinauszustürmen und dadurch vielleicht den vorderen Kameraden ebenfalls den Rettungsweg abzuschneiden.

Im selben Moment, als wir anlangten, legte sich das Schiff mit einem fühlbaren Ruck noch mehr nach Backbord über, und es kostete große Anstrengung, festen Boden unter den Füßen zu behalten, um nicht auf die andern Kameraden zu fallen. R... ruft uns zu: „Es ist nutzlos, wir müssen versuchen, zum Außendeck zu gelangen." Diese Worte schlugen wie erlösend ein. Ein Teil der Besatzung folgte uns, ein andrer Teil blieb sofort zurück, als er merkte, daß der Weg nach dorthin schon überfüllt war — und vorwärts ging es mit gespannten Nerven zum Außendeck!

Da nun unser Weg eine sanfte Steigung aufwies, wurde es uns klar, daß wir nicht mehr auf dem Fußboden, sondern auf der nach Backbord geneigten Wand liefen, die durch Umschlagen des Schiffes jetzt fast wagerecht liegend uns als Weg diente!

Der Boden der Kammer hatte sich dagegen zur linken Hand von uns wie eine Wand erhoben.

Ein Obermatrose stieß die Tür auf, die wie eine Kellerlukenklappe zurückfiel und uns den Weg zur Rettung öffnete.

Inzwischen gelang es mir, einige Hängematten durchzuschneiden. R... bekam es fertig, trotz seiner Wunde, zwei davon durch die Tür zu werfen.

Nun waren wir am Außendeck.

Wie an einer steilen Bergwand glitten wir an dem natürlich ebenfalls schräg liegenden Außendeck hinunter, bis wir an einem Vorsprung Halt gewannen.

Über uns an der Außenschiffswand trampelt und gleitet es ihn und her, was unerklärlich schien, da wir nicht annehmen konnten, daß sich da oben Kameraden befinden.

Andre schwammen schon im eiskalten Wasser.

Vor uns drohte ein blutjunger ... zu versinken, R... schleudert ihm seine Hängematte zu, welche zusammen mit der darin befindlichen Matratze ihn noch eine Weile über Wasser halten wird, bis Rettung kommt. Gerade vor seinen Händen klatscht die Matte ins Wasser! Wir sahen nur noch einen unbeschreiblichen Dankesblick des Ermatteten, und dann wurde er mitsamt der Matratze fortgespült, um einige Meter entfernt wieder aufzutauchen, die Hände fest in die rettende Matte gekrampft.

Noch ist es uns immer unerklärlich, was das Gleiten und Stampfen über uns auf der Schiffswand zu bedeuten hat, doch haben wir keine Zeit, lange zu überlegen, sonst saugt uns das versinkende Schiff mit in die Tiefe.

Wir warfen die Matten ins Wasser und sprangen Punkt 10 Uhr 21 Minuten ins Meer.

Ich konnte dies nachher genau feststellen, denn in derselben Sekunde, als ich ins Wasser sprang, blieb meine Uhr stehen.

Wir stoßen ab, und fort geht es mit äußerst angestrengten Kräften, um möglichst weit fort aus der gefährlichen Nähe des sinkenden Schiffes zu gelangen, das uns sicher beim Hinuntergleiten mit an den Grund ziehen würde, wenn es uns nicht vorher gelingt, aus dem Bereich des Strudels zu kommen.

Schon wimmelt das Wasser von Schwimmenden — drei fast entkleidete Maschinisten, die auf wunderbare Weise nach oben gelangt sind, klammern sich an unsre Matte fest, lassen aber sofort wieder los, als sie merken, daß dieselbe uns alle zusammen zu tragen nicht imstande ist...

Vor uns versinkt ein Reservist. R... packt ihn, zieht ihn mit auf die Matte herauf, schlingt ihm das Ende einige Male ums Handgelenk, damit der Kraftlose nicht hinuntergespült werden kann. Ein leises Stöhnen antwortet — das Dankeszeichen im Angesicht des Todes!

Weiter geht es fort, immer nur fort aus der unheimlichen Nähe des sinkenden Schiffskolosses, um dem nassen Grabe zu entgehen. Weiter fort, immer weiter

fort mit raschen Stößen und schwindender Kraft.

Eine neue Gefahr taucht vor uns auf. Die Drähte der drahtlosen Telegraphie und die Stricke der dazu gehörigen Masten versperren uns in einem unentwirrbaren Knäuel den Weg und ziehen manch braven Kameraden wie in einem Fischnetz mit hinunter in die Tiefe ...

Eine unheimliche Stille, nur dann und wann unterbrochen von einzelnen Schreien und Zurufen, nebst einem zischenden Geräusch vom Schiffe her lagert über dem kalten, nebligen Wasser des Herbstmorgens. Jetzt ein durch Mark und Bein gehender Krach — der eiserne Koloß ist vollends umgeschlagen, die Schornsteine des Schiffes klatschen mit einem nicht wiederzugebenden Geräusch auf die Wasserfläche auf und werden durch die ungeheure Wucht des Aufprallens glatt abgeschlagen; meterweise das Wasser durch den aus den Kaminen gespülten Ruß tiefschwarz färbend, versinken sie in die Tiefe.

Die Drähte der drahtlosen Telegraphiestation umfassen und umklammern nun auch mich und R . . . wie tückische Schlinggewächse im Moorboden!

Soll das das Ende sein? Nein! Niemals!

Solange uns die Kraft nicht verläßt, trotzen wir dem nassen Grab unser Dasein ab.

Es gelingt mir, loszukommen, R ... kämpft einen verzweifelten Kampf mit den kupfernen Umschlingungen. Ich versuche an ihn heranzukommen, umsonst. Neben ihm taucht jetzt der junge Offizier auf, dem wir vorhin die Matte zuwarfen. Auch er sieht den stummen Kampf. Es gelingt ihm, an R ... heranzukommen und dem schon Versinkenden die tückischen Drähte vom Nacken und Füßen herunterzureißen.

Und weiter geht es nun zu dreien, immer weiter fort vom Schiff, das ist unser aller Gedanke.

Ich werfe einen Blick zurück. Heiliger Gott! Noch an zweihundert Kameraden stehen auf dem stählernen Koloß, der jeden Augenblick in den Fluten versinken und alle mit hinunter in den Strudel ziehen wird, aus dem es kein Emporkommen mehr gibt.

Der etwas gelichtete Nebel gestattet einen freieren Ausblick. Ruhig und zuversichtlich stehen, liegen und knien die Braven auf dem sinkenden Wrack, alle um einen Mann versammelt.

Was bedeutet das? Wer ist dieser Mann?

Ist es der Schiffsgeistliche, suchen die Kameraden dort oben den letzten Trost bei ihm, anstatt sich zu retten?!

Was bedeutet das?

Rettet euch, rettet euch, ehe es zu spät ist!

Diese Gedanken sausen mir blitzschnell durch den Kopf, ohne daß ich mir eine Antwort darauf zu geben in der Lage bin.

Wieder ein zischendes Geräusch. Der stählerne Koloß sinkt, sich fast überschlagend, noch tiefer in die Fluten.

Sei Gott den Armen gnädig, die noch auf dem Schiffe standen und jetzt verloren sind — — — Nein?! — Was ist das —?

Der Koloß von Stahl und Eisen sinkt nicht mehr tiefer. Die darauf befindlichen Matrosen klettern wie die Ameisen an die am höchsten liegende Stelle des Wracks, hier und da gleitet einer ab und rutscht haltlos ins Wasser zurück, um gleich darauf von den hilfsbereit ausgestreckten Händen der Kameraden emporgezogen zu werden.

Inmitten des Schwarmes steht ruhig, besonnen und aufrecht eine herkulische Männergestalt und senkt wieder und wieder eine Schnur ins Meer — der „Peiler!“ Was soll das bedeuten, diese — — —

Ich hatte einen Augenblick vergessen, was deutscher Mut und deutsche Besonnenheit und deutsche Selbstlosigkeit im Angesicht des Todes vermag! Jetzt wurde mir alles klar. Bis zum letzten Augenblick hatte der „Peiler“ (derselbe hat auf den Kriegsschiffen die Aufgabe, die jeweilige Meerestiefe zu messen) an seinem Posten ausgeharrt und so Hunderten von Kameraden das Leben gerettet. Dadurch, daß er, ungeachtet des fast sicheren Unterganges, ohne an seine eigne Rettung zu denken, erst seiner Pflicht nachkam und die Tiefe des Wassers lotend, und, wie ich später erfuhr, dabei feststellte, daß die Meeresbodentiefe nur 14 Meter betrug, rettete er einen großen Teil der Mannschaft. Denn infolge der verhältnismäßig geringen Tiefe konnte unser Schiff, wie es sich auch neigen würde, nie vollständig in den Fluten verschwinden, sondern mußte stets, wie es

auch kam, noch einige Meter aus dem Wasser herausragen.

Diesen Umstand stellte der unerschrockene Mann im Augenblick der höchsten Gefahr fest, versammelte die noch nicht ins Wasser gesprungene Mannschaft um sich, und, immer an der eisernen Wand des Wracks bis zur höchsten Stelle herumkletternd, rettete sich durch die eine Tat des unerschrockenen Mannes der größte Teil der Besatzung, die sonst von den tückischen Drähten der Antennen für immer in die Tiefe gezogen worden wären.

Das ist deutsche Treue, deutscher Mut und deutsche Besonnenheit!

Das macht uns kein Volk der Erde nach. — Daran wird Englands dreifach überlegene Flotte scheitern!

Mit langsamen Stößen schwammen wir nun, nachdem wir die Sachlage erkannt, die Drähte und Stricke, die noch hier und da von Holzstücken emporgehalten wurden, vorsichtig vermeidend, zum Schiff zurück.

Unzählige hilfsbereite Hände streckten sich uns entgegen und zogen uns auf die Eisenwand des stilliegenden Wracks hinauf.

Nach und nach kamen noch viele Matrosen wieder zurückgeschwommen, die gleichfalls emporgezogen wurden. Die noch bei Kräften gebliebenen Kameraden sprangen des öfteren nochmals ins Wasser zurück und fischten die Ermatteten heraus.

An 200 Menschenleben wurden so nach und nach den Wellen entrissen. Nun erscholl auf Kommando aus mehr als 300 Kehlen immer in kurzen Abschnitten der gleichmäßige Ruf „Hilfe!" Dadurch hofften wir etwaige in der Nähe kreuzende Schiffe oder das im Nebel verloren gegangene Begleitschiff aufmerksam zu machen.

Unsre Hoffnung war nicht vergebens. Endlich nach langem Warten brach sich durch die dichten Nebelschwaden ein Torpedoboot Bahn, dem bald darauf auf drahtlosen Anruf ein Hospitalschiff folgte, das uns Rettung, warme Kleidung und Genesung brachte.

All dies hat sich natürlich in einem Zehntel der Zeit abgespielt, als es hier niedergeschrieben wurde.

Der Schrecken jenes Morgens ist fast schon wieder vergessen, aber stets wird mir die Gestalt des Mannes vor Augen bleiben, der furchtlos, den nahen Untergang vor Augen, das Wasser lotete, ohne an eigne Rettung zu denken, und so, seine Pflicht erfüllend, Hunderte von Menschenleben rettete. — Wir alle werden ihm, wie auch wohl jeder Deutsche, ein bleibendes Andenken bewahren, und seine Tat wird auch wohl im Ehrenbuche dieses Krieges mit unverlöschlichen Zügen eingetragen werden.

Vorhut

Von

Georg Britting

Am Himmel glänzt ein blasser Streif,
Bald muß der Morgen blühen.
An Bart und Brauen friert uns Reif,
Die letzten Stern' verglühen.

Die Rösser stampfen schwer im Traum,
Ihr Atem weht in Fahnen.
Der Posten vorn vom Straßensaum
Kommt uns zum Aufbruch mahnen.

Wir ziehen Schnall' und Riemen fest.
Ein Bügelschwung! Zu Pferde!
Ein Waldweg, brechendes Geäst:
Blick frei! Es dampft die Erde.

Die Sporen — und im leichten Trab!
Vom Feind ist nichts zu sehen.
Wir brummen eins vom kühlen Grab,
Derweil wir nach ihm spähen.

Vom Kriegsschauplatz unsrer Bundesgenossen

Der Feind

Von **Ernst Klein**, Sonderberichterstatter im k. u. k. Kriegspressequartier

Kriegspressequartier, 20. Januar.

Es ist Zeit, da der Kampf, den die österreichisch-ungarische Armee im Norden und im Süden führt, sich der Entscheidung zuneigt, vom Feind zu sprechen.

Man ist im Anfange des Feldzuges, ehe die Waffen sich in ernstlichem Gefecht gekreuzt haben, immer geneigt, den Gegner zu unterschätzen. Das liegt nun einmal in der Natur des Berufs, daß der Soldat einer jeden Armee sich selbst für den besten Soldaten und seine Armee für die beste Armee der Welt hält. Dieses Selbstvertrauen wird ihm methodisch im Frieden anerzogen, denn nur in ihm liegt die Vorbedingung zum Siege; die nie an sich selbst und an den Offizieren zweifelnde Kraft verleiht den Willen zum Erfolge, jene durch kein Unglück niederzuringende Energie, an der sich schließlich die des Gegners bricht. Ein Heer, das an seiner eignen Kraft zweifelnd ins Feld zieht, bleibt besser zu Hause — es ist geschlagen, ehe der erste Schuß abgegeben ist. Mit dem persönlichen Mut, den jeder einzelne mitbringt, kann man den Sieg nicht erzwingen — der Geist, der das Ganze beseelt, ist es, der den Erfolg verbürgt.

Aus diesem Selbstvertrauen heraus entsteht aber leicht die Neigung, den Gegner zu unterschätzen. Indem man sich selbst auf ein hohes Piedestal setzt, kommt man fast ganz von selbst dazu, auf ihn herabzusehen, anstatt nicht sich durch die eigne Stärke blenden zu lassen und dem Feinde die richtige Höhe zuzugestehen. So haben 1905 die Russen die „Japs“ unterschätzt, 1912 die Türken den Balkanbund, und beide wurden geschlagen. Auch wir, sowohl die Deutschen als auch die Österreicher und Ungarn, haben diesen Fehler begangen und uns dadurch manche bittere Enttäuschung zugezogen. Daß wir trotzdem siegen werden, liegt in den absolut hohen Qualitäten unsres Soldaten begründet, der, als ihm die Augen über die wahre Kraft des Gegners aufgingen, seine größte Energie entfaltete und Leistungen vollbrachte und vollbringt, wie sie die Kriegsgeschichte bis auf den heutigen Tag nicht kennt. Dieser Krieg, der alle von den Wissenschaftlern mühsam aufgebauten Theorien in der ersten Schlacht über den Haufen warf, wird vom besseren Mann gewonnen — und der, bei aller ehrlichen Wertschätzung des Gegners, der steht doch in den Reihen der österreichisch-ungarischen und der deutschen Armee. Das hat uns der Krieg in seinem bisherigen Verlaufe bewiesen.

Aber gerade deshalb wollen wir unsern Gegnern volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Die Täuschung, der wir uns bezüglich der russischen Armee hingaben, hätte uns viel kosten können, wenn nicht unser erstklassiger Soldat die Folgen dieses Irrtums mit seinem Mute, seiner Energie, seiner Ausdauer abgewendet hätte. Wir glaubten, wir hätten immer noch die russische Armee des Jahres 1905 vor uns, diese schlecht ausgerüstete, schlecht ausgebildete und schlecht geführte, die von den Japanern zerschmettert wurde. Wir vertrauten allzu fest auf die Korruption im heiligen russischen Reiche, glaubten im Gefühl unsrer eignen Überlegenheit die Märchen nur zu gern, die man uns darüber erzählte. Wir nahmen an, daß wir die Russen ganz und gar unvorbereitet erwischen, daß wir sie schlagen würden, ehe sie noch mit ihrer Mobilisierung fertig sein würden. Immer und immer hatten wir darauf geschworen, daß die russische Armee erst am sechzigsten Mobilisierungstage fertig sein würde.

Das war die erste große Täuschung. Schon aus den Aussagen der ersten Ge-

Ein Mittagessen im Schrapnellfeuer: Österreichisch-ungarische Soldaten empfangen im Schützengraben unter heftigstem Schrapnellfeuer der Russen ihre Rationen

fangenen stellte es sich heraus, daß die Russen bereits im Mai mit dem Bereitstellen der Truppen an der österreichischen Grenze begonnen hatten. So kam es, daß wir gleich in den ersten Schlachten die ganze ungeheure Übermacht des fast vollzähligen russischen Heeres gegen uns hatten! Und was für ein Heer! Glänzend war es mit allen Instrumenten und Behelfen des modernen Kriegs ausgerüstet! Das alles hat ein Mann geleistet: der Kriegsminister Suchomlinow. Unter seinem Regime wurde von den Milliarden, die Frankreich herübergeschickt, nichts gestohlen, sondern alles ehrlich und mit richtigem Verständnis verwendet. Die russische Infanterie war tadellos equipiert, und die russische Artillerie zeigte sich als eine Elitetruppe. Wenn auch nicht an Qualität, so doch an Quantität war sie der unsrigen weit überlegen, besonders an schweren Geschützen, und sie war die furchtbarste Waffe der Russen. „Wenn wir die zahlreiche russische Artillerie hätten," sagte einmal General Bowevitsch, der Kommandant der dritten österreichischen Armee, „so wären wir längst in Kiew."

Zum Glück hatten wir unsre Infanterie. Der war die russische nicht gewachsen. Sie schoß schlecht, hatte auch nicht den Elan im Angriff, aber dafür brachte sie die Technik des Eingrabens mit, die uns alle zum Umlernen zwang. Auch hierin zeigte sich die meisterhafte Ausbildung der russischen Armee, deren Kampfesart man dem Wesen ihrer Soldaten angepaßt hat. Der russische Muschik hat nicht den Drang nach vorwärts wie der österreichische, der ungarische oder der deutsche Infanterist; das Bajonett ist ihm keine vertraute Waffe — er ist stark in der Verteidigung. Aus einer gut vorbereiteten Deckung ist er durch das wütendste Artilleriefeuer nicht herauszubringen, und er hält Granaten und Schrapnellhagel beinahe besser aus als unsre Leute, die nicht so stumpf wie er sind. Also entwickelte sich die eigentümliche Methode der Russen. Strategisch waren sie infolge ihrer Übermacht zu Anfang meistens in der Offensive, taktisch in der Defensive. Man hat selten gehört, daß ein russischer Angriff gelungen sei, dagegen mußten wir oft viele Male mit dem Bajonett ansetzen, ehe es uns gelang, in eine russische Stellung einzudringen.

Immerhin kann nicht geleugnet werden, daß sich die russischen Soldaten tapfer schlagen. Mit welcher Todesverachtung sind sie zum Beispiel gegen die Feuerschlünde von Przemysl angerannt! Mit welcher Bravour haben sie bei dem ersten Vorstoß auf Warschau gekämpft! Besonders die sibirischen und die Korps des Kiewer und des Odessaer Militärbezirks haben stets eine große, ehrliche Tapferkeit bewiesen. Allerdings gibt es auch wieder Korps, die diesen Elitetruppen nicht ebenbürtig sind — man konnte da himmelweite Unterschiede wahrnehmen. Es kam eben auf den kommandierenden General an, der an der Spitze des betreffenden Militärbezirks stand. So ist General Iwanow, der Gouverneur des Kiewer Bezirks, ein ernster Soldat, der es mit der Ausbildung seiner Truppen ehrlich meinte. Er ist von Hause aus Artillerist, und seine Artillerie ist anerkanntermaßen die beste Artillerie des russischen Heeres. Sie schießt mit einer bewundernswürdigen Präzision, und ihre Geschosse explodierten auch alle ordnungsgemäß, nicht so wie bei vielen andern Korps, deren Artillerie zwar nicht schlechter zielte, aber lauter Blindgänger, das heißt nicht krepierende Geschosse, zu uns herüberschickte. Nebenbei ist Iwanow, der die Operationen in Galizien leitet, ein eminent tüchtiger Heerführer, ebenso wie General Rußki, der Oberkommandierende der russischen Armee in Polen.

Die größte Überraschung haben uns die Russen dadurch bereitet, daß sie eine vollkommen alkoholfreie Armee ins Feld stellten. Noch im Japanischen Krieg hatte der Schnaps bei ihnen eine ebenso wichtige Rolle gespielt wie die Munition und der Proviant. Man hatte den Soldaten vor jeder Schlacht ein gehöriges Quantum Alkohol eingegossen, um ihren Mut und ihre Kampfesfreude zu beleben, aber die Erfahrungen, die man mit dieser Praxis machte, waren derart traurige, daß man sich vor der Wiederholung hüten mußte. Suchomlinow wagte den großen Schritt — er verbot den Alkohol in der russischen Armee. Und er hatte Erfolg. Seit dem ersten Mobilisierungstage haben die russischen Soldaten keinen Tropfen Schnaps mehr bekommen, und die Folge davon war, daß sie sich in diesem Kriege viel besser schlagen als in dem gegen die Japaner.

In der Mandschurei bekamen sie zu saufen, aber nichts zu essen. Jetzt wird vor allem dafür gesorgt, daß sie stets vollen Magen haben — auch die Verpflegung klappt bei den Russen ausgezeichnet. Das sind Märchen, mit denen die Gefangenen auf unser Mitleid spekulieren. In den großen Gefangenenlagern haben wir sehr bald die Erfahrung gemacht, daß die russischen Soldaten an viel größere Portionen gewöhnt waren als die unsrigen. Sie bekamen die ganz gleiche Kost wie diese — und wir lassen unsre Leutte auch nicht gerade hungern —, aber sie waren nie satt, und man muß ihnen jetzt noch täglich einen Laib Brot liefern. Das ist doch ein Zeichen, daß sie bei ihrer Armee nicht zu darben gezwungen waren.

Auch in bezug auf die sanitären Anstalten und Einrichtungen standen die Russen wohl versorgt mit allem da. Wohl haben sie Mangel an Ärzten, dem wußten sie aber dadurch abzuhelfen, daß sie das untergeordnete Sanitätspersonal hervorragend ausbildeten und die sogenannten Feldscherer besonders schulten, so eine Mittelstufe zwischen Sanitätssoldat und Arzt, die sich als sehr brauchbar erwiesen.

So zog die russische Armee in den Kampf. Auch sie beging den Fehler, uns, ihren Gegner, zu unterschätzen, und sie hat diesen Fehler schwer büßen müssen. Das Heer Österreichs-Ungarns war wohl mindestens zweimal so klein, aber ebenso gerüstet und brachte seine ungeheure Begeisterung mit ins Feld. Die Russen glaubten, sie würden über uns wegfahren können wie mit einer Dampfwalze — aber wir brachten diese kolossale Maschine sehr bald zum Stehen, und an unsrer Widerstandskraft rannte sich die kolossale Masse der Russen allmählich mürbe.

Ihre Armee war gut, weit besser, als wir im Anfang geglaubt haben, aber unsre war eben noch besser.

Die Kämpfe in den Karpathen

Am Uzsoker Paß, Anfang Februar.

Bis Fennyesvölgy, dort, wo die von Ungvar kommende Straße zum Paß hinaufzukriechen beginnt, um schließlich in acht beispiellos kühnen Serpentinen sich zur Höhe selbst hinaufzuschlängeln, verkehrt heute die Bahn. Darüber hinaus sind einige Brücken und Viadukte, darunter auch der 42 Meter hohe Beskid-Viadukt zerstört, so daß die braven Eisenbahner gute drei bis vier Wochen zu tun haben werden, ehe sie ihre Lokomotiven bis zu der am Passe selbst liegenden Station Schianki weiterführen können. Aber dann sind unsre Truppen, mit denen seit einigen Tagen auch deutsche Divisionen operieren, bereits viel weiter vorn, denn heute schon stehen sie, wie ich selbst sehen konnte, im Gebiet des Uzsoker Passes, alle auf galizischem Boden.

Mein ungarischer Kollege Emil Szomory, der im Frieden der wenig kriegerischen Tätigkeit eines Bühnenschriftstellers obliegt, und meine Wenigkeit sitzen frierend und zähneklappernd in dem Eisenbahnwaggon, der hier heroben unser Quartier bildet. Wir waren im Hauptquartier Seiner Exzellenz Feldmarschallleutnant Szurmays, der die am Uzsoker Passe operierenden Truppen kommandiert, und waren draußen an der Front. Dies „draußen an der Front" bedeutet eine Fahrt im offenen Automobil von vier Stunden über die durch die tief verschneiten Berge zur Paßhöhe sich hinaufwindende Straße, eine Schlittentour von einer halben Stunde zur Division und von da einen Fußmarsch von etwa zwei Stunden hinauf zu den oben auf den Bergen liegenden Stellungen. Das alles durch zwei mühsam sich hinunter- oder hinaufschleppende Trains hindurch, bei einer Kälte von zehn und zwölf Grad — wahrlich, wenn man seit der Frühe nichts im Magen hat als ein paar Schluck schlecht schmeckenden Konservenkaffee, eine ganz respektable Anstrengung.

Aber wir wollen lieber nicht von den Anstrengungen sprechen, die der Kriegskorrespondent zu überwinden hat, um in den Karpathen seiner Pflicht zu genügen. Was sind sie im Vergleich zu den Mühsalen, denen die Truppen, welche hier kämpfen müssen, ausgesetzt sind! Übermenschliches muß auch der menschlichste Kommandant, und das ist Feldmarschallleutnant Szurmay, von seinen Soldaten verlangen, will er in einem Gebiet den Erfolg an seine Fahnen fesseln. Aber er muß noch mehr tun. Er muß auch dafür

Österreichisch-ungarische Truppen auf dem Nordabhang der Karpathen

sorgen, daß die Truppen, von denen er diese übermenschlichen Leistungen verlangt, auch instand gesetzt werden, daß sie sie vollbringen können. Das können sie natürlich nur, wenn sie gegen die furchtbare Kälte geschützt werden und immer satt zu essen bekommen. Beides hat Feldmarschalleutnant Szurmay getan, und so konnte es ihm gelingen, den Uzsoker Paß binnen vier Tagen von den Russen zu befreien und sich dadurch den Dank der ganzen Monarchie zu erwerben.

Das schönste an dieser grandiosen Leistung aber ist, daß sie mit verhältnismäßig geringen Verlusten erzielt wurde. Die Russen wurden nämlich in geradezu genialer Weise aus ihren Stellungen herausmanövriert. Vier Verteidigungspositionen hatten sie bis zur Paßhöhe, jede geschickt gewählt und sorgfältig vorbereitet. Die erste bei Csontos mit Artillerie und Drahthindernissen, die zweite auf der Studnicalinie bei Hatarhegy—Malomret, die dritte, zugleich die stärkste, auf der ganz kahlen Höhe von Zolobina—Szuhapatak und die vierte auf der Paßhöhe selbst.

Alle diese Stellungen waren an der Straße selbst, aber Feldmarschalleutnant Szurmay tat den Russen nicht den Gefallen, sich in einem Frontalangriff an ihnen den Kopf einzurennen. Er schickte zwar eine Gruppe auf der Straße selbst vorwärts, aber diese hatte nur den Auftrag, den Gegner frontal zu binden, während drei andre Gruppen, und zwar zwei über Nagy-Roszoka nach Hyyla gegen Libochora und über Sohat-Havasköz nach Hyyla gegen die linke Flanke des Gegners, die dritte über Patakofalu nach Sianki und Benjowa gegen die rechte russische Flanke umfassend vorgingen.

Am 22. Januar begann die allgemeine Vorrückung. Unsre linke Flügelgruppe warf die Vortruppen des Gegners in dem Gefecht bei Patakujfalu zurück und seine herbeieilenden Reserven wurden durch die Artillerie, deren Geschütze auf Ochsenkarren hinaufgeschafft wurden, zerstäubt, ehe sie zur Geltung kamen. Am selben Tage wurden auch die übrigen Vortruppen der Russen auf der ganzen Linie zurückgedrängt.

Am zweiten Tage wurden die Russen bei Hatarhegy und auf den Flügeln geworfen, und als wir am dritten Tage die Zolobina hatten, konnten wir am Abend bemerken, wie sie ihre Artillerie und ihren Train über die Paßstraße hinaufzogen. Da unsre Flügelgruppen in ihrer unaufhaltsamen Vorrückung die sich ihnen stellenden Truppen des Gegners immer von neuem warfen, wurde eine Stellung der Russen nach der andern hinter Csontos besetzt.

Hier war es wieder der vom Oberleutnant Tarbuk von Sensenhorst befehligte Panzerzug, der dem Feinde großen Schaden zufügte. Er fuhr bis in die russischen Schwarmlinien und überschüttete sie mit einem furchtbaren Geschoßhagel aus seinen Maschinengewehren, so daß die Russen Hals über Kopf flüchten mußten. Dieser Panzerzug war überhaupt der Schrecken der Russen, und wie sehr sie ihn fürchteten, geht aus der Höhe des Preises hervor, den sie auf seine Zerstörung ausgesetzt hatten.

Wie am ersten Tage, so ging die Offensive auch an den nächsten mit bestem Erfolge weiter. Da unsre Flügel Flanke und Rücken bedrohten, konnten sich die Russen nirgends halten und mußten zurück.

Am 26. Januar, mittags, betraten die ersten Abteilungen unsrer Truppen die Paßhöhe. Der Uzsoker Paß gehört wieder uns, und seither befindet sich in seinem Gebiet kein russischer Soldat auf ungarischem Boden.

Die fünfte und wichtigste Verteidigungsstellung der Russen, die vor dem Passe auf der Kammlinie Krokosna—Szczawinka—Byczok—Kiczera—Sokilski lag und das Paßdefilee beherrschte, wurde am 27. Januar von uns genommen, und damit war das Tor nach Galizien aufgerissen.

Unsre Truppen mußten unerhörte Leistungen vollbringen, über das Gebirge durch Schnee, der ihnen oft bis zur Brust reichte, mußten sie sich Schritt für Schritt den Weg bahnen. So brauchte die nach Libochora vorgehende Gruppe zu tausend Schritt nicht weniger als einen halben Tag.

Man muß diese Waldberge der Karpathen gesehen haben, um sich einen Begriff von den ungeheuren Schwierigkeiten zu machen, mit denen eine Truppe hier zu kämpfen hat. Steile Hänge, ganz verschneite Wälder, die auch im Sommer schwer zu passieren sind, leergefressene Ortschaften, in denen kein Huhn, kein Stroh, kein Heu zu finden ist. Alles muß

aus dem Hinterlande nachgeschoben werden. Während der Vorrückung konnte die Verpflegung nur in der Weise durchgeführt werden, daß man den abseits der Bahn und der Straße operierenden Truppen, da Fahrküchen ihnen auf die Berge nicht folgen konnten, sondern auf der Straße bleiben mußten, auf besondere Art ihren Bedarf nachführte. Zu diesem Zweck richtete Feldmarschalleutnant Szurmay kleine Industriebahnen zum Nachschub für seine Truppen ein. Dadurch, daß Feldmarschalleutnant Szurmay auf dieses ebenso einfache als geniale Auskunftsmittel verfiel, konnte sein Sanitätschef auch leicht und bequem den Verwundetenabschub einrichten, wodurch eine gleichfalls wichtige Frage wie alle andern in befriedigender Weise gelöst wurden.

So wurde durch das energische und zielbewußte Zusammenarbeiten aller Faktoren seines Stabes und seiner Truppe dieser große Erfolg erzielt, der für alle noch in den Karpathen folgenden Operationen von der allergrößten Bedeutung ist.

Heute steht die Armeegruppe Szurmay in fast unangreifbaren Stellungen vor dem Paß. Die Truppen, die sich nach den Strapazen der Offensive restauriert haben, sind, wie ich mich selbst überzeugen konnte, in ihren Stellungen in heizbaren Unterkünften gut untergebracht. Sie werden in regelmäßiger Folge abgelöst, so daß sie sich in den Ortschaften im Tale von dem aufreibenden Dienst im Schützengraben auf der Höhe ein wenig erholen können.

Ich habe dort oben auf den schneebedeckten Bergen die verschiedensten Truppen gesehen, Honveds, ungarische Heeresregimenter, Kroaten und Österreicher — sie alle waren in der besten Stimmung, voll Vertrauen zu ihrem Führer und voll Hoffnung auf den endgültigen Sieg.

Strategische Skizze, die ein von einem Flugzeug aus gesehenes russisches Dorf zeigt

Die mit einem Kreuz bezeichneten Linien sind österreichisch-ungarische Stellungen, die unmittelbar in die Häuser führen, in denen die Truppen unserer Verbündeten einquartiert sind

Auf dem Kaperkreuzer

Eine Vielliebchengeschichte

Von

Richard Tobien

Herr Oberleutnant, is fünf Minuten vor acht Glas* — allerhöchste Zeit zum Verfangen."**

Zweimal bereits hatte der biedere Litauer vergeblich versucht, seinen Herrn, den Oberleutnant z. S. Ufferdingen, aus Morpheus' Armen zu lösen. Jetzt aber packte er ihn mit seinen groben Seemannsfäusten an den Schultern und richtete ihn energisch hoch.

„Kerl, bist du des Teufels? — Ei, verflixt — die Hundewache!"***

Mit einem Satz war der junge Offizier aus dem schmalen Klappbett heraus und saß im nächsten Augenblick wieder darin — denn schwer hatte das Schiff übergeholt, und Mattutis, der Bursche, bückte sich rasch nach den großen Seestiefeln seines Herrn, um das Schmunzeln zu verbergen, das sein breites, gutmütiges Gesicht überflog. —

„Was ist draußen eigentlich los, du Seehund?" lachte jetzt auch der Oberleutnant und begann sich rasch anzukleiden. „Pullt bißchen aus Nordwesten auf — regnet auch bißchen — auch bißchen Schnee," entgegnete der Litauer und half dem Offizier geschickt in die schweren Stiefel und den Gummimantel hinein.

„Nette Aussichten!" knurrte Ufferdingen und polterte eilig die Treppe hinauf, denn ein Blick auf die Uhr hatte ihm gezeigt, daß es wirklich „allerhöchste Zeit" war.

Schwer stampfte S. M. Panzerkreuzer „Triton" durch die rollende Dünung, und als der neue Wachthabende die Brücke betrat, prasselte ihm ein mit scharfen Eiskristallen vermischter Regenschauer ins Gesicht.

S. M. S. „Triton" dampfte mit abgeblendeten Lichtern und vierzehn Knoten Fahrt in Kurs Ost zu Nord durch den Atlantik und fahndete auf Schiffe mit Kriegskonterbande. Zahlreiche englische und französische Fahrzeuge waren dem Kreuzer bereits zum Opfer gefallen und auf Nimmerwiedersehen unter der Wasseroberfläche verschwunden, während die Besatzungen in verschiedenen Häfen der südamerikanischen Ostküste gelandet oder vorbeipassierenden neutralen Schiffen übergeben wurden.

Nachdem Leutnant Ufferdingen sich davon überzeugt hatte, daß Kriegswachen und Ausguck auf ihren Posten waren und der Kreuzer vorgeschriebenen Kurs und Fahrt lief, drückte er den Südwester tief in den Nacken und begann den bekannten Dauerlauf von der Steuerbordnock† zur Backbordnock der Brücke. — Immer dreißig Schritte hin und zurück. — Plötzlich aber blieb er stehen, legte die Stirn in Falten und starrte unverwandt auf die flatternde Magnetnadel der Bussole.

Was war's nur, das ihm heute fortwährend im Kopfe umherwirbelte? — Lichterglanz, rauschende Musik, blendende Schultern, und über allem jener berückende Duft tropischer Blumen, der doch in schroffem Gegensatz stand zu dem faden Geruch des Seewassers, das ihn von Zeit zu Zeit mit eisigen Spritzern überschüttete.

---

* Zwölf Uhr. ** Ablösen. *** Von zwölf Uhr nachts bis vier Uhr morgens. † Brückenende.

Halt, jetzt hatte er es. Seines Burschen harte Fäuste hatten ihn aus einem wundervollen Traum in die graue Wirklichkeit befördert. Der neckische Traumgott hatte ihn zurückgetäuscht in jene herrliche Zeit, als der Kreuzer wegen eingehender Reparaturen im Hafen von Montevideo lag. Auf das Offizierkorps des deutschen Kriegsschiffes hatte es Einladungen förmlich geregnet, und keiner war Udo Ufferdingen lieber gefolgt als der des alten Silbergrubenmagnaten Mac Lean, eines längst naturalisierten Iren. Nicht die köstlichen Weine und beinahe unbezahlbaren Zigarren des greisen Herrn übten diese Anziehungskraft auf den flotten Seeoffizier aus, sondern zwei strahlende Vergißmeinnichtaugen, deren Eigentümerin die Enkelin des alten Silberkönigs war. Die reiche Erbin hatte sich den deutschen Marineoffizier bei einem von der Stadt veranstalteten Gartenfest vorstellen lassen und sichtlich interessiert seinen Schilderungen gelauscht.

„Auf baldiges Wiedersehen!" hatte sie ihm zugerufen, und im Laufe der Zeit hatte sich zwischen Kitty Mac Lean und dem deutschen Seeoffizier, der nichts als seinen Degen besaß, ein vertraulich-freundschaftliches Verhältnis entsponnen. — Als an einem wunderherrlichen Juliabend der Grubenbesitzer eins seiner berühmten Feste gab, saß Ufferdingen zur Seite des Silberprinzeßchens, wie die Kameraden Kitty Mac Lean nannten, und beim Nachtisch präsentierte ihm seine schöne Nachbarin eine doppelte Krachmandel — Vielliebchen.

„Was gilt's?" fragte der Oberleutnant leise, und den rotblonden Kopf tief neigend, flüsterte Kitty: „Etwas sehr Liebes."

Heiß überrieselte es den jungen Offizier, und schon haschte er nach der kleinen weißen Hand, die noch die Schale der Mandel hielt, da vernahm er wie aus weiter Ferne die sonore Stimme des Kommandanten: „Ich ersuche die Herren Offiziere, sich sogleich an Bord zu begeben. Wir gehen noch heute Anker auf. Seine Majestät der Kaiser hat Armee und Flotte mobil gemacht."

Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es Ufferdingen, die Begeisterung riß ihn hoch, und er sah nicht, wie Kittys Gesicht sich jäh entfärbte. Doch gleich hatte die wohlerzogene junge Dame sich wieder in der Gewalt, und nur eine Sekunde lang ruhte ihre Hand zum Abschied in der seinen. „Glück auf den Weg, Herr Leutnant, das Vielliebchen tragen wir vielleicht später aus." —

Und jetzt lagen bereits viele Wochen hinter jenem Fest in den Prunkräumen des Silberkönigs. Zuerst hatte der junge Offizier oft in stiller Stunde des seltsamen Mädchens fern im Süden gedacht, doch in Sturm und Wogengebraus war ihr Bild allmählich verblaßt.

Da polterten schwere Schritte über das Deck und rissen den Wachthabenden aus seinen Erinnerungen. Der Regen hatte nachgelassen, und im Schein des hin und wieder zwischen jagenden Wolkenfetzen sichtbar werdenden Mondes erkannte Ufferdingen den Funkentelegraphisten, der hastig heranstolperte.

„Ich habe soeben ein merkwürdiges Telegramm abgefangen, Herr Oberleutnant," berichtete der Mann, „es ist durch das Unwetter arg verstümmelt, aber so viel ist sicher, daß ein in Reichweite befindliches havariertes Schiff ein bestimmtes andres an gewisser Stelle erwartet."

Ufferdingen ließ sogleich den Kommandanten und den Ersten Offizier wecken, und es konnte folgendes festgestellt werden: Ein Fahrzeug — vermutlich ein Kriegsschiff — hatte etwa unter dem 30. Breiten- und 30. Längengrade Ruderschaden erlitten, den auszubessern es im Begriff war. Ein andrer Dampfer, den das havarierte Schiff eskortieren sollte, war aus südwestlicher Richtung unterwegs und erhielt Befehl, unter Anspannung aller Kraft die bezeichnete Stelle zu erreichen. Eine weitere Anweisung, in die Schiffspapiere als Reiseziel den spanischen Hafen Vigo einzutragen, erschien unverständlich, erregte aber Verdacht. — Nach kurzer Überlegung beschloß der Kommandant, diesem Fahrzeug entgegenzudampfen, es zu stellen und auf Kriegs-

konterbande zu untersuchen. — In der nächsten Minute hatte der „Triton“ gewendet und durchschnitt mit 24 Knoten Fahrt in Kurs Südwest zu West die hohlgehende See, während der Stabswachtmeister die Freiwache aufpfiff. — Grau dämmerte der Morgen herauf, da meldete der Ausguck in Steuerbord voraus einen großen Dampfer, dessen hohe Deckaufbauten ein Passagierschiff vermuten ließen.

„Lassen Sie dem Dampfer signalisieren, beizudrehen,“ befahl der Kapitän dem Wachthabenden, „wir müssen möglichst das Schießen vermeiden, damit der andre nicht kopfscheu wird und uns entwischt.“

Nach einem mißlungenen Versuch, südlich auszubrechen, gehorchte das fremde Schiff, das die argentinische Flagge zeigte, dem Befehl des Kreuzers, und eine halbe Stunde später lag die Barkasse des „Triton“ mit zwanzig Matrosen unter dem Befehl des ältesten Wachtoffiziers unter dem Fallreep des Argentiniers.

„Passagierdampfer Cito von Buenos Aires nach Vigo,“ signalisierte bald darauf der mit der Untersuchung des Schiffes beauftragte Offizier, „Passagiere noch in den Kojen. Im Raum riesige Ladung Gefrierfleisch. Erfahre, daß Dampfer ursprünglich nach Lissabon bestimmt war. Gerüchtweise verlautet an Bord, daß Portugal sich dem Dreiverband angeschlossen hat.“

„Aha,“ lachte der Kommandant, „darum die befohlene Änderung des Bestimmungshafens.“

Dann befahl er dem auf dem angeblichen Argentinier befindlichen Kommando, das Schiff so lange festzuhalten, bis weiterer Befehl erfolge, und sagte zum Ersten Offizier: „Jetzt wollen wir uns den Havaristen einmal ansehen, und wenn es ein Man of war* ist, wie ich vermute, dann verkluckern wir den Kahn, vorausgesetzt, daß wir ihn unterkriegen.“

Trommelschlag hämmert und rasselt; in langgezogenen Tönen gellen Hornsignale — „Klar Schiff zum Gefecht!“ — Wie ein Wirbelsturm fährt's durch die Besatzung des Kreuzers: ein scheinbar zielloses Hasten und Hetzen, ein stummes, zähes, gewaltiges Arbeiten an hundert Stellen zugleich; für wenige Minuten nur, dann tritt Stille ein. Das Schiff ist bereit, dem Feind den ehernen Todesgruß zu entbieten. — Die Ventilatoren sind abgeschraubt, die Seitengeländer entfernt, die Munitionsaufzüge klar, und die Mannschaften befinden sich auf ihren Gefechtsstationen.

„Dampfer steuerbords voraus,“ meldete der Beobachtungsoffizier im vorderen Mars, „Rammsteven und Gefechtsmasten — drei Schornsteine — Kurs anscheinend Südwest zu Süd.“

„Ich dachte es mir,“ murmelte der Kommandant, „es ist ein Engländer, der seine Havarie rasch beseitigt hat und wahrscheinlich ein mindestens ebenbürtiger Gegner.“

Das feindliche Kriegsschiff — es war ein moderner Panzerkreuzer — näherte sich unter Volldampf, und durch die großen Schiffsgläser sichtete man deutlich den Union Jack** in der Gaffel.

„9500 — 9000 — 8500 Meter!“ brüllte nacheinander der Entfernungsmesser durch das Megaphon.

„Vorderer Panzerturm klar zum Feuern!“ meldete der Zeigertelegraph in den Turm, in dem Oberleutnant Ufferdingen kommandierte, und die Geschützführer hoben die Hände.

„8000 Meter!“ — „Backbordbuggeschütz — Feuer!“

Eine rote Feuergarbe, in graugelben Qualm gehüllt, schoß aus dem mächtigen Stahlrohr, und ein gewaltiger Donnerschlag ließ das Schiff vom Steven bis zum Heck erzittern.

„Seitenrichtung scheinbar richtig — etwa 500 Meter zu kurz!“ rief der Aufschlagbeobachter.

---

* Englisches Kriegsschiff. ** Britische Flagge.

„7500 Meter!" — „Steuerbordbuggeschütz — Feuer!"

Diesmal riß die Granate die vordere Signalrahe des Engländers fort, und jetzt eröffnete auch dieser das Feuer, doch flogen seine 30,5-Zentimeter-Granaten weit über das Ziel hinaus.

Schuß auf Schuß wechselten jetzt die unter Volldampf fahrenden Gegner, ohne sich sonderlichen Schaden zuzufügen, bis die Entfernung sich auf 4000 Meter verringert hatte. Wohl war die schwere Artillerie des feindlichen Schiffes der des „Triton" überlegen, doch besaß dieser stärkeren Panzerschutz, und als die Sprenggranaten gegen Stahlgeschosse ausgewechselt wurden und die Mittelartillerie eingreifen konnte, trat ein gewisser Kräfteausgleich ein. — Die beiden stahlgepanzerten Festungen hatten sich einander bis auf 2000 Meter genähert, und die Führer boten ihre ganze nautische Wissenschaft auf, um dem Gegner die schwache Seite abzugewinnen und den eigenen Geschützen die größtmögliche Wirksamkeit zu sichern. — Mit brüllenden Donnerschlägen entluden sich die schweren Geschütze, ununterbrochen krachten die scharfen Schläge der Mittelartillerie, und dazwischen knatterten die Schnellfeuergeschütze und die Maschinengewehre aus den Gefechtsmarsen; dichter Pulverqualm bedeckte die See und verhüllte zeitweise die beiden Schiffe vollständig. Der vordere Turm des „Triton" feuerte noch aus beiden Rohren, während die hinteren Geschütze nur bedingungsweise eingreifen konnten, weil dieser Turm infolge eines Volltreffers sich nicht mehr drehen ließ. — Eine schwere Granate hatte den Turm der 15-Zentimeter-Mittelartillerie getroffen, diesen umgestürzt und Geschütze und Bedienungsmannschaften unter sich begraben. Wildes Schmerzgeschrei der Verwundeten und Festgeklemmten erschütterte die Luft, dazwischen donnerten ununterbrochen die Geschütze, gellten scharfe Kommandos und rasselten die Munitionsaufzüge.

Auf dem feindlichen Schiff hatte eine 28-Zentimeter-Granate das Deck unter der Kommandobrücke durchschlagen, und ihre Wirkung mußte eine ganz ungeheure gewesen sein. Teile der Brücke flogen hoch in die Luft, und für einen Augenblick verstummte das feindliche Feuer, wurde aber gleich wieder aufgenommen. Da sauste eine zweite Granate heran und schlug fast auf derselben Stelle ein wie die erste. Der getroffene Signalmast schwankte und stürzte seitwärts über. Aus den zerrissenen Schornsteinmänteln quollen schwarze Rauchmassen, und plötzlich erfolgte auf dem englischen Kreuzer eine furchtbare Explosion, der kurz darauf eine zweite folgte. Eine ungeheure Feuergarbe lohte zum Himmel, und wie von Titanenfaust emporgerissen, hob sich das Heck des riesigen Schiffes hoch in die Luft, während der Steven senkrecht in die See tauchte. Alles Lebende in furchtbarem Wirbel mit sich reißend, verschwand der stolze Kreuzer fast augenblicklich in den graugrünen Wogen des Atlantik. — — — Vergeblich suchten die sogleich herabgelassenen Boote des „Triton" die Stelle ab, an der sich die furchtbare Katastrophe ereignet hatte — der gewaltige Strudel hatte sie alle hinabgerissen, vom Kommandant bis zum Schiffsjungen.

Die Beschädigungen des deutschen Kreuzers erwiesen sich nicht als schwer und konnten durch Bordmittel ausgebessert werden, doch hatte der scharfe Artilleriekampf 5 Offiziere, 8 Unteroffiziere und 49 Mann an Toten und Verwundeten gekostet. — Auch Oberleutnant Ufferdingen war durch einen Stahlsplitter erheblich an Schulter und Armen verletzt, und der Stabsarzt trug Bedenken, den jungen Offizier sowie noch einige Schwerverwundete an Bord zu behalten. Der Kommandant beschloß daher, die Blessierten durch den argentinischen Passagierdampfer in einem südamerikanischen Hafen an Land setzen zu lassen, zuvor aber den Kreuzer aus der Fleischladung des Argentiniers, die zweifellos als Konterbande anzusprechen war, mit Proviant zu versehen und den Kapitän des Dampfers als Kriegsgefangenen an Bord zu nehmen.

Als einige Stunden später das funkentelegraphisch herbeigerufene Passagierschiff in Signalweite des Kreuzers beidrehte, war man hier nicht wenig erstaunt, ein Boot vom Fallreep des Argentiniers abstoßen zu sehen, auf dessen Rudersitz eine Dame saß.

Mit einem Ausruf grenzenloser Überraschung ließ Leutnant Rüstor den großen Schiffstubus sinken: „Bei meinem Bart — das ist Silberprinzeßchen!"

Und sie war es. Mit unruhigen Augen überflog die junge Dame den Kreis der sie umringenden Offiziere, und sich an den ernst blickenden Kommandanten wendend, fragte sie mit bebender Stimme in ihrem harten Deutsch: „Wo ist Leutnant Uff —?"

„Hat 'nen kleinen Kratzer abbekommen, Gnädigste," beeilte sich der Stabsarzt dem Kapitän zuvorzukommen, „ich führe Sie sogleich zu ihm — die Sache ist gar nicht schlimm."

Udo Ufferdingen, dessen Verwundung zwar schwer, aber nicht lebensgefährlich war, traute seinen Augen kaum, als die Tür aufflog und eine schlanke Mädchengestalt vor seinem Bett in die Knie sank. — Der dicke Stabsarzt hatte sich diskret zurückgezogen, und als Kitty Mac Lean wieder an Deck erschien, erklärte sie dem Kapitän kategorisch, daß der blonde Leutnant mit dem schrecklichen Namen ihr gehöre und sie ihn mitnehmen und gesundpflegen wolle, denn er sei ihr — Vielliebchen. — Der Kommandant war gern damit einverstanden, um so mehr, als Kitty sich bereit erklärte, auch die übrigen Verwundeten unter ihre Obhut zu nehmen.

Der greise Grubenbesitzer, der sich auch an Bord des „Cito" auf einer Reise nach Europa befand, um einen berühmten Arzt zu konsultieren, mußte es sich, ebenso wie die übrigen Passagiere, gefallen lassen, nochmals nach Montevideo zurückzukehren, und nachdem der Kreuzer seinen Proviant aus dem Raum des Argentiniers aufgefüllt hatte, sagte der Kommandant zu dem interimistischen Dampferkapitän: „Wenn Sie wieder zurückkommen, lieber Freund, dann nehmen Sie lieber kein Gefrierfleisch mit, sonst lasse ich in Ihrem Kahn die Kingstonventile öffnen, auch wenn die Papiere auf Vigo lauten."

Beobachtungen

Von

Otto Weiß

Was manche gute Sache schon sehr förderte: daß jemand sie im Stich gelassen.

*

Eigentümlichkeit mancher Gesellschaftsmenschen: die guten Einfälle andrer werden von ihnen weniger anerkannt als benutzt.

*

Die Welt ist reich an großen Talenten — aus denen allmählich kleine werden.

*

Um die Gesellschaft genau zu kennen, darf man nicht zu viel in ihr verkehren.

*

Gegen wohlwollenden Tadel sind Künstler oft empfindlicher als gegen gehässigen.

*

Eine undankbare Aufgabe, wahrhaftig: etwas mit allen Mitteln durchsetzen zu müssen, wenn man über keine verfügt!

Kampftage in Flandern

Skizze von

Wilhelm Pieper

Mit sieben Abbildungen nach Zeichnungen von Carl Aller und Wilhelm Schmeetz

Samtschwarze Wasser, die märchentief schimmern, rauhborkige Pappeln und Rüstern, die mit breiten Armen uralte Gehöfte in traumhaft stiller Ebene schirmen, und klecksklcine, weltabgewandte Dörfchen, die sich verschüchtert in die Mauerfalten hochaufragender, steingrauer Dome schmiegen. Und schließlich Städte und Städtchen mit wunderlich verschnörkelten Bildwerken und seltsam gezackten Giebeln, mit merkwürdig altklugen, stillen Leuten, die auf schwerem Schuhzeug über blaugraues, rundköpfiges Pflaster klappern, und darüber ein Himmel, stahlblau und blank, mit fliegenden Heeren flockigweißer und schwarzgrauer Wolken, die ein salzherber, wildwirbelnder Sturmgeselle irgendwo aus Westen und Nordwesten weit ausstreut über braunscholliges, grünblinkendes Land, ein jauchzender Wind, der alte, volltönende Lieder hell klingen läßt, der Erinnerungen längst begrabener Zeiten wie vergilbte Blätter aufjagt und durch schlafende Straßen und weidenbekränzte Felder ein Summen und Singen trägt von silberhellen Meßglöcklein und knisternden Seidenfahnen. Das ist flandrisches Land. Auf unerschöpflich reicher Erde trug es tausendfältig sprossende altdeutsche Kultur, und nun deckt der Krieg seinen roten Mantel über das Gottesland deutscher Kunst und Schönheit, und das Paradies ward zur Hölle.

Trommel- und Pfeifenklang und ein rauschendes Marschlied. Deutsche Jäger und Infanterie ziehen in hart stampfendem Gleichschritt über schwarzschimmernde regenglänzende flandrische Straßen. Eine Riesenraupe mit zackigem Rückenschild der Bajonettspitzen. Kläffende Meuten großer und kleiner Hunde, die Herren und Heim verloren, traben mit hängenden Ohren zur Seite. Durch dicklehmige Schmutzschichten beschnuppern sie ihre neuen, rauhbärtigen Freunde, die eine ihrem Hundehirn wohl fremde Sprache reden, aber mit Liebkosungen und Brotstücken nicht geizen. Rechts im Wiesenland hockt behäbig breit, wie ein

würdegesättigter Straßenhüter, ein weiträumiger Bauernhof inmitten eines Götterhaines von Linden und Ulmen. Die tiefen Dächer stahl der Krieg nach hartem Recht, aber eine Baukunst, die im Vorübergehen geübt, zauberte luftige Dächer von Holz und Pappe, darunter sich eine Feldschmiede auftat. Um züngelnde Flammen lagert Soldatenvolk aller Waffen. In rollendem Donnern, dann wieder in dumpf verhallenden Schlägen schleppt der gesprächige Westwind den Schlachtgesang der Kanonen in den Kreis der nachdenklich ernsten Männer und baut grause Bilder vor glänzende Augen, Bilder voll blutleuchtenden, wilden Lebens, voll Lärm und Rauch. Weiter rollt polternd und stampfend die breitgliedrige Kette unendlicher Heermassen auf unendlichen Straßen, und drüben im Westen hält Moloch Krieg mit flammender Geißel furchtbare Heerschau, schreitet der Tod die Front ab.

Zersplitterte Bäume, Wagen und Hausrattrümmer rechts und links, und da und dort in kürzeren und längeren Abständen Toteninseln unter Holzkreuzen, so schmucklos wie das Sterben selbstverständlich. Die Straße wird zum Saumpfad. Aus schlammfarbenen, dann wieder morastdunklen Wassern wachsen gedrungene Weidenstümpfe, ragen Holzzäune, Baumgruppen und höhergelegene Gehöfte, die der Krieg zu bizarren Schutthaufen türmte, heben sich aufgetriebene Kadaver von Rindern und Pferden, die Köpfe teilweise wie Rettung suchend hochgestreckt. Kanonendonner hämmert in den Ohren, und beißende Rauchschwaden kriechen dicht über die Schmutzflut. Der mittlere Fahrdamm bleibt frei für den rückflutenden Verkehr. Wagenkolonnen rädern durch breiige Erdrillen, Sanitäts- und Militärautos schleudern klatschende Schlammraketen seitwärts, Flüche, Gelächter, Pferdegetrappel, und weiter kreist das brandende Leben unter weißlichen Schleiern peitschender Regenböen.

Glimmende Dachsparren leuchten in die Wirrnis von meterhohen Schutthügeln. Ein flandrisches Dörfchen in zerstörender Feuerlinie. Mit tropischen

Artilleriestellung bei Dixmuiden

Sturmangriff auf ein Gehöft im Überschwemmungsgebiet

Gewitterdonnerschlägen bersten aufschlagende Granatengrüße zwischen zerrissenen Mauern, und kelchförmigen Riesenblumen ähnlich fliegen Stein- und Holztrümmer in grauweißen Staubwolken auf. Am Markt soll ein Kommando einquartiert sein. Die Botschaft vernahmen wir. Aber das „Wo“ in diesem unheilvollen Ruinennest aufzustöbern, verlangt Nervenstärke und mehr noch Maulwurfskünste. Mühevoll steigt es sich über die Wälle von Balken und Mauerwerk. Zischende Feuerzungen lecken empor, und heiß preßt sich das dickledrige Schuhzeug gegen die mißhandelten Fußsohlen. Hinter uns bricht eine Giebelwand ein, und der Boden zittert im schweren Aufschlag. Drei tote Soldaten liegen teils vergraben unter Steinmassen. Als hätte er das Verhängnis abwehren wollen, stützt einer die Fäuste gegen die erloschenen Augen. Keine Zeit bleibt zum Rückschauen, und kein Ruhepunkt in diesem Elend bietet sich den qualmgeröteten Augen. Dicht vor uns bohrt sich, dumpf einschlagend, ein Geschoß zwischen Trümmerhügel. Sekundenschnell versinken vier Leiber zwischen spitzem Gestein. Schon erschüttert ein metallisch hartes Donnern die Luft, und fast begräbt uns ein Steinhagel. Blasse Gesichter, dünne Blutrinnsale auf gelbweißer, straffer Haut, vier Gestalten torkeln betäubt durch das Chaos, umweht von Verwesungsgestank, verfolgt von Rauch und haschenden Flammen. Da, ein Anruf, aus Erdspalten wie Geisterschrei zu uns heraufklingend; unwillkürlich forscht man nach verschütteten Menschenleibern, da winken Hände und Mützen aus vergitterten Kellerluken, hilfreiche Hände zerren uns in wohltätiges, schützendes Dämmerdunkel, wir sind in der Kommandantur.

Just schaut es aus wie ein Märchen. Auf prunkvollem Bronzeleuchter tropfen

zwei gelbflammige Kerzen. Ein blauer Teppich mit brennend roten Rosen deckt die Steinfliesen, und schwarzgebeizte flämische Geschirrschränke, wunderbar gearbeitet, mit wertvollem altem Porzellan und Zinnrat, säumen die Wände. Und die freien Wandflächen verhüllen kostbare Bilder in schweren Rahmen und persische Gewebe. In saphirblauen, gepolsterten Armsesseln lehnen Offiziere, und ein graubärtiger Major redet mit uns. Wie aus fernen Katakomben klingt nun seine Stimme herüber, und er lächelt müde und meint: „Es ist dieses alles, was wir den armen Menschen zu retten vermochten, meine Herren; leider ging viel verloren.“

Straßenkampf in einem Dorf

Vormarsch in Wasser und Schnee

Bald strecken auch wir uns in weiche Polster. Aromatische blaue Wölkchen kräuseln von delikaten Zigarren auf, und ein Duft von braunrotem Grog umschmeichelt wohlgefällig witternde Riecher. Und draußen tobt die wilde Jagd in den Lüften. Ein Heulen, Prasseln und Knattern jagt über den grauwolkigen Himmel, und brüllendes Krachen poltert den dröhnenden Auftakt. Allemal klirren hell die runden Delfter Porzellanschalen gegen die vorgelegten geschnitzten Eichenstäbe, und erschreckt ducken sich die kleinen Kerzenflämmchen auf dem großen Bronzeleuchter.

Es dunkelt, und wir müssen zurück. Die Kanonade wird heftiger, und kühlende Schneeflöckchen rieseln auf Gesicht und Hände. Bis zur Neige kostete das arme Dorf den Kelch der Kriegsleiden aus. Nichts blieb ihm als Name und Erinnerung. Schauerlich ist der Rückmarsch. Schmerzende Hände tasten sich über trümmergefüllte Straßen, über weiche, eisigkalte Kadaver. Dann und wann flackert eine erlöschende Flamme hoch über gespenstige Mauern und stellt sekundenlang blutrote Lichter auf kalthelle Schutthalden, hängt purpurne Fackeln an schwarzgebrannte, aufragende Balken und streichelt mit zuckenden Fingern über starre, düstere Totenmasken.

Vor uns liegt die rettende Landstraße. Sie ist außerhalb des Feuerbereichs. Der Schnee wirbelt dichter, und um die nichtbetretenen Flächen rings um die hohen Eschen lagern sich weiße Ringe. Schnell und fast geräuschlos wickelt sich der hin- und rückwärtsflutende Verkehr ab. Mit abgeblendeten Lichtern knirschen Fuhrwerke aller Art durch den verschlammten Fahrdamm. Rosse schnauben, stumme Menschen huschen schattenhaft vorüber und aus dem Westen flammt es über

den rotschillernden Morast, dunkelglühend niedersinkend, dann wieder grell auflodernd, und dumpf rollt der Geschützdonner durch die Nacht.

Wieder stellt ein kleines Dörflein seine schwarze Silhouette gegen den rotdunstigen Nachthimmel. Manches Haus nahm ihm der Krieg und viele Dächer, bis im dreimaligem Ansturn der Teutonen der Geschoßhagel weit zurückebbte. Nun steht es im reichen Szenenwechsel eines deutschen Heerlagers. Öl- und Wachsflämmchen blinken durch kleine Scheiben. Lichtpünktchen huschen über die Straßen, die Stimmengewirr erfüllt und kurze Kommandos, und eine Ziehharmonika quietscht dazu ein Schelmenlied. Und auf dem Marktgeviert backen und braten küchenkundige deutsche Jungens mancherlei würzige Genüsse, dichte, zeltüberdachte Wagengruppen sind aufgefahren, und in langen Zügen rasseln Munitionskolonnen, schwere Trainfuhren über die Hauptstraße — es könnte lustiger Jahrmarkt sein, wären die Bilder nicht so einfarbig, so waffenstarrend.

Über zerschossene Sparren und spitze Dächer hinaus wächst das wuchtige Gemäuer eines alten gotischen Domes. Der Turmhelm fehlt, die hohen Buntscheiben zersprangen in Tausende farbige Glassplitterchen, und aus metergroßen Löchern in Chor und Seitenschiffen gähnt die Nacht. Aber eine wunderliche Helle wogt durch die mächtigen, säulengestützten Hallen, wogt durch Fensterhöhlen, durch Mauerrisse und breite Portale, flimmernde Lichtpfeile in die Finsternis

Franktireurkämpfe in einem flandrischen Städtchen

Nächtliche Beschießung

bohrend. Im wehenden Kerzenschimmer blinkt ein Hochaltar in Gold und Marmor, und eine Gottesmutter mit ernstem Antlitz wiegt auf Marmorhänden ein Knäblein mit funkelndem zwölfzinkigem Sternkrönlein.

Und Kopf an Kopf gedrängt, bis in die äußerste Nische, beten deutsche Krieger, und vielstimmiger Orgelklang braust durch die Hallen. Es war so seltsam feierlich, dieses deutsche Gottesgedenken im nächtlichen Flandern.

Krieg und Klima

Von

Max Nentwich

In mehrfacher Beziehung hat der gegenwärtige Krieg bisher noch nie Dagewesenes gebracht. Abgesehen von den neuen kriegstechnischen Mitteln (der 42-Zentimeter-Mörser war für unsre Gegner auch so eine Überraschung), von Flugmaschinen und -ballons, von Autos, Krafträdern und so weiter ist auch nie in der Weltgeschichte ein derartiges Massenaufgebot von Menschen zu verzeichnen gewesen. Und wenn auch die historischen Perserheere des Xerxes und des großen Alexander sich in Millionenziffern bewegten und unter Xerxes sich bei 2½ Millionen Menschen aus 56 Nationen zusammengesetzt haben sollen, so bleibt diese Ziffer erheblich hinter den heutigen zurück, und es handelte sich ferner um Völkerschaften, die klimatisch eng zusammengehören. Von dem heute zusammengeführten Menschenmaterial kann man das nicht mehr sagen; es stammt aus allen Weltrichtungen, und das klimatische Moment beginnt für die Beurteilung der Felddienstfähigkeit eine beachtenswerte Rolle zu spielen; man kann nicht ohne Bedenken einen Europäer nach dem Sudan verpflanzen oder umgekehrt, und so sind denn die Senegalschützen die ersten gewesen, die den Rückzug von der französischen Front nach Afrika antraten. Sie wurden nach Algier dirigiert; doch hatte sich bereits vor mehreren Jahren der Versuch, Senegalesen aus ihrer Heimat nur nach Nordafrika zu übersiedeln, aus Gesundheitsrücksichten als undurchführbar erwiesen. Man hört von ihnen gar nichts mehr; es ist fraglich, ob sie die heimatlichen Sonnengefilde wiedersahen.

An unsrer Ostfront führt der Gegner ein Menschenmaterial zusammen, das zwar aus unzähligen Völkerschaften rekrutiert ist, die aber alle dem Klima unsrer mittleren Zone gewachsen sind. Die klimatischen Verhältnisse haben aber nicht nur für den Menschen, sondern auch in andrer Beziehung Bedeutung; so gestaltet sich der gegenwärtige Winter für Rußland als ein schweres Hemmnis. Abgesehen von den Verkehrsstörungen durch Schneefälle, ist Rußland von seinen Verbündeten jetzt völlig abgeschnitten. Der Seeweg vom Schwarzen Meere ist immer noch durch Bosporus und Dardanellen gesperrt, ebenso die Ausfahrt von der Ostsee durch die Territorialgewässer Oeresund und Belt. Im Anfang des Kriegs hatte Rußland von den Häfen des Weißen Meeres, besonders Archangel, günstige Verbindung mit England und Frankreich; das Weiße Meer selbst gefriert zwar seltener zu als sogar die nördliche Ostsee, die im Februar und März fast in jedem Jahre eine Reise zu Eis nach Finnland zuläßt. Aber die Weiterfahrt vom Weißen Meere ist nicht möglich, da trotz riesiger Eisbrecher, die seit Anfang Oktober im Gange waren, das nördliche Eismeer einen festen Ring vom Nordkap bis Nowaja Semlja zieht. Die Eisbrecher vermochten nur bis Ende Oktober eine Fahrrinne offen zu halten; nun ist bis Ende April, vielleicht auch Anfang Mai, nicht wieder an Seefahrt zu denken, und es wird den Russen kaum möglich werden, die bereits bezahlten 300000 Tonnen Weizen nach Frankreich zu schaffen, ebensowenig wie es sich von seinen Verbündeten mit Kriegsmaterial helfen lassen kann; gerade das letztere ist ein wichtiges Moment. Durch Vernichtung und Erbeutung ist das russische Kriegsmaterial erheblich zusammengeschmolzen, und da Rußland durch eigene Produktion seine Verluste nicht zu ersetzen vermag, so ist jetzt das nordische Klima, das jegliche Schiffs-

verbindung unmöglich macht, ein Faktor von höchster Bedeutung geworden.

Um unsre deutschen Truppen auf russischen Fluren braucht uns aus klimatischen Rücksichten nicht allzu bange zu sein. Zwar nimmt die Temperatur vom ozeanischen Klima Westeuropas nach dem Binnenlande mehr und mehr ab; doch ist der Unterschied nicht gar zu groß. Königsberg i. Pr., Klagenfurt in Kärnten und der Große St. Bernhard sind mit ihrem winterlichen Durchschnittsminimum von 22 Grad sogar 1 Grad kälter als Warschau mit seinen 21 Grad. Dieselbe Kälte gilt auch als tiefster Durchschnitt für Bayreuth und für den Brocken, während Hermannstadt in Ungarn noch 2 Grad kälter ist als Warschau. Die beiden Hauptstädte Wien und Berlin weisen als durchschnittlich härteste Winterkälten 15 Grad auf, ebenso Bern, und das schöne Tirolerstädtchen Bozen gar nur 8 Grad; die Minima fallen dann: Prag 16 Grad, Dresden 17 Grad, München 19 Grad Kälte und so weiter — also nicht gar viel wärmer als Warschau mit seinen 21 Grad.

Absolut gemessene niedrigste Temperaturen hatten: Frankfurt a. M. 21 Grad, Wien 22 Grad, Berlin und Prag 25 Grad, Königsberg 30 Grad, Czernowitz und Hermannstadt 35 Grad und Warschau — nur 33 Grad Kälte.

Wenn auch zugegeben werden muß, daß im allgemeinen im Osten, schon in Schlesien und Posen beginnend, der Winter etwas früher einzieht, so dürften unsre Truppen dort dieselben Wintertemperaturen antreffen, die sie von der Heimat her gewöhnt sind.

Über die klimatischen Schwierigkeiten eines weiteren Vordringens über Warschau hinaus braucht man sich vorerst den Kopf nicht zu zerbrechen. Der bisweilen zitierte tragische Ausgang des Napoleonzuges auf Moskau kommt für die heutigen Verhältnisse, in denen die von den Truppen gelegten Schienenwege die Rückbeförderung ganzer Armeen in allerkürzester Zeit ermöglichen, gar nicht mehr in Betracht.

Im Westen ist das Klima für unsre Kämpfer gleichfalls sehr günstig, da Belgien und Nordfrankreich mit der westdeutschen Ebene klimatisch völlig übereinstimmen, und wenn sich bei weiterem Vordringen die Temperatur um einige Grad wärmer erweist — dann um so besser.

Bei unsern Gegnern im Westen liegt die Sache aber etwas anders; noch nie ist eine solche Völkermelange zusammengeführt worden wie dort in der gegnerischen Front. Franzosen, Belgier und Engländer tun ihren Felddienst ja in heimatlichem Klima. Aber ihre Helfer!

Ein Moment, das seit nahezu vier Jahrhunderten unbekannt und vergessen war, mag sogleich mit erwähnt werden: der Dschihâd, der Heilige Krieg, den der türkische Sultan als Kalif und oberster kirchlicher Herr aller Moslems gegen unsre Feinde ausgerufen hat. Da fast all jene Hilfstruppen unsrer Gegner Mohammedaner sind und der Heilige-Kriegs-Ruf doch wohl über die militärische Subordination zu gehen scheint, so mögen manche Truppenverschiebungen und „Neuordnungen" auf das Konto „Unzuverlässigkeit" infolge des Heiligen Krieges zu schreiben sein, die man der Öffentlichkeit gegenüber als aus klimatischen Rücksichten vorgenommen bezeichnen mag. Denn es handelt sich hier in der Tat um Völker aus heißeren Zonen, die den rauhen Winter des Nordens nicht vertragen.

Zu Beginn des Krieges waren Ägypter nach Frankreich geschafft worden; sie sind völlig verschollen. Das Nilland weist an den kältesten Wintertagen immer noch 6—8 Grad Wärme auf, und im ganzen neunzehnten Jahrhundert war das außergewöhnliche Ereignis, daß über Nacht sich Schnee zur Erde herniedergelassen, ganze drei Mal eingetreten — jeder Ägypter kennt die drei Jahresdaten — und da auch nur im nördlichen Nildelta. Dieses Land soll brauchbare Truppen für einen europäischen Winterfeldzug hergeben können?

England brachte ferner die von den französischen Frauen mit hysterischem Entzücken begrüßten Indier auf das Kampffeld, und es hieß dabei, daß es sich um die aus dem Norden stammenden, am Himalaja wohnenden Nepaliten handle, die dem mitteleuropäischen Klima sehr wohl gewachsen seien. Aber selbst Nepal zeigt im weitaus größten Teil seines Landes ein sonniges Klima, das etwa dem des südlichen Italiens entspricht, und das 2100 Meter hoch ge-

Wegnahme russischer Geschütze durch kurdische Reiter im Kaukasus

Nach einer Zeichnung von Professor Anton Hoffmann

legene Gebirgssanatorium Dardschiling verzeichnet als grimmigste Winterkälte 2 Grad. Das ganze übrige Indien, das in Friedenszeiten von zahlungsfähigen Weltreisenden nur im Januar und Februar besucht wird, weist Temperaturen auf, die etwa denen von Ägypten entsprechen. Der Effekt der Verpflanzung von Indiern nach dem europäischen Kriegsschauplatze ist am besten ersichtlich aus den vielen Feldbriefen, in denen unsre Truppen wiederholt erwähnen, daß das bellende Husten der kranken Indier von den Schützengräben der Feinde her ganze Nächte hindurch hörbar ist."

Die französischen Hilfstruppen aus Nordafrika sind um etwas besser daran. In Algerien und Tunesien — Marokko kommt für Soldatenlieferung gar nicht in Betracht — ist das Klima keineswegs so heiß, wie man es sich gern vorstellt. Es gibt Gebirgsnester im Tell- und sogar im Saharaatlas, die — wie Constantine — bis 9 Grad und Geryville sogar bis 13 Grad nächtliche Kälte herunter gehen. Am Tage scheint dafür aber die Sonne wieder so schön warm, daß man gleichsam für die folgende Nacht etwas Wärme aufspeichern kann. Das fällt in unsrer Zone natürlich fort, und in dem strengen Winter 1870/71 sind sehr viele der gefangenen Zuaven und Tirailleure, die wir kurz, aber falsch „Turkos" nennen, an Erkältungserkrankungen aller Art gestorben.

Die Bewohner der tunesischen und algerischen Küste wie der Gebirgszüge des Tellatlas sind den für Nordafrika rauhesten Temperaturen ausgesetzt; was man aber darunter zu verstehen hat, geht daraus hervor, daß die Seebadesaison nicht vor Weihnachten oder Neujahr schließt und im Frühjahr an Bismarcks Geburtstag gewöhnlich wieder beginnt.

In der Hochsteppe herrscht nächtliche Kühle, die mit mittäglicher greller Sonnenglut wechselt. Die Beduinen, Berber und sonstigen Oasenbewohner südlich des Saharaatlas sind nur ihr Wüstenklima gewöhnt und für den europäischen Krieg, zumal während des Winters, nicht verwendbar.

Es heißt denn auch, daß von allen afrikanischen Truppen nennenswerte Kontingente überhaupt nicht mehr an der Front seien.

Es ist füglich zu bezweifeln, ob je authentische Ziffern über die Hilfstruppen unsrer Gegner einzusehen sein werden; Frankreich hat ja bis Ende Januar überhaupt noch keine Verlustliste herausgegeben. Man würde sonst wohl noch deutlicher erkennen, welch beachtenswerten Faktor das Klima in einem modernen Völkerkriege darstellt.

Ein Opfer der schlechten Landstraßen in Polen

Vor dem Aufbruch

Die Schneeschuhläufer im Kriege

Von J. Kehling

Der Titanenkampf, den Deutschland und Österreich-Ungarn gegen die halbe Welt führen, hat Überraschungen gebracht, die selbst bei uns alle Erwartungen übertrafen. Nicht nur, daß — was eigentlich selbstverständlich ist — „die Mobilmachung bis ins kleinste klappte“, obwohl uns bei dem Überfall wenig Zeit blieb, nein, zu ihrem Schaden haben unsre Feinde erkennen müssen, daß wir über Waffen verfügen, von deren Wirksamkeit, ja zum Teil Vorhandensein sie keine Ahnung hatten. Solche Neuerscheinungen im Krieg waren zum Beispiel unsre 42-Zentimeter-Geschütze, unsre Zeppeline und großen U-Boote, und ihnen schließen sich an die Schneeschuhläuferabteilungen, die in diesem Kampfe ihre Kriegstüchtigkeit beweisen sollen.

In Mitteleuropa war es zuerst die habsburgische Monarchie, die die langen Bretter dem militärischen Dienste nutzbar machte und damit in ihren gebirgigen Ländern ganz hervorragende Erfolge erzielte. Bahnbrechend wirkte hier zuerst Lehrer Zdarsky und später Hauptmann Bilgeri, welch letzterem besonders Österreich die Einrichtung und Ausbildung von Schneeschuhläuferabteilungen zu danken hat. Und nicht nur das, Bilgeri hat seine Erfahrungen auch schöpferisch verwertet, hat neue, zweckmäßige Ausrüstungsstücke geschaffen und hat in zahlreichen Artikeln

und Büchern alles Wissenswerte niedergelegt.

Aber auch in Deutschland war man nicht müßig. Fast alle Jägerbataillone haben Schneeschuhläuferabteilungen eingerichtet, auch viele Infanterieregimenter, deren Garnison in gebirgiger Gegend liegt, haben einen Teil ihrer Mannschaften im Schneeschuhlauf ausgebildet, so daß auch bei uns kein Mangel ist an sachkundigen Leuten. Dazu kommt noch, daß man in München ein „Freiwilliges Schneeschuhläuferkorps“ gegründet hat, das seine Dienste ebenfalls dem Vaterlande zur Verfügung stellt. Und daß die deutschen und österreichischen Schneeschuhläufer in der Beherrschung der langen Hölzer ganz Hervorragendes leisten, das zeigt sich jeden Winter bei den großen internationalen Veranstaltungen, wo sie immer gut abschneiden.

Es dürfte also nicht zu viel behauptet sein, wenn ich sage, daß wir auch in bezug auf Schneeschuhläufertruppen unsern Feinden bei weitem überlegen sind. Denn wenn auch Frankreich in seinen Alpenjägern, die als Schneeschuhläufer in erster Linie in Betracht kommen, eine erstklassige Truppe besitzt, so kommt Rußland nur wenig und England überhaupt nicht in Frage, so daß wir unsre Schneeschuhläufer mit großem Nutzen in allen Gebirgen verwenden können.

Österreichisch-ungarischer Schneeschuhläufer in seiner neuen Uniform

Worin nun besteht die Tätigkeit der Schneeschuhläufer im Felde? Die Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit der solch ein Schneeschuhläufer in jedem Gelände auch bei dem tiefsten Schnee sich bewegen kann, ließ natürlich zuerst den Gedanken aufkommen, die Schneeschuhläufer besonders zum Patrouillendienst zu verwenden. Das wird denn auch in ausgiebiger Weise getan, und man ist mit ihnen im höchsten Maße zufrieden. Aber auch in kleineren und größeren Verbänden treten die Schneeschuhäufer im Felde auf. Wenn tiefer Schnee jede größere Truppenverschiebung unmöglich macht, wenn Kavallerie nicht schnell genug an irgendeine gefährdete Stelle zu kommen vermag oder wenn unter solchen Umständen irgendein kühner Handstreich, eine Umgehung ausgeführt werden soll, immer

Auf dem Erkundungsmarsch

Eine österreichisch-ungarische Schneeschuhläufer-Maschinengewehrabteilung

sind es die Schneeschuhläufer, die allein imstande sind, das Verlangte zu leisten. Gerade der tiefe Pulverschnee ist ja ihr Ideal, während Infanterie und Kavallerie haltlos darin versinken; und im winterlichen Gebirge, wo der Reitersmann erst recht ganz hilflos ist und der Fußsoldat und Artillerist nur unter Aufbietung aller Kräfte langsam und mühselig sich durchkämpfen, da gleitet der Schneeschuhläufer leicht empor oder jagt mit wichtiger Meldung in sausendem Fluge talwärts.

Schon während der kurzen Tätigkeit der Schneeschuhläufer in diesem Kriege hat man viel Erfreuliches über diese neuen Truppen gehört. Daß sie im verschneiten Gebirge allein schnelle und zuverlässige Patrouillengänger sind, sagte ich schon. Sie haben aber in den Vogesen und Karpathen auch in größeren Verbänden schöne Taten vollbracht, indem sie gefährdete Pässe sperrten und sich auch durch die Wildnis des Gebirges in den Rücken der Feinde schlichen und ihm erheblichen Schaden beibrachten, aber blitzschnell wieder verschwanden, ehe man ihnen Verluste zufügen konnte. Bei solchen Unternehmungen führen sie häufig leichte Maschinengewehre mit sich, die auf einem sogenannten Schneeschuhschlitten befestigt sind, das heißt einem Schlitten, dessen Kufen ein Paar Schneeschuhe sind, die — im Gegensatz zu den gewöhnlichen schmalen Schlittenkufen — auch bei weichem Schnee nicht einsinken.

Der Dienst der Schneeschuhläufer ist ein recht schwerer. Das Gebirge ist das Hauptfeld ihrer Tätigkeit. Oft genug liegen sie da meilenweit entfernt und sehr hoch über den Stellungen der nächsten Truppen. Und Unterkunft gibt's meistens nicht in diesen Gegenden. Doch auch hier ist vorgesorgt. Wie unsre Kavallerie mit ihren Lanzen Boote und Zelte zu bauen versteht, so schaffen sich die Schneeschuhläufer in kurzer Zeit ein gemütliches, warmes Zelt, indem sie sich tief in den Schnee eingraben und über dem Loch, in dem Schneeschuhe als Sitzgelegenheit dienen, ein Gerüst aus Schneeschuhen und Stöcken errichten, über das dann Zeltbahnen gespannt werden. Darin hausen sie, so gut oder schlecht es eben geht. Was tut's? Es geschieht ja doch fürs Vaterland!

Nachtlager im Schnee in dem mittels der Schneeschuhe hergestellten Zelt

Ostergelübde

Von Eugen Stangen

Von einer seltsamen Norne
Geht eine Sage alt,
Die schöpft aus ewigem Borne
In heimlicher Zaubergewalt.

Sie naht bei des Frühlings Wende,
Wenn leis schon der Winter entschwebt,
Und regt die geäderten Hände
Und dreht die Spule und webt.

Der Sonnenwende Faden
Webt sie mit hagerer Hand,
Der läuft dann — zu Glück oder Schaden,
Wie ihn die Norne entsandt . . .

Und Sonnen wenden sich wieder —
Und wieder spinnt sinnend und leis
Die Norne — und beugt sich nieder
Und dreht die Spule im Kreis.

Was spinnst du versonnenen Blickes
Im Jahre des furchtbarsten Kriegs?
Wobst du den Faden des Glückes
Für Deutschland — den Faden des Siegs?

O du Vieltausendgestaltige,
Die Heil oder Unheil beut,
Du Eherne, Schicksalsgewaltige,
Hör unser Gelübde heut:

Und würde der Feind uns bezwingen,
Er zöge wohl bald wieder ab,
Er würde kein Volk sich erringen,
Kein Land — nur ein Riesengrab!

Denk an die tapferen Goten,
Sie trotzten der Feinde Gewalt!
Teja — als letzter der Toten
Fiel oben am Ätnaspalt!

So zünde zum Sieg, zum gerechten,
Die Sonnenwendfeuer uns an;
O Norne — wir stehen und fechten
Bis auf den letzten Mann!

Kriegschronik

Der Weltkrieg 1914

IX

Stuttgart, 6. März 1915.

Der Weltkrieg scheint noch immer weitere Kreise ziehen zu wollen: die nächsten Wochen, vielleicht Tage müssen zeigen, ob Japan auch einen Kampf mit China oder gar den Vereinigten Staaten wagen will, um seine Weltmachtträume zu verwirklichen; ob die bisher immer noch neutral gebliebenen Staaten: Italien, Rumänien, Bulgarien und Griechenland, sei es an der Seite der Zentralmächte, sei es an der des Dreiverbands mit den Waffen in der Hand sich ihr Teil aus der Beute des ungeheuren Ringens holen werden. Aber trotzdem so die Verwicklung immer noch zuzunehmen, sich in ungeheuerliche Verhältnisse auszuwachsen droht, tritt doch immer klarer der eigentliche Sinn, das letzte Ziel dieses Streites **aller gegen alle hervor, der zuerst und** zuletzt nichts andres ist als ein Zweikampf zwischen Deutschland und England. Die Frage soll entschieden werden, ob und mit welchem Recht England die Seeherrschaft über die Welt ausüben, nach seinem Belieben und Bedürfen die wirkliche Macht zwischen den großen Staaten des Kontinents verteilen und zuwägen darf. Deutschland hat diesen Kampf nicht gewollt. Es war überzeugt, daß es neben

Kapitänleutnant von Mücke,

der kühne Führer der auf den Kokosinseln ausgeschifften „Emden“-Mannschaft, die auf **S. M. Dreimaster „Ayesha“ bei ihrer Durchquerung des Indischen Ozeans weiter die feindliche Handelsmarine schädigte, es sogar fertigbrachte, im Angesicht der feindlichen Kriegsschiffe die Straße von Bab el Mandeb zu passieren, um schließlich, bejubelt von unsern türkischen Bundesgenossen, im Hafen von Hodeida sicher zu landen**

England sich weiterentwickeln könne, ohne diesem Weltreich unbequem oder gar gefährlich zu werden. Es wollte sich selbst zum Typus einer neuen Weltmacht heranbilden, deren Größe und Kraft nicht durch kriegerische Gebietserweiterungen begründet und erhalten wird, sondern auf systematisch gesteigerter und verdichteter Arbeitskraft, auf dem organischen Zusammenwirken von Industrie und Landwirtschaft, von Wissenschaft und Praxis, von Individualismus und Sozialismus beruhen soll. England konnte an ein solches Ziel nicht glauben, weil es seinem Denkvermögen ganz unfaßbar war. Seine Philosophie kann jene Höhen des Geistes nicht erschwingen, wo der Egoismus abstrakten Denkens und der Altruismus sittlichen Handelns sich zu einem heiligen Bund zusammenschließen — Höhen, die auch dem deutschen Alltagsleben und Durchschnittsmenschen entrückt sind, zu denen aber deutsches Wesen in den entscheidenden schöpferischen Stunden sich immer wieder erhebt. — Und Englands politisch-geschichtliches Denken blieb, was das Verhältnis zum Festland betraf, um ein Jahrhundert zu lang an der Hausregel seiner Erbweisheit haften, die sich ihm zwei Jahrhunderte hindurch bewährt hatte: jene Macht, die auf dem Kontinent die stärkste zu werden

Die Invasionsfurcht der Engländer: Verteidigungsanlagen an der Ostküste

Der Handelskrieg gegen England: U 21 kapert einen britischen Dampfer
Nach einem Aquarell von Claus Bergen

sich anschickt und sich auch auf das Meer hinauszuwagen beginnt, durch die zweitstärkeren niederringen zu lassen, unter eigner Nachhilfe, aber mit möglichst sparsamem Einsatz der eignen Kraft. Die englische Einsicht wuchs nicht mit der englischen Macht; das Volk, das das erste wirkliche Weltreich schuf, blieb dem Erdteil gegenüber, der seine eigne Heimat war, in kontinentaler Enge befangen. Ob seinen Machtinstinkt eine Unsicherheit, ein sentimentales Vetterngefühl anwandelte, ob nur sein Raubtierauge kurzsichtiger geworden war, ob die Riesengestalt Bismarcks ihm Scheu einflößte — jedenfalls, England versäumte den Zeitpunkt, in dem es noch verhältnismäßig mühelos mit Deutschlands werdender Seemacht fertig geworden wäre; und als es nun mit einemmal sah, wie das junge Deutsche Reich den andern Nachbarn über den Kopf gewachsen war, da verkannte es Art und Geheimnis dieses Wachstums und erblickte in dem jungen Rivalen nur den künftigen Feind, nicht den möglichen Verbündeten. Daß England und Deutschland Verbündete sein könnten zu gegenseitigem Nutzen, hatte Bismarck erkannt, aber zu früh für die englische Einsicht. Als diese endlich dahinter kam, war Michel zu argwöhnisch und zu stolz geworden, um sich als Landsknecht gegen Rußland dingen zu lassen. Was blieb da anders übrig, als den jungen Riesen mit List oder Gewalt unschädlich zu machen? Die Einkreisung wurde versucht und gelang so ziemlich; sie hatte nur den Nachteil aller allzu künstlichen Bündnissysteme, daß die Verbündeten einander nicht fest genug in der Hand haben. Die serbischen Mörder knallten zu früh los — oder man hatte die alarmierende Wirkung ihrer Schüsse unterschätzt. Trotz allen Heeresreformen und Truppenkonzentrationen war Rußland nicht so bereit, wie es Englands Wünschen und Plänen entsprochen hätte; und ähnlich stand es mit Frankreich. Österreich-Ungarn aber war nicht so morsch, das deutsche Volk nicht so von Parteiungen zerrissen, wie der Dreiverband es sich ausgedacht hatte. Das Bündnis der beiden Kaisermächte — die einfachste, naturgemäßeste Allianz vielleicht, die die Weltgeschichte kennt — bewährte sich unübertrefflich im gemeinsamen Auffangen und Dezimieren der ungeheuerlichen Überzahl der russischen Heere. Franzosen und Engländer versuchen in gemeinsamem Bemühen vergeblich, die Deutschen wieder aus Belgien und Frankreich hinauszudrängen. Aber was sind alle Niederlagen und Enttäuschungen des Landkriegs gegen das, was England zur See erleben muß!

*

Hier, auf dem Meer, spielt sich der eigentliche Zweikampf der beiden großen Mächte ab. Und er ist jetzt erst, mit dem 18. Februar, in seine entscheidende Phase getreten. Dieser Abschnitt des Seekriegs wird gleichsam in zwei „Dimensionen" geführt: auf dem Wasser zwischen den beiden feindlichen Reichen, daneben aber auf dem Papier zwischen diesen und den Neutralen, als deren Wortführer Amerika in erster Linie steht. Die Regierung der Vereinigten Staaten zeigt sich in diesem unblutigen Krieg auf derselben Höhe der Neutralität, die sie bisher immer eingenommen hat. Man kann ihr Verhalten nicht knapper und schlagender charakterisieren, als dies in einem Haager Blatt („De Toestand") geschehen ist: „England hat im August die Liste der Kriegskonterbande entgegen den Bestimmungen der Londoner Seerechtskonferenz ausgedehnt — die Vereinigten Staaten haben dagegen nichts eingewendet. England hat im Oktober die Konterbandeliste erneut erweitert und sich alle Freiheit nach dieser Richtung hin vorbehalten — die Vereinigten Staaten haben amtlich nichts dagegen unternommen. England hat, im Widerspruch zu den Bestimmungen der Haager Konferenz, deutsche Bürger von neutralen Schiffen weggeholt und kriegsgefangen gemacht — die Vereinigten Staaten haben dagegen nicht protestiert. Die Engländer haben fortgesetzt neutrale Schiffe angehalten und in Beschlag genommen, selbst Schiffe, die keine Konterbande enthielten und für neutrale Länder bestimmt waren — die Vereinigten Staaten haben dies monatelang hingenommen. Im November erklärte England die Nordsee für die Schiffahrt gefährlich und legte im Kanal und bis weit

Jagd auf einen französischen Eindecker

Nach einer Originalzeichnung von Erich Godbersen

Kriegschronik

Blick auf die französische Stadt Craonne, den Schauplatz siegreicher deutscher Kämpfe. Im Vordergrund die verschiedenen Hindernisse, Drahtverhaue und so weiter, die von uns im Sturm genommen wurden

in die offene Nordsee hinaus Minen, wobei es den neutralen Ländern als zuständige Route einen Weg dicht an der englischen Küste vorschrieb — erst Ende November sandte Amerika einen lauen Protest an England, worauf letzteres geruhte, eine vorläufige Antwort zu geben, in der das Verlangen der Vereinigten Staaten abgewiesen wurde. Die amerikanische Regierung wartet heute noch geduldig auf die endgültige Erledigung ihres Protestes.

„Deutschland erklärte am 4. Februar, daß es vom 18. Februar an dem englischen Beispiel folgen werde und ein bestimmtes Gebiet als Kriegszone ansehe — bereits am 12. Februar war der Protest der amerikanischen Regierung wegen der Gefährdung der neutralen Schiffahrt in den Blättern veröffentlicht. Amerika erklärte selbst, daß es die Lieferung von Kriegskonterbande an England und Frankreich nicht zu verbieten brauche, da ja Deutschland dafür sorgen könne, daß die Konterbande nicht an ihrem Bestimmungsort ankomme. Deutschland plant jetzt, mit allen Machtmitteln dafür zu sorgen — und das neutrale Amerika protestiert."

Es protestierte am 12. Februar, und schon am 16. Februar erfolgte die deutsche Antwort auf diesen Protest. Sie ist in Form und Inhalt ein Meisterstück; von ausgesuchter Höflichkeit, von klarer Logik und unbeugsamer Energie. Sie erinnert die Regierung des Herrn Wilson in verbindlichen, gerade durch ihre Sachlichkeit ironisch wirkenden Wendungen an die Geduld, mit der Amerika bisher alle Neutralitätsverletzungen ertragen habe — vergleiche die oben zitierte Darstellung des Haager Blattes! —; sie nimmt das Recht in Anspruch auf „eine durch Deutschlands Lebensinteressen erzwungene Gegenwehr gegen die völkerrechtswidrige Seekriegsführung Englands"; aber sie erklärt, alles tun zu wollen, um dem Handel der Neutralen entgegenzukommen, und macht dabei den Vorschlag, die Neutralen sollen ihre Handelsschiffe durch Konvoitierung (Begleitung durch ein Kriegsschiff) mit der

Kriegschronik

Flagge des Staates decken. Zum Schluß das Versprechen: wenn es Amerika gelänge, von den mit Deutschland Krieg führenden Mächten zu erreichen, daß sie die Londoner Seekriegsrechtserklärung anerkennen und damit die legitime Zufuhr von Lebensmitteln und industriellen Rohstoffen zu ermöglichen — dann aus der so geschaffenen Lage die Folgerung zu ziehen.

England ging in seiner Antwort auf die ihm zugestellte amerikanische Note auf den heiklen Punkt des Flaggenmißbrauchs überhaupt nicht ein, rühmte seine eigne, überaus rechtliche und humane Art, mit der es das Prisenrecht handhabe, und erklärte — das ist der Hauptpunkt der Note —, daß eine Unterscheidung zwischen Lebensmitteln für die Zivilbevölkerung und für Streitkräfte wegfalle, wenn der Unterschied zwischen der Zivilbevölkerung und der bewaffneten Macht selbst wegfalle, wie es in Deutschland der Fall sei.

Damit war, nach mancherlei dem Sinne nach gleichen, doch nicht so betont amtlichen Äußerungen endlich einmal ganz unverhohlen und feierlich erklärt, daß England gegen Deutschland einen Aushungerungskrieg führe, und so die deutsche Drohung in der großen Erklärung vom 16. Februar völlig gerechtfertigt: „Wenn England in seinem Kampf gegen Deutschland den Hunger als Bundesgenossen anruft, in der Absicht, ein Kulturvolk von 70 Millionen vor die Wahl zwischen elendem Verkommen oder Unterwerfung unter seinen politischen und kommerziellen Willen zu stellen, so

Überblick über Lille; im Hintergrund das unbeschädigte Theater

ist heute die deutsche Regierung entschlossen, den Handschuh aufzunehmen und an den gleichen Bundesgenossen zu appellieren."

Nun wandte sich die amerikanische Regierung, in der Sorge um ihren so schön florierenden Waffenexport nach England, mit bestimmten Vorschlägen an beide land an bestimmte amerikanische Agenturen adressiert seien, unangefochten passieren lassen; Deutschland sollte die Einrichtung solcher Agenturen gutheißen, die dafür zu sorgen hätten, daß nur die Zivilbevölkerung, nicht das Militär diese Lebensmittel erhalte.

Wieder antwortete Deutschland ent-

Die Beschwerlichkeiten in der Verwendung der farbigen Hilfstruppen unsrer Feinde: Ein senegalesisches Dorf in Nordfrankreich hinter der Front

Mächte: sie sollten dahin übereinkommen, treibende Minen gar nicht, verankerte nur zu Verteidigungszwecken, mit dem Stempel der Regierung versehen und bei der Losreißung automatisch unschädlich werdend, zu verwenden, mit Unterseebooten keine Handelsschiffe anzugreifen und auf den Mißbrauch der neutralen Flagge zu verzichten. England sollte Lebens- und Nahrungsmittel nicht als unbedingte Konterbande ansehen, sondern Ladungen solcher, die nach Deutsch- gegenkommend; mit geringen Vorbehalten nahm es die für Deutschland und England gemeinsamen Vorschläge an, ebenso den die Nahrungszufuhr betreffenden, der jedoch auf Rohstoffe und Futtermittel ausgedehnt werden müsse; noch einmal fordert es dann das Aufhören des Waffenhandels zwischen den Neutralen und dem Dreiverband. Dies Entgegenkommen Deutschlands hob sich doppelt wirkungsvoll ab gegen die Haltung Englands, das zur Antwort, unter anderm

Die Erstürmung der Craonner Höhen. Nach einer Originalzeichnung von Fritz Neumann

Kriegschronik

auf eine sehr energische Beschwerde der Niederlande gegen den Flaggenmißbrauch, schon alle derartigen Proteste rundweg abgelehnt hatte und das es nun als seine bestimmte Absicht erklärte, die „deutschen Völkerrechtsverletzungen" mit völliger Unterdrückung jeglicher Einfuhr nach Deutschland bestrafen zu wollen. Steht auch die förmliche Mitteilung dieser Absicht heute (6. März) noch aus, so hat doch schon ihre Ankündigung eine starke Wirkung hervorgerufen; die amerikanischen Sympathien für England sollen stark erschüttert, eine bessere Meinung für Deutschland auch in bisher deutschfeindlichen Kreisen im Wachsen sein.

Wir wollen diesen Stimmungsumschlag sowie den zunehmenden Unmut der kleineren Neutralen über den fortgesetzten Flaggenmißbrauch und die andern Belästigungen des friedlichen Handels nicht überschätzen. Die Welt würde sehr froh sein, wenn es uns Deutschen gelänge, sie von dem Joch der britischen Seeherrschaft zu befreien; uns dabei zu helfen, wird sie sich wohl ebensowenig entschließen können, wie dazu, uns nachher für das Befreiungswerk dankbar zu sein. Worauf wir uns fest verlassen können, das ist hier, wie sonst, doch einzig die eigne Kraft und das, was sie leistet und erreicht. Und da können wir mit den bisherigen Wirkungen unsres Unterseebootskrieges und der Kriegsgebietserklärung vom 4. Februar schon heute sehr zufrieden sein, wenn auch die englischen Handelsdampfer

Zwei „Botenfrauen" aus dem Schützengraben, die mit ihren „Einkäufen" wieder zu ihren Stellungen zurückkehren

Der Kirchhof von La Boiselle

Nach einer Originalzeichnung von Lutz Ehrenberger

Kriegschronik

Schützen der ersten Linie verlassen beim Morgengrauen ihre unterirdischen Höhlen und begeben sich an ihre Posten

oder die neutralen Schiffe, die Konterbande bringen, nicht gleich dutzendweise in die Luft fliegen. Es sollen hier nicht all die Schiffe einzeln aufgezählt werden, die unsern Minen oder Tauchboottorpedos zum Opfer gefallen sind, und deren Liste ja auch erst vollständig werden kann, wenn alle U-Boote über ihre Tätigkeit haben nach Hause berichten können. Ist doch heute zum Beispiel noch nicht einmal mit Sicherheit zu sagen, wieviel englische Truppentransportdampfer bisher vernichtet worden sind. Bestimmt wissen wir von einem, der am 22. Februar bei Beachy Head versenkt wurde; glaubhaft scheint ferner die Nachricht von einem andern, der zwei Tage vorher mit 2000 Mann untergegangen sei; eine dritte Meldung aber scheint sich eher auf einen dieser beiden, als auf einen dritten Fall zu beziehen.

England selbst verschweigt ja derlei Verluste, solange es irgend geht; aber ganz unterdrücken lassen sich solche Hiobsposten eben doch nicht, und schon das Gerücht kann Verwirrung und Panik hervorrufen. So klingt es nicht unwahrscheinlich, daß Truppen, die in England selbst stehen, sich weigerten, eine Meerfahrt anzutreten, vor deren tödlichen Gefahren sie keine Tapferkeit retten könne, und daß die Mannschaft des großen Hilfskreuzers „Carmania" sich weigerte, von Gibraltar in See zu gehen. Wenn das bei vereidigten Soldaten geschieht, so überrascht es nicht, daß die Matrosen der Handelsflotten erst recht keine Lust zeigen, unfreiwillig an den Schrecknissen eines modernen Seekriegs teilzunehmen. Aus dänischen, norwegischen, holländischen und besonders natürlich aus englischen Häfen kommen Nachrichten von solchen Auflehnungen. Eine Schiffahrtslinie nach der andern stellt den Betrieb ein — am 20. Februar waren es schon siebzehn englische Dampferlinien, die nicht mehr fuhren, kurz darauf weitere fünf; und „Berlingske Tidende" meldete aus London: „Verfrachtung im großen Stil findet nicht mehr statt." Eine solche Lähmung mußte ja eintreten (sie macht hoffentlich rasche, wachsende Fortschritte); das erscheint selbstverständlich, wenn man liest, daß im Januar 41 englische Dampfer zugrunde gegangen sind, deren Wert — ohne Ladungen — sich auf 1674000 Pfund belief; daß vom 24. bis 31. Januar 26 Schiffe in den englischen Gewässern

torpediert, vom 18. bis 25. Februar, also schon in der ersten Woche nach dem Effektivwerden der Kriegsgebietserklärung, 20 feindliche Dampfer durch Minen oder Torpedos zerstört wurden; oder daß die bisher durch die deutschen Tauchboote versenkten Schiffsgüter einen Wert von 80 Millionen haben sollen.

Dazu kommen die indirekten Wirkungen des Stockens in der Zufuhr von Stoffen, die England für seine Fabriken braucht (deutsche Farben zum Beispiel), und der Preissteigerungen, die durch das Emporschnellen der Versicherungsprämien, die von den Matrosen erzwungene Solderhöhung und so weiter veranlaßt sind. Bald hört man, daß Arbeiter von Fabriken, deren Erzeugnisse gerade heute unentbehrlich sind, in eine Lohnbewegung eintreten, streiken oder Sabotage treiben; bald sind es Hafenarbeiter oder gar Eisenbahner. Das sind Dinge, die sich schon recht unbequem fühlbar machen, die aber noch lange nicht auf wirklich schwere innere Krisen hinzudrängen brauchen; daß sie den Trotz der leitenden Männer, den egoistischen Starrsinn der herrschenden Klassen brächen, daran wird sicher noch auf lange hinaus nicht zu denken sein. Vorläufig markieren Minister und Parlamentsredner neben der geheiligten sittlichen Entrüstung, über die der richtige Engländer immer verfügt, so etwas wie hochmütige Verachtung gegenüber dem deutschen Seekrieg im allgemeinen und den U-Booten im besonderen. Und daß sie zunächst noch zu keinerlei Nachgiebigkeit und Rücksichtnahme gegen die so demütig ergebene amerikanische Regierung geneigt sind, zeigt ja die Behandlung der beiden „Fälle“, der „Dacia“ und der „Wilhelmina“. Die „Dacia“ war während des Kriegs aus dem Besitz der Hamburg-Amerika-Linie in den des deutschamerikanischen Großkaufmanns Breitung gelangt. Ob solcher Besitzwechsel eines Handelsschiffes zu Kriegszeiten vom Feind respektiert werden müsse, war die durchaus strittige, auch für den englischen Rechtsbrauch nicht ganz

Phot. Leipziger Presse-Bureau

Offiziersraum in einer Erdhöhle vor Reims

Kriegschronik

klare Frage, die Breitung zur Entscheidung bringen wollte, indem er das Schiff mit Baumwolle im Werte von 3,5 Millionen nach Deutschland abschickte. Die Engländer gingen aber der kniffligen Frage schlau aus dem Wege, indem sie die brachten, weil es Nahrungsmittel enthielt, trotzdem diese in zweifelsfreier Weise ausschließlich für die Zivilbevölkerung bestimmt waren; die Ladung wird von den Engländern gekauft, so daß den Besitzern kein direkter Schaden erwächst.

In Erwartung des Befehls zum Vorgehen: Deutsche Maschinengewehrabteilung in Deckung gegen französisches Artilleriefeuer

„Dacia" durch die Franzosen kapern ließen, deren Seerecht den während des Kriegs erfolgenden Übergang eines Handelsschiffes aus dem Besitz eines zur kriegführenden Partei Gehörigen an einen Neutralen schlechthin für ungültig erklärt. Den zweiten Fall, der wegen der „Aushungerungs"-Frage besonders wichtig ist, nahmen die Engländer selbst in die Hand, indem sie die „Wilhelmina", ein für Lübeck bestimmtes Schiff, aufhielten und nach Falmouth Die Amerikaner aber sehen, wie ernst die Engländer ihr „Bündnis mit dem Hunger" meinen.

*

Die direkten Verluste der englischen Handelsmarine mögen an sich schon recht hoch erscheinen, im Vergleich zu den Gesamtwerten, denen sie gegenüberstehen, sind sie noch klein. Das gleiche gilt auch für die Kriegsflotte und ihre Menschenverluste, insofern als diese nur einen ganz

Die Belagerer: Angriff auf eine Festung durch Hacken und Spaten

Ein Gürtel von parallelen Schützengräben, die durch im Zickzack angelegte Laufgräben (Sappen) verbunden sind, wird näher und näher an das Fort herangeschoben

Die Belagerten: Querschnitt einer modernen Festung. Minen und Gegenminen

Die einen Minengänge treibt der Belagerer in die Festungswerke hinein, die andern stellen den Versuch der Belagerten dar, die Minen des Belagerers zu sprengen

Angriff und Verteidigung eines modernen Festungswerkes

kleinen Teil der gesamten Flottenmannschaften ausmachen. Aber gerade bei der Marine ist dieser Verlust sehr schwer auszugleichen; und so haben die folgenden Zahlen doch eine recht ernste Bedeutung für die Engländer. Der Menschenverlust der englischen Marine betrug nämlich bis Februar dieses Jahres: getötet 348 Offiziere, 5812 Mann; verwundet 45 Offiziere, 352 Mann. Bei der Marineinfanterie: getötet 5 Offiziere, 36 Mann; verwundet 4 Offiziere, 148 Mann; vermißt 7 Offiziere, 868 Mann; interniert 39 Offiziere, 1524 Mann.

Die Verluste der Marineinfanterie erklären sich natürlich aus den mit unverminderter Heftigkeit und Erbitterung fortdauernden Kämpfen in Belgien und Nordfrankreich. An der belgischen Küste sinken immer mehr die blühenden Strand- und Badeorte unter der fast sinnlos wütenden Kanonade der Engländer, dieses seltsamen Bundesgenossen Belgiens, in Trümmer und Asche. Seebrügge ist und bleibt ein Hauptziel für englische Schiffsgeschosse und Fliegerbomben, vermuten doch die Engländer im Hafen von Seebrügge den wichtigsten Ausgangspunkt der so gehaßten und gefürchteten Unterseeboote, die sich aber so unabhängig von ihrer Basis zu machen verstehen, daß sie jetzt sogar schon im Golf von Biskaya auftauchen. — Am 12. Februar bombardierte eine Luftflotte der Verbündeten, aus 34 Flugzeugen und Hydroplanen bestehend, die Städte Brügge, Seebrügge, Blankenberghe und Ostende; die Deutschen revanchierten sich durch heftige Beschießung der Bergwerke in der Gegend von Béthune und der Festungswerke und Bahnanlagen von Calais. Über die fast uneinnehmbaren Befestigungen, in denen sich die Heere gegenüberliegen, ermöglicht ja nur der Luftweg, seitdem dieser für den Menschen gangbar geworden ist, ein Vordringen, sei es zur Erkundung der nahen feindlichen Positionen oder zur Beobachtung und Beschießung weiter zurückliegender fester Plätze. So hatte zum Beispiel Belfort am 15. Februar den unwillkommenen Besuch einer deutschen Flotte, aus Kreuzer (Zeppelin) und Torpedobooten (Flugzeugen) bestehend; so erforschen sie über russischem Land Festungsanlagen und Truppenverteilung.

Phot. A. Grohs, Berlin

Eine Felddruckerei, in der außer den militärischen Bekanntmachungen auch ein Wochenblatt hergestellt wird

Eine Kanone des australischen Kreuzers „Sydney" nach der Beschießung der „Emden"

Eine Aufnahme, welche die Widerstandsunfähigkeit der englischen Schiffsgeschütze zeigt. Das Kanonenrohr ist durch die beim Feuern erzeugte Hitze vollkommen zerrissen und zusammengeschrumpft (Aus einer englischen Zeitschrift)

Rauch- und Lichtgranaten

Um die Wirkung der Geschosse besser zu verfolgen, verwendet man neuerdings vielfach Granaten, deren Flugbahn bei Tag durch einen Rauchschwanz, bei Nacht durch eine am hinteren Ende des Geschosses angebrachte Lichtquelle sichtbar bleibt

Kriegschronik

Bei solchem weit ausgedehnten Flug sind an einund demselben stürmischen Februartag zwei Luftschiffe, L 3 und L 4, vom heftigen Wind verschlagen, auf dänischem Gebiet gescheitert und zerstört, so in den letzten Tagen ein Zeppelin in Belgien schwer beschädigt worden. — Am Grundcharakter des Kriegs auf dem westlichen Kriegsschauplatz können auch unsre Flieger, so kühn und scharfblickend sie auch sind, nichts ändern. Hier herrscht eben — wohl noch auf Wochen hinaus — der Positionskampf. Wieder einmal hat Joffre Offensive auf der ganzen Linie befohlen; von der Gegend um Arras (wo zum Beispiel am 16. und 18. Februar erbittert um die Straße Arras—Lille, in den ersten Märztagen mit wechselndem, doch offenbar den Deutschen günstigerem Erfolg um die Lorettohöhe gekämpft wird), über Soissons und das immer wieder stark beschossene Reims zu den beiden schlimmsten Druckpunkten in der Champagne, den Gegenden um Perthes und Lemesnil (am 28. Februar waren zwei ganze Armeekorps zum Angriff auf Perthes angesetzt worden) — mit demselben negativen Erfolg wie bisher. Der Mittelpunkt der Kämpfe in und östlich von den Argonnen ist Verdun; die Deutschen suchen den Halbkreis, den sie vom Norden her in ziemlich weiter Entfernung um die Festung gezogen haben, immer näher an die Stadt heranzubringen und immer mehr zum eisernen Ring zusammenzuschließen. Vauquois nächst den Argonnen, Combres östlich und Malancourt nördlich Verdun, weiter südöstlich Pont-à-Mousson sind einige dieser heiß umkämpften Orte. In den Vogesen mußten die Franzosen Sengern im Lauchtal und Remspach, ihre Hauptstellung auf den Höhen östlich Sulzern, Metzeral und den Sattelkopf räumen, und ein großer Angriff gegen die Deutschen in der Linie Verdinal—Brémenil hatte das für den Feind unerwünschte Ergebnis, daß er sich zuletzt in Breite von zwanzig Kilometern um sechs Kilometer zurückgedrängt sah. Fast kein Tag, an dem der deutsche Tagesbericht nicht die Gefangennahme einiger hundert Gegner,

Das mühsame Vorwärtsbringen eines österr.-ung. schweren Feldgeschützes

Kriegschronik

die Erbeutung zahlreicher Geschütze und andern Kriegsgerätes und schwere Verluste der Gegenseite meldete. Aber ein entscheidender Schlag ist noch nicht gefallen und wird so bald wohl auch nicht fallen; wir müssen uns begnügen, den Gegner sich ermatten und dezimieren zu lassen, und hoffen, daß es unsern Tauchbooten gelingt, den bisher immer wieder aus England herüber geschickten Ersatz auf der heimatlichen Insel festzubannen. Wenn die Angabe zutrifft — und das scheint wirklich der Fall zu sein —, daß die Franzosen im ersten Kriegshalbjahr 250000 Tote, 400 000 Verwundete,

Seltsame Wirkung einer deutschen Granate in Nieuport

1870—1914! Wieder besprechen die Einwohner von Sedan die neuesten Bekanntmachungen („Avis“) der deutschen Kommandantur

Kriegschronik

Generaloberst v. Eichhorn — General der Infanterie v. Below

Die Führer der deutschen Truppen in der neuntägigen Winterschlacht in Masuren (7. bis 15. Februar)

200 000 Mann als vermißt und gefangen verloren haben, so wäre das etwa ein Drittel ihrer ganzen Anfangsstärke.

*

Die Verlustzahlen sind ja, für sich genommen, bei den Russen ungleich höher, aber der Prozentsatz ist weit niedriger bei den um das Mehrfache stärkeren russischen Millionen. Auch das trägt natürlich zu diesen riesigen Verlusten der Russen bei, daß der Kampf im Osten, auch wenn er einmal bald hier, bald da zum Stehenkommt, doch bisher noch nie zum eigentlichen Positionskampf geworden ist. Im Westen eine schon Monate währende Belagerung, im Osten eine viele Wochen durch tobende Schlacht, auf einer über tausend Kilometer langen Schlachtfront, die jetzt an den beiden Enden eingeengt, in der Mitte etwa, im Raum vor Warschau, mit Durchbrechung bedroht ist. Die erste Februarhälfte brachte die gewaltigste Episode dieser Riesenschlacht, an und für sich neben der Schlacht von Tannenberg eine der größten der Weltgeschichte: die neuntägige Winterschlacht in

Der Vormarsch auf Warschau: Die alte Burgruine Chenciny zwischen Warschau und Iwangorod

Neue Photogr. Gesellschaft, Berlin-Steglitz

Die Winterschlacht in Masuren

Der Kaiser mit dem Chef des Generalstabes des Feldheeres v. Falkenhayn beim Generalkommando ostpreußischer Truppen vor Lyck

Neue Photogr. Gesellschaft, Berlin-Steglitz

Die Winterschlacht in Masuren

Der Kaiser inmitten seiner ostpreußischen Truppen auf dem Marktplatz in Lyck, kurz nach Einnahme der Stadt

Kriegschronik

Masuren, die am 8. Februar östlich der Masurischen Seen begann, am 15. Februar den preußischen Boden von den Horden des Zaren — wir dürfen wohl hoffen, endgültig — säuberte und ihren Abschluß mit der Einnahme des schon jenseits der Grenze liegenden Tauroggen am 18. fand. Vieler Tage bedurfte es, um den vollen Überblick über die ganze Bedeutung des Sieges, über die Menge der Gefangenen und des erbeuteten Kriegsgutes zu gewinnen. Sieben Generale, über 100 000 Mann waren gefangen, mehr als 300 Geschütze und riesige Mengen von Proviant, Munition und so weiter in unsre Hände gefallen, eine ganze russische Armee, die zehnte (Baron Sievers), vernichtet. Das Hauptverdienst an der glänzenden Durchführung der Hindenburgschen Pläne hatten die Generale v. Eichhorn und v. Below. Ein feierlicher Augenblick war es, als der Kaiser in dem zerstörten Lyck mit den durchmarschierenden Truppen zusammentraf und zu ihnen einfache, markige Worte sprach, auf die seine Soldaten mit dem Gesang von „Heil dir im Siegerkranz“ und „Deutschland über alles“ erwiderten.

Photogr. R. Sennecke, Berlin

Eine Patrouille deutscher Landwehrleute auf den Ausläufern der Lysa Gora in Polen

Die Aufnahme zeigt die eigenartigen Kalksteinformationen jenes viel umstrittenen Waldgebirges

Mit der Vertreibung und Verfolgung der Russen aus Ostpreußen hinaus waren starke preußische Heeresabteilungen auf

Zeltlager bei Gat in den Karpathen

Die Aufnahme zeigt das charakteristische schwierige Kampfgelände auf diesem Kriegsschauplatz

Kriegschronik

Phot. E. Benninghoven, Berlin

Türkische Generalstabsoffiziere

russischen Boden weit nordöstlich von Warschau hinausgetreten. Das bedeutet für die polnische Hauptstadt eine schwere Gefährdung, der immer neu anrückende Massen vor dem Raum um Grodno entgegenwirken sollten. Augustowo, Grodno, Suchowala, Ossowiez, Lomza, Przasnysz bezeichnen die weitgedehnten Schauplätze dieser Kämpfe, die etwa am 21. Februar begannen, und aus deren für die Russen durchweg ungünstigem Verlauf die Einnahme von Przasnysz, das von ostpreußischen Reservetruppen am 24. Februar gestürmt wurde (10 000 Gefangene, 20 Geschütze, ein großes Munitionslager), besonders hervorgehoben sei. Schon in den vorhergehenden Tagen hatte die von Nordwest gegen Warschau vordringende deutsche Heeresmacht einen Weg von Erfolgen unaufhaltsam zurückgelegt, am 11. war Sierpc, am 14. Racionz, am 15. Biels und Plozk besetzt worden. So schließt sich der Kreis um Warschau immer enger.

Das Gegenstück zu der Umbiegung des linken russischen Flügels oben in Ostpreußen bildeten die Vorgänge in der Bukowina, wo der rechte Flügel gewaltig gestutzt wurde, indem österreichisch-ungarische und deutsche Truppen in enger Waffengemeinschaft die Russen vom Südzipfel der Bukowina hinaus über Suczawa, Radautz, Sereth vor sich her schoben, bis mit der Befreiung von Czernowitz am 14. Februar auch der Boden des „Buchenlandes" frei von den Barbaren geworden war, die hier so gehaust und die im Lande wohnenden Rumänen so mißhandelt hatten, daß es kaum noch der Niederlagen im Feld bedurfte, um die Rumänen im Königreich von ihrer Russenschwärmerei ziemlich gründlich zu ernüchtern.

Die Säuberung der Bukowina war von den Karpathen ausgegangen, wo auf dem südlichsten Teil der 500 Kilometer langen Karpathenfront die Russen wieder aus den ungarischen Tälern und Pässen des Gebirges in die polnische Ebene hinausgeworfen wurden. Der Rückzug aus der Bukowina setzte sich über Kolomea (17. Februar den Russen abgenommen), Nadworna nach Stanislau fort, wo er zum Stehen kam und seit dem 28. Februar wieder heftige Kämpfe entbrannt sind.

Im westlichen Teil der Karpathen bildete der Duklapaß das hauptsächlichste Kampfobjekt. Überall in diesem heißen Ringen standen österreichisch-ungarische und deutsche Truppen Schulter an Schulter, gemeinsam die doppelt schweren Strapazen eines Gebirgs- und Winterkrieges tragend, gemeinsame Erfolge über den Feind erringend, die auch hier in den großen Zahlen der Gefangenen einen anschaulichen Ausdruck finden. Die Hoffnung ist wohl nicht zu kühn, daß auch das schwer heimgesuchte Galizien bald von

Kriegschronik

den Segnungen russischer Zivilisation befreit werden wird.

*

Die Türkei, die bisher an verschiedenen Stellen der Peripherie ihres Reichs, am Suezkanal, am Persischen Golf, im Kaukasus mit dem Feind in Berührung gekommen war, sieht sich jetzt in unmittelbarer Nähe ihres innersten Lebenszentrums angegriffen. Seit dem 19. Februar sucht eine aus englischen und französischen Schiffen zusammengesetzte sehr starke Flotte den Eingang durch die Dardanellen nach Konstantinopel zu erzwingen.

Da über kriegerische Erfolge nicht die Meldungen der Agence Havas, sondern die Tatsachen entscheiden, erscheint es höchst zweifelhaft, ob die Verbündeten auf der engen, mit modernen Befestigungen gespickten Meeresstraße sehr weit vordringen werden. Aber eine neue Phase des Weltkrieges ist damit eröffnet, vorbereitet durch die Reden russischer Minister und Parteiführer, die in der wahrhaft grotesken Duma-Kriegssitzung die Ansprüche Rußlands auf Konstantinopel und die Meerengen offen und förmlich verkündigten. So hebt nun der Kampf um eine der ältesten, schicksalvollsten Stätten der Weltgeschichte an; und schon der Ausbruch dieses Kampfes beginnt alle Konstellationen der Mittelmeer- und Balkanmächte zu verschieben.

Aber gleichzeitig kündigt sich auch im fernen Osten eine ungeheure weltgeschichtliche Auseinandersetzung an: die Japaner, das europäische Chaos sich zunutze machend, wollen China unter ihre Hand bekommen, indem sie an das Reich der Mitte, den uralten Ahnherren ihrer eignen Kultur, Forderungen stellen, deren Erfüllung das Ende der Unabhängigkeit Chinas bedeuten würde. Solchen Übergriff können die Vereinigten Staaten von ihrem pazifischen Nebenbuhler nicht dulden; sie müssen versuchen, ihrem Einspruch den Nachdruck der Macht zu geben, den die Tripelentente

Ein Mitglied des Roten Halbmonds (türkisches Rotes Kreuz) sammelt Spenden in den Straßen von Konstantinopel

Kriegschronik

Phot. E. Benninghoven, Berlin

Türkische Truppen im Schützengraben

heute gegen ihren unheimlichen Bundesgenossen nicht aufbringen kann.

Diese ganze zukunftsschwere Verwicklung steht im engsten Zusammenhang mit dem englisch-deutschen Duell, das wir vorhin als den innersten Kern des ganzen in Europa wütenden Völkerringens bezeichnet hatten.

Um Deutschland niederzuringen, muß England dem russischen Bundesgenossen den bisher bestrittenen Anspruch auf Byzanz zugestehen und kann dem japanischen Bundesgenossen nicht in den Arm fallen, den er nach der Herrschaft über Asien ausstreckt. So sieht das britische Weltreich die stärksten Pfeiler seiner Macht schwanken, weil es in europäischer Beschränktheit, in engherzigem Neid dem aufstrebenden Deutschland Licht und Luft zu friedlich kraftvollem Gedeihen versagen wollte.

xy.

Phot. E. Benninghoven, Berlin

Kurdischer Offizier

Herausgeber: Dr. Rudolf Presber in Berlin-Grunewald. — Für die Redaktion verantwortlich: Hugo Wagner in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Alle Rechte vorbehalten. — Zuschriften nur an die Adresse der Redaktion. Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 99, erbeten.